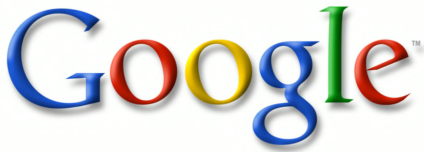




Humoristische Romane

Paul de Kock

Das

Milchmädchen von Montfermeil.

Von

Paul de Kock.

Treibe mit Spießen hinaus die Natur,
Doch kehrt sie zurück!

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Dritte Auflage.

Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1859.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Unterhaltung im Cabriolet.

„Denn, Herr Lieutenant: es kann nicht immer so fortgehen, Sie werden das selbst erkennen. Der große Turenne stand nicht zu gleicher Zeit an der Spitze von vier Armeen und lieferte nicht sechs Schlachten an einem Tage.“

„Nein, mein lieber Bertrand, aber Cäsar diktirte zu gleicher Zeit vier Briefe in verschiedenen Sprachen, und Pico von Mirandola rühmte sich, de omni re scibili, mit der vollkommensten Sachkenntniß Erörterungen halten zu können.“

„Verzeihung, Herr Lieutenant, ich kann nicht lateinisch.“

„Das will so viel heißen, als er behauptete, alle Sprachen zu kennen, alle Wissenschaften ergründet zu haben, alle Sekten widerlegen und alle Theologen vereinigen zu können.“

„Da ich nicht glaube, Herr Lieutenant, daß Sie eben so viel Eigenliebe besitzen, so werde ich Sie nicht mit diesem Herrn von Mirandola vergleichen, der Alles wissen wollte. Was Cäsar betrifft, so habe ich von ihm als einem großen Manne reden hören, aber ich bin fest überzeugt, er hatte nicht so viele Maitressen als Sie.“

„Du irrest, Bertrand, die großen Männer des Alterthums hatten eine Menge von Sklavinnen und Kebsweibern, und verstießen oft ihre Frauen, um neue zu nehmen. In Griechenland waren für die Liebe und Wollust Tempel erbaut, und jene stolzen Römer, deren Sittenstrenge man uns anpreist, errötheten nicht, sich den tollsten Ausschweifungen zu überlassen, ihre Stirnen mit Myrthen und Rosen zu bekränzen, und bei ihren Festgelagen bis-

weilen das Costüm unserer ersten Eltern vor dem Sündenfall anzunehmen."

„Um Gottes Willen, Herr Lieutenant, brechen wir ab von den Griechen und Römern, mit denen ich nie einen Schuß gewechselt, und kommen wir auf unsern Hammel zurück."

„Ich will Dir nur beweisen, mein guter Bertrand, daß wir, weit entfernt, die früheren Generationen an Thorheiten zu übertreffen, im Gegentheil viel solider sind, als jene waren."

„Aha! darum haben Sie nur vier Maitressen!"

„Ich liebe die Weiber; das gestehe ich nicht nur, ich rühme mich dessen; dieser Trieb liegt in der Natur. Ich kann kein anmuthiges Gesicht, keine schönen Augen sehen, ohne ein sanftes Beben, eine Bewegung, ein unnennbares Etwas, das meine außerordentliche Empfindsamkeit beweist, zu verspüren. Ist es denn ein Verbrechen in unserem so egoistischen Jahrhundert, rührungsfähig zu sein? In einem Jahrhundert, wo das Interesse der Hebel fast aller Handlungen der Menschen ist; wo wir sehen müssen, wie Schriftsteller das Geld dem Ruhme vorziehen; Männer im Amt um nichts Weiteres sich kümmern, als dasselbe zu behaupten, statt nach einem ihren Mitbürgern ersprießlichen Wirken zu trachten; wo Künstler um das Lob von Leuten betteln, welche sie verachten, und ihre Hand der Dummheit reichen, wenn sie in Gunst steht; wo Gelehrte ihren Collegen sorgsamst die Laufbahn verschließen, sobald sie an denselben ein Talent erblicken, vor welchem das ihrige könnte erbleichen müssen; mit einem Wort, wo dem stillen Verdienste Thür und Thor verschlossen ist, während sie sich weit aufthun vor der Anmaßung, der Geckenhaftigkeit, wenn sie im Gefolge des Reichthums erscheinen! Hätte sich die Selbstsucht nicht in allen Ständen eingeschlichen, wäre die Geldliebe nicht an die Stelle der Nächstenliebe getreten, ich frage, könnte es dann so sein? Und Du machst mir noch ein Verbrechen aus meiner Empfindsamkeit! und Du tadelst mich, daß ich die Erzählung von

einer schönen That oder einem herzergreifenden Unglück nicht hören kann, ohne gerührt zu werden; daß ich mein Geld an Leute hinwerfe, die mich anführen; daß ich mich wie ein Tölpel durch die Rede eines Kindes fangen lasse, das für seine Mutter zu betteln vorgibt, oder eines armen Taglöhners, der mich versichert, er habe keine Arbeit und kein Brod. Wahrlich! und sollte ich noch hundert Mal öfter betrogen werden, ich wiederhole Dir's, mein theurer Bertrand, meine Empfindsamkeit ist mir lieber als ihr kalter Egoismus, und ich finde in meinem Herzen Genüsse, welche gleichgültigen Seelen ewig fremd bleiben werden."

Dieses Gespräch wurde in einem hübschen Cabriolet geführt, das, von einem rüstigen Pferde gezogen, auf der schönen Straße von Raincy nach Montfermeil hinrollte; ein kleiner Groom von zwölf bis vierzehn Jahren saß hinten auf dem Wagen, in welchem sich Bertrand an der Seite eines elegant gekleideten jungen Mannes befand, der, während er antwortete, zugleich das rasche Pferd leitete und antrieb.

Bertrand hatte gegen den Schluß der Rede seines Herrn das Gesicht halb abgewendet und, um die ihn erfassende Bewegung zu verbergen, sich geschneuzt und eine starke Prise Tabak genommen; dadurch wieder in's Gleichgewicht gebracht, entgegnete er mit Rührung verrathender Stimme: „Gott behüte mich, Herr Lieutenant, daß ich Ihnen Ihre Empfindsamkeit als Verbrechen anrechne; ich kenne Ihr gutes Herz, ich weiß, wie verbindlich, wie dienstfertig Sie sind! Auch könnte ich hundert Züge von Ihnen anführen, deren manche Leute sich rühmen würden, während Sie dieselben sorgfältig verbergen."

„Wer sich des Guten, das er gethan, rühmt, hat gar große Aehnlichkeit mit jenen Leuten, die Einem Etwas auf eine Art anbieten, daß man es ausschlagen soll; Beide geben nur mit Widerwillen."

„Ich brauche nicht weit zu gehen, Herr Lieutenant: haben

Sie mich nicht mit Ihren Gaben überschüttet, mich aufgenommen, genährt?"

„Du bist nicht klug, Bertrand! dienst Du mir denn nicht als Aufseher, als Factotum, als Geschäftsmann, als Vertrauter... und als Freund, was besser ist, als alles Andere und sich nicht bezahlen läßt?"

Bei diesen Worten wendet sich Bertrand ganz ab und schneuzt sich von Neuem, weil eine schwere Thräne aus seinen Augen gefallen war. Er nimmt zwei Prisen Tabak, und nachdem er die ihm hingestreckte Hand seines Herrn zärtlich gedrückt, stammelt er mit tiefgerührter Stimme: „Ja, Sie sind der allerbeste Mensch, Sie haben tausend schöne Eigenschaften! Es sollte mir Einer kommen, der das Gegentheil behaupten wollte!... Alle Wetter, mein Säbel ist noch nicht eingerostet!"

„Ei, ei, Du schweifst jetzt in Lobeserhebungen gegen mich ab; vergiß doch nicht, Bertrand, daß Du diese Unterhaltung anfingst, um mich auszuzanken."

„Sie auszuzanken? Nicht doch, mein Herr Lieutenant, nur um Ihnen vorzustellen, daß es angemessener wäre, nur ein Frauenzimmer auf einmal zu lieben; wohlverstanden, daß Sie mit demselben wechseln könnten, sobald Ihnen ein anderes mehr gefiele."

„Höre, Bertrand, ich will Dir ein Gleichniß sagen, das Dir sogleich die Sache klar machen wird."

„Aber Griechisch und Latein lassen Sie weg, Herr Lieutenant."

„Keine Silbe davon... Du liebst den Wein, Bertrand?"

„Das ist wahr, Herr Lieutenant, ich gestehe, daß eine alte Bouteille... gutes Gewächs... das beste Aufheiterungsmittel bleibt."

„Du liebst den Champagner?"

„Sehr, Herr Lieutenant."

„Den Bordeaux?"

„Ah! der riecht nach Veilchen, das ist ein köstliches Bouquet!"

„Und den Volnais?“

„Nie konnte ich ihn ausschlagen!“

„Und den Chambertin?“

„Zum Anbeten, Herr Lieutenant.“

„Wenn Du nun eine Bouteille von jedem dieser Weine vor Dir hättest, würdest Du drei davon weggeben und nur von einer trinken?“

„Ich versichere Sie, Herr Lieutenant, daß ich sie alle vier hinabgießen und mich dabei nicht übel befinden würde.“

„Warum verlangst Du also, daß ich, wenn ich mich zwischen vier niedlichen Gesichtchen befinde, deren jedes seinen besondern Reiz hat, drei davon aufgebe, um nur einem einzigen den Hof zu machen?“

„Beim Blitz, Herr Lieutenant, das ist wahr; sie können es nicht! Sie müssen alle vier trinken . . . wollte sagen lieben; ich sehe jetzt wohl ein, daß ich Unrecht hatte.“

Auf diese Art endigten fast alle Erörterungen zwischen Bertrand und August Dalville. August war siebenundzwanzig Jahre alt und hatte zwanzigtausend Livres Renten; als sein Vater starb, lag er noch in der Wiege, und seine Mutter war ihm vor sechs Jahren entrissen worden; von dieser Zeit her schrieben sich die Leichtfertigkeiten Augusts, der sich von einem sehr natürlichen Schmerz hatte zerstreuen wollen und am Ende ganz in die Fesseln eines Geschlechts gerieth, bei welchem er zuerst nur Zerstreuung gesucht hatte.

Indessen hatte der Wunsch, eine schöne Uniform zu tragen und vielleicht die Epauletten zu verdienen, August bewogen, in den Kriegsdienst zu treten. Man hatte zwar Frieden, aber ein junger Mann von Erziehung und Bildung bleibt nicht gemeiner Soldat. August, den man zum Unterlieutenant befördert hatte, hörte gar gerne Bertrand erzählen, welcher als Korporal unter den Voltigeurs gedient und in den Schlachten von Austerlitz,

Eylau und Friedland mitgefochten hatte. Bertrand zählte erst seine vierundvierzig Jahre und gerieth bei dem Berichte seiner Schlachten eben so sehr in Feuereifer, wie zuvor in der Schlacht selbst, und August wurde nicht müde, auf ihn zu lauschen. Die Reden des Korporals entflammten seinen Muth; er bedauerte, daß er nicht einige Jahre früher geboren worden, weil er dann, gleich Bertrand, in jenen schönen Schlachten, welche der unvergängliche Ruhm Frankreichs bleiben werden, sich hätte auszeichnen können.

Bald darauf wurde August mit seinem Regiment vor Pampeluna geschickt, das die Franzosen eben belagerten; Bertrand stand unter dem Befehl des jungen Offiziers, der zum Lieutenant avancirt war. Kaum aber war der Krieg beendigt, so verließ August den Militärstand und kehrte nach Paris zurück, um sich von Neuem seinem Hang zum Vergnügen zu überlassen. Er machte Bertrand den Vorschlag, ihm zu folgen; dieser erhielt leicht seinen Abschied und begleitete Dalville, dem er von ganzem Herzen zugethan war, und aus Gewohnheit und Geschmack an soldatischen Ausdrücken immer noch den Titel seines Lieutenants gab. Bertrand hatte in Paris eine sehr alte und kränkliche Mutter; das Erste was August that, war, daß er dieser armen Frau eine Pension aussetzte, welche nicht nur für ihre Bedürfnisse genügte, sondern auch noch hinreichte, um ihr in ihren alten Tagen tausend Annehmlichkeiten zu gewähren, die sie während einer arbeitsvollen und unglücklichen Lebensbahn noch niemals gekostet hatte.

Jetzt war August für Bertrand kein Herr mehr; er betrachtete ihn als seinen Wohlthäter; seine Freundschaft, seine Hingebung waren unbegrenzt, und nach dem Tode seiner Mutter, welcher drei Jahre später erfolgte, schloß er sich gänzlich an Dalville an, dem er seine Erkenntlichkeit durch die Widmung seines ganzen Lebens beweisen wollte. Bertrand hatte keine Erziehung genossen; er benahm sich oft linkisch bei Botschaften, die ihm sein

Herr übertrug; aber August verzieh es ihm, weil er das gute Herz und die Anhänglichkeit des alten Korporals kannte. Dieser nahm es sich, wie wir so eben gesehen, bisweilen heraus, seinem Vorgesetzten Vorstellungen zu machen, weil er, dem die Lebensweise der großen Welt noch ganz fremd war, sich über Augusts Leichtfertigkeiten entsetzte und jeden Augenblick fürchtete, die Liebesintriguen desselben könnten ernstliche Verwicklungen herbeiführen; August aber wußte stets Bertrands Besorgnisse zu beschwichtigen, und Letzterer schloß seine Unterredung gewöhnlich mit den Worten: „Ich habe Unrecht gehabt."

Ich könnte nun noch allerlei über die beiden Personen, deren Gespräch wir angehört, berichten. Ich sollte eigentlich ihr Portrait malen und auf's Genaueste August Dalville's Gesicht beschreiben ... aber wozu das? Sicher wird noch eine oder die andere seiner zahlreichen Eroberungen von ihm sprechen. Ich würde mich daher nur unnöthigen Wiederholungen aussetzen, und begnüge mich deßhalb mit der Muthmaßung, daß er hübsch war, weil er das Glück hatte, den Damen zu gefallen.

Man wird mir einwerfen, dieser Grund sei nicht stichhaltig, und zudem: zwanzigtausend Livres Renten vertreten die Stelle der Anmuth und übertünchen die Häßlichkeit.

Ei, meine lieben Leser, welcher Einfall! Gewiß, von meinen Leserinnen würde mir keine einzige das antworten, und ich hege eine zu gute Meinung von diesen Damen, um nicht vorauszusetzen, daß man etwas Anderes als zwanzigtausend Livres Renten nöthig habe, um sie zu fesseln.

Doch — das Cabriolet rollt dahin; wir wollen unsere Betrachtungen auf ein ander Mal ersparen.

„Bäbel lauft trefflich ... Ihnen ist heiß, Herr Lieutenant; erlauben Sie mir die Zügel zu nehmen!"

„Nein, es macht mir Freude, zu kutschiren."

„Um elf Uhr werden wir auf Herrn Destivals Landgut sein."

„Das ist bald genug; und bis um fünf Uhr, wo man speist ... Aber ich habe es schon lange versprochen. Zudem ist Frau von Destival ziemlich gut musikalisch; wir müssen uns eben bis zum Mittagessen irgend eine Unterhaltung zu machen suchen."

„Und ich, Herr Lieutenant, wozu haben Sie mich mitgenommen? ... Ich werde nicht musiciren, da mein Platz nicht im Salon ist; wo werde ich Schildwache stehen?"

„Sei ruhig; Herr Destival hatte mir ausdrücklich anbefohlen, Dich mitzubringen. Er ist neuerdings ein passionirter Jäger geworden, und möchte gerne von Dir die Handhabung der Waffen lernen."

„Sehr gut, Herr Lieutenant. Ich werde ihn Alles lehren, was ich weiß, und damit bald fertig sein."

„Die arme Virginie! ... wie wird sie diesen Abend rasen... ich hatte ihr versprochen, sie in's Feydeau-Theater zu führen."

„Sie hat Ihnen oft ganz andere Sachen versprochen, und ihr Wort nicht gehalten."

„Woher weißt Du das, Bertrand?"

„Von Ihnen selbst, Herr Lieutenant, habe ich gehört, daß Mamsell Virginie außerordentlich lügenhaft sei."

„So ist es in der That ... ich habe mehr als einen Beweis davon."

„Nach Allem, was Sie an ihr gethan haben, ist das recht schlecht von ihr! ... Aber Sie sind so gut, Sie lassen sich immer wieder erweichen! ... Ach, Bomben und Kanonen! wenn die Mamsell sich jedesmal getödtet hätte, so oft sie sagte, daß sie sich „‚ein Leides anthun'" werde, weil sie ihren Hauszins nicht bezahlen könne ..."

„Pfui, Herr Bertrand, schweigen Sie, Sie sind ein böses Maul! ... Fort, Bäbel ... ich glaube, Du willst einschlafen."

„Und eines Abends, da Sie ausgegangen waren und sie mir ihren Kummer anvertraute! ... Da sagte sie, wenn sie eine Schwäche für Sie gehabt hätte, so sei das aus lauter Liebes-

drang geschehen, aber sie wolle sich ernstlich bessern, niemals wieder mit Ihnen zusammenkommen und sich mit ihrer Tante versöhnen. Ich glaubte daran wie an's Evangelium: sie schnitt ein so zerknirschtes Gesicht, daß ich drauf und dran war, zu heulen! ... Da mit einmal hört sie, daß Sie auf dem Maskenball seien, und schreit wie besessen: „‚Da will ich auch hin; Bertrand, leihe mir Deine Kleider, ich will mich als Mann anziehen.'" — „‚Wie, Mamsell,'" sage ich zu ihr, „‚Sie sprachen ja eben davon, daß Sie gescheit werden und Herrn August nie wieder sehen wollten!'" ... Da lacht sie mir wie närrisch unter die Nase und schimpft mich einen alten Truthahn! ... Meiner Treu', Herr Lieutenant, aus so einer Person kann ich nicht klug werden."

„Das glaube ich Dir gerne, mein guter Bertrand; ich, der ich sie doch besser kenne als Du, werde selbst nicht klug aus ihr."

„Ich halte mehr auf jene blonde Dame... Sie wissen, Herr Lieutenant, auf die, deren Bekanntschaft Sie machten, als Sie ihr durch mich den kleinen Schooßhund zurückschickten, den sie verloren hatte und den ich vor unserer Thüre liegend fand."

„Du meinst Leonie?"

„Nein, Madame St. Edmond."

„Leonie ... St. Edmond, ist eins und dasselbe."

„Das wußte ich nicht, Herr Lieutenant."

„Beiläufig gesagt, bist Du Schuld, Bertrand, daß ich diese Bekanntschaft gemacht habe."

„Oder vielmehr der Spitzer, Herr Lieutenant."

„Leonie wohnte in dem gleichen Hause mit mir und ich kannte sie nicht."

„Zum Henker, Herr Lieutenant, kennt man denn in Paris seine Nachbarn? Darum bekümmern sich nur Portiers und Köchinnen von Amtswegen."

„Kurz, Du findest diesen Spitzer, ich heiße Dich den Portier fragen, ob Jemand vom Hause ihn sucht ..."

„Und man antwortet mir, daß im dritten Stock eine junge Dame wohne, die aus Kummer über den Verlust ihres Hundes die ganze Nacht kein Auge zugethan habe, und daß ihre Kammerjungfer, nachdem sie das Haus vom Dachboden bis zum Keller durchsucht, in einem öffentlichen Anschlag dreißig Franken für den redlichen Finder des kleinen Thieres ausgesetzt habe. Ich gestehe, mir fiel es nicht ein, daß ein Spitzer, der nichts als beißen und knurren konnte, vier Monate Sold eines Soldaten werth sei, dennoch stieg ich eiligst die Treppe zum dritten Stock hinauf, ließ die Anschläge abnehmen und gab das kleine Thier seiner Herrin zurück, welches zum Willkomm sogleich einen schönen Lehnstuhl von blauem Sammt zerkratzte und seine Tatze in die Chocolate-Tasse der Madame tunkte, was diese jedoch nicht verhinderte, es ihr Kleinod zu nennen und mir die allergrößten Danksagungen zu spenden!... In Allem diesem, Herr Lieutenant, sehe ich aber keine Veranlassung für Sie, sich in Madame St. Edmond zu verlieben!“

„Du sagst nicht Alles, Bertrand, Du vergißest, daß Du mir beim Herunterkommen ein sehr anziehendes Bild von dieser Dame entwarfst! ... Du sagtest mir, sie habe Augen ... und eine Stimme ... und einen Wuchs ...“

„Zum Henker, Herr Lieutenant, haben denn nicht alle Weiber Augen, einen Wuchs und eine Stimme?“

„Freilich wohl, aber ich mußte doch begierig werden, diese junge Nachbarin kennen zu lernen, welche so viel Gefühl zeigte.“

„Und mir will es vorkommen, Herr Lieutenant, als hätten Sie den Spitzer ausgestochen, denn seitdem ist Ihnen Madame St. Edmond immer auf der Fährte, und mich sucht sie auszuforschen und auszuholen ... man ruft mich herauf, während Madame frühstückt, bietet mir ein Gläschen Malaga mit Biscuit an... dabei soll ich jederzeit sagen, wo Sie den vorangehenden Abend zugebracht haben.“

„Und Herr Bertrand, durch den Malaga erweicht, stattet

meiner Nachbarin über mein Thun und Lassen den gewissenhaftesten Bericht ab."

„Ah! pfui doch, für was halten Sie mich! ... Ich meines Herrn Geheimnisse verrathen? ... Und wenn man mir sechs Flaschen Malaga hinstellte, so brächte man doch nichts aus mir heraus! ... Ueberdies liebe ich den Malaga nicht."

„Ach mein Gott, mein guter Bertrand, ich zanke Dich ja nicht... Du weißt wohl, daß ich aus meinen Streichen kein Geheimniß mache ... selbst vor denen nicht, die sich darüber zu beklagen Grund hätten! ... Das sind bloße Liebeleien, Unbesonnenheiten."

„Einerlei, Herr Lieutenant, ich komme da doch immer in ernstliche Verlegenheit. Da examinirt mich bald Die, bald Jene ... die Eine nennt mich ihren kleinen Bertrand, die Andere ihren wahrhaften Freund ... und alle diese Damen sind verflucht hübsch."

„Ah! der Herr Korporal haben das wahrgenommen?"

„Potz Kuckuk, Herr Lieutenant, man hat Augen wie ein Anderer, und wenn auch mein Herz nicht so leicht in Brand zu setzen ist wie das Ihrige, so ist es darum nicht unverwundbar, und wenn ich eine dieser Damen ihr Taschentuch an die Augen bringen sehe, wenn ich Ihre Nachbarin sich in einen Lehnstuhl werfen höre, weil sie auf dem Punkt ist, in Ohnmacht zu fallen, wenn endlich Mamsell Virginie schreit, sie wolle sich „‚ein Leides anthun'", dann weiß ich nicht mehr, wo mir der Kopf steht! ... Ich laufe von einer zur andern, biete ihnen Essig und Schnaps an, werde untröstlich, weine sogar bisweilen mit ihnen! ... Alle Hagel, Herr Lieutenant, da wollte ich lieber sechs Mal eine Batterie stürmen, als solcherlei Scenen mitmachen."

„Ah, ah, ah! ... der arme bedauernswürdige Bertrand!"

„Ja, ja, Sie können lachen! Sie machen sich nichts daraus, wenn man Sie: Verräther, Treuloser, Barbar, Ungeheuer und Tyrann nennt!"

„Das sind lauter Leckerbissen im Munde einer jungen Frau; diese Worte besagen nichts Anderes, als: ich liebe Dich, ich bete Dich an, Du bist entzückend!"

„Ah so! Ungeheuer soll also heißen: Du bist entzückend!... Das ist was anders, Herr Lieutenant; darauf wäre ich nicht verfallen... jetzt ist mir Alles begreiflich. Aber die Thränen, welche Sie fließen machen, sollen die auch bedeuten, daß man Sie allerliebst findet?"

„Bah! mein alter Freund ... glaubst Du denn, daß bei Liebeleien die Zähren immer aufrichtig sind?"

„Bei einer großen Quantität, Herr Lieutenant, wäre es doch möglich, daß einige im Ernste flößen; und immerhin muß man sich, glaube ich, Vorwürfe machen, wenn man einem so hübschen Frätzchen Kummer verursacht."

„Bertrand, ich verspreche Dir, mich zu bessern und in Zukunft vernünftiger zu sein! . . . Wie? von mir, der dieses reizende Geschlecht anbetet und all' sein Glück darein setzt, demselben zu gefallen, kannst Du glauben, daß ich ihm absichtlich Kummer machen wolle?"

„Nein, Herr Lieutenant, ich weiß im Gegentheil wohl, daß Sie allen den jungen Schönheiten, denen Sie begegnen, Vergnügen machen möchten ... aber gerade aus diesem Vergnügen erwächst ihnen Reue, Sorgen... und Sie selbst... denn, wie ich eben sagte, der große Turenne..."

Schon hörte August nicht mehr auf Bertrand: er hatte den Kopf aus dem Cabriolet gestreckt und betrachtete aufmerksam ein junges Bauernmädchen, das aus dem Walde herauskam und auf dem gleichen Wege wie unsere Reisenden einen Esel vor sich her trieb, welcher mit Körben beladen war, worin sich mehrere Blechkapseln befanden, wie sich solcher gewöhnlich die Landleute bedienen, um Milch nach Paris zu bringen. Da der Esel langsamer ging als die Bäbel, so brachte August sein Pferd in Schritt, um das junge Mädchen desto länger zu sehen.



Band XIV. Seite 14.
Hü doch, Grauhans, ruft das kleine Milchmädchen.

„Soll ich der Bäbel einen leichten Schlag mit der Peitsche geben?" fragte Bertrand, erstaunt über den trägen Schritt.

„Nein, nein ... sie läuft ganz gut."

„Ja, Herr Lieutenant, Sie werden sehr wohl thun, solid zu werden... ich sage solid, in Ihrem Interesse; denn Ihr Vermögen würde ohnehin nicht zu allen Ihren Ausgaben hinreichen! Sie haben mich zu Ihrem Rentmeister ernannt, ich darf also so frei sein, mit Ihnen zu rechnen ... und es gehört in der That keine große Rechnungskunst dazu, um heraus zu bringen, daß, wenn man aus einer Kasse immer nur herausnimmt, sie bald leer wird. Dieses Jahr sind Sie auch in dem verdammten Spiel, das Sie so oft treiben, nicht glücklich... wissen Sie, Herr Lieutenant, in dem, wo man die Könige umschlägt ..."

„Frische Farbe ... ein hübscher Wuchs ... herrliche Augen ... traun, das ist außerordentlich!"

„Und dann die Caschemirshawls, die Sie der Einen schicken ... der Conto der Putzhändlerin, den Sie für die Andere bezahlen ..."

„Und das Alles bei einem Milchmädchen!"

„Wie, ein Milchmädchen? ... Zahlen Sie deren Conti's auch, Herr Lieutenant?"

„Wer Teufels spricht hier von Conti's! Betrachte doch dieses schöne Kind, das unseres Weges geht."

„He nun, ein Milchmädchen, nichts weiter!"

„Siehst Du nicht, wie schön sie ist... und dieses schelmische Lächeln, so oft sie zu uns herüber sieht."

„Sie will uns vielleicht Rahmkäse verkaufen."

„Strohkopf, der dabei nur an Käse denkt! ... Ich sage Dir, unter diesem groben Mieder, diesem dicken Baumwolltuch, das bis unter's Kinn zugemacht ist, liegen Schätze verborgen."

„Schätze! Schätze! ... Ich meine doch, zum Kukuk, es lasse sich leicht errathen, was da verborgen liegt, obwohl man

„Soll ich der Bäbel einen leichten Schlag mit der Peitsche geben?“ fragte Bertrand, erstaunt über den trägen Schritt.

„Nein, nein ... sie läuft ganz gut.“

„Ja, Herr Lieutenant, Sie werden sehr wohl thun, solid zu werden... ich sage solid, in Ihrem Interesse; denn Ihr Vermögen würde ohnehin nicht zu allen Ihren Ausgaben hinreichen! Sie haben mich zu Ihrem Rentmeister ernannt, ich darf also so frei sein, mit Ihnen zu rechnen ... und es gehört in der That keine große Rechnungskunst dazu, um heraus zu bringen, daß, wenn man aus einer Kasse immer nur herausnimmt, sie bald leer wird. Dieses Jahr sind Sie auch in dem verdammten Spiel, das Sie so oft treiben, nicht glücklich... wissen Sie, Herr Lieutenant, in dem, wo man die Könige umschlägt ...“

„Frische Farbe ... ein hübscher Wuchs ... herrliche Augen ... traun, das ist außerordentlich!“

„Und dann die Caschemirshawls, die Sie der Einen schicken ... der Conto der Putzhändlerin, den Sie für die Andere bezahlen ...“

„Und das Alles bei einem Milchmädchen!“

„Wie, ein Milchmädchen? ... Zahlen Sie deren Conti's auch, Herr Lieutenant?“

„Wer Teufels spricht hier von Conti's! Betrachte doch dieses schöne Kind, das unseres Weges geht.“

„He nun, ein Milchmädchen, nichts weiter!“

„Siehst Du nicht, wie schön sie ist... und dieses schelmische Lächeln, so oft sie zu uns herüber sieht.“

„Sie will uns vielleicht Rahmkäse verkaufen.“

„Strohkopf, der dabei nur an Käse denkt! ... Ich sage dir, unter diesem groben Mieder, diesem dicken Baumwolltuch, das bis unter's Kinn zugemacht ist, liegen Schätze verborgen.“

„Schätze! Schätze! ... Ich meine doch, zum Kuckuk, es lasse sich leicht errathen, was da verborgen liegt, obwohl man

sich öfters täuscht; aber in jedem Fall sind solche Schätze nicht selten, und also wegen der Schätze dieses kleinen Milchmädchens dort fahren wir wie ein Mehlwagen?"

„Nicht doch ... weil mich das lange Fahren ermüdet. Das Wetter ist so schön ... ich denke, das Gehen könnte mir nichts schaden. Wir sind kaum noch eine Viertelstunde von Destivals Hause entfernt; da, Bertrand, nimm die Zügel, ich will den Rest des Weges zu Fuße machen."

„Wie, Herr Lieutenant, Sie wollten ..."

Schon hat August angehalten und springt leicht auf die Straße, trotz Bertrands Murren, indem er ihm zuruft: „Fahre nur weiter mit Toni."

„Aber was soll ich bei Herrn Destival sagen?"

„Daß ich Dir folge... und bald nach Dir ankommen werde."

„Aber ..."

„Punktum, Bertrand!"

Bertrand erwidert nichts; aber er wirft einen ärgerlichen Blick auf das Milchmädchen und gibt Bäbel einen Hieb, welche im Nu das Cabriolet Augusts Augen entführt.

Zweites Kapitel.

Der Sturz.

Die Kleine zog ihres Weges fürbaß, indem sie mit einem Haselnußstecken ihren Esel vor sich hertrieb, ohne bemerken zu wollen, daß der junge Mann aus seinem Cabriolet gestiegen war: sie wandte den Kopf nicht um und begnügte sich, von Zeit zu Zeit zu rufen: „Hü, hü, Grauhans!" und Grauhans lief um keinen Schritt schneller.

August hat das Milchmädchen bald erreicht. Er geht einige Augenblicke prüfend hinter ihr: sie ist wohlgebildet, so weit man

aus ihrem überladenen Anzug urtheilen kann; sie muß, trotz ihrer plumpen Schuhe, einen kleinen Fuß haben, und ihre Wollstrümpfe bedecken ein schön geformtes Bein, was man leicht sehen kann, weil ein Milchmädchen sehr kurze Röcke trägt.

August geht vorüber; das junge Mädchen sieht ihn an und scheint erstaunt, den jungen Mann aus dem Cabriolet neben sich zu finden; aber gleichbald wendet sie den Kopf weg und begnügt sich mit einem wiederholten: „Hü doch!" was gar nicht romantisch klingt.

Unser Stutzer betrachtet das Mädchen aufmerksam: es trägt eine kleine Haube auf dem Scheitel, wodurch keiner ihrer Züge verdeckt wird, und August sagt zu sich selbst: „Sie ist recht niedlich ... schöne Augen, ein hübscher Mund, ein rosiges Colorit; im Ganzen indeß — nichts Außerordentliches. Das ist die Frische einer Dörflerin; es ist eine bäuerische Schönheit und ich hätte eben so gut im Wagen sitzen bleiben können. Da ich nun aber einmal ausgestiegen bin, so wollen wir uns den Umstand möglichst zu Nutze machen."

Der junge Mann betrachtete nun immerfort das Milchmädchen und lächelte ihr dabei zu, als dieses, wie es schien, belästigt durch die prüfenden Blicke des schönen Herrn, barsch zu ihm sagte: „Habt Ihr mich nun lange genug angeschaut?"

„Ist es verboten, Dich zu bewundern?"

„Ja, denn ich mag es nicht haben, daß man mich so aufs Korn nimmt!"

„Wärest Du nicht so hübsch, so würde man Dich weniger ansehen."

„Wenn Ihr das allen Pariser Damen sagt, so müsset Ihr viele Gesichter im Kopfe haben!... Wenn man die Leute so genau ansieht, erkennt man sie allerdings; aber bei uns hält man das gar nicht für anständig! ... Ihr hättet nicht nöthig gehabt, wegen Eurer Artigkeit hierher zu kommen!"

„Ich hätte im Wagen bleiben sollen,“ dachte August; doch ging er immer noch neben der Kleinen her und sagte nach einer Weile zu ihr: „Du bist ein Milchmädchen?“

„Ei! . . . das sieht ein Blinder . . . und Ihr habt's nur gerathen?“

„Willst Du mir Milch verkaufen?“

„Ich habe keine mehr.“

„Bringst Du welche nach Paris?“

„Ich gehe nicht so weit.“

„Woher kommst Du denn?“

„Ihr seid sehr neugierig.“

Der Ton des jungen Mädchens war nicht sehr aufmunternd und August blickte nach der Ferne, ob er sein Cabriolet noch sehen könne; aber der leichte Wagen war längst verschwunden, denn Grauhans hielt oft an, um Laub oder Gras zu fressen, trotz der Gertenhiebe, womit ihn seine Gebieterin regalirte.

„Weißt Du auch,“ fuhr August fort, „daß Du nicht sehr liebenswürdig bist, mein schönes Kind! Da Du so niedlich aussiehst, so hätte ich Dich für viel sanfter . . . für nicht so wild gehalten.“

„Ah, seht doch! der Herr glaubt mir mit seinen Complimenten den Kopf zu verdrehen! . . . Aber s'ist nichts Seltenes, daß mir junge Herren aus Paris begegnen . . . s'ist alleweil das alte Lied! Sie meinen gut anzukommen, wenn sie mir sagen, ich sei hübsch! . . . Ach, Ihr seid Schmeichelkatzen! . . . Aber geb' Euch kein Gehör, s'wird nichts daraus!“

„Da läugne mir Einer noch, daß die Tugend auf dem Lande zu Hause ist,“ dachte August; „ja, ich sehe es nun, daß man in den Dörfern jene reinen Sitten der alten Patriarchen wiederfindet, jene von den Poeten besungenen Rosenmädchen, jene . . . Der Teufels-Bertrand hatte auch nöthig, mit der Bäbel im Galopp davon zu fahren . . . er that es gewiß aus Bosheit! . . . Und

wenn ich sagte, wir seien beinahe an Ort und Stelle, so log ich . . . es sind wenigstens noch drei Viertelstunden bis dahin."

Um den jungen Mann vollends zur Verzweiflung zu bringen, lenkt das Milchmädchen von der Straße ab und schlägt einen Querweg in den Wald ein; August bleibt einen Augenblick unschlüssig am Eingang des Fußpfades stehen. Soll er seinem Cabriolet oder soll er dem jungen Mädchen nachgehen? Ersteres wäre das Vernünftigste, und aus diesem Grunde ohne Zweifel entscheidet er sich für das Zweite.

Während August über seinen Entschluß brütete, hatte sich das Milchmädchen von ihm entfernt; es ging auf dem schmalen Fußpfad weiter, und in der Ueberzeugung, daß der junge Mann die Hauptstraße eingeschlagen habe, sang es, den Grauhans vor sich hertreibend, wie folgt:

„Wenn Du sagst, Du liebst mich sehr,
„Bring' mir gleich Beweise her;
„Aber gelt, ihr schönen Herrn,
„Habt uns nur zum Besten gern."

„Allerliebst!... obgleich der Reim nicht volltönig ist," sagte August, indem er seine Schritte verdoppelte, um die Kleine wieder einzuholen; diese wendet sich um und scheint überrascht, als sie den jungen Mann in dem von ihr eingeschlagenen Fußpfade erblickt.

„Wie? Ihr kommt hieher?" sagte das Milchmädchen mit halb ängstlicher Stimme.

„Ja wohl . . . dieser Weg ist herrlich."

„Ihr wollt also nicht mehr in Euer Cabriolet steigen?"

„Ich kann mich nicht von Dir trennen."

„Das ist verlorene Mühe, mein Herr, und ich versichere Euch, Ihr thätet besser daran, Eurem Gefährt nachzulaufen."

„Ich aber bin der Meinung, ich thue besser daran, Dir nachzulaufen, obwohl Du mich hart hältst; aber ich stelle mir vor, Du seiest nicht so bösartig, als Du scheinen willst."

„Doch, Ihr täuschet Euch, ich bin durchaus nicht gutmüthig; fraget nur die jungen Burschen von Montfermeil, wie ich sie empfange, wenn sie Späße machen wollen ... man kennt, will ich meinen, Denise Fourcy in der Gegend."

„Denise Fourcy ... gut, ich weiß jetzt Deinen Namen."

„Recht, und weiter? Was hilft Euch das?"

„Daß ich mich leicht nach Dir erkundigen und Dich wieder finden kann, wenn ich will."

„Beim Kuckuk, ich bin ja nicht verloren, man kann mich leicht finden."

„Wie, Denise, in Deinem Alter und bei Deiner Liebenswürdigkeit, hast Du noch keinen Schatz?"

„Geht Euch das was an?"

„Ei, sehr viel!"

„Auf dem Dorfe pressirt es uns damit nicht so, wie Euren Stadtmamsells."

„Hat man auf dem Dorfe kein Herz wie anderswo?"

„Freilich wohl, aber es fängt nicht Feuer wie das Eurige, das mir ein Zunderherzchen zu sein scheint."

„Sie ist wahrhaftig sehr drollig!" sagte August lachend.

„Sie?" sagte das Milchmädchen beleidigt; „da sehe mir einer die Höflichkeit dieser Herren! . . . sie! . . . ich bin nicht Eure sie, kenne Euch noch nicht so lange!"

„Es hängt nur von Dir ab, daß wir im Augenblicke die besten Freunde von der Welt werden ... und zum Anfang muß ich Dich küssen."

„Nein, nicht doch, mein Herr, keine solche Geschichten ... bitte recht sehr ... oho! aufgepaßt! ... ich kratze Euch die Augen aus!"

August, der solchen Verboten zu trotzen gewohnt ist, faßt das Milchmädchen um den Leib und versucht es, seine Lippen auf die frischen und rothen Wangen der Dörflerin zu drücken; doch

diese vertheidigt sich anders als die Stadtdamen. Freilich ist eine Bäuerin weniger durch ihre Kleider genirt, sie macht sich nicht viel daraus, wenn sie zerknittert werden; auch hindert sie die Schnürbrust nicht an der Bewegung der Arme. Dies sind ohne Zweifel die Gründe, warum ein Kuß von einem Bauernmädchen schwerer zu erlangen ist.

Der Kuß wurde inzwischen genommen; aber er kam August schwer zu stehen, denn unter seinem linken Auge zeigten sich die blutigen Merkmale von zwei Nägeln, welche sich in das Gesicht des schönen Pariser Herrn eingekrallt hatten. Beide Partien sind also besiegt, denn jede trägt die Beweise ihrer Niederlage . . . übrigens scheint der Kriegsstand noch fortzudauern. Denise, doppelt so roth als vor dem Kampf, bringt ihr Busentuch in Ordnung, wobei sie zornige Blicke auf den jungen Mann wirft; dieser greift sich in das Gesicht, und da er bemerkt, daß er blutet, trocknet er es mit seinem Taschentuche ab, indem er das Milchmädchen weniger zärtlich anblickt, denn die nähere Bekanntschaft mit den Nägeln desselben haben seine Brunst auffallend abgekühlt.

„Recht so!“ sagte nach einer Pause die Kleine; „das wird Sie lehren, mein Herr, inskünftige nicht wieder die Mädchen wider ihren Willen zu küssen.“

„Freilich erwartete ich nicht, so behandelt zu werden . . . für einen Kuß mich zu entstellen!“

„Wenn es alle Frauenzimmer so machten, so würden Sie sich nicht so viel erlauben.“

„Gott sei Dank! alle denken nicht wie Ihr . . . Ihr habt mir abscheulich wehe gethan!“

„Bah! was Sie am meisten ärgert, ist, daß man das Ding sehen wird; Sie fürchten weniger hübsch auszusehen.“

„Nein, ich versichere Euch, daß ich daran gar nicht denke. . . . ich bin unzufrieden, Euch ernstlich erzürnt zu haben . . . ich fühle mein Unrecht . . . wohlan, Denise, machen wir Frieden!“

„Nein, mein Herr, nein, ich höre Sie nicht mehr an.“

Und das Milchmädchen, in der Meinung, der junge Mann wolle sie wieder küssen, läuft schnell zu ihrem Esel und springt, um schneller fortzukommen, auf Grauhansens Rücken, den sie mit verdoppelten Schlägen peitscht. Der Esel aber war gewohnt, in friedlicher Ruhe heimzukehren, wobei er da und dort im Grünen naschte, und ohne jemals seine Gebieterin auf dem Rücken zu tragen. In seinem täglichen Schlendrian durch diese unerwartete Last gestört, schlägt Grauhans einen schnellen Trab an und bricht in das Gehölze aus, trotz der Anstrengungen seiner Gebieterin, ihn auf dem gebahnten Wege zu erhalten. August hört das Geschrei der Kleinen, die umsonst ihren Esel anhalten will und sich nur mit Mühe der Zweige erwehren kann, welche ihr jeden Augenblick in's Gesicht zu schlagen drohen. Ohne mehr an die Mahle zu denken, welche Denise seiner Wange eingedrückt hat, eilt Dalville den Spuren des Milchmädchens nach, um ihren Esel auf den rechten Weg zurückzuführen; aber wie das verdammte Thier hinter sich her laufen hört, so verdoppelt es seine Geschwindigkeit; es wirft sich gleichgültig in die am dichtesten bewachsenen Plätze des Waldes. Bald verschließt ein starker Zweig dem Milchmädchen den Weg. Während ihre Rosinante darunter wegrennt, stürzt sie zu Boden, und im Herabfallen bleibt ihr Rock an einem zweiten Zweige hängen, was zur Folge hat, daß die arme Denise mit dem Gesicht auf den Boden stürzt, indeß ihr Unterrock über den Kopf hereinfällt und folglich nicht mehr an der Stelle ist . . . wo er ordnungsgemäß sein sollte.

In diesem Augenblicke langt August bei ihr an . . . Ihr könnt denken, was ihm in die Augen springt . . . und zwar war das, was der Unterrock nicht mehr bedeckte, weiß, frisch und wohlgerundet . . . aber man muß dem jungen Manne Gerechtigkeit widerfahren lassen: anstatt so viele hübsche Sächelchen zu betrachten, eilt er zu Denise hin; sie schrie, weinte, tobte. Bald ge-

lingt es ihm, ihren Kopf unter ihren Unterröcken hervorzuziehen, wo er dann eiligst zudeckt ... was ihr schon wißt.

Denise steht auf, aber sie ist ganz schamroth; sie wagt nicht mehr, die Blicke auf den jungen Mann zu richten, welcher, weit entfernt, ihre Verlegenheit zu benützen, voll Theilnahme sich erkundigt, ob sie Schaden genommen habe.

„O nein! ... es hat nichts zu bedeuten ..." antwortete Denise, noch röther werdend. „Ich dächte schon nicht mehr daran ... wenn ... der verdammte Zweig ... du lieber Gott, ich bin doch recht unglücklich!"

„Wie? weil Du gefallen bist? Aber, mein liebes Kind, das kann ja Jedermann begegnen."

„Ja, aber ... man kann fallen, ohne daß man zeigt ... aufdeckt ... es ist nur gut, daß Sie der Erste sind, der es jemals gesehen hat."

„Ach, ich möchte wohl auch der Letzte sein! ... Frischauf, warum die schmollende Miene? ... Sei getrost, ich habe gewiß nichts gesehen; ich dachte nur daran, Dir beizuspringen ... ich fürchtete so sehr, Du könntest verwundet sein! ... und daran wäre ich Schuld gewesen, denn ohne meine Dummheiten hättest Du ruhig Deinen Weg fortgesetzt und Dir wäre nichts zugestoßen."

Denise hört August zu, ihr Zorn ist vorüber und sie sagt freundlich lächelnd zu ihm: „Ich bin nicht mehr erzürnt über Sie, Sie waren bräver, als ich dachte; wäre ich so vor den Buben im Dorfe gefallen, so hätten sie gleich gelacht und mir dann unsinniges Zeug vorgeschwatzt ... und dabei wär es nicht einmal geblieben... statt, daß Sie mich schnell aufgehoben haben ... und mit so erschrockenem Angesicht! ... Jetzt thut es mir leid, daß ich Sie gekratzt habe ... Da, küssen Sie mich ... um mir zu beweisen, daß Sie mir verzeihen."

August benützt die Erlaubniß; Denise war so hübsch, wenn

sie lächelte, und ein Mädchen, das sich so mannhaft vertheidigt, erhöht dadurch den Werth ihrer Gunstbezeigungen.

Der Friede zwischen dem Milchmädchen und dem jungen Manne ist also gemacht. Aber Grauhans fehlt; vergnügt, sich seiner Bürde entledigt zu haben, ist er durch das Gehölze fortgetrabt.

„O," sagte Denise, „um den bekümmere ich mich nicht, er ist gewiß heimgelaufen. Gehen wir diesen Fußweg, so sind wir bald im Dorfe."

Man setzt sich wieder in Marsch. Die Kleine geht neben August her, der sie wieder niedlich zu finden anfängt, seitdem sie ihm zulächelt und einen Kuß erlaubt hat. In der That war Denisens Physiognomie gar nicht mehr dieselbe; eine schnöde Miene steht einem niedlichen Gesichtchen gar nicht an, und was zur Erweckung der Liebe gemacht ist, sollte niemals Haß ausdrücken. Bald hat man den Fußpfad verlassen und geht einen Hügel herab, der nach Montfermeil führt.

„Dort ist mein Dorf," sagt Denise, „und sehen Sie, da unten trabt auch mein Esel; ich wußte wohl, daß er unserem Hause zulaufen würde. Haben Sie hier auf dem Lande Geschäfte?"

„Nein, nicht gerade . . . ich gehe auf den Landsitz des Herrn Destival; kennst Du ihn?"

„Ei freilich, ich bringe ihnen die Milch, wenn Frau Destival den Sommer über dort bleibt. Sie bestellt immer von meinen Rahmkäsen . . . ich mache sie aber auch recht gut . . . Heute Morgen habe ich einen größeren hingebracht, weil Mamsell Julie, die Kammerjungfer der Madame, mir sagte, daß man Besuch von Paris erwarte."

„Also werde ich wahrscheinlich das Vergnügen haben, von Deinem Käse zu kosten."

„Aber wenn Sie zu Herrn Destival gehen, so brauchen Sie nicht den Weg durchs Dorf zu machen. Ich will Ihnen den nächsten zeigen."

„Es wäre sehr liebenswürdig von Dir, mich zu geleiten; da Du wegen Deines Esels außer Sorgen bist, so hat es ja keine Eile."

„Ach nein, mein Herr, ich sehe zwar wohl, daß Sie ordentlich sind; aber doch küssen Sie die Mädchen allzugerne ... und zudem erwartet mich meine Tante ... Es ist zwölf Uhr vorbei, unsere Essensstunde ... Sehen Sie, Herr, schlagen Sie den Weg ein, der dort hinauf führt ... dann den ersten Fußpfad links, dann den Weg über die Wiese ... und Sie sind zur Stelle."

„Das kann ich niemals behalten ... und Du bist Schuld, wenn ich mich verirre."

„Wären Sie in Ihrem Wagen geblieben."

„Deine lieblichen Augen haben mir den Kopf verdreht."

„Fangen Sie schon wieder an? ... Schnell aufgebrochen, oder man ißt den Rahmkäse ohne Sie!"

„Das thäte mir leid, weil Du ihn gemacht hast."

„Bergauf ... dann links ... dann den Wiesenweg. Adieu, mein Herr."

„Noch einen Kuß, Denise."

„Nein, nein ... o! damit muß man nicht so verschwenderisch umgehen ... Sie würden keine Freude mehr daran finden."

Damit läuft Denise schnell den Hügel hinab und wendet sich dem Dorfe zu. August folgt ihr lange mit den Augen und denkt bei sich: „Sie ist sehr niedlich und sie hat Verstand ... Wie Schade, daß sie nicht in Paris wohnt! ... Was schwatze ich doch da? Wäre sie in Paris, so gliche sie tausend Andern; gerade weil sie ein Milchmädchen ist, haben ihr Gesicht und ihr Verstand Eindruck auf mich gemacht. Ich will schnell den Weg einschlagen, den sie mir gezeigt, und mich beeilen, an Ort und Stelle zu kommen ... sicherlich erwartet man mich mit Ungeduld. Mein armer Bertrand wird nicht wissen, was er sagen soll, und Frau Destival mir ein Maul machen ... und was für eines! ... Alle

Wetter! und die Nägelmale da! was Teufels soll ich darüber sagen? ... Nun, beim Abbrechen von Haselnüssen habe ich mich geritzt ... Schade, daß die Häselstauden keine Dornen haben ... übrigens mögen sie glauben, was sie wollen."

August entschließt sich aufzubrechen; aber er wirft noch einen Blick auf Denisens Dorf und murmelt beim Weitergehen vor sich hin: „Ich werde Bekanntschaft mit Montfermeil anknüpfen!"

Drittes Kapitel.

Das Kind und der Speisetopf.

August verfolgte den ihm von Denise gezeigten Weg; immer noch dachte er an das Milchmädchen; auch der flatterhafteste Mann behält das letzte weibliche Wesen, das ihm zu gefallen wußte, im Andenken, bis ein neuer anmuthiger Gegenstand, der ihm anderweitige Begierden einflößt, in seinen Gedanken die Reize auslöscht, mit denen er sich zuvor beschäftigte.

Plötzlich reißt Heulen und Schreien den jungen Mann aus seinen Betrachtungen; er blickt herum und sieht zehn Schritte weit von sich entfernt neben einem dicken Baumstamm einen kleinen, etwa sechsjährigen Knaben, der die Kleidung eines gewöhnlichen Bauernkindes trug; ein Jäckchen, eine an mehreren Stellen zerrissene Hose, keine Strümpfe, schlechte Holzschuhe; die Stelle der Mütze vertrat ein Wald von blonden Haaren.

August naht sich dem Kleinen, welcher sehr heftig weint, indem er mit erstarrter Miene auf die Scherben eines irdenen Napfes blickt, dessen Inhalt auf dem Wege lag. Das Kind dreht sich nicht um, um die ihm zurufende Person anzusehen; alle seine Gedanken scheinen sich auf dem zerbrochenen Topf zu concentriren, es kann nur weinen, indem es von Zeit zu Zeit Stirne und Augen mit seinen kleinen sehr geschwärzten Händen reibt,

und mit ihrem von den Thränen angefeuchteten Schmutz sein rundes Gesicht beschmiert.

„Warum weinst Du so, mein Junge?“ fragte August, indem er sich zu dem Kinde herabbückte. Der Kleine erhebt einen Augenblick zu dem jungen Mann seine hellblauen Augen, um welche seine Händchen schmutzige Kreise gebildet hatten, dann wendet er sie wieder auf die Scherben des zerbrochenen Topfes, indem er vor sich hin wimmert: „Ich habe den Hafen zerbrochen, ach, ach, ach! und Vaters Suppe war darin, ach, ach, ach!... werde Schläge kriegen ... wie schon einmal ... ach, ach, ach!“

„Potz Kuckuk! das ist auch ein großes Unglück... sei ruhig, mein Junge, wir können vielleicht den Schaden gut machen. Also Suppe trugst Du zu Deinem Vater?“

„Ja, und hab' den Hafen zerbrochen ...“

„Das sehe ich wohl! ... Aber warum läßt man Dich auch ein so großes Gefäß tragen? ... Du bist noch zu klein ... wie alt bist Du denn, mein Junge?“

„Siebthalb Jahre... und habe den Hafen zerbrochen... und Vaters Suppe ...“

„Ja, ja, die liegt auf dem Boden: an die muß man nicht mehr denken.“

„Es war eine Kräutersuppe ... ach, ach, ach!“

„Ei, das riech' ich wohl! ... Aber weine doch nicht mehr, ich sage Dir ja, daß Du keine Schläge bekommen sollst.“

„Ja, ich kriege ... hab' den Hafen zerbrochen ... und die gute Mamme hatte mir befohlen, recht Achtung zu geben.“

„Nun, so hör' mich doch an! Wie heißst Du?“

„Coco ... und hab' den Hafen zerbrochen.“

„Nun, mein kleiner Coco, ich will Dir Etwas geben, wofür man einen andern Topf kaufen und dreimal so viel Kräutersuppe machen lassen kann, dann, hoffe ich, wirst Du nicht mehr weinen.“

Damit zieht August ein Fünffrankenstück aus seiner Tasche

und drückt es dem Kind in die Hand; Coco aber sieht die Münze an, indem er seine großen blauen Augen noch weiter öffnet; dessen ungeachtet fährt er fort, tief auf zu seufzen und zu wiederholen: „Papa wird mich schlagen und die gute Mutter auch."

„Wie? auch wenn Du ihnen dieses Geld zeigst?"

„Papa erwartet die Suppe zum Mittagessen . . . und wenn er den Hafen nicht sieht . . ."

„Nun," denkt August, „ich sehe schon, daß ich mich selbst mit Beilegung der Sache befassen muß . . . das wird mich zwar wieder aufhalten, aber der arme Kleine ist so niedlich . . . und die Leute wären im Stande, ihn trotz des Fünffrankenstücks zu schlagen... Ich habe eine Stunde verloren, um mit der Milcherin schön zu thun, und kann wohl eine Sekunde opfern, um diesem Kinde Schläge zu ersparen. Komm', Coco, vorwärts, mein Junge . . . führe mich zu Deinem Vater; ich will sagen, daß ich es war, der an Dir vorbeistreifte und dadurch Deinen Topf fallen machte, und ich stehe Dir gut dafür, daß Du keine Schläge bekommen wirst."

Coco sieht August an, dann wendet er die Augen noch einmal auf die Scherben des Topfes, von dem er sich kaum zu trennen vermag; aber Dalville nimmt ihn an der Hand, und endlich entschließt sich das Kind, aufzubrechen."

Unterwegs versucht August, den Kleinen zum Sprechen zu bringen, damit er sich von seiner Angst zerstreue.

„Was thut Dein Vater, mein Junge."

„Er arbeitet auf dem Felde."

„Und er heißt?"

„Papa Calleux."

„Mir scheint, Papa Calleux ist nicht sehr gut, weil Du ihn so fürchtest . . . und Deine Mutter?"

„Die ist gestorben."

„Also Deine Großmutter hat die Kräutersuppe gemacht?"

„Ja, und sie hatte mir befohlen, wohl Achtung zu geben und den Hafen nicht zu zerbrechen, wie schon einmal.“

„Ah! Du hast schon einmal einen zerbrochen?“

„Ja ... aber es war nichts darin, und hab' doch Schläge gekriegt.“

„Du bist, scheint mir, nicht glücklich mit den Töpfen. Aber ein so kleines Kind schlagen ... diese Bauern müssen ein sehr hartes Herz haben! ... Das arme Kind, es seufzt schon und ist noch nicht sieben Jahre alt! ... So hat denn jedes Lebensalter seinen Kummer.“

Der Kleine führt August durch mehrere Felder, welche von Fußwegen durchzogen sind. August entfernt sich dadurch von seiner Richtung nach Destivals Hause; aber er will das Kind nicht verlassen, ohne daß er es beruhigt sieht. Endlich gelangt man zu einem Kartoffelacker, Coco hält an und preßt sich zitternd an den Arm seines Gefährten, indem er sagt: „Dort ist Papa.“

August bemerkt, etwa vierzig Schritte entfernt, einen mit Graben beschäftigten Bauersmann; er macht sich von dem Kinde los und geht auf den Bauern zu, der, halb zur Erde gebeugt, immer fortarbeitet.

„Vater Calleux, ich komme, einen kleinen Unfall wieder gut zu machen,“ sagt August mit lauter Stimme. Der Bauer erhebt den Kopf und zeigt ein finniges Gesicht, dicke Nase, breite Glotzaugen, einen halb geöffneten Mund und Zähne, welche an die des Feindes vom kleinen Rothkäppchen erinnern. In dieser wunderlichen Physiognomie malt sich das Erstaunen darüber, daß er einen eleganten Herrn seinen Namen nennen hört.

„Ich glaube, Vater Calleux liebt den Wein eben so sehr, als die Kräutersuppe,“ denkt August, als er den Bauern sieht.

„Was steht zu Euern Diensten, Herr?“ fragte dieser.

„Unterwegs begegnete ich Eurem Sohn Coco.“

„Ah, wo ist er denn? Hätt' mir zu essen bringen sollen ... Coco, was machst Du denn da drüben?“

„Wartet, bis ich ausgeredet habe. Während ich eine schöne Aussicht betrachtete, stieß ich an das Kind und habe meiner Treu' den Topf, den es trug, zu Boden geworfen ... er ist zerbrochen und ..."

„Ihr müßt ihn bezahlen, und damit fertig... denn Ihr seid daran Schuld, daß ich kein Essen bekomme."

„Ei, nicht mehr als billig . . . deßhalb habe ich Euch aufgesucht!... Was bin ich schuldig? Macht mir selbst die Rechnung."

„Wahrlich, Herr, die Suppenschüssel war gut, wenigstens dreißig Sous werth, und wenigstens war für zwölf Sous Suppe darin, weil der Speck hier theuer ist."

„Da, nehmt, hier sind hundert Sous; seid Ihr zufrieden?"

„O ja, Herr, richtig bezahlt ... kann mich nicht beklagen."

„Jetzt hoffe ich aber auch, daß Ihr Euern Sohn nicht auszanken werdet ... und seid so gut und laßt ein Kind von diesem Alter keine so schwere Last mehr tragen."

„Ei, Herr, das macht sie stark . . . unsereines kann seine Kinder nicht mit Zuckerbrod aufziehen! . . . He da, Coco, da komm' her."

Das Kind kommt ängstlich herbei, und wie es seinem Vater naht, schickt es sich zum Weinen an, indem es wiederholt: „Ich habe den Hafen zerbrochen."

„Ja, ja, ich weiß schon, was geschehen ist, der Herr hat mir Alles erzählt. Jetzt gehe heim und sag' der Mutter Magdalena, sie solle mir ein Mittagessen machen und hauptsächlich den Wein nicht vergessen . . . doch nein, ich gehe lieber zum Mittagessen in die Kneipe von Claude . . . geh' nur, Coco, und sage, man brauche mit dem Nachtessen nicht auf mich zu warten . . . ich habe in der Stadt zu thun."

August erräth, daß das Geschäft des Vaters Calleux ist, das Fünffrankenstück bis auf den letzten Sou zu vertrinken; aber zufrieden, seinen kleinen Schützling ganz freudig zu sehen, sagte er dem Bauern Adieu und folgt dem Kind, welches wieder den

Weg einschlägt, den sie eben gekommen waren; aber diesmal um seinen Gefährten herum hüpfend und springend. Der große Kummer ist bereits vergessen ... nun sagt man allerdings, wir seien große Kinder: ja, aber nur in Betreff der Schwachheiten, nicht in der Kunst, glücklich zu sein.

August, glücklich über die Freude des kleinen Knaben, welcher schon nicht mehr an die Geschichte mit dem Topfe denkt, ergötzt sich an seinem Anblick: das Lachen steht diesen kleinen sechsjährigen Gesichtchen so gut. Eine Person, welche die Kinder liebt, begreift nicht, wie man ihre Thränen mit Gleichgültigkeit sehen kann. Und dennoch gibt es Leute, für welche das Kläffen eines Hundes mehr Reize hat, als das Lachen eines Kindes!... Dies macht ihrem Gemüth sehr viel Ehre.

Während des Gehens singt, springt, hüpft Coco um August her, welchem er Possen spielt; denn er ist schon ein sehr guter Freund von ihm: mit siebenthalb Jahren schenkt man seine Freundschaft eben so schnell her, als mit zwanzig Jahren sein Herz. August spielt und läuft mit dem Kleinen um die Wette; er verfolgt, erwischt ihn, wälzt sich mit ihm auf dem Rasen, ohne zu bemerken, daß dies seine Toilette verdirbt, weil das schallende Gelächter des Knaben so aufrichtig, so frei ist, daß der schöne Herr oft mit einstimmt.

Doch wie? wird man sagen, ein Dandy, ein Verführer, ein Mann der schönen Welt amüsirt sich, mit einem kleinen Bauernknaben auf dem Felde zu spielen! Und warum denn nicht? Glücklich ist, wer älter werdend, den Geschmack an den einfachen Freuden seiner Jugend beibehält. Heinrich der Vierte kroch auf allen Vieren, mit seinen Kindern auf dem Rücken, im Zimmer umher. In dieser Stellung von dem spanischen Gesandten überrascht, fragte er denselben, ohne aufzustehen, ob er Familienvater sei? und sagte, auf dessen bejahende Antwort: „Dann kann ich noch einmal im Zimmer umhertraben."

An den Ort zurückgekehrt, wo August das Kind getroffen hat, will er Abschied von ihm nehmen und weiter gehen; aber Coco hält ihn an der Hand, die er nicht loslassen will, und sagt: „Komm' mit mir nach Hause . . . komm' doch . . . Mutter Magdalena wird Dir gute Butter geben . . . komm', Du sollst Jakobinchen sehen . . . sie ist sehr schön, gelt . . .“

„Wer ist denn Jakobinchen, mein Junge?“

„Das ist unsere Geis', sie schläft neben mir.“

„Aber Dein Haus ist weit von da?“

„Nein, nein, gleich da unten.“

August läßt sich bewegen. Coco, der immer ruft: „Es ist gleich da unten!“ schleppt seinen Gefährten noch eine halbe Stunde weit. Endlich bemerkt man am Rande eines Seitenweges eine elende Hütte, deren Dach an mehreren Stellen eingesunken ist, und Coco ruft: „Jetzt sind wir daheim... siehst Du unser Haus?“ dann zieht er seinen Begleiter schnell mit heran.

Ein altes Weib sitzt vor der Hütte; sie ist mager und gebeugt, und ihre Farbe könnte Einen an die egyptischen Mumien erinnern. Uebrigens schallt eine starke und kreischende Stimme aus dem hinfälligen Körper hervor.

„Bist Du endlich da, Faullenzer?“ sagt sie zu dem Kind, „warum bist Du so lange ausgeblieben? . . . wo ist denn der Topf?“

Coco sieht August an, den er schon als seinen Beschützer zu betrachten sich gewöhnt hat, und dieser macht der Mutter Magdalena die gleiche Lüge vor wie dem Vater Cålleux, und begleitet sie gleichfalls mit dem unwiderstehlichen Beweis eines Fünffrankenstückes.

Nunmehr versucht die Alte einen sanfteren Ton anzunehmen und fordert August zum Hereinkommen auf, um Ziegenmilch zu trinken und frische Butter zu essen; weiter kann sie ichts anbieten. Der junge Modeherr tritt in die Hütte; sein Herz wi d

beklemmt bei dem Anblick dieses elenden Aufenthaltes. Ein einziges Gemach bildet die ganze Wohnung der Familie Calleux. Dieses Gemach ist groß, aber der Tag erhellt nur einen Theil; der Erdboden vertritt die Stelle des Fußbodens, die schlecht übertünchten Mauern bieten nichts, ihre Nacktheit zu verdecken; der Hütte droht der Einsturz, und zwei elende Lagerstätten, die in der dunkelsten Ecke stehen, haben nicht einmal Umhänge, um den zu allen Luftlöchern eindringenden Wind abzuhalten; das ganze Hausgeräthe besteht in einem alten Speiseschrank, einem Kasten, einem Tisch und einigen Stühlen.

„Wo schläfst denn Du?" fragt August das Kind. Dieses führt ihn in einen Winkel, wo es kaum dämmert, und zeigt ihm am Boden einen kleinen Strohsack, worauf ein abscheulicher Wollteppich liegt. Ganz daneben ruht eine Ziege auf Stroh.

„Das ist mein Bett," sagt Coco. „O! da ist's gut, sag' ich Dir!... Jakobinchen gibt mir im Winter warm ... sie liebt mich sehr . . . Jakobinchen!"

Und das Kind faßt die Ziege um den Hals und liebkost sie, indem es sich mit ihr auf dem Stroh wälzt, aber bald muß es seine treue Gespielin verlassen, denn die Alte ruft ihm strenge: „Herbei, Taugenichts, Du kannst später spielen, trag' das Brod auf den Tisch... gib' mir eine Tasse... der kleine Spitzbube ist zu nichts nütze!"

„Ihr behandelt Euern Enkel sehr hart," sagt August, indem er sich an den Tisch setzt und die Milch mit Schwarzbrod versucht.

„Wenn ich ihn machen ließe, Herr, so spielte er den ganzen Tag."

„Uebrigens müßt Ihr dieses Kind sehr lieben, weil es das einzige ist, das Euch Eure Tochter hinterlassen hat."

„O ja, ich liebe es sehr; aber wenn man arm ist, wäre es besser, man hätte gar keine."

August sieht die alte Bäuerin von Neuem an, und die Häß-

lichkeit ihres Gesichtes wundert ihn nun nicht mehr so sehr. Er nimmt Coco auf seine Knien, läßt ihn Milch trinken, Brod und Butter essen und ergötzt sich an der Betrachtung seines hübschen Gesichts und seiner schönen blonden Haare. Die Alte scheint ganz erstaunt über die Liebkosungen, welche der schöne Herr an das Kind verschwendet, und murmelt zwischen den Zähnen: „O, Ihr verderbt ihn! . . . das taugt nichts!“

„Lernt er lesen, schreiben?“

„Warum nicht gar!... und woher das Geld nehmen; überdies habe ich nicht Lust, einen Gelehrten aus ihm zu machen... braucht man denn das, um einen Karren zu führen?“

„Aber Ihr könntet ihm wenigstens ein besseres Lager geben, als dieses da!“

„Wir haben hier nur Teppiche zu einem Bett, und bei meinem Alter ist es billig, daß ich sie habe; sein Vater liegt wie er auf einem Strohsack . . . ich versichere Euch, daß er deßhalb nicht schlechter schläft.“

„Hier, Mutter Magdalena, nehmt dieses, kaufet das Nöthige, um diesem Kind ein Bett zu machen, und behandelt es nicht mehr so hart.“

Mit diesen Worten ist August aufgestanden und hat noch sechs Fünffrankenstücke in die Hand der Alten gedrückt: diese, welche noch niemals so vieles Geld auf einmal gesehen hatte, macht Verbeugungen über Verbeugungen, während sie den Fremden mit Danksagungen überhäuft und zu dem Kinde sagt: „Mach' doch, Coco, danke dem Herrn, welcher alles das für Dich gibt. Willst Du sogleich Dich bedanken?“

Das Kind blickt seine Großmutter verlegen an.

„Laßt ihn,“ sagte August, indem er ihn küßte; „er kennt den Werth des Geldes noch nicht . . . der Kuß, den er mir gibt, wird um so aufrichtiger sein. Adieu, mein kleiner Coco . . . Ah! den Weg nach Livry, seid so gut?“

„Geht auf diesem Fußweg, Herr, er wird Euch auf die Landstraße führen ... Ihr werdet in einer halben Stunde dort sein. Soll Euch Coco geleiten?"

„S'ist nicht nöthig."

August verläßt die Hütte; das Kind sagt ihm Lebewohl und ruft ihm noch von Weitem nach: „Gelt, Du kommst wieder und spielst mit mir?"

„Ja," sagt August, „ich verspreche es Dir."

Viertes Kapitel.

Einige Portraits nach der Natur.

Seit elf Uhr Vormittags erwartete man Delville auf Herrn Destivals Landgut. Madame Destival, eine dreißigjährige Brünette, mit lebhaftem Auge, vielsagendem Blicke, welche durch einen eleganten Anzug die Vortheile eines schlanken Wuchses und verführerischer Formen hervorzuheben verstand, Madame Destival, sage ich, hatte ihre Toilette beendigt. Diese soll auf dem Lande einfach sein: es gibt jedoch gewisse Négligé's, welche vielfacher Vorbereitungen bedürfen. Da übrigens Madame hübsch, auch noch jung ist, so bedurfte sie nur einer halben Stunde, um ein weißes Mousselinkleid anzuziehen, einen orangegelben Gürtel umzulegen und mit Grazie ihre Haarlocken zu ordnen, in welchen sich eine Bandschleife von der Farbe ihres Gürtels befindet; zuletzt hat sie Julien nur sechs Mal gefragt, ob ihr gelb gut stehe.

Julie hat ihrer Gebieterin geantwortet, sie sei zum Entzücken, das Gelbe lasse den Brünetten sehr gut, zudem dürfte Madame unbesorgt alle Farben tragen. Madame hat Julien, die nur vierundzwanzig Jahre alt, aber äußerst häßlich ist — eine nicht zu verachtende Eigenschaft bei Kammerjungfern — gnädig zugelächelt.

Herr Destival zählt zehn Jahre mehr, als seine Frau: er ist lang und hager, nicht schön, aber hat Ausdruck in der Physiognomie; unglücklicher Weise freilich deutet dieser Ausdruck nicht auf einen liebenswürdigen Mann, über dessen Verstand man die Häßlichkeit vergessen könnte; vielmehr spricht sich in seinen Zügen Anmaßung, übertriebene Selbstzufriedenheit und ein beständiger Hang zur Malice aus; seine auf den Stülp vorgelegte Feldmütze scheint dem Ganzen das Siegel aufzudrücken.

Er war bei der Verwaltung angestellt gewesen: mit dem Beibringen seiner Frau hatte er die Stelle eines Auktionscommissärs gekauft und sie sodann mit Nutzen wieder verkauft; er sprach nie von Politik, aus Furcht, sich Ungelegenheiten zuzuziehen, wohl auch deßhalb, weil er selbst nicht wußte, welcher Meinung er angehöre; dagegen besaß er das Geschick, ein Geschäftsbureau zu gründen, zahlreiche Clienten zu erhalten und seine Kapitalien zu verdreifachen. Freilich versäumt er auch kein Mittel, sich in Schwung zu bringen; er gibt Abendgesellschaften, Bälle, kleine Punschreunionen, und Madame mit ihren feurigen Blicken und ihrer reizenden Haltung macht mit unendlicher Grazie die Honneurs des Hauses.

Der Landsitz, den man im Sommer öfters bewohnt, ist groß genug, um eine zahlreiche Gesellschaft zu empfangen und sieben bis acht Freunde über Nacht zu behalten. Da der Herr, der ein Cabriolet hält, nie mehr als höchstens einen Tag aussetzt, ohne in Geschäften nach Paris zu fahren und bisweilen über Nacht ausbleibt, so hält die Frau — welche sehr furchtsam ist, obgleich sie sehr entschlossen aussieht — viel darauf, einen Freund ihres Mannes bei sich zu behalten ... zu ihrem Schutze natürlich.

Ein junger Mann mit zwanzigtausend Livres Renten mußte nothwendig bei Herrn Destival sehr gut aufgenommen werden; August hatte daher kaum drei Monate seine Bekanntschaft gemacht, so behandelte man ihn schon als einen intimen Freund:

der Hausherr lud ihn ohne Unterlaß zu sich ein, sowohl in Paris, als auf dem Lande, und Madame lud ihn insbesondere gerne ein ... mit ihr zu musiciren.

Aber es ist zwölf Uhr vorüber und Herr Dalville noch nicht gekommen. Madame ist übler Laune, Julie hat sich an ein Fenster im zweiten Stock gestellt, um nach ihm zu vigiliren, und der Hausherr läuft von Zimmer zu Zimmer mit dem Ausruf: „Teufel... mein Freund Dalville bleibt sehr lange aus ... und er hatte doch versprochen, frühzeitig zu kommen, zum Déjeuner hier zu sein."

„Erinnert sich denn Herr August jemals an ein Versprechen?" fragte Madame ärgerlich.

„O, daran bist Du wieder Schuld, Du, die ihm immer Etwas anzuhaben sucht ... ihn angreift ... verhöhnt ..."

„Ich, mein Herr? ... Was geben mich die Liebhabereien, die Fehler des Herrn Dalville an? wann haben Sie jemals gesehen, daß ich Zank mit ihm suchte?"

„Ich weiß wohl, daß es nur zum Scherze geschah ... aber Du bist etwas kaustisch, meine theure Emilie ... Du wirst anzüglich! Freilich auch ich, ich muß es gestehen, wäre sehr beißend, wenn ich mir nicht Gewalt anthäte; oft bin ich es sogar unwillkürlich. Uebrigens ist Dalville ein herrlicher Junge ... von guter Geburt ... reich ... talentvoll ..."

„O, was seine Talente anbelangt ... federleicht!"

„Ich hielt ihn doch für sehr stark auf der Geige!"

„Ach nein, er spielt häufig falsch ... nun, Julie, siehst Du Jemand kommen?"

„Ach, mein Gott, nein, Madame, ich mag mich umsehen, so viel ich will ... Schade für alle die Käse, die ich der Denise abgenommen habe! ... Das ist doch sehr widerwärtig!"

„Bitte, Mamsell, lassen Sie uns doch mit ihren Käsen in Frieden ... steigen Sie auf's Belvedere ... von dort werden Sie weiter sehen."

„Wie Sie befehlen, Madame."

Julie entfernt sich und der Hausherr fährt fort: „Du wirst mir doch nicht widersprechen, hoffe ich, daß Herr Dalville eine schöne Stimme hat?"

„Schön? ... je nun, eine Stimme, wie man sie überall findet!"

„Mir scheint doch, er singt ausgezeichnete Duette mit Dir ... besonders das aus dem Maulthiertreiber, Du weißt jenes, in welchem vorkommt: „„Welche Lust! welche Lust!"" und das ausgeht mit: „„Kuckuk! Kuckuk!""

„Sie sind unausstehlich, mein Herr, mit Ihrem Kuckuk!"

„Er spielt Contretänze auf dem Piano ..."

„Wer spielt heutzutage keine?"

„Ich zum Beispiel ... allerdings war ich immer so sehr mit Geschäften überhäuft, daß ich nothgedrungen meine Neigung für die Musik vernachlässigen mußte ... mit einem Wort, Dalville ist heiter, liebenswürdig, fröhlichen Humors ..."

„Es gibt Tage, wo er keine drei Worte zusammenbringt!"

„So höre doch, ich selbst, wenn ich ein bedeutendes Geschäft im Kopfe habe, bin auch nicht so liebenswürdig wie gewöhnlich ... das kann Jedem passiren. Um auf Dalville zurückzukommen, er ist reich, jung ... ah! welche Idee! ... welch' köstliche Idee!"

„Nun was ist es, mein Herr?"

„Ich muß ihn verheirathen."

„Herrn August verheirathen! ... Aber was geht das Sie an? ... Sind das Ihre Geschäfte?"

„Ei, besorge ich denn nicht die der Andern? Dieses da kann sehr gut ausfallen und ..."

„Um's Himmels Willen, mein Herr, machen Sie nur keine Heirathen ... ich bitte Sie. Verstehen Sie sich denn darauf?"

„Ich schmeichle mir, ja, Madame."

„Ein Mann mit einem Geschäftsbureau kuppeln, pfui doch! ... das wäre widersinnig ... und Ihr Gewehr, mein Herr, haben Sie auch daran gedacht?"

„Ja, Madame, ich habe Baptist befohlen, es zu putzen, und Dalville muß mir seinen Bertrand, diesen alten Soldaten, mitbringen; er wird mich darauf einüben ... denn, wie Sie wissen, Madame, hat man einen Wolf in der Gegend bemerkt, was sehr unangenehm ist, da Alles dadurch in Unruhe versetzt wird."

„Ich dächte, dieser Umstand sollte nicht davon abhalten, in dem Walde eine Streife zu machen."

„Im Gegentheil, Madame, gerade ich habe diese Sicherheitsmaßregel veranlaßt ... ich will den Wolf sehen, Madame."

„Daran werden Sie sehr wohl thun, mein Herr."

Die Unterredung wird durch ein Geräusch im nächsten Zimmer unterbrochen.

„Ah, da kommt er ohne Zweifel, unser lieber Dalville," sagte Herr Destival.

Madame gibt keine Antwort, aber sie bereitet eine schmollende Miene vor, mit der sie dem Ankommenden ihre Stimmung ausdrücken will. Die Person indeß, welche man hört, tritt noch nicht ein, sie fährt fort, ihre Füße auf dem Strohboden abzureiben. Herr Destival öffnet die Saalthüre und erblickt statt Augusts einen kleinen Mann von fünfundfünfzig Jahren, mit einer blonden Perrücke, einem breitgeränderten Strohhut, breitschößigem Rock, kurzen Hosen und schinirten Strümpfen, der nicht fertig wird, seine Füße auf dem Strohboden des Vorzimmers abzuputzen.

„Ah, das ist ja Herr Monin, unser Nachbar!" sagt Herr Destival, als er den kleinen Herrn wahrnimmt. Beim Namen Monin macht Madame Destival eine Geberde der Ungeduld, indem sie vor sich hinbrummt: „Welche Langweilerei! ... was brauchen wir diesen Besuch!"

„St, st! ... ruhig doch, Frau, er hat im Sinne seine Apotheke

zu verkaufen und ein Haus zu kaufen... Ich will, daß er mit uns speise."

Damit kehrt Herr Destival in das Vorzimmer zurück, wo Herr Monin noch immer seine Füße auf dem Strohboden abreibt.

„Nun, mein lieber Herr Monin, warum treten Sie nicht ein? Was Teufels machen Sie denn da so lange?... Mir scheint doch, es sei herrliches Wetter! Sie konnten sich unmöglich beschmutzen."

„Ach, das will ich Ihnen sagen. Als ich durch den Hof ging, schaute ich den Himmel an, um zu sehen, ob wir ein Gewitter bekommen würden, und da trat ich auf einen Düngerhaufen, den ich nicht bemerkt hatte..."

„Baptists Fehler! Dieser Dünger sollte weggebracht sein."

„Jetzt bin ich fertig."

Endlich verläßt Herr Monin den Strohboden, sieht Herrn Destival mit großen vorstehenden Augen an, in denen man vergeblich einen Gedanken suchen würde, schneidet ein Lächeln, das sein Gesicht in zwei Hälften theilt, wovon indeß eine Nase von enormem Umfang nicht berührt wird, welche ohne Unterlaß so voll mit Tabak gestopft ist, wie eine Pfeife, die man noch nicht angezündet hat.

„Wie steht es mit Ihrer Gesundheit, Herr Nachbar?"

„Sehr gut, Herr Monin... Kommen Sie doch herein, meine Frau ist da; sie wird erfreut sein, Sie zu sehen."

Herr Monin tritt in den Saal und zieht seinen Strohhut ab, indem er eine tiefe Verbeugung vor Madame Destival macht, welche diese Höflichkeit mit einem Lächeln erwidert, das für eine Grimasse gelten könnte: aber Herr Monin nimmt die Sache von der guten Seite und bringt seine unvermeidliche ihm noch vom Rezeptirtische anklebende Phrase hervor: „Wie steht es mit Ihrer Gesundheit, Madame?"

„So so, mein Herr... im Augenblicke nicht zum Besten... ich habe Nervenleiden... Herzklopfen."

„Kommt vom Wetter, Madame; die Hitze ist heute sehr stark, wir haben sechsundzwanzig $^3/_{10}$ Grad."

„Siebenundzwanzig, Herr Nachbar," sagt Destival, auf seinen Thermometer sehend.

„Sonderbar! so viel hat es bei mir nicht ... und ist doch die ganz gleiche Lage; meine Frau sagt auch, der meinige wolle seit einiger Zeit nicht mehr gehörig steigen."

„Und Madame Monin, warum hat sie Sie nicht begleitet?"

„Sie macht Gurken ein, und das wird sie den ganzen Tag in Anspruch nehmen, denn sie reibt eine um die andere sorgfältig ab ... heute wird sie gar nicht ausgehen."

„Ich statte den Gurken meinen Dank ab," sagt Madame Destival ganz leise, indeß Herr Monin, unter beständigen Bemühungen, noch eine Prise in seine Nase zu zwängen, fortfährt: „Meine Frau hat mir gesagt: „„Ich brauche Dich nicht, Monin, gehe spazieren,"" da bin ich dann gekommen, Sie zu besuchen."

„Sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Nachbar. Hoffentlich bleiben Sie den ganzen Tag bei uns?"

„Ja, wenn Ihnen das keine Ungelegenheit macht, so will ich wohl, denn ich muß Ihnen nur im Vertrauen sagen, wenn meine Frau Gurken einmacht, so beschäftigt sie sich nicht gerne mit der Küche."

„Also einverstanden; Sie bleiben bei uns. Sie werden Herrn Dalville kennen lernen, einen angenehmen, sehr heitern jungen Mann. Sein Bedienter, ein alter Militär, soll mir eine Exercirstunde geben, denn ich bin zum General ernannt."

„Wie so?"

„Ei nun, für die Streife, die man machen wird."

„Ah! ich wollte gerade sagen ..."

„Werden Sie nicht dabei sein, Herr Monin?"

„Ach, ich will Ihnen sagen: als ich noch mein Entenhaus hatte, ja da ..."

„Madame, Madame! eine süperbe Kalesche fährt in den Hof," sagt Julie, in den Saal herein eilend.

„Eine Kalesche!"

„Mit Herrn und Frau von la Thomassinière."

„Wie ... sie sind gekommen? Ah, wie liebenswürdig von ihnen!" ... ruft Herr Destival, an's Fenster laufend.

Madame Destival theilt die Freude ihres Mannes nicht ganz, indessen steht sie auf, um sich von der Ankunft ihrer neuen Gäste zu überzeugen und geht hinab, sie zu empfangen, weil Leute, welche eine Kalesche und Livrée haben, alle mögliche Rücksicht verdienen. Darum fliegt Herr Destival seiner Frau nach und läßt Herrn Monin stehen, der ihm eben sagen wollte, wie oft er auf der Jagd gewesen sei, und der, als er sich im Saale verlassen sieht, zu seinem gewöhnlichen Mittel Zuflucht nimmt und, Dank einer übermenschlichen Beharrlichkeit, dazu gelangt, noch einige Finger voll Tabak in seine Nasenlöcher zu schieben.

Herr von la Thomassinière, dem zu Ehre man so schnell hinabeilt, ist ein Mann von ungefähr vierzig Jahren. Als er in einem Alter von noch nicht ganz achtzehn Jahren nach Paris kam, hieß er ganz einfach Thomas und schämte sich damals noch nicht seiner Mutter, welche in seinem Heimathdorfe eine kleine Schenke hielt. Aber der Aufenthalt in der Hauptstadt hat aus Herrn Thomas einen ganz andern Menschen gemacht; erst Krämercommis, dann Buchführer, dann Pfandwucherer, endlich großer Geschäftsunternehmer, war Herr Thomas vom Glück begünstigt worden; er hat mit Renten spekulirt, hat ansehnliche Gewinnste gemacht und von nun an sein Dorf vergessen, und den Ton, die Manieren eines Weltmannes angenommen. Von niedrigem Ursprunge aus weit hinaufzusteigen ist kein Unrecht, im Gegentheil, wenn Jemand durch seine Arbeit emporkommt, der eigene Schmied seines Glückes ist, so darf man bei ihm mehr Verdienst voraussetzen, als bei einem, der, auf den Schultern Anderer, zum Gipfel der Ehrenstellen

gelangt. Was man aber den Emporkömmlingen niemals verzeihen kann, ist ihr gezwungener Stolz, Uebermuth und der Wahn, als können Sie Namen und Rock, den sie vorher trugen, dadurch in Vergessenheit bringen, daß sie die Manieren großer Herren annehmen. Herr Thomas gehörte zu diesen Thoren. Er hatte den Anfang damit gemacht, seinen allzu bürgerlich klingenden Namen in von la Thomassinière umzuwandeln; dann, statt seine Mutter von ihrem Dorfe hinweg zum Mitgenuß seines Glückes zu berufen, hatte er ihr bloß eine kleine Summe Geldes gesandt, damit sie den Schild „zum gelehrten Esel" abnehme und keinen Wein mehr verkaufe, dabei ihr aber ausdrücklich verboten, nach Paris zu kommen, weil dort die Luft, wie er sagte, für alte Weiber höchst ungesund sei. Sofort hatte Herr von la Thomassinière ein großes Haus eingerichtet, Wagen, Lakaien, Livrée sich beigelegt, ein prachtvolles Landgut und eine sehr schöne, achtzehnjährige Frau gekauft, die man ihm nebst einer Mitgift von hunderttausend Franken abgelassen und welche nicht einmal gefragt hatte, ob ihr Mann hübsch oder häßlich sei, weil sie, vermöge ihrer ausgezeichneten Erziehung, wußte, daß ein Zukünftiger, welcher Chaisen und Pferde besitzt, immer ein hübsches Gesicht hat, und daß zudem eine Frau nicht gehalten ist, bloß ihren Mann anzusehen.

Herr von la Thomassinière, als Dandy gekleidet und die Manieren der großen Welt nachäffend, wobei jedoch immer etwas aus dem „gelehrten Esel" durchschimmerte, sagte bei jedem Anlasse: „Mein Landgut, meine Ländereien, meine Leute, meine Pferde," nur in Betreff seiner Frau machte er eine Ausnahme mit dem Besitzbeiwort. Was Madame betrifft, so vergönnte dieses lebhafte, warmblütige, leichtsinnige, auf nichts als ihre Toilette und Lebenslust bedachte Weibchen dem Herrn Gemahl nur die Rede, um Geld von ihm zu verlangen oder um sich über die Vorbereitungen zu einem Feste mit ihm zu besprechen.

„Ei, da sind sie ja, unsere theuren Freunde!" rief Herr

Destival, indem er zu Frau von la Thomassinière hinsprang, um ihr vom Wagen zu helfen, während deren Gemahl seine Pferde und den Glanz seiner Livrée selbst bewundert.

„Guten Tag, Destival! ... Lapierre, besorge meine Pferde gut ... Madame, ich lege mich zu Ihren Füßen ... Lakaien, bedecket meine Kalesche wieder, es könnte hineinregnen ... wir kommen ohne viele Umstände ... es genirt Sie doch nicht, daß ich einige meiner Leute mitgebracht habe?“

„Nicht im Mindesten; ich habe ja die Mittel, um sie zu logiren und zu speisen“ ... antwortet Herr Destival, indem er sich in die Lippen beißt, weil sein bescheidenes Cabriolet vor der glänzenden Kalesche gänzlich verschwinden muß, und Baptist und Julie, aus welchen seine ganze Dienerschaft besteht, von einem einzigen dieser langen Kerls, die Herr von la Thomassinière nachschleppt, in Schatten gestellt werden. Trotz dieser Beobachtung ergießt er sich aber nicht minder in einen Strom von Höflichkeiten, und nur der Wunsch, gleichfalls sein Haus zu vergrößern, wird in ihm um so lebendiger. Darum denkt auch unser Geschäftsmann, während er der Frau von la Thomassinière die Hand reicht: „Ich muß Dalville verheirathen, muß Monins Apotheke verkaufen und ihm ein Haus kaufen; dann kann ich mir einen kleinen Jockey nehmen; ein Schwarzer muß es sein, den ich roth anziehe, das macht einen süperben Contrast, der schon von Ferne auffällt.“

Die beiden Damen haben sich jetzt geküßt.

„Guten Tag, meine theure Freundin.“

„Guten Tag, meine Beste.“

„Wie artig, daß Sie uns besuchen!“

„Wir werden bis morgen bleiben.“

„Welch' geschmackvoller Kopfputz!“

„Finden Sie das?“

„Zum Entzücken ... auch liebe ich diesen Schnitt des Kleides ausnehmend.“

„Es ist die allerneueste Mode . . . übrigens nicht ausgeschnitten genug."

„Wenn auch . . . ich muß auch einen solchen Stoff haben . . . er ist äußerst geschmackvoll."

„O, sehr einfach . . . Das Kleid kostet nur zweihundert Franken . . . aber auf dem Lande und bei guten Freunden geht es schon . . . Ich werde Ihnen die Adresse meines Kaufmanns geben."

Und Madame Destival begleitet die Frau von la Thomassinière die Treppe hinauf, indem sie sie mit Complimenten überschüttet und die lebhafteste Freude heuchelt, um ihren geheimen Aerger desto besser zu verbergen, denn die Neuangekommene ist in der That hübsch, sehr jung und von einnehmender Lebhaftigkeit, und zudem hat sich Daville, den man immer erwartet, noch nie in ihrer Gesellschaft befunden. Dalville, der so leicht Feuer fängt, könnte gar wohl der Frau von la Thomassinière den Hof machen und diese ihm Gehör schenken. Alles dies versetzt Madame Destival insgeheim in sehr üble Laune; sie affektirt jedoch nur eine um so größere Liebenswürdigkeit, weil man in der großen Welt sich verstellen und anders sprechen muß, als man denkt; denn darin besteht das große Geheimniß der feinen Lebensart.

Frau von la Thomassinière ist in den Salon getreten, wo Herr Monin zurückgeblieben war, der eben wieder auf dem Punkt steht, einen neuen Angriff auf seine Nase zu machen, aber beim Anblick der eleganten Dame innehält, zurückweicht, seinen Strohdeckel abzieht und, obgleich ihm die junge Dame noch unbekannt ist, seine unausbleibliche Phrase: „Wie steht es mit Ihrer Gesundheit?" wieder beginnen will.

Aber die Modedame läßt dem Exapotheker keine Zeit, zum Worte zu kommen; sie unterdrückt mit dem Schnupftuch einen Ausbruch des Lachens, das ihr Monins originelles Gesicht entlockte, und wendet sich an Madame Destival mit der Frage: „Was ist denn das da?"

„Ein Nachbar ... außerordentlich reich, aber eben so einfältig als langweilig."

„Ei, desto besser; wir werden uns über ihn lustig machen ... man muß ohnehin ein wenig lachen ... Erwarten Sie noch weitere Gesellschaft?"

„Doch ... ja ... wir erwarteten einen jungen Mann ... einen intimen Freund von-Herrn Destival ... Herrn August Dalville ... kennen Sie ihn?"

„Nein, aber ich habe viel von ihm reden hören ... er macht Aufsehen mit seinem Glück bei Frauenzimmern, seinen Eroberungen ... es wäre mir sehr angenehm, seine Bekanntschaft zu machen ... Im Allgemeinen sind diese Taugenichtse immer liebenswürdig, nicht wahr, meine Theure?"

„Ja doch ... bisweilen ... nicht immer; übrigens werden Sie selbst urtheilen."

„Man sagt, er sei ein sehr hübscher Junge?"

„Wie man das nehmen will: ein erträgliches Gesicht, nichts weiter ... ziemlich schöne Augen, dagegen ein etwas großer Mund ... sehr dicke Lippen ... ich liebe diese Gesichtsform nicht im Mindesten."

„Und ich liebe die zusammengekniffenen Munde nicht ... Ist er blond oder braun?"

„Ich erinnere mich in der That kaum ... ich glaube, eher braun ..."

„Ich meine gehört zu haben, Herr Dalville besuche Ihr Haus sehr fleißig."

„Nicht doch ... meinen Mann, Geschäfte halber."

„Ist er nicht musikalisch?"

„Ein wenig."

„Ich habe eine Nokturne mitgebracht, in die ich verliebt bin, er wird sie mit mir singen können ..."

„Herr Dalville wird gewiß entzückt sein, Sie zu accom-

vagniren . . . Verzeihung, meine schöne Freundin, ich habe einige Befehle zu geben . . . auf dem Lande macht man keine Umstände."

„Das will ich hoffen: ich will einstweilen Ihren Garten besehen."

„Gehen Sie . . . ich will das Frühstück serviren und Sie dann rufen lassen."

Die elegante Dame hüpft die Gartentreppe hinab und Madame Destival geht in ihr Schlafzimmer, wo sie sich in einen Lehnstuhl wirft und zu ihrer Kammerjungfer, die eben eintritt, sagt: „Ach, Julie . . . welche Widerwärtigkeit . . . Ich kann nicht mehr, ich ersticke!"

„Das glaube ich wohl, Madame, es ist kein Wunder! erwartete Gäste nicht kommen sehen und ein ganzes Schock Personen empfangen müssen, die man nicht erwartete!"

„Herr Destival ist grausam mit seiner Wuth, Jedermann, der ihm begegnet, einzuladen! . . . Er könnte es nicht ärger machen, wenn er ein Schloß hätte."

„Dieser alte Esel von Monin . . . der nichts als essen und trinken kann . . ."

„Wenn nur er es wäre, man achtet eben nicht auf ihn, damit basta."

„Wird seine Frau auch kommen?"

„Nein, Gott sei Dank, sie macht Gurken ein."

„Das ist ein Glücksfall, denn sie hat eine sehr böse Zunge, die Frau Monin, und eine Neugierde . . . denken Sie, sie läuft immer in die Küche, um zu sehen, was gekocht wird."

„Und trotz dem wäre sie mir noch lieber gewesen, als diese Thomassinières, die einen Ton annehmen, sich ein Ansehen geben . . . unausstehliche Ansprüche machen."

„Außerdem, hat man jemals gesehen, daß ein Besuch mit drei Domestiken aufmarschirt, die man unterhalten soll? . . . Die Kerls werden hier Alles auffressen."

„Julie, wie viel Uhr ist es?"

„Zwölf Uhr vorüber, Madame."

„Er wird nicht kommen ... es ist mir jetzt recht lieb ... lasse das Frühstück auftragen ... man wird erst um halb sieben Uhr zu Mittag speisen."

„Ganz gut, so werden wir doch das Nachtessen bei ihnen ersparen."

Julie entfernt sich. Madame stellt sich vor ihren Spiegel, beäugelt sich einige Minuten darin, legt einige Locken zurecht und geht dann mit den Worten: „Für diese Leute da bin ich schön genug!" Jetzt sucht sie Frau von la Thomassinière im Garten auf, deren Mann, kaum angelangt, von Herrn Destival Feder und Dinte gefordert hat, um augenblicklich eine wichtige Note über ein bedeutendes Geschäft zu schreiben. Herr Destival hat den Spekulanten in sein Cabinet verpflanzt, indem er ihm sagte: „Geniren Sie sich nicht, thun Sie als wären Sie zu Hause, ich lasse Sie allein," und Herr von la Thomassinière, der allein an dem Schreibtische geblieben, kratzt sich am Kopfe, betrachtet die Federn und schreibt nichts, aus dem einfachen Grunde, weil er nichts zu schreiben und keine Note zu geben hat; aber ein Mann, der große Spekulationen macht, muß immer viel beschäftigt erscheinen und ein Schreibzeug verlangen, das imponirt den Dummköpfen, den Leichtgläubigen und bisweilen sogar den Gescheiten; nur die Intriguanten lassen sich mit dergleichen kleinen Pfiffen nicht fangen, weil sie selbst häufig damit umgehen.

Von la Thomassinière hinweg geht Destival zu Monin zurück, der sich nicht darüber aufhält, daß man ihn vernachlässigt, weil er das von seiner Frau gewohnt ist.

„Nun, Herr Nachbar, haben wir unsere Apotheke verkauft?" fragt der Geschäftsmann, Herrn Monin auf die Achsel klopfend.

„Noch nicht, Herr Nachbar ... und das ist mir gar nicht lieb, weil ich Ihnen sagen will, daß die, welche provisorisch das Geschäft versehen, nicht meine Manier haben, und ..."

„Ich werde die Geschichte für Sie verkaufen und hoffe, Sie diesen Winter in Paris zu sehen; Herr Monin, wo wir näher miteinander bekannt werden wollen."

„Gewiß, mein Herr."

„Sie werden Ihr Spielchen in meinem Hause machen."

„Spielt man Musch bei Ihnen?"

„Nein, aber Ecarté, Boston ... Ich habe Ihnen ein sehr schönes Haus anzubieten."

„Wirklich?"

„Ja, durch Zufall, fast geschenkt."

„Ist es versichert?"

„Ich weiß es nicht . . . wir unterhalten uns noch weiter darüber. Machen Sie einen Gang durch den Garten . . . ich werde einstweilen nachsehen, ob wir etwas zu frühstücken bekommen."

Monin geht weg, und beim Umdrehen steht Destival vor seiner Frau, welche ausruft: „Wie, mein Herr, Sie laden Herrn Monin ein, uns in Paris zu besuchen?"

„Ganz gewiß, Madame."

„Auf dem Lande mag das der Nachbarschaft wegen noch gehen, aber in der Stadt! . . . ein Mensch, der nichts zu sagen, nichts zu thun weiß und nur Musch spielt."

„Er ist reich, Madame."

„Ei, mein Herr, deßhalb ist er doch so dumm wie eine Gans."

„Madame, er wird nicht der erste Ochse sein, den man bei mir gesehen hat . . . wenn man mit vielen Leuten zu thun hat, kann es nicht anders sein. Und zudem, an Ihren Witzköpfen, Ihren Schriftstellern, Ihren Poeten läßt sich kein Heller verdienen."

„Wenn Sie das Geld so sehr lieben, mein Herr, warum denn alle Welt auf Ihr Landgut einladen? . . . Damit ruinirt man sich, mein Herr."

„Trösten Sie sich, Madame, ich lade nur Leute ein, die mir nützlich sein können! . . . O, ich bin sehr fein, ich rieche den Braten

von Weitem ... Herr von la Thomassinière ist eine ausgezeichnete Bekanntschaft: es liegt mir viel daran, mich eng mit ihm zu verbinden. Ich weiß wohl, daß er oft sehr lächerlich ist; daß er den großen Herrn spielen will und ihm das nicht ansteht; daß er mitunter Redensarten und Ausdrücke preisgibt, die entsetzlich nach der Mistgrube riechen; daß er tödtlich abgeschmackt ist mit seinem Wagen, seinen Landhäusern, seinen Gütern und seinen Leuten, die er uns immer an den Kopf wirft; übrigens ist er doch ein Mann, den ich ganz besonders hochachte, weil ich, wie ich Dir eben sagte, sehr weit sehe, ich, Madame! ... Aber das Frühstück?"

„Reden Sie mit Baptist, mein Herr: ich habe meine Befehle Julien gegeben."

Madame Destival geht in den Garten. Die Modedame flatterte darin umher, indem sie sich einen Strauß pflückte.

„Sie sehen," sagte sie, „daß ich Ihre Blumen abbreche."

„Sie thun sehr wohl daran, meine theure Freundin, nehmen Sie was Ihnen gefällt."

„Ihr Garten ist lieblich."

„O, er ist nicht groß, aber er hat Schatten, und das liebe ich."

„Ich auch. Auf unserem Landgut Fleury habe ich einen Wald pflanzen lassen ... Sie sollten sehen, das wird charmant werden."

„Aber ehe die Bäume angewachsen sind."

„Ei, man hat lauter schon große Bäume genommen ... ich werde Ihnen dort nächsten Monat ein Fest geben und warte nur noch, bis die Malereien und Verschönerungen, die ich daselbst anbringen lasse, fertig sind; dann ziehe ich einen Monat hin. Aber ich werde viele Leute mitbringen, denn ich liebe das Land nur mit großer Gesellschaft."

„Ich liebe die Einsamkeit."

„Ach Gott! Ich würde sterben, wenn ich einen einzigen Tag allein sein müßte."

„Sie lieben also die Lectüre nicht?"

„Ja ... doch nur einen Augenblick, so etwa vor dem Einschlafen, es ermüdet mich zu sehr."

„Und Musik?"

„Die treibe ich bloß, wenn man mir zuhört."

„Zeichnen?"

„Ach, das war eine Beschäftigung in der Pension ... Auf meinem Landgute will ich ein kleines Theater haben; wir werden Comödie spielen, das ist unterhaltend ... Ich spielte häufig in der Pension ... besonders liebte ich die Rollen, wo man häufig die Toilette wechselte."

„Sie sind ein Kind."

„Mein Gott! man muß sich doch die Zeit vertreiben ... wenn nur mein Mann dazu da wäre, mich zu unterhalten ... Ach du lieber Himmel, wie würde es da mit mir stehen? ... Ein Mann, der mit nichts als Berechnungen, Wechseln und Gott weiß was noch beschäftigt ist! ... Diese Bureaumenschen sind nicht sehr liebenswürdig."

Inzwischen waren diese Damen in eine andere Allee getreten und standen mit einem Male vor Herrn Monin, der in tiefer Betrachtung eines Zwetschenbaumes mit sehr großen Früchten zu weilen schien; beim Anblick der Nahenden zieht er seinen Strohdeckel ab und brummt: „Wie steht es mit ..." Doch plötzlich bricht er mitten in der Phrase ab, weil er sich erinnert, daß er die Damen schon im Saale gegrüßt hat; jetzt wendet er sich um und deutet auf den Baum, indem er sagt: „Der gibt sehr schönes Obst."

„Wie, meine Theure, Sie haben Fruchtbäume in Ihrem Garten!" ruft die Modedame; „das ist gegen allen guten Ton; man muß Alles das herausreißen und Ebenholzbäume, Akazien, Sycomoren an die Stelle setzen."

„O, unser Garten ist ganz anspruchslos," antwortet Madame

Destival, sich ärgerlich auf die Lippen beißend, „es ist kein Park wie auf Ihrem Landgut, und Herr Destival liebt das Obst über die Maßen."

„Er hat Recht," antwortet Monin, der sich näher an den Zwetschenbaum gemacht hatte, als Frau von la Thomassinière vom Ausreißen desselben sprach; „das Obst ist des Körpers Freund, wenn man es recht reif ißt. Zudem will ich Ihnen sagen ..."

„Und vollends Zwetschen!" fiel ihm die Zierpuppe ein; „pfui, das ist gemein, das überläßt man den Domestiken."

„Ja, wenn Herr Destival einmal sein Glück gemacht hat, dann werden wir einen besondern Obstgarten anlegen; einstweilen aber sind wir so gemüthlich, uns mit einem kleinen Gütchen zu begnügen ... Wir sind einmal nicht aus einem großen Hause ... in keinen Palästen geboren."

Madame Destival legte boshafter Weise einen besondern Nachdruck auf die letzten Worte, aber Frau von la Thomassinière scheint nicht darauf zu achten, ebenso unbesonnen als rücksichtslos, sagt sie die verletzendsten Dinge, ohne daran zu denken; und wenn sie immer von ihrer Toilette, ihren Diamanten und ihrem Landgut spricht, so geschieht es mehr aus Gewohnheit, als Eitelkeit, während der Wunsch, mit seinem Vermögen Parade zu machen, der Hebel aller Handlungen ihres Mannes ist.

„Das Frühstück erwartet Sie, meine Damen," sagte Herr Destival, indem er auf galante Weise der Zierpuppe seinen Arm zu reichen eilte; „kommen Sie, es ist spät, Sie müssen Appetit haben, und meiner Treu', wenn Dalville kommt, so soll er eben allein frühstücken."

Der Hausherr entfernt sich mit der jungen Dame. Herr Monin hat bereits seinen Strohdeckel abgezogen und trifft Anstalt, seine Hand der Madame Destival anzubieten; diese, seine Absicht ahnend, verschwindet durch eine andere Allee, und der kleine Mann, als er die Dame nicht mehr bemerkt, faßt den Entschluß, allein

in den Speisesaal zu gehen; wirft aber zuvor noch einen zärtlichen Blick auf den Zwetschenbaum.

Man sitzt zu Tisch ... Herr von la Thomassinière hat das Cabinet noch nicht verlassen.

„Man sage ihm doch, daß wir frühstücken wollen," rief Herr Destival, „und nur noch auf ihn warten."

Baptist geht hinauf und ruft durch die Thüre des Cabinets: „Herr von la Thomassinière, das Frühstück ist aufgetragen."

„Gut, sehr gut, ich komme gleich hinab," antwortet la Thomassinière, indem er fortfährt, kleine Papierkügelchen in den Fingern zu rollen, „ich habe nur noch eine Note zu machen."

Der Diener richtet diese Antwort aus.

„Welch' entsetzlicher Mann mit seinen Noten," sagt Madame Destival; „er hat also keinen Augenblick frei, nicht einmal auf dem Lande!"

„Mein Mann!" antwortet die Modedame, „ach, meine liebe Freundin, er ist das unausstehlichste Wesen mit seinen Schreibereien! ... Nie ist er zur Essenszeit fertig, nicht einmal, wenn wir zwanzig Personen zum Diner haben, was sehr oft geschieht; man muß ihn immer drei bis viermal rufen lassen."

Nachdem Herr von la Thomassinière noch fünf Minuten lang Papierkügelchen gemacht hatte, enschloß er sich endlich, in den Speisesaal hinab zu gehen.

„Um Verzeihung, hier bin ich ... ich kann nichts dafür," sagte er, sich zu Tische setzend; „man hätte nicht auf mich warten sollen ... es kam mir da wieder eine gewisse Spekulation in den Kopf ... ich bitte um ein Stückchen Geflügel und ein Glas Bordeaux; ich esse sonst nichts des Morgens ... Nun, Athalie, haben Sie die Blumenbeete der Madame Destival ordentlich geplündert?"

Athalie, welche für eine Zierdame sehr viel ißt, antwortet ihrem Manne lachend: „Ich that, was ich wollte, mein Herr; Sie wissen wohl, daß Sie das nichts angeht."

„Ganz natürlich, Madame; ich bin bloß dazu da, das Geld zu geben, die Rechnungen zu zahlen ... so allemal zwölfhundert Franken für eine Putzmacherin ... das ist zwar etwas theuer ... aber Madame müssen natürlich immer das Beste haben.“

„Wenn Sie sich ärgern, mein Lieber, so wird die nächste Rechnung noch einmal so viel betragen.“

„Madame, Sie wissen wohl, daß ich mich, wenn es sich von Geld handelt nie lange bitten lasse ... das versteht sich ja doch von selbst. Wenn man reich ist, muß man die Kaufleute Geld verdienen lassen, nicht wahr, Destival?“

„Ganz gewiß,“ antwortet dieser, „ich bin gerade wie Sie ... Nun, wie finden Sie meinen Bordeaux? ... Sie sagen mir nichts darüber.“

„Er ist ziemlich gut ... doch ich habe bessern ... o, einen weit besseren; Sie werden das finden, wenn Sie bei mir trinken.“

„Und diese Crème, scheint sie Ihnen gut, Madame?“

„Ja doch,“ antwortet die Modedame, während Herr von la Thomassinière sich drei Löffel voll davon nimmt und dabei sagt: „So, das ist also Crème!“ dann mit einer kleinen Grimasse beifügt: „Ah, auf meinem Landgut haben wir vortreffliche Milchspeisen! ... mit denen läßt sich dies hier nicht vergleichen! ... Das ist etwas ganz Anderes ... und Geflügel ... ah, köstliches! ... Freilich wird es auch mit aller Sorgfalt gefüttert! ... Ihr Andern glaubt vielleicht etwas Gutes zu speisen, wenn Ihr ein Huhn, wie dieses da, esset ... kenntet Ihr aber meinen Hühnerhof in Fleury, so würdet Ihr dieses da für Pafel halten.“

„Demnach ist es ein Glück für uns, daß wir ihn nicht kennen,“ antwortet Madame Destival mit einem bedeutungsvollen Blick auf ihren Mann. Dieser, um diesem liebenswürdigen Gespräch ein Ende zu machen, wendet sich an Monin, der, seitdem er bei Tische sitzt, kein Wort gesprochen hat, sondern emsig an einem Geflügelfuß nagt, den er manchmal mit Tabak beizt, und

zugleich als Liebhaber eine schöne Pastete beäugelt, die vor ihm steht und zu der er zu sagen scheint: „Wie steht es mit Ihrer Gesundheit?“

„Wie steht's mit Ihrem Appetit, Herr Nachbar? Ich dächte, gut?“

„Ja ... ja ... das macht das Wetter ... Schnupfen Sie auch?“

Und Monin bietet Destival seine Dose an, hierauf dem Herrn von la Thomassinière, der ein Prischen nimmt, dann aus seiner Tasche eine goldene Tabaksdose zieht, solche eine Zeit lang mit Wohlgefallen betrachtet, und darauf in die Worte ausbricht: „Hier ist Virginier ... das ist der beste Tabak; er ist sehr theuer, aber ich liebe nur solchen. Versuchen Sie, mein Herr!“

Monin, der noch nie eine Prise ausgeschlagen hat, ist eben im Begriff, eine virginische zu nehmen, als man Rädergerassel im Hofe hört und Julie mit den Worten herbeieilt: „Herr Dalville kommt, sein Cabriolet ist eben eingefahren.“

Madame Destival lächelt zufrieden; die Modedame wechselt schnell den Teller, damit man die Reste ihres Frühstücks nicht vor ihr sehe; Herr Destival eilt, seinen theuern Freund zu empfangen, und Herr von la Thomassinière sagt zu sich selbst: „Dieser Dalville muß ein Millionär sein, daß seine Ankunft so viel Sensation erregt.“

Was Monin betrifft, der in einer Hand die Prise Virginier und in der andern seine Gabel hält, so wird er durch die rings um ihn eingetretene Bewegung bei Dalville's Ankunft so sehr verwirrt, daß er einen hübschen Bissen Schinken zur Nase und den superfeinen Tabak zum Munde führt. Sobald er jedoch seinen Irrthum gewahr wird, begnügt er sich, jedes an seinen rechten Platz zu bringen.

Fünftes Kapitel.

Das Exercitium, die Schaukel, das Gewitter und die Musik.

Destival, welcher Dalville entgegen gegangen ist, sucht ihn vergeblich mit den Augen und sieht bei dem Cabriolet nur den kleinen Toni und Bertrand, welcher ihm eine militärische Begrüßung macht.

„Nun, wo ist er denn? wo kam er herein?“ fragte Herr Destival.

Bertrand fährt mit der Zungenspitze über die Lippen und kratzt sich hinter den Ohren, um eine Antwort zu finden. Endlich erklärt er zuversichtlich: „Herr Dalville wird gleich hinter mir d'rein kommen.“

„Mir scheint doch, daß Sie ohne ihn ankamen, er hat Sie also unterwegs verlassen?“

„Ja, mein Herr.“

„Kennt er Jemand in der Umgegend?“

„Es scheint, ja, mein Herr.“

„Nun, er kommt also? Das ist die Hauptsache.“

Destival eilt zu den Damen zurück, die er benachrichtigt, daß sein Freund Dalville bald eintreffen werde, daß er sich nur bei einer Bekanntschaft aufhalte, aber nicht mehr lange ausbleiben könne.

„Meines Wissens kennt er doch Niemand in der Gegend,“ sagt Madame Destival überrascht.

„Du lieber Himmel! dieser Herr läßt sehr auf sich warten,“ antwortet die lebhafte Athalie, vom Tische aufstehend, indeß Herr von la Thomassinière, mißvergnügt, daß man sich mit einem Andern als mit ihm beschäftigt, einige Male im Zimmer auf und ab geht, dann heftig mit dem Fuße stampft und sich vor die

Stirne schlägt mit dem Ausruf: „Ach, mein Gott! fast hätte ich vergessen ... wie viel Uhr? ... noch nicht ein Uhr! ... Ist eine Post in der Nähe?"

„Eine Eselspost?" fragt Monin.

„Nein doch, eine Briefpost."

„O ja, da drüben in der zweiten Straße. Ich glaube wenigstens, daß ... indeß will ich nicht darauf schwören ... aber ich will Ihnen sagen ..."

„Ich fliege dahin... ich werde noch zu rechter Zeit kommen."

Und Herr von la Thomassinière stürzt aus dem Saal, als wolle er alle Welt niederrennen, und hört nicht auf Destival, der ihm zuruft: „So bleiben Sie doch da, ich kann ihn ja hintragen lassen ... zudem sind Ihre Leute da."

Der Spekulant läuft eiligst dem freien Felde zu, und unter einem dichten Gebüsch angelangt, streckt er sich auf den Rasen nieder und schläft ein, indem er vor sich hinmurmelt: „Ein Mann wie ich darf keinen Augenblick für sich haben."

Die Damen sind in den Saal zurückgekehrt: Herr Destival geht wieder zu Bertrand hinab, und Monin, als er Jedermann die Tafel verlassen sieht, entschließt sich, ein Gleiches zu thun, und folgt dem Hausherrn.

Sobald sich Bertrand erfrischt hat, geht ihn Destival mit der Bitte an, ihm eine Lection im Exerciren und Commandiren zu geben. Der alte Korporal ist gleich bereit, zu thun, was so glorreiche Erinnerungen in ihm erweckt. Er begibt sich auf die Gartenterrasse mit Destival, der sich ein Gewehr bringen läßt, nebst einem Stoßrappier, das ihm als Säbel dient, und sich gerade wie ein Pfahl aufpflanzt, indem er Bertrands Commandoworten folgt. Monin, der ihnen nachgelaufen ist, glaubt, Schicklichkeits halber es seinem Gastfreunde gleichthun zu müssen; in Ermanglung eines Gewehrs faßt er eine Schaufel und führt, hinter seinem Nachbar stehend, gleichfalls die Bewegungen: „Rechts!

Links! Präsentirt das Gewehr!“ aus, wobei er nur hie und da seiner Dose eine Visite macht.

Schon länger als eine Stunde sind diese Herren auf der Terrasse mit Bertrand, der den ganzen Tag gerne mit so angenehmen Beschäftigungen zubringen würde. Herr Destival, welcher die Feldhüter verdunkeln will, fängt an, die Haltung eines preußischen Grenadiers anzunehmen, und Monin, der aus Begierde, es seinem Gastfreunde gleich zu thun, von Schweiß trieft, bemerkt nicht, daß er vor lauter „Schultert das Gewehr, legt an, über das Gewehr, bei Fuß das Gewehr,“ mit der Schaufel seinen Strohdeckel und Perrücke nach hinten gestreift hat, was ihm ein außerordentlich streitsüchtiges Ansehen gibt.

Die Uebung wird durch Ausbrüche des Lachens von der lebhaften Athalie, welche mit Madame Destival herbeikommt, unterbrochen.

Herr Monin hält auf das Commando: „Präsentirt das Gewehr!“ inne. Es war hohe Zeit; noch einige Augenblicke, und die Perrücke glitschte den Rücken hinab, und zeigte den Exapotheker als Jesuskindlein. Was Destival anbelangt, so fällt er auf die Damen aus und schreit sie mit martialischer Stimme an: „Wer da!“ Auf ihre beruhigende Antwort fährt er in gemäßigterem Tone fort: „Nun, was denkt Ihr von der Haltung?“

„Prächtig! . . . aber der Herr mit seiner Schaufel gefällt mir noch besser; er ist drolliger.“

„Wie Herr Nachbar, Sie nehmen auch eine Lektion im Exerciren?“

„Ja,“ antwortet Monin, sich die Stirne trocknend und seine Perrücke nach vorn ziehend, „ich war Ihnen von ferne gefolgt, und dann möchte ich Ihnen sagen . . .“

„Aber was ist denn aus Herrn Dalville geworden?“ fragt Frau Destival, ohne auf Monin zu hören; „er verläßt Sie unterwegs, Bertrand, er soll gleich nach Ihnen ankommen und jetzt sind Sie schon zwei Stunden hier. Bei wem haben Sie ihn denn gelassen?“

„Bei wem, Madame? . . . Ich habe nicht gesagt, daß ich ihn bei Jemand gelassen habe . . .“

„Sie haben ihn sicherlich in ein Haus eintreten sehen! . . . Mit einem Wort, Sie haben ihn nicht auf der Landstraße verlassen.“

„Um Verzeihung, Madame, ich habe meinen Herrn Lieutenant eine halbe Stunde von hier gerade mitten auf der Straße verlassen.“

„Bertrand, Sie verschweigen Etwas . . . und Herr August war wahrscheinlich nicht allein auf der Straße?“

„Ich habe mich nicht umgesehen, Madame, ob Jemand komme.“

„O, es muß da irgend ein Landmädchen, eine bäuerische Schönheit in der Nähe gewesen sein, welche Herr Dalville verführt haben wird.“

„Wie, meine Theure, macht er in diesem Artikel Geschäfte?“ fragt die elegante Dame mit verächtlicher Miene.

„Er macht in allen Artikeln, meine Theure. Ach, mein Gott . . . eine Dirne aus dem Geflügelhof mit einem Stumpfnäschen . . . ein . . .“

„O pfui! . . . das gibt meiner guten Meinung über diesen Herrn einen großen Stoß.“

„Ich wiederhole Ihnen,“ zischelt Madame Destival ihrer Freundin in's Ohr, „er ist ein Wüstling . . . im höchsten Grad! . . . Ohne den ausdrücklichen Willen meines Mannes empfinge ich ihn nicht . . . er ist ein Mensch, dessen Bekanntschaft den Ruf einer Frau compromittiren kann . . . Aber Destival ist verrückt mit ihm . . . er will ihn durchaus bei sich haben und ladet ihn ohne Unterlaß ein. Ich liebe den Frieden und lasse meinen Mann machen, was er will.“

„So gefällig bin ich nicht; ich thue bloß, was mir gefällt: ich empfange nur Leute, die mir angenehm sind. Ha! wenn Herr

von la Thomassinière mir zu widersprechen wagte, ich bekäme augenblicklich Nervenkrämpfe."

Die Damen wollen eben in den Garten und Bertrand zu seinen Exercirübungen zurückkehren, als man lautes Lachen im Hofe vernimmt. Gleich darauf steht Dalville vor der Gesellschaft.

„Ei, guten Tag, theurer Freund," sagt Herr Destival, indem er, sein Gewehr in der Hand, zu August hingeht; „man verzweifelte schon an Ihrem Besuch . . . Gewehr in Arm . . . nun? ist's so recht?"

„Ich sehe, Bertrand wird Etwas aus Ihnen machen?"

„Da ist meine Frau, die entsetzlich übler Laune wegen Ihres Ausbleibens war."

„Gott! was ich mit meinem Manne ausstehen muß," flüsterte Madame Destival ihrer Nachbarin zu, indem sie eine kalte Miene annimmt, um Augusts Gruß zu erwidern, der zu ihr sagte: „Wie, Madame, Sie waren so gütig, sich wegen meiner Abwesenheit zu beunruhigen?"

„Ich, mein Herr, habe kein solches Wort über die Lippen gebracht . . . ich weiß nicht, welchen Spaß es Herrn Destival macht, mich Dinge sagen zu lassen, an die ich nicht denke. Ich fand es nur etwas sonderbar, am Abend anzukommen, wenn man sich zum Frühstück versprochen hat; übrigens hat mich das nicht im Geringsten überrascht; denn . . . Aber, mein Gott, was ist Ihnen denn begegnet, mein Herr? . . . Wie Sie aussehen . . . eine Wunde im Gesicht . . . der ganze Anzug in Unordnung . . . es scheinen Ihnen große Abenteuer zugestoßen zu sein."

„In der That, Madame," sagte August, indem er Athalie grüßte und einen steifen Gruß zurückerhielt, „es ist mir Etwas begegnet."

„Vielleicht der Wolf," sagte Monin, sich Destival nähernd, „es gibt einen in dem Walde . . . Die Bäuerin, welche meiner Frau Gurken verkauft, hat uns erzählt, daß den Tag . . ."

„Sie hätten sich mit einem Wolfe geschlagen, mein tapferer Dalville?“ ruft Destival, das Bajonett gegen die Gesellschaft vorstreckend, als wolle er ein Carré sprengen.

„Nicht doch, mein Herr,“ sagte Madame Destival mit boshaftem Lächeln; „diese Schmarre im Gesicht des Herrn kommt von keinem Wolf her; sie sieht etwas ganz Anderem gleich; nicht wahr, theure Freundin?“

„Das?“ sagte die lebhafte Athalie, August ganz nahe in's Gesicht blickend, „aber . . . das sieht ja einem Nagelkniff ganz gleich . . . nicht wahr, mein Herr?“

„Sie täuschen sich nicht, Madame.“

„Sie haben sich also geprügelt, mein Herr!“ sagte Madame Destival.

„Nein, Madame, ich bin bloß einem sehr niedlichen Kind begegnet . . . es hatte den Topf mit der Suppe seines Vaters zerbrochen; ich tröstete es mit einem Stück Geld; darüber hat es mich in seiner Freude geküßt, fuhr schmeichelnd mit seinen Händchen über meine Wangen und muß mich unwillkürlich ein wenig gekratzt haben; das, meine Damen, ist der treue Bericht meines Abenteuers.“

Madame Destival beißt sich auf die Lippen und sieht ihre Gefährtin an, welche ironisch lächelte; Beide schienen an der Wahrhaftigkeit der Dalville'schen Erzählung zu zweifeln, worüber sich indeß dieser keine Grillen macht. Das kurze Stillschweigen, welches dadurch entsteht, benützend, schleicht Monin zu August hin, den er schon zweimal bei seinem Nachbar gesehen hat, und fragt ihn mit der liebenswürdigsten Miene: „Wie steht es mit Ihrer Gesundheit?“

„Vortrefflich, Herr Monin, ausgenommen diese Schmarre, die nicht gefährlich ist.“

„Und Sie lachen noch, mein Herr! . . . O, man muß mit Nägelwunden nicht scherzen . . . (ihm die Dose anbietend) ist's gefällig?“

„Danke."

„Ich weiß, was das zu bedeuten hat, denn ich will Ihnen nur sagen, daß meine Frau eine Katze hat . . ."

Gar nicht neugierig auf Monins Geschichte, folgt Dalville den Damen, welche in den Garten zurückgekehrt sind. Athaliens Gegenwart bestimmt den jungen Mann, sich von der liebenswürdigsten Seite zu zeigen. August hatte nämlich nur die Dame des Hauses zu finden erwartet, welche zwar nicht übel ist, aber bei welcher er es für überflüssig hält, besondere Anstrengungen zur Erhöhung seiner Liebenswürdigkeit zu machen. Warum? weil er nicht in sie verliebt, oder weil er seiner Sache schon gewiß ist, oder? . . . Meiner Treu', da bin ich überfragt.

Das ungebundene, lebhafte Wesen der Frau von la Thomassinière paßt vollkommen zu der Lustigkeit und den Manieren Augusts, und da man auf dem Lande viel freier sich benehmen darf, so lachen und scherzen in ganz kurzer Zeit August und die Modedame mit einander wie alte Bekannte.

Madame Destival theilt ihren Frohsinn nicht; sie schmollt, spricht wenig und begnügt sich, dem jungen Mann von Zeit zu Zeit Blicke zuzuschleudern, aus welchen sich allerlei herauslesen läßt; je vertrauter August und Athalie werden, um so mehr scheint ihre üble Laune zuzunehmen. Indessen durchläuft man den Garten, setzt sich, dann eilt Frau von la Thomassinière wieder zu einer schönen Aussicht, die sie bewundert, oder pflückt eine Blume, oder hascht nach einem Schmetterling und zeigt beim Zurückkommen August einen halbgeöffneten Mund mit einer doppelten Reihe glänzender Zähne, welcher ihm zu sagen scheint: „Komm' doch mit mir." Aber Madame Destival weicht ihr nicht von der Seite, und obwohl sie ein auffallend widerwärtiges Gesicht dazu schneidet, läuft sie doch gleichfalls den Schmetterlingen nach.

„Aber was haben Sie denn, meine Freundin?" fragt Athalie scheinbar gutmüthig, „Sie scheinen mir nicht vergnügt . . ."

„Verzeihen Sie... ich bin sehr zufrieden, aber ein heftiges Kopfweh hat mich überfallen ..."

„Da gehen Sie doch gleich in's Haus und legen sich einen Augenblick auf Ihr Kissen."

„Nein, liebes Kind! o, ich will bei Ihnen bleiben."

„Soll man sich denn auf dem Lande Zwang anthun? ... Zudem wird mir Herr Dalville Gesellschaft leisten... wir haschen Schmetterlinge miteinander."

„Ich hasche Alles, was Ihnen Vergnügen macht, Madame," antwortet August mit einem Lächeln, welchem sogleich eine kleine Verziehung des Mundes folgt, weil ihn Madame Destival heimlich in den Arm gekniffen hat, während sie laut sagte: „Nein, die Luft wird mir gut thun ... ich glaubte aber, Sie wollten musiciren?"

„O, dazu haben wir diesen Abend noch Zeit, da ich bei Ihnen übernachte ... und der Herr bleibt wohl auch hier?"

„Wenn Madame es gütigst erlauben will," erwidert August, seine Gastfreundin anblickend, welche mißmuthig antwortet: „Wie Ihnen beliebt, mein Herr."

Nachdem man sich noch eine Weile ergangen, kommt man bei einer Schaukel an, und die lebhafte Athalie setzt sich schnell auf die enge, nur durch zwei Stricke gehaltene Planke, indem sie zu August sagt: „Ah, bringen Sie mich in Schwung, ich bitte Sie; ich bin wie toll in das Schaukeln verliebt ... obwohl ich schon zehnmal bei diesem Spiel in Lebensgefahr gerieth; macht nichts, ich kehre doch wieder dazu zurück. Aber nicht zu stark, mein Herr, hören Sie!"

„Ich thu' es ganz, wie Sie es gerne haben, Madame."

August steht bei der Schaukel, die er leicht abstößt, während Madame Destival sich in einiger Entfernung niedersetzt und das Schnupftuch vor die Augen hält. Der junge Mann ist nachdenklich; bald blickt er Athalie, bald Madame Destival an; der

Muthwille Jener reißt ihn hin, der Kummer Dieser scheint ihm Schmerz zu machen. Da ruft die Modedame aus: „Ach, wie amüsant... ach, wie angenehm!... Stoßen Sie doch stärker... Geben Sie Acht, jetzt stoßen Sie zu stark!... Ach, meine Theure, Sie glauben nicht, welches Vergnügen ich empfinde."

Frau von la Thomassinière wird nicht müde, sich schaukeln zu lassen; Madame Destival aber, nicht im Geringsten davon erbaut, ergreift den Ausweg, ohnmächtig zu werden und mit einem tiefen Seufzer auf ihren Stuhl zurückzusinken. Jetzt verläßt August die Schaukel, um Emilien beizuspringen, der er zuruft: „Was haben Sie, was fehlt Ihnen, Madame?"

„Hinweg, Sie sind ein Ungeheuer!"... antwortet Madame Destival, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Was that ich denn?"

„Sie glauben, ich bemerke Ihr Betragen nicht?"

„Mein Betragen scheint mir doch ganz natürlich."

„Nicht genug, daß Sie... Gott weiß woher kommen, erlauben Sie sich, vor meinen Augen dieser Kokette den Hof zu machen, die sich auf die unanständigste Weise aufführt. Ich hoffte doch wenigstens, mein Herr, daß Sie mein Haus respektiren würden."

„Wahrhaftig, Madame, Ihre Laune befremdet mich; ich bin anständig... artig... weiter nichts."

„Glauben Sie, ich habe keine Augen im Kopfe?... Das sieht doch bei Gott ein Blinder... man sollte sich mindestens einigen Zwang anthun."

„Aber..."

„Schweigen Sie!"

„Nun," ruft Athalie, welche die langsamere Bewegung der Schaukel fühlt, „was machen Sie denn, mein Herr, Sie stoßen nicht mehr und lassen mich da sitzen... ich will aber noch nicht aufhören!... Sind Sie denn schon müde?... Ei, das wäre eine Schande für einen jungen Mann!"

In diesem Augenblicke kommt Herr Monin, der, als er sieht, daß sein Gastfreund beharrlich bis zum Mittagessen exerciren will, selbst aber nicht im Stande ist, die Anstrengung auszuhalten, die Schaufel abgelegt und seine Schritte nach dem Garten gelenkt hat, wo er, sich die Stirne wischend, in seiner Tabaksdose das Mittel zur Herstellung seiner Lebensgeister sucht.

„Sie kommen ganz geschickt, Herr Monin," sagte Madame Destival, „Madame braucht nothwendig einen Schaukler ... thun Sie ihr doch schnell diesen Dienst ... sie wird entzückt davon sein."

Mit diesen Worten steht Emilie auf, nimmt Augusts Arm und zieht ihn nach einer andern Seite des Gartens fort, indem sie Monin ganz verdutzt über das ihm angewiesene Geschäft stehen und Athalie auf der Schaukel sitzen läßt. Diese, die den übrigen Personen den Rücken bietet, hat weder den Abgang der Beiden, noch den Wechsel ihres Schauklers bemerkt.

„Je nun, stoßen Sie mich doch, mein Herr," rief die Modedame, indem sie sich auf der Schaukel hin und her schob, um sie selbst in Gang zu bringen. Monin stärkt sich mit einer neuen Prise und geht zur Schaukel hin; da er aber den Weg, welchen die Schaukel rückwärts nimmt, nicht berechnet hat, so fährt in dem Augenblicke, wo er die Aermel zurückschlägt, um einen desto kräftigeren Stoß zu geben, das Brett an ihn hin und die runden Partien der jungen Frau schlagen ihn mitten in's Gesicht.

Monin, von dem Schlag betäubt, fliegt einige Schritte weit auf den Rasen; Frau von la Thomassinière stößt einen Schrei aus, weil Monins Nase sie beinahe über das Brett herabgestürzt hätte.

„Welche Ungeschicklichkeit!" ruft sie aus, „wenn ich mich nicht festgehalten hätte, so wäre ich gefallen; geschwind, geschwind, halten Sie an und helfen Sie mir herunter ... nun, mein Herr, wollen Sie mich da sitzen lassen?"

Monin bedurfte einige Zeit, um sich wieder aufzuraffen, und suchte seinen Strohhut, welchen die Schaukel mit fortgenommen hatte, indem er murmelte: „Ich komme augenblicklich, Madame ... aber wenn ich meinen Strohhut nicht heimbrächte, so würde mir meine Frau übel mitspielen.“

In ihrer Ungeduld wendet Athalie den Kopf und wird Monins gewahr, der an einem Baum hinaufzuklettern versucht, um seinen durch die Schaukel auf einen ziemlich hochstehenden Ast hinaufgeschleuderten Deckel zu holen.

Die junge Frau bricht in ein helles Lachen aus, rutscht von der Schaukel herunter und läuft weg, indem sie August und Madame Destival hinter jedem Gebüsche sucht.

Nachdem sie vergeblich den Garten durchlaufen hatte, kehrt sie auf den Platz zurück, wo Monin noch immer unten an dem Baume steht, den er zu erklettern umsonst versucht hat, und mit trostloser Miene seinen Hut auf dem unerreichbaren Zweig betrachtet, indem er in seiner Dose das Mittel zur Wiedererlangung seiner Kopfbedeckung zu finden hofft.

„Wohin sind Sie denn gegangen, mein Herr?“ fragt die hitzige Athalie, vor Monin stehen bleibend. Dieser rollt seine breiten Augen ringsumher und sagt: „Wer denn, Madame?“

„Nun, Herr Dalville und Madame Destival!“

„Ich kann's Ihnen nicht sagen ... sie müßten nur gleichfalls zum Exerciren gegangen sein ...“

Athalie eilt dem Hause zu. Herr Destival ist noch auf der Terrasse mit Bertrand; die junge Frau begibt sich in den Saal; dort befindet sich Niemand.

„Das ist sehr liebenswürdig,“ denkt Athalie, „dieser Herr ist gewaltig galant ... es scheint, man thut sich hier keinerlei Zwang an. Ich möchte übrigens doch wissen, ob Herr Dalville bei Madame Destival ist; sie hatte Migräne ... ich bin neugierig, zu erfahren, wie sie sich dieselbe vertreibt.“

Die Modedame verläßt den Saal, läuft durch mehrere Gemächer und begegnet keiner Seele, denn Julie und Baptist sind in der Küche beschäftigt, und die drei Lakaien des Herrn von la Thomassinière unterhalten sich mit dem Gänsespiel im Dorfe. Athalie geht die Treppe hinauf in den ersten Stock, wo sich das Schlafzimmer der Madame Destival befindet, findet aber die Thüre verschlossen und den Schlüssel abgezogen.

„Sie ist d'rinnen," sagt Athalie zu sich und klopft leicht an die Thüre: keine Antwort. Sie klopft stärker; endlich läßt sich die Stimme der Madame Destival hören, welche fragt, wer da sei?

„Ich bin's, meine Beste," antwortet Athalie, „ich möchte mich mit Ihnen unterhalten."

„Ach, verzeihen Sie . . . ich schlafe einen Augenblick . . . meine Migräne hat so sehr zugenommen."

„Ich habe sie auch und will einen Augenblick bei Ihnen ruhen, das wird mir sehr wohl thun."

„Hat Ihnen denn Julie Ihr Zimmer nicht gezeigt?"

„Nein, meine Liebe, öffnen Sie mir doch."

Frau von la Thomassinière will sich nicht entfernen; es vergeht aber noch einige Zeit, bevor man ihr aufmacht, Madame Destival erscheint in einer Unordnung des Anzugs, welche die natürliche Folge des Liegens auf dem Bette ist. Beim Eintreten wirft Athalie einen raschen Blick im Zimmer umher, und ihre Augen möchten gerne in ein kleines Kabinet mit Glasscheiben eindringen, das sich an dem Fuß des Bettes befindet und fest verschlossen ist.

„Gott! der Kopf zerspringt mir!" seufzt Madame Destival, indem sie die Hand an die Stirne drückt.

„Es geht also noch nicht besser?" fragt Athalie, sich auf eine Ottomane setzend.

„Ach nein, im Gegentheil."

„Legen Sie sich wieder zu Bette, meine Theure, ich strecke

mich auf diese Ottomane hin und mag gerne gleichfalls aus-ruhen . . . die Sonnenhitze hat mir die Nerven angegriffen.“

Madame Destival scheint sich nicht mehr auf das Bett legen zu wollen; sie durchschreitet ungeduldig das Zimmer, indem sie antwortet: „O nein, ich will nicht mehr schlafen ... es ist bald Zeit zum Mittagessen.“

„Ach, wie konnten Sie denn hier ausruhen bei dem Lärm, den Ihr Gemahl mit seinem: „‚Vorwärts! Angelegt!‘“ macht?“

„Das störte mich nicht im Geringsten.“

„Und wo haben Sie Herrn Dalville hingebracht?“

„Ich, nirgends wohin.“

„Ich glaubte ihn in Ihrer Gesellschaft.“

„In meiner?“

„Als Sie mich auf der Schaukel verließen, haben Sie ihn mir denn da nicht entführt, indem Sie mich statt seiner in der Gesellschaft des liebenswürdigen Herrn Monin zurückließen?“

„Herr August hat sich augenblicklich von mir getrennt; er wird ins Dorf gegangen sein.“

„Wissen Sie, meine Liebe, daß ich Herrn Dalville nach der Schilderung, die Sie mir von ihm entworfen hatten, gar nicht erkennen konnte?... Erstens sagten Sie, er sei unschön, er habe ein gemeines Gesicht . . .“

„Ei, ich habe nicht gesagt gemein... ich schwöre Ihnen...“

„Er sei kein Mann von gutem Ton . . . ein Wüstling, ein Bruder Liederlich, ein Mensch, dessen Besuche den guten Ruf einer Frau compromittiren könnten.“

„Ei, meine Theure, Sie übertreiben . . .“

„Um Verzeihung ... Sie haben bestimmt das Alles gesagt! . . . Sie hatten mir ein abscheuliches Portrait von ihm gemacht. Was mich betrifft, so finde ich ihn im Gegentheil sehr ausge-zeichnet . . . er hat Manieren, die mir wohlgefallen!“

„Ein großes Glück für ihn, Madame.“

„Lieber Himmel, was machen Sie denn da? ... Sie legen Ihren Gürtel verkehrt an! ..."

„Ach ja, ich leide an Zerstreuung."

„Soll ich Ihnen Ihr Kleid zuknüpfen, meine Liebe?"

„Danke ... ich kleide mich selbst an."

In diesem Augenblicke erbebt Emilie bei dem Geräusch eines Gegenstandes, den man an das Fenster lehnt.

„Was ist denn das?" sagt sie.

„In diesem Kabinet ist, glaube ich, etwas gefallen."

„Nein, Madame, das Geräusch kam nicht aus dem Kabinet ... es ist am Fenster."

Die Damen treten an's Fenster und sehen Herrn Destival, der eine Leiter an das Fenster des Zimmers seiner Frau angelegt hat.

„Was machen Sie denn, mein Herr?" sagte Madame Destival entsetzt, „was soll diese Leiter ... diese Unordnung bedeuten?"

„Meine theure Freundin, ich kann jetzt alle möglichen Evolutionen machen, mit Ausnahme des Stürmens, was, wie Bertrand behauptet, die Krone des Ganzen ist, und das wird er mir jetzt zeigen. Sie, meine Damen, sind in der Festung und stellen die Feinde vor ... Sie werden uns zurückschlagen, wir werden aber dennoch in den Platz eindringen."

„Was soll diese Narrheit bedeuten, mein Herr?"

„Ich sage Ihnen ja, es ist die Krone, Madame ... Voran, Bertrand ... eins, zwei, drei ... im Sturmschritt, nicht wahr?"

„Ich will nicht, daß Sie Sturm laufen, mein Herr; Bertrand, ich bitte Sie, nehmen Sie die Leiter weg ... Sie sind ein Narr, mein Herr! Wird denn ein Wolf mit Sturm eingenommen?"

„Man weiß nicht, was sich ereignen kann, Madame."

„Ich weiß, daß Sie nicht in mein Zimmer gelangen werden, mein Herr."

Mit diesen Worten schlägt Madame Destival ihr Fenster zu und zieht die Frau von la Thomassinière aus dem Zimmer hinaus, indem sie zu ihr sagt: „Gehen wir hinunter, meine Theure, ich bitte Sie, gehen wir hinab, denn mit ihrem Exerciren werden sie mein ganzes Haus umkehren."

Die Damen begeben sich auf die Terrasse, wo Herr Destival immer noch seine Leiter hält, welche ihm Bertrand umsonst entreißen will. Der Geschäftsmann ist entschlossen, irgendwo aufzusteigen.

„Ei, mein Gott, Herr Gemahl, wenn Sie nothwendig Etwas belagern müssen," sagt Frau Destival, „so belagern Sie einen Baum im Garten und nicht mein Zimmer."

Destival findet diesen Gedanken nicht übel, und Athalie fordert die Herren auf, den Baum anzugreifen, auf welchem sich Herrn Monins Strohdeckel eingenistet hat. In der That begibt man sich zu der Schaukel und findet den Exapotheker, wie er mit seinen dicken, kurzen Armen den Baum umklammert, den er besteigen möchte, aber sich nicht mehr als drei Zoll vom Boden erheben kann.

Der Anblick der Leiter entreißt Herrn Monin ein Freudengeschrei: er bedankt sich hundertfältig, als Herr Destival im Sturmschritt hinaufsteigt, indem er gar nicht zweifelt, daß dieses Manöver den Zweck habe, ihm seinen Hut wieder zu verschaffen; aber Herr Destival will diese Trophäe mit dem Bajonett erobern, und die Spitze seiner Waffe bringt durch den Boden des dünn geflochtenen Strohhuts. Bertrand schreit: „Bravo!" Monin verzerrt das Gesicht, die Damen lachen und August kommt noch gerade recht, die Scene mit anzusehen.

Der junge Mann richtet ein höchst artiges Lächeln an Frau von la Thomassinière, und einen ziemlich kalten Gruß an Madame Destival; ob Jedermann ahnt, warum, weiß ich nicht; die beiden Damen werden sich aber hierin nicht täuschen.

„Sie kommen aus dem Dorfe, mein Herr?“ sagte Athalie, ihre hübschen Zähne zeigend.

„Ja, Madame, ich habe einen unterrichtenden Spaziergang gemacht... habe einige neue Erfahrungen erworben ... und hoffe Nutzen daraus zu ziehen.“

„Das Essen steht auf dem Tisch,“ sagt ein mageres, gelbes Männlein, das, mit der Serviette unter dem Arm, herbei läuft. Es ist Baptist, der Diener des Hauses, welcher einstweilen in einer Person als Kleiderreiniger, Koch, Lakai, Ausläufer und Haushofmeister dient, bis Herr Destival sich vollends auf nobelm Fuße eingerichtet hat. Darum ist auch der arme Baptist ganz erschöpft und sagt jeden Tag zu Julien, daß er in keiner Baracke mehr bleiben wolle, wo er wie ein Pferd geschunden sei.

„Sage doch, es ist servirt, Baptist ... dieser Tölpel wird niemals Bildung annehmen! ... Auf, meine Damen, zu Tische ... auf! ich habe mein Essen wohl verdient... habe heute furchtbar manövrirt ... hier, Monin, ist Ihr Hut. Haben Sie gesehen, wie ich ihn im Sturm nahm?“

„Sie haben ihn durchstoßen,“ sagte Monin, indem er mit erbarmungswürdiger Miene den Boden seines zusammengedrückten Hutes betrachtete.

„Ha, meiner Treu', im Feuer der Action ... mit gefälltem Bajonett ... eins, zwei; nicht wahr, Bertrand? ... Doch die Damen sind bereits weggegangen ... eilen wir jetzt zum Angriff des Mittagessens... ich will eine furchtbare Bresche darein machen ... Bertrand, suchen Sie Julien auf, sie wird Sorge für Sie tragen.“

Bertrand begibt sich in die Küche und Monin folgt seinem Wirth in den Speisesaal, nachdem er es versucht hat, das Flechtwerk, welches das Bajonett durchlöchert hat, nothdürftig zusammen zu bringen.

Alles ist bei Tisch, als Herr Destival ausruft: „Wo bleibt denn Herr von la Thomassinière? ... er fehlt allein noch!“

„Ja, wahrhaftig, ich dachte nicht mehr an meinen Mann!“

sagt Athalie, ihrem Nachbar zur Rechten zulächelnd, der kein Anderer ist, als August, welcher zwischen beiden Damen sitzt; „o, man braucht nicht auf ihn zu warten!...“

„Das ist sehr ärgerlich; wo Teufels steckt er denn?... Sollte er sich in dem Walde von Bondy verirrt haben?“

„Das wäre sehr gefährlich!“ sagt Monin, indem er seine Serviette in ein Knopfloch steckt, „man behauptet, es befinde sich gerade jetzt eine Räuberbande darin, welche...“

„Wenn ich Ihren drei Lakaien beföhle, eine Streife in der Umgegend zu machen?... Was denken Sie davon, Madame?“

„Nicht doch, mein Herr, ich bitte, bekümmern Sie sich nicht um meinen Mann; ich bin überzeugt, daß er sich wieder findet... er macht mir nicht die geringste Unruhe.“

„Da Madame nicht in Unruhe ist,“ sagt Madame Destival, sich in die Lippen beißend, „so hätten wir, meines Erachtens, Unrecht, es zu sein; folglich können wir anfangen.“

„Ganz recht, speisen wir; eins, zwei, auf die Suppe! links schwenkt Euch, auf das Ochsenfleisch!“

„Ach, mein Herr, werden Sie uns nie wieder anders anreden, als mit eins, zwei?“

„Meiner Treu', Madame, der heutige Tag hat mir viel Geschmack für den Militärstand eingeflößt... es ist doch etwas Schönes um einen Mann, der sich gut aufrecht hält... Brust 'raus, Bauch 'nein!... Geben Sie mir Gemüse... Ihr Bertrand ist ein Teufelskerl; er versteht seine Kunst von Grund aus!... Pest, welcher Satan von Exercirmeister!... wie der ein Gewehr handhabt!... Er hat mir gesagt: „,ich bin zufrieden mit Euch; noch drei bis vier Lectionen und ich hoffe...‘“

„Und ich hoffe, mein Herr, daß Sie jetzt genug los haben.“

„Meine liebe Frau, ein Mann kann die Handhabung der Waffen nie gut genug kennen lernen... jetzt wünschte ich sogar, daß uns Räuber anfielen!“

„Je nun? würden Sie dieselben exerciren lassen?"

„Nein, Madame, sondern ich würde mich meiner Vortheile bedienen: ich feure jetzt in weniger als fünf Minuten mehr als vier Mal ab."

„Davon wußte ich bis jetzt nichts, mein Herr."

„O, es gibt noch überraschendere Dinge ... da, sehen Sie nur Monin an, der hat uns nur eine Weile zugehört, und bereits eine bessere Haltung, als diesen Morgen."

„Gewiß," sagt Monin, eine Rübe erhebend und sie in den Mund steckend, als lüde er sie in einen Gewehrlauf; „gewiß ist, daß die Uebung den Meister macht, und überdies will ich Euch sagen ..."

Monin wird durch die Ankunft von la Thomassinière, der ganz außer-Athem ankommt, unterbrochen: der Spekulant hat nämlich einen langen Schlaf unter seinem Baum gemacht und beim Erwachen gefürchtet, man möchte ohne ihn zu Mittag speisen.

„Ah, da sind Sie endlich, schrecklicher Mensch!" sagt Destival.

„Um Verzeihung, ich komme zu spät ... das ist freilich wahr ... aber seit ich Sie verlassen, habe ich wenigstens zehn Briefe geschrieben."

„Und warum thaten Sie das nicht hier?"

„Meiner Treu' ... ich war so pressirt ... da trat ich in das nächste beste Lokal ein."

„Gut, so nehmen Sie jetzt Platz hier, neben Madame Destival..."

„O, ich werde Euch bald eingeholt haben... zudem esse ich kein Ochsenfleisch; es hat einen schlechten Geschmack, das Ochsenfleisch, und ist den Teufel nicht nutz."

Herr von la Thomassinière setzt sich nieder, indem er mit einem gewissen Erstaunen August anblickt, weil ihm dieser nur leicht zugenickt hat und zu essen fortfährt, ohne sich um ihn zu bekümmern, was dem Emporkömmling, der stets Aufsehen erregen möchte, sehr zuwider ist.

Aber Dalville hat auf der Stelle erkannt, zu welchem Schlage Leute Herr von la Thomassinière gehört. Die Thoren haben den Vorzug, daß man sie in ganz kurzer Zeit erkennt und beurtheilt, während man oft lange braucht, Leute von Geist zu würdigen.

Bei dem Mittagessen herrscht ziemlich viel Frohsinn, was man hauptsächlich August und seiner Nachbarin zur Linken zu verdanken hat, welche tausend Späße sagen und ziemlich aufgelegt scheinen, auch welche zu machen. Die Hausfrau ißt wenig, Monin dagegen viel; Herr Destival greift die Platten nur in zwölf Tempo's an und spießt ein Radieschen, als wäre seine Gabel ein Bajonett. Als Herr von la Thomassinière bemerkt, daß Dalville entschieden sich nicht mit ihm beschäftigen mag, so versucht er, sich durch Peroriren über die Schüsseln eine Wichtigkeit zu geben. Er findet das Geflügel zu weich, die Brockelerbsen zu groß, die Zuckerschoten zu dickhäutig, den Salat zu sauer und den Burgunder zu jung. Er ist ein verteufelt liebenswürdiger Gast, dieser Herr von la Thomassinière; aber ein sehr reicher Mann darf ja niemals mit dem, was man ihm vorsetzt, zufrieden scheinen ... pfui doch! da könnte man am Ende glauben, er habe noch nie etwas Gutes gegessen.

Beim Nachtisch wird es schon Nacht, weil man sich spät zur Tafel gesetzt hat. Der Himmel ist umwölkt, die Hitze wird drückender und die Blitze, welche hin und wieder die Wolken durchleuchten, sind Vorboten eines ausbrechenden Gewitters.

Herr Monin verschlingt hastig seinen Käse, weil seine Ehehälfte den Donner fürchtet und er den Befehl hat, bei jedem ausbrechenden Gewitter schleunigst zu ihr heimzukehren; la Thomassinière fragt, ob ein Blitzableiter auf dem Hause sei; Herr Destival hat beim ersten Donnerschlag alle Fenster verschließen lassen, und beim Anblick des Blitzes vergißt er, mit dem Glase zu präsentiren; die Modedame erklärt, sie fürchte das Gewitter

außerordentlich und drückt den Kopf, so oft es wetterleuchtet, auf Augusts Schulter.

„Teufel!... Teufel!... das Ding wird ernsthaft," sagt Herr Destival; „geschwind, meine Herren, ein Glas Champagner... das zerstreut ... das macht kühn... Baptist, hast Du Alles wohl verschlossen?"

„Ja, Herr."

„Hüte Dich wohl, daß es nirgends eine Zugluft gibt."

„Aber, mein Herr, dann ersticken wir."

„Madame, wenn es donnert, gebietet die Vorsicht, daß man zuschließe."

„Warum haben Sie auch keinen Blitzableiter?" sagt la Thomassinière, „ich habe drei auf meinem Landgute, zwei auf meinem Wohnhause zu Paris und einen auf meinem andern schönen Hause in der Straße Buffaut."

„Ja, ich werde unverweilt einen anbringen lassen... wohlan, meine Herren, Eure Gläser, der Pfropf knallt."

„Ach, mein Gott!" stöhnt Athalie, sich an ihren Nachbar pressend, „was haben Sie mir Angst gemacht mit Ihrem Pfropf!"

„Das Gewitter scheint Ihnen sehr bange zu machen, theure Freundin?" sagt Madame Destival spöttisch.

„O, entsetzlich."

„Meine Frau hat äußerst empfindliche Nerven."

„Nehmen Sie sich in Acht, Sie gießen daneben, Destival."

„Dieser verdammte Blitz hat mich geblendet ... beliebt es, reizende Dame?"

„Ja, ich liebe den Champagner sehr... lassen Sie ihn nur recht moussiren, mein Herr, ich bitte Sie."

„Hier, schöne Dame . . . nun, Dalville, stoßen Sie mit Madame an!"

„Das thut ja der Herr schon," sagt Madame Destival mit Malice.

„Und Sie, Monin, reichen Sie Ihr Glas her.“

„Ach, ich will Ihnen sagen... ich muß gehen ... meine Frau fürchtet den Donner.“

„Ei, Sie wissen ja wohl, daß Ihre Frau Gurken einmacht, also beschäftigt ist.“

„O, wenn es donnert, so läßt sie Alles stehen und duckt sich unter eine wollene Decke, und wenn ich nicht ginge, mich nach dem Stande ihrer Gesundheit zu erkundigen... ach, ach, welcher Schlag! er folgt dem Blitz auf dem Fuß nach ... das Gewitter ist ganz nahe.“

„Wenn man Musik machte,“ sagt Herr Destival, indem er sich ein drittes Glas Champagner einschenkt, um Fassung zu erlangen, „so würde das nicht übel gethan sein, däucht mir . . . was meinen Sie, Dalville?“

August hatte sich gebückt, um sein Messer aufzuheben, das er bereits zum zweiten Male unter den Tisch hatte fallen lassen.

„Herr Dalville ist heute nicht geschickt,“ sagt Madame Destival, mißvergnügt von der Tafel aufstehend; „ich glaube in der That, daß wir wohl daran thun werden, in den Saal zu gehen.“

In diesem Augenblicke platzt die Wolke, der Regen fällt in Strömen und die ganze Natur gewinnt ein anderes Aussehen. Jedermann erhebt sich, die Modedame stützt sich auf Augusts Arm, weil das Gewitter ihr alle Kraft genommen hat. Herr von la Thomassinière, der den Gelehrten spielen will, weil er die Gesellschaft nicht für besser unterrichtet hält, als er selbst ist, tritt an ein Fenster und erklärt, daß das Gewitter nicht „bedeutungsvoll“ sein werde, weil „der Atmosphär“ gegen Westen sehr schön sei. August kann ein leichtes Lachen nicht zurückhalten und drückt deßhalb den Arm der zitternden Athalie um so stärker. Herr Destival, der, seit es regnet, wieder etwas heiterer geworden ist, weil es mit dem Gewitter jetzt weniger Gefahr hat, schwenkt links ab von der Gesellschaft und eilt die Treppe im Geschwindschritt

hinauf. Monin bleibt allein im Speisesaal zurück, indem er, wie er es gewöhnt ist, seine Serviette zusammenlegt und bei dem Rauschen des Platzregens vor sich hinmurmelt: „Das platzt ordentlich... und ich habe keinen Regenschirm ... und meinen Hut haben sie mir just oben durchstochen . . . was soll ich nun anfangen?" Nachdem er zwei bis dreimal geschnupft, entschließt sich unser Mann, Julien, die in den Saal getreten ist, anzugehen. Er läuft ihr nach und schreit: „Mademoiselle, ich bitte Sie sehr um Verzeihung, könnten Sie nicht . . ."

Da Julie nicht antwortet, gelangt Monin mit ihr in die Küche, wo Bertrand dem Baptist und den drei großen Lakaien des Herrn von la Thomassinière die Stange hält, welche nicht, wie ihr Herr, den Burgunder zu jung finden.

„Könnten Sie mir nicht einen Schirm leihen?" sagt Monin.

„Wir haben keinen hier," antwortet Julie trocken.

„Pfui! einen Regenschirm," sagte der bereits weinselige Bertrand; „kann ein Mann sich eines solchen Dings bedienen? . . . Habe ich Sie diesen Morgen einen Regenschirm tragen gelehrt?"

Die Gäste beginnen zu lachen und Julie drängt Monin sachte der Thüre zu mit den Worten: „Mein Herr, ich kann nicht so viele Leute in meiner Küche brauchen. Das genirt mich . . . und zudem ist Ihr Platz nicht hier."

Julie schlägt die Thüre zu, und da Monin sich außerhalb der Küche befindet, so faßt er den Entschluß, in den Saal hinaufzugehen und das Ende des Gewitters abzuwarten. Dalville und Athalie sind am Clavier und singen ein Nocturno; Herr Destival spielt Ecarté mit Herrn von la Thomassinière, und Madame Destival, welche sich stellt, als sehe sie dem Spiel zu, bewacht mit beiden Augen das Piano.

„Ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Abend zu wünschen," sagt Monin, leise in den Saal tretend.

„Wie, Herr Nachbar, Sie sind nicht fortgegangen? ... Ich glaubte Sie schon zu Hause."

„Nein, ich wollte Ihnen sagen ... der Regen ..."

„In diesem Fall müssen Sie spielen. Da, pariren Sie auf mich, Sie werden gewinnen."

„Kann man noch pariren?"

„Ja, es ist noch Zeit."

„Meinetwegen ... so sei's ... ich setze zwei Sous."

„Was soll das heißen ... zwei Sous!" sagt la Thomassinière mit verächtlicher Miene; „spiele ich denn jemals um Kupfer?... Es ist schon spießbürgerlich genug, daß ich um einen Thaler spiele! ... Gehen Sie doch weg damit, mein Herr ... man beschmutzt sich mit dem Grünspan."

„Mein Herr, es sind meine zwei Sous ... ich halte sie."

„Man will nichts davon, mein Herr."

„Wie, hätte ich denn schon gewonnen?"

„Ich will das ausgleichen," sagt Destival, indem er ein Zehnsousstück aus seiner Tasche zieht, „ich setze acht Sous weiter, um Monins Satz zu vervollständigen ... ich habe dann drei Franken vierzig Centimes gesetzt, und Sie, mein Lieber, drei Franken zehn Centimes ... ja, ja, mein Herr Nachbar ist ein vorsichtiger Mann, obwohl sehr reich ... sehr wohlhabend ... er sitzt in der Wolle, der Kauz."

„Wie kann er dann zwei Sous antragen?" sagt la Thomassinière, „das ist unbegreiflich ... Trumph, Trumph und Trumph ... Sie sind um Ihr Geld gebracht."

„Wie! er gibt zu, daß er uns um unser Geld bringt?" sagt Monin leise zu seinem Nachbar.

„Das will nur heißen, wir haben verloren ... je nun, wir nehmen Revanche. Ei, Madame Destival, Sie pariren nicht?"

„Nein, mein Herr, ich höre lieber dem Gesange zu."

„Während des Spielens geht mir doch keine Note verloren Madame."

„Mir auch nicht," versetzt la Thomassinière. „O, mir geht es wie Cato, ich könnte mit Leichtigkeit vier Dinge zugleich thun."

„Meine liebe Freundin, haben Sie nicht irgend ein Duett von Rossini hier," fragt Athalie, mit den Fingern über das Piano streifend.

„Ich weiß nicht ... ich glaube nicht."

„Ich meine mich doch zu erinnern, Madame, daß ich einige mit Ihnen hier zu singen das Vergnügen hatte."

„Ah, Sie erinnern sich, mein Herr! ..."

„Hier ist ein Duett aus der Gazza," sagt Athalie, welche alle Noten, die auf dem Clavier liegen, durcheinander geworfen hat, „wir wollen es einmal probiren, mein Herr."

„Trumph und Carreau, Renonce," schreit Herr von la Thomassinière, mit triumphirender Miene das auf dem Tische liegende Geld einstreichend.

„Was soll das heißen: Carreau Renonce?" flüstert Monin Destival ins Ohr.

„Sie sehen ja wohl, daß es heißt: wir haben verloren."

„Ich verstehe eben die Kunstausdrücke des Verlierens, wollte sagen des Spieles nicht ... Jetzt verliere ich schon vier Sous."

„Setzen Sie doch."

„Erlauben Sie, daß ich zuvor nach dem Wetter sehe ... o, es regnet noch zu stark ... ich spiele weiter."

„Sie haben Glück, mein Herr!"

„Und dann spiele ich dieses Spiel mit einer Kunst!" erwidert Thomassinière, sich auf seinem Stuhle schaukelnd.

„Ich meine, daß ich auch gut genug spiele," entgegnet Destival, sich vor Grimm in die Lippe beißend.

„Ruhig, meine Herren, man hört ja sein eigenes Wort nicht!" sagte die lebhafte Athalie, indeß August singt: „,è certo il mio

periglio.'" Und la Thomassinière schlägt mit dem Fuß den Takt falsch dazu, indem er, damit man glaube, daß er italienisch verstehe, vor sich hinmurmelt: „Sehr hübsch, sehr hübsch! Bravi, bravo, bravissimo!" Jetzt neigt sich Monin wieder zu Destival hin und fragt leise: „Soll das abermals heißen, daß wir verloren haben?"

„Nein, nein! das ist italienisch gesungen, merken Sie es denn nicht? Es ist ein Duett von der diebischen Elster."

„Ah, es ist von einer Elster!" wiederholt Monin, indem er die Augen blödsinnig rollt und seine Dose zieht; „wie kann denn das sein, Nachbar, daß eine Elster ein Duett gemacht hat?"

„Lieber Monin," sagt Destival mißlaunig, „reden Sie doch nicht immerfort an mich hin, Sie sehen ja, daß ich dadurch immer verliere!"

„Wie? Sie verlieren durch mich, ohne daß ich spiele?"

„Ja doch ... ja, das stört ... setzen Sie wieder! Ich bin gewiß kein schlechter Spieler; aber wenn man immer um mich herumschwatzt ..."

„Wir haben nämlich daheim eine Elster, welche hübsch plaudert, und ich möchte wissen ... das macht schon acht Sous, die ich verliere."

„Und ich sechszehn Franken!"

„Ei, was ist All das zusammen, meine Herren," sagt la Thomassinière; „wenn Sie, wie ich, um Hände voll Gold spielten, dann wäre es der Rede werth! ... das heiße ich eine Partie. Es thut mir sehr leid, daß ich mein Glück um eine solche Bagatelle mißbrauche. Bravi! bravissimo! Certo, pio, pio, piu Moussimo."

La Thomassinière will in Alles, was er sagt, etwas Italienisches hineinbringen, und bereichert so diese, ihm sonst unbekannte Sprache mit manchem Worte eigener Erfindung; Destival zwingt sich zu einem Lächeln, indem er in seiner Tasche sucht; aber seine Heiterkeit

ist gezwungen und sein Lächeln eine Verzerrung. Die beiden Singenden wechseln indessen zärtliche Blicke, indem sie einander lange gehaltene Töne zuflöten, während Madame Destival ungeduldig hustet, in der Hoffnung, die Harmonie der Musicirenden zu stören.

Plötzlich thut sich die Saalthüre auf, und eine dicke fünfzigjährige Frau mit einem Strohhut, dessen Ränder kaum über die Stirne hinausreichen und worauf ein Strauß verwelkter Rosen baumelt, tritt mit wüthender Miene ein; in der einen Hand einen Regenschirm und in der andern eine Arbeitstasche haltend, welche einen zehnpfündigen Zuckerhut fassen könnte. Bei ihrem Anblick weicht Monin zurück, geräth in Verwirrung ... wirft seine Tabaksdose um und macht Miene, sich unter dem Tisch verbergen zu wollen.

„Ha, ha! da sind Sie also, mein Herr!“ schreit Madame Monin, denn sie ist es leibhaftig, die in den Saal getreten, „ich finde Sie beim Spiel ... das konnte ich mir vorstellen! ... meine Nachbarn, ich wünsche Ihnen einen guten Abend ... während es donnert, während ein furchtbares Gewitter tobt ... spielt der Herr, statt daß er komme, mir Muth einzuflößen, und er weiß doch, wie sehr ich mich vor einem Gewitter fürchte! ... Verzeihung, Frau Nachbarin, wenn ich mir in Ihrem Hause zu zanken erlaube; aber Sie werden zugeben, daß das Betragen dieses Herrn unverzeihlich ist!“

Während dieser Strafpredigt hat der arme Monin, der nicht mehr weiß, was er thut, statt eines Zweisousstücks ein Zweifrankenstück gesetzt und stopft seine Finger in die Dose, worin sich nichts mehr befindet, indem er mit zitternder Stimme stammelt: „Wie steht es mit Deiner Gesundheit, Bichette?“

„Meine Gesundheit? O freilich, um die sind Sie sehr besorgt! ... Mich während des Gewitters verlassen! ... Die Katharine mußte mir unter der Wolldecke Gesellschaft leisten.“

„Der Regen hat mich abge ...“

„Soll ein Mann den Regen fürchten? Pfui doch, ich habe Mitleid mit Ihnen!“

Madame Destival liebt die Madame Monin nicht; in diesem Augenblicke aber hat sie, entzückt über ihre Ankunft, dieselbe neben das Piano gesetzt und sagt ihr tausend Freundlichkeiten, welche Madame Monin mit gewaltigen Bücklingen erwidert, indem sie ihren Regenschirm ihrem Manne hinreicht. Dieser ist im Begriff, ihn zu nehmen, vergißt, daß er im Spiel ist und murmelt so leise, daß man ihn kaum vernehmen kann: „Wann Du willst, Bichette.“

Bichette aber, die sich gesetzt hat und schon an der Modedame kritisirt, antwortet trocken: „Da ich einmal gekommen bin, glauben Sie denn, daß ich sogleich wieder weggehen werde? . . . Das wäre sehr artig . . . das wäre Ihrer würdig! . . . Ich werde das Vergnügen haben, einen Augenblick mit meiner Nachbarin zu plaudern und Musik zu hören . . . ich liebe die Musik sehr.“

„Sie singen, glaube ich, Madame Monin?“ fragt Madame Destival eifrig.

„O! ich habe allerdings gesungen . . . ich hatte sogar eine recht artige Stimme . . . . aber jetzt habe ich beinahe Alles verlernt . . . ausgenommen das Duett aus Armida:

„Lieben wir! lieben wir!
Alles heißt uns lieben!“

„Ah! das ist so schön . . . das wird niemals alt.“

„Ich besitze die Partitur der Armida; Sie müssen uns das mit dem Herrn singen.“

„Ach, liebe Frau Nachbarin!“

„Hören Sie, was man uns da für ein Geschenk macht?“ sagte Athalie leise zu August.

„Sehr verbunden,“ antwortet Dalville, „wahrhaftig, ich weiß nicht, was ich Madame Destival gethan habe, daß sie mir einen solchen Streich spielt!“

„Beruhigen Sie sich; wenn man Sie zu dem Duett zwingt, so werde ich accompagniren, und vor dem zehnten Takt verspreche ich Ihnen, drei bis vier Saiten gesprengt zu haben."

„O, wie liebenswürdig Sie sind! wie viel Dank werde ich Ihnen schuldig sein."

Monin, der seine Frau etwas besänftigt sieht, wagt ihr zu sagen: „Du sangest auch sehr hübsch jenes Lied, wo Schafe vorkommen:

„Marg'rethlein spann gar ruhiglich
Und dachte nur und träumte sich
Von ihrem Kleinen, Kleinen."

„Schweigen Sie, mein Herr ... bleiben Sie bei Ihrem Spiel, da Sie so gerne spielen ... Macht man da ein Piquet?"

„Nein, Bichette, ein Ecarté."

„Was? Ecarté! Und seit wann können Sie Ecarté spielen, mein Herr?"

„Ich kann es nicht, aber ich will Dir sagen, ich parire nur."

„So, Sie pariren! Doch hoffe ich wenigstens, daß Sie bescheiden sind, daß Sie nicht hoch hineingehen?"

„O, meine Bichette ... sei ruhig!"

„Herr Monin, Sie haben Ihre zwei Franken verloren!" ruft Destival in diesem Augenblicke mit einem tiefen Seufzer aus.

„Zwei Franken!" schreit Madame Monin auf, indem sie einen Satz auf ihrem Stuhle macht, daß alle Möbel im Zimmer zittern; „wie, Herr Monin spielt um zwei Franken? ... Das ist ja entsetzlich! ... Ei, Frau Nachbarin, Sie müssen ihm beim Essen einen Zopf angehängt haben! ... Was bedeuten solche Ausschweifungen, Herr Monin? Haben Sie Ihren Kopf ganz verloren?"

„Nein, Bichette ... es ist ein Irrthum ... ich spielte nur um zwei Sous."

„Sie haben vierzig Sous gesetzt, mein Herr," sagte la Thomassinière, „und verloren."

„Ja, weil ich viel gewonnen hatte," sagte Monin leise zu seiner Frau; „es war nur mein Gewinnst."

„Ich muß gestehen, daß ich Unglück habe," sagte Destival, „schon sieben Mal lasse ich diesen armen Monin verlieren."

„Sieben Mal, mein Herr! . . . Sie haben sieben Mal hintereinander gesetzt!" schreit Madame Monin, die ihren Mann anblickt wie eine Katze, wenn sie auf die Maus zufahren will.

„Ach nein, Bichette, Du weißt wohl, daß ich dessen nicht fähig bin."

„Hier ist das Duett aus Armida," sagt Madame Destival, „geschwind, Herr Dalville, singen Sie es mit Madame."

„Ich kann es nicht singen," sagt August.

„O, Sie sind ein sehr guter Musiker und singen es vom Blatte."

„Ich werde Ihnen Ihre Passagen einblasen, mein Herr," sagte Madame Monin, den Hut ablegend, aus Furcht, er möchte ihre Stimme dämpfen.

Madame Monin hat angefangen; ihre Stimme macht fast die Zähne knirschen. Monin klatscht bei jedem Takte Beifall. Plötzlich reißt eine Saite. Die lebhafte Athalie fährt mit ihren Fingern wie besessen auf den Tasten herum und scheint von dem Vortrag des Gesangstücks ganz hingerissen; bald aber ist auch eine zweite, eine dritte Saite gesprengt, man kann unmöglich fortfahren, und Athalie steht auf mit den Worten: „Wie Schade, es ging so gut."

„Das ist das Unangenehme Eurer Piano's," sagte Madame Monin, unwillig ihren Schäferhut wieder aufsetzend; „da lobe ich mir die kleine Flöte des Herrn Monin, zum Mindesten darf man nicht befürchten, daß sie jemals zerbreche."

„Soll ich sie holen, Bichette?"

„Wahrhaftig, das ist die rechte Zeit, einen solchen Vorschlag zu machen! Wir müssen in's Bett gehen, mein Herr, das wird mehr am Platze sein, als Ihre kleine Flöte!"

Jetzt springt Destival roth wie ein Hahn vom Spiel auf mit dem Ausruf: „Da kann ich nicht mehr halten, schon zwölfmal nacheinander bekomme ich die erbärmlichsten Karten! . . . Ich verliere mindestens vierzig Franken.“

„O, wie kann man um so viel Geld spielen!“ sagt Madame Monin; „wenn Sie jemals vierzig Franken verlieren würden, Herr Monin, so ließe ich mich auf der Stelle von Tisch und Bett scheiden.“

„Das ist mir auch eine rechte Summe!“ sagt la Thomassinière aufstehend; „so viel werde ich morgen bei einem meiner Freunde, der Notar ist, auf einmal setzen. Das heißt man Ecarté spielen! Der Tisch muß von Gold, von Banknoten strotzen . . . nur so ist das Spiel unterhaltend ... sonst muß man dabei gähnen... Also abgemacht! Nun, gehen wir zu Bette?“

„Gehen Sie immer, mein Herr! wer hindert Sie denn?“ sagte die lebhafte Athalie; „wir bedürfen Ihrer nicht.“

„Meiner Treu', ich habe große Lust zu schlafen.“

„Baptist wird Sie in Ihr Zimmer gerade über uns hinaufführen.“

„Und das meinige, theure Freundin, darf ich bitten, wo befindet sich dieses?“ fragt die Modedame, während ihr Mann schlafen geht, ohne Jemanden gute Nacht zu sagen, weil das nicht zum guten Ton gehört.

„Das Ihrige, meine Liebe?“ antwortet Madame Destival, „ist das Ihres Gemahls; wir haben Ihnen nur eines anzubieten.“

„Wie! wollen Sie mich vielleicht gar in dasselbe Bett mit ihm legen?“

„Ganz gewiß . . .“

„Ach, das ist zum Lachen! . . . das begegnet mir sonst nie . . . Ich schlafe nicht bei Herrn von la Thomassinière . . . Sie wissen wohl, daß ich mein eigenes Zimmer habe.“

„Wegen eines einzigen Mals, schöne Dame,“ sagt Destival neckend, „wird sich der theure Gemahl nicht beklagen.“

„Du lieber Gott, wie ergötzlich!“ versetzt Athalie mit verzogenem Mund. Inzwischen hat Madame Monin ihr Kleid aufgeschürzt und ihren Shawl angelegt und sagt zu Madame Destival mit einer bedeutungsvollen Miene: „Was mich betrifft, so schlafe ich bei meinem Mann ... und ich möchte einmal sehen, daß er sich beikommen ließe, von einem abgesonderten Gemach zu sprechen, ah! ah!“

„Du weißt wohl, Bichette, daß ich keine Lust habe zu ...“

„Schon gut, Herr Monin, ich weiß, was ich weiß! ... Guten Abend, Frau Nachbarin ... Herr Nachbar, ich empfehle mich ... Nun? Herr Gemahl, warum setzen Sie denn Ihren Hut nicht auf ... was soll denn das schon wieder bedeuten?“

Monin befürchtete, seine Frau möchte das Loch in demselben bemerken und entschließt sich endlich, ihn auf das linke Ohr zu setzen, damit sein Boden seiner Ehehälfte weniger in die Augen falle.

Und Madame Monin führt ihren Mann fort mit dem Versprechen, daß sie ihn ohne ihr Beisein nie wieder in der Stadt speisen lassen werde, weil er bei Tische nicht Maß und Ziel halte, und hernach tausend übertriebene Streiche mache.

Nach dem Abzug der Nachbarn gesteht Herr Destival, daß ihn das Exerciren bedeutend angestrengt habe, und verschwindet unmittelbar darauf.

Die Musik hat Dalville und die glänzende Athalie einander bedeutend näher gebracht. Wer die Reize der Harmonie zu genießen versteht, der weiß, daß nichts zwei Herzen schneller vereint, als ein zärtlicher oder anmuthiger Gesang, als eine recht leidenschaftliche Stelle, welche zuweilen Eines an das Andere richtet; die Musik ist für die Liebe ein gar mächtiger Alliirter; sie erregt, sie erweicht, sie spricht zur Seele. Dem Himmel sei Dank, fast alle unsere Damen können heutzutage Clavier spielen, worüber sich höchstens die prosaischen Hausbewohner ober und unterhalb des Clavierzimmers ärgern mögen. Athalie steht auf und Madame Destival

führt sie bis zu ihrem Zimmer. Ehe sie eintritt, sagt die Modedame lachend zu ihrer Freundin: „Meine Theure . . . ich muß Ihnen ein Geständniß ablegen . . . ich glaube die Eroberung des Herrn Dalville gemacht zu haben."

„Glauben Sie?"

„O, ich bin beinahe sicher, er hat mir so halbe Worte zugeflüstert . . . Sie kennen das? . . . dann hat er mir zärtlich die Hand gedrückt."

„Da gratulire ich Ihnen!"

„Ah, Sie können sich wohl denken, daß ich mir nur einen Scherz damit machen will, weiter nichts!"

„Uebrigens muß ich Ihnen auch freimüthig gestehen, daß Sie auf seine Eroberung wenig Werth legen dürfen, denn er ist ein Mensch, der sich in eine jede Schürze verliebt. Adieu, meine Schöne, gute Nacht!"

„Auf Morgen, meine Liebe! Ich werde früh aufstehen, um im Freien spazieren zu gehen."

„Ich werde Sie begleiten, meine Theure."

Damit trennen sich die beiden Damen; Madame Destival begibt sich wieder in den Saal hinab. Dalville ist nicht mehr da; auch er hat sich zu Bette gelegt. Madame Destival thut nun das Gleiche und ruft Julien, um sich entkleiden zu lassen.

Sechstes Kapitel.

Die Gesellschaft kehrt nach Paris zurück.

Die Nacht ist vorüber; hat ihr kühler Schatten die böse Laune der Madame Destival beruhigt und die Müdigkeit ihres Gatten hinweggenommen? Hat Dalville den Vorsatz der Solidität gefaßt und Bertrand den der Nüchternheit? Hat sich die lebhafte Athalie darüber getröstet, daß sie das Lager ihres Mannes theilen mußte, und hat Herr von la Thomassinière gut bei seiner Frau geschlafen?

Davon schweigt die Geschichte. Nur so viel konnte ich erfahren, daß Madame Destival bei ihrem Aufstehen immer noch an die erfreuliche Mittheilung ihrer Freundin vom Abend vorher dachte, und beim Ankleiden zu sich selbst sagte: „Die Kokette hat ihr Möglichstes gethan, um August in ihrem Netz zu fangen. Ich habe während ihres Gesanges ihr Zärtlichthun, ihr zuvorkommendes Lächeln wohl gesehen; sie hofft ohne Zweifel, diesen Morgen eine förmliche Liebeserklärung zu erhalten, aber es thut mir sehr leid, Madame, ich werde hier sein, Sie nicht aus dem Gesichte verlieren und nicht dulden, daß solche Intriguen in meinem Hause angesponnen werden. Ach, welche Koketten sind doch die Frauen heutzutage ... ich will diese Rose in meine Haare stecken ... sie steht mir besser, als dieses Band ... mein Gott, wie schlecht heute meine Wickeln halten ... und da beklagt man sich noch, daß die Männer schlechte Begriffe von unserem Geschlecht haben... aber berechtigt man sie nicht dazu durch solche Aufführung? ... Schon bei der ersten Begegnung einem Manne zeigen, daß er uns gefällt ... schauerlich! ... und vollends eine Frau von zwanzig Jahren ... höchstens seit zwei Jahren verheirathet ... Herr August! Herr August! Sie verdienen nicht, daß man einige Freundschaft gegen Sie hege!"

Herr Destival stellt sich, nachdem er ein indisches Taschentuch, das ihm zur Nachtmütze dient, vom Kopfe gezogen hat, vor einen Spiegel und präsentirt vor sich selbst mit seinem Nachttopf, den er in den Nachttisch zurückzustellen vergessen hatte. Ohne daran zu denken, daß er im Hemde ist, durchmißt Destival, dem es träumte, daß er alle wilden Thiere des Bezirks vertilge, im Duplirschritt sein Zimmer und nimmt mit der Feuerzange sein Kopfkissen auf's Korn; aber in dieser ritterlichen Stellung tritt die Erinnerung an die gestern beim Ecarté verlorenen vierzig Franken vor seinen Geist, und da er nicht mit kriegerischen Uebungen sein Glück poussiren kann, so kehrt unser Mann zu friedfertigeren Ge-

sinnungen zurück und kleidet sich an, indem er auf nichts, als die Mittel sinnt, eben so reich wie la Thomassinière zu werden, damit er nicht mehr durch den Verlust einiger Thaler im Spiel seine gute Laune verlieren könne.

Dalville hat ein wenig an die Modedame, ein wenig an das Milchmädchen, ein wenig an Madame Destival und außerdem noch an verschiedene Andere gedacht, als ein Mann, dessen Herz nicht von einem ausschließlichen Gefühl beherrscht wird, und der sich allen Empfindungen, allen Täuschungen, allen Launen seiner Einbildungskraft hingibt. Er steht auf, ohne sich einen Plan für sein Benehmen vorgesetzt, ohne sich gelobt zu haben, solider und weniger unternehmend zu sein, jedoch auch ohne die Absicht, einen neuen Liebeshandel anzufangen. Der Zufall soll darüber entscheiden, die Umstände seine Handlungsweise bestimmen ... seinem Herzen oder vielmehr dem Vergnügen will er gehorchen. Für einen Leichtsinnigen war diese Lebensweise noch die klügste: denn, wenn sich den Umständen überlassen, nichts voraus berechnen, aber jede Gelegenheit zum Genuß, die sich darbietet, ergreifen, Leichtsinn heißen soll, so hat er Manches mit der praktischen Philosophie gemein, worüber man sich nicht wundern darf, weil die Extreme sich berühren.

Bertrand war mit der Morgenröthe aufgestanden, stets bereit, die Befehle seines Herrn zu vollziehen, selbst wenn er dessen Betragen schalt. Der alte Korporal hatte an dem gestrigen Schmause nichts auszusetzen gehabt, weil der Burgunder nicht gespart worden war und die großen Lakaien, sowie auch Baptist und Toni, während sie mit ihm pokulirten, mit Respekt die Erzählung seiner Feldzüge angehört hatten; er ging auf der Terrasse hin und her, bereit, Herrn Destival eine Exercirstunde zu geben, und mit dem Landleben vollkommen zufrieden.

Die Modedame, so leicht an Kopf als an Herz, hatte sich schon sehr frühe, noch vor dem Erwachen ihres Mannes, erhoben;

sie hatte schlecht geschlafen; tausend Gedanken hatten sich in ihrem Hirne gekreuzt, der hauptsächlichste war aber immer das Verlangen, zu gefallen, zu glänzen ... das war der Mittelpunkt, um den sich die andern Gefühle nach den Gesetzen der Anziehungskraft drehten, ohne den Lauf des Gestirns, dem sie untergeordnet waren, stören zu können.

Was Herrn von la Thomassinière betrifft, so hatte er nur einen Traum gehabt und in den Gebilden desselben sich als Grundherrn eines Departements, geschmückt mit drei Kreuzen, mit Band und Stern, und noch reicher, noch eigenliebiger, noch übermüthiger als je zuvor gesehen. Dann befand er sich plötzlich wieder in der Kneipe zum gelehrten Esel, wo er den Bauern mit Wein aufwartete, die ihn sehr übermüthig behandelten. So ein Teufelstraum hat vor gar nichts Respekt! Er setzt Euch die mächtigsten Männer ab und bewirkt seltsame Umwälzungen; aus einem König macht er einen Hirten und erhebt zuweilen den Tagelöhner auf den Thron; er vermengt den hochgeborenen Herrn mit den gemeinsten Bürgern; einen Minister verwandelt er in einen armen Teufel ohne Brod, ohne Arbeit, ohne Mittel, der in einer Dachkammer Hungers stirbt; den Bankier gestaltet er zu einem armseligen Comptoiristen um, welcher für einen Thaler täglich vierzehn Stunden arbeitet; den Poeten, der seine Feder verkauft, in einen Taschenspieler, der seinen Hokus Pokus gegen Bezahlung einer ihn verachtenden Gesellschaft vormacht. Er zeigt der unterhaltenen Schönheit das Spital, der öffentlichen Dirne das Zuchthaus, den jungen Leuten, die an die Spielbank gehen, die Galeeren oder den Hungertod: er erinnert den Emporkömmling an seine Geburt, den Beamten an seine Willkürlichkeiten, den Ehrlosen an die Beschimpfungen, die er erfahren, und alle diese Leute machen es wie Herr von la Thomassinière — sie wachen mit einem Geschrei über Alpdrücken auf ... und schreiben diese verdammten Traumbilder einer schlechten Verdauung zu. Es wäre ihnen sehr unan-

genehm, wenn sie darin eine Erinnerung an die Vergangenheit und eine Warnung für die Zukunft erblicken müßten.

Von dem gestrigen Gewitter ist keine Spur mehr vorhanden; der Himmel ist klar, die Landschaft scheint schöner, die Bäume glänzen mit einem Grün, das von Staub nicht mehr verdorben ist, die Blumen duften frischer, die Bäche rauschen stärker; Alles ladet zum Genuß der Naturschönheiten ein, und darum ohne Zweifel befindet sich August bereits im Garten und hält vor der Hofthorschwelle, unentschlossen, ob er auf das Feld spazieren oder im Hause bleiben soll. Während dessen sitzt Athalie in der Tiefe des Gartens in einem Gebüsch; sie sammelt Blumen und sieht dabei nach rechts und links, ob Niemand komme, ihr Gesellschaft zu leisten. Madame Destival geht in einer nahe gelegenen Allee auf und ab, in der Absicht, sich an die Personen anzuschließen, die nach ihrer Muthmaßung in den Garten kommen werden.

Da, mit einem Male, hört August eine ihm nicht unbekannte Stimme rufen: „Hollah, Grauhans! He, he! weißt du denn nicht mehr, daß wir hier anhalten?“ und in demselben Augenblicke tritt ein Milchmädchen mit ihren Blechbüchsen in den Hof des Destival'schen Hauses. August bricht, als er Denise erkennt, in einen Freudenruf aus und eilt in den Hof, dem schönen Milchmädchen entgegen.

„Du bist's, reizende Denise.“

„Ja, mein Herr, ich bin's ... habe ich Ihnen denn nicht gestern gesagt, daß ich alle Morgen Milch hieher bringe? ... Ah, es freut mich sehr, Sie wieder zu sehen, mein Herr.“

„Ernstlich, Denise, es verlangte Dich, mich wieder zu sehen?“

„Ja, Herr; o, es verlangte mich sehr ... es ist so schön, was Sie gethan haben ... so edelmüthig, und wenn Sie gleich mit den Mädchen etwas zu viel schön thun, so macht das nichts, und ich lasse es Ihnen aus diesem Grunde hingehen.“

„Du mein Gott! was habe ich denn gethan, Denise, um alle diese Complimente zu verdienen?“

„Und Coco . . . und sein Topf . . . und seine alte Mutter, denken Sie denn daran nicht mehr?“

„Woher weißt Du denn das Alles, Denise?“

„Ei, der Kuckuk! erfährt man denn auf dem Lande nicht gleich Alles? Die alte Großmutter hat in dem Dorfe Allerlei gekauft; Coco war bei ihr und erzählte Jedermann, daß ein schöner Herr ihm viel Geld gegeben habe, um einen andern Hafen zu kaufen. Die Alte conterfeite Sie ab . . . o! ich habe Sie gleich wieder erkannt. Es ist nur Schade, daß Vater Calleux ein Trunkenbold ist . . . er blieb die ganze Nacht im Wirthshause und vertrank den Thaler, den Sie ihm gegeben hatten . . . bald wird er auch das verfressen, was Sie für Coco hergegeben haben . . . Aber, der Tausend, daran sind Sie nicht Schuld . . . und Sie meinen es mit Allen so gut.“

„Ich habe damit nur Etwas gethan, was sich von selber versteht, und bin dafür in diesem Augenblicke reichlich belohnt.“

Die Farbe Denisens hatte sich erhöht, als sie August erzählte, was sie erfahren; die Blicke des jungen Mannes trieben ihr das Blut noch mehr in's Gesicht. Sie schlug lächelnd die Augen nieder und blieb einige Augenblicke vor ihrem Beschauer mit schlenkernden Armen stehen, und ihre Verlegenheit, ihr linkisches Wesen, ihr bäurischer Anzug hoben die Reize ihres schönen Gesichtes nur noch mehr.

Endlich nimmt das Milchmädchen ihre Büchsen wieder, die sie auf den Boden gestellt hatte, und sagt: „Ich muß diese Milch der Mamsell Julie bringen, die gewöhnlich um diese Stunde schon auf ist.“

„Noch einen Augenblick, gute Denise, ich bitte Dich.“

„Haben Sie mir Etwas zu sagen, Herr?“

„Ach, ja! . . . Erstens, daß Du mir diesen Morgen noch schöner vorkommst, als gestern.“

„O, wenn's weiter nichts ist, da kann ich schon gehen.“

„So warte doch einen Augenblick ... Denise, je länger ich Dich ansehe, um so mehr fühle ich, daß ich Dich liebe!"

„Je nun, Sie müssen mich eben nicht mehr ansehen, Herr."

„Also bist Du böse, daß ich Dich liebe?"

„O, nicht doch ... denn ich glaube wohl, daß es keine Gefahr damit hat."

„Ach, wenn Du mich nur erhören wolltest!"

„Adieu, Herr."

Damit schickt sich Denise zum Weggehen an, aber August nimmt sie bei der Hand, hält sie zurück und sieht sie gar zärtlich an, zu zärtlich für einen Leichtfuß, der alle hübschen Frauenzimmer so ansieht. Die Augen eines Verführers sollten nur den Ausdruck der Unbeständigkeit haben; aber unglücklicher Weise kann man mit den Augen machen, was man will! Vielleicht auch, daß Dalville in diesem Augenblicke wahre Zärtlichkeit fühlte; was kann man wissen ... und wer kann in dem menschlichen Herzen lesen?

In diesem Augenblicke tritt Bertrand in den Hof; er geht auf seinen Herrn, der ihn nicht kommen sieht, zu, und fragt: „Hat mich der Herr gerufen?"

„Nein doch! ich rufe Dir nicht," antwortet August ärgerlich, indem er Denisens Hand fahren läßt. „Du kommst immer ungeschickt; stört man denn die Leute in der Unterhaltung?"

„Verzeihung, Herr Lieutenant, ich hörte kein Wort und wußte nicht, daß man sich unterhalten könne, ohne zu reden."

„Laß uns, Bertrand."

Bertrand schwenkt links ab, dem Garten zu, aber im Vorbeigehen an Denise, welche unter beständigem Versichern, daß sie gehen wolle, nicht ging und sich mit ihren kleinen Käsen viel zu thun machte, sagte der Korporal halblaut zu dem jungen Mädchen: „Sei auf Deiner Hut!"

August nähert sich Denisen, welche eine Bewegung des Erstaunens machte. „Was hast Du denn?" fragt er sie.

„Nichts, Herr ... ich muß gehen."

„Denise, willst Du mir einen Dienst erweisen?"

„Recht gerne, Herr, wenn's in meiner Kraft steht."

„Ich liebe das Kind, dem ich gestern auf der Straße begegnete ... sein hübsches Gesicht, seine offene Miene, kurz, Alles spricht zu seinen Gunsten."

„Sie meinen Coco Calleux?"

„Ja."

„Ei, ich liebe ihn auch sehr ... aber der arme Kleine, seit er seine Mutter verloren hat, ist gar nicht glücklich! ... Seine Großmutter ist hart und bösartig, sein Vater ein Trunkenbold; man will das arme Kind, das erst sechs Jahre alt ist, schon zur Arbeit anhalten. Ist das möglich? Und oft hat er nichts zu essen, als trockenes Brod; er darf noch von Glück sagen, wenn er statt des Abendessens nicht geschlagen wird! ... Darum haben wir im Dorfe auch diesen Trunkenbold Calleux nicht gerne, und wäre Coco's Hütte nicht zu weit vom Dorfe entfernt, o! dann kann ich Sie versichern, daß er öfter in unserem Haus, als in dem seinigen wäre."

„Wohlan, Denise, sei so gut und wache über dieses Kind, kaufe ihm, was es braucht ... kurz, versieh meine Stelle bei ihm. Willst Du das?"

„O, mit Vergnügen, Herr."

„Da, nimm diese Börse und verfüge über den Inhalt zu Gunsten meines kleinen Schützlings; sobald sie leer ist, gebe ich Dir wieder eine andere, und was Du damit anfängst, wird mir immer recht sein."

„Ach, Herr, Sie haben ein gutes Herz! ... Wie freut mich das ... aber so viel Geld! ... das wird für lange ausreichen."

„Nicht wahr, Du thust mir diesen Gefallen?"

„Ob ich ihn thue! potz Kuckuk... ganz gewiß! ... ist's denn keine Freude, wenn man Gutes zu thun beauftragt wird? ... Wer

solche Commission ablehnen? . . . Sehen Sie, Herr, ich muß Sie küssen . . . Wollen Sie?"

„Ob ich will, Denise?"

Eben umfaßt August das junge Mädchen mit seinen Armen und drückt mehr als einen Kuß auf ihre Wangen, die sie ihm mit Vergnügen hinreicht, als ein Schrei und ein Gelächter zugleich erschallen. Dalville wendet sich um: Madame Destival und Frau von la Thomassinière stehen hinter ihm.

„Ha bei meiner Seele, das ist zu stark!" ruft Madame Destival, mit grimmiger Miene auf Denise zutretend, aus, während Athalie auf etwas gezwungene Weise fortlacht und dabei sagt: „Das ist köstlich! . . . Wie, bis zu den Milchmädchen versteigen Sie sich? . . . Ah, ah! daran werde ich gedenken . . . Das war wirklich eine ländliche Scene."

Denise ist nicht in Verwirrung, denn sie denkt nicht daran, daß man sie schuldig finden könne, und sieht die beiden Damen erstaunt an, indem sie zu errathen sucht, woher die Heiterkeit der einen und der Zorn, der aus den Augen der andern blitzt, rühren mögen; dabei hält sie die Börse des jungen Mannes fortwährend in den Händen.

„Was macht Ihr hier?" fragt Madame Destival das Milchmädchen mit verächtlichen Blicken.

„Madame, was Sie sehen: ich brachte Käse und Milch wie gewöhnlich."

„Ich habe keine Käse von Euch verlangt; zudem sind die Eurigen sauer, ich will keine mehr davon. Und was Eure Milch betrifft, so schüttet Ihr die Hälfte Wasser darein; ich werde sie bei einer Andern nehmen."

„Wasser in meine Milch!" ruft Denise, welcher die Thränen in die Augen kommen, da sie so von ihrer Waare sprechen hört. „O, Madame, wie können Sie glauben? Sie sind die Erste, die das sagt; aber ich schwöre Ihnen . . ."

„Schon gut, Mamsell, fertig! Ihr sollt keinen Fuß mehr in mein Haus setzen; ... ich hielt Euch für anständig und ordentlich, aber die schamlosen Weibsleute liebe ich nicht.“

„Schamlos! ... Du mein Gott! was habe ich denn gethan, Madame?“

„Wir haben's gesehen, Mamsell ... und die Börse in Eurer Hand beweist hinlänglich ...“

„Diese Börse, Madame,“ sagte August, an Denisens Seite tretend, „ist zu einem Akt der Wohlthätigkeit bestimmt: zur Unterstützung eines Unglücklichen ... Doch ich sehe, man setzt immer das Schlechteste voraus ... Arme Denise, ich bin Schuld, daß man Dir wehe thut ... und wenn ich zufällig eine gute Handlung ausüben will, so denkt man, ich suche Dich zu verführen. Ei, meine Damen, erkauft man denn die Liebe eines Milchmädchens mit Geld? ... Bedenken Sie doch, daß wir nicht in Paris sind!“

Während August spricht, hat sich Denise gefaßt; sie wischt die Augen mit einem Zipfel ihrer Schürze und gewinnt so viel Zuversicht, um der Madame Destival zu antworten: „Ich brauche über Ihre Scheltworte nicht zu weinen; denn ich habe mir nichts vorzuwerfen. Adieu, mein Herr, ich nehme Ihr Geld mit und werde Ihre Zwecke gut zu erfüllen suchen.“

Damit macht Denise der Gesellschaft einen Knix und kehrt mit noch überschwellendem Herzen zu Grauhaus zurück, mit dem sie sich von dem Hause des Geschäftsmannes entfernt.

Madame Destival kehrt, über den Vorgang sehr verlegen, in den Garten zurück; Athalie tritt zu August und sagt lachend: „Sie werden gestehen, mein Herr, daß Sie ihr wenigstens sechs Küsse hinter einander gegeben haben.“

„Ich habe sie nicht gezählt, Madame.“

„Es schmeckte Ihnen, scheint's?“

„Sehr, Madame.“

„Der Herr ist wenigstens offenherzig.“

„Vielleicht meine einzige Tugend.“

„Und warum haben Sie sie geküßt?“

„Ist sie denn nicht sehr hübsch, Madame? . . .“

„Hübsch? Nun, meinetwegen . . . eine jener derben Landschönheiten.“

„Nicht doch, sie hat im Gegentheil sehr feine Züge.“

„Ist aber ein Milchmädchen.“

„Welchen Unterschied machen Sie denn zwischen einem hübschen Mädchen vom Land und einem hübschen Mädchen aus der Stadt?“

„Einen ungeheuren, mein Herr. Rechnen Sie denn Erziehung, Manieren und guten Ton für gar nichts? Würden Sie in Paris . . . ja selbst auf dem Lande mit einem Milchmädchen am Arme ausgehen?“

„Nein, Madame, ich gestehe, es in der Philosophie noch nicht so weit gebracht zu haben; aber ziehen Sie Denisen . . .“

„Wer ist Denise?“

„Eben das Milchmädchen, Madame.“

„Ah! der Herr weiß ihren Namen!“

„Ja Madame.“

„Also, mein Herr, was wollen Sie Fräulein Denise anziehen lassen?“

„Ein gutgemachtes Kleid, einen hübschen Hut, einen schönen Shawl.“

„Nun, darin würde sie sich mit vorzüglichem Anstand benehmen!“

„Du mein Gott, Madame, es kommt Alles nur auf die Gewohnheit an. Sie selbst, trotz Ihrer Reize, würden sich vielleicht unbeholfen in dem Kopfputz eines Milchmädchens ausnehmen. Was man sich erwerben kann, Madame, auf das ist kein großer Werth zu legen; aber was man sich nicht geben kann, ist: Schönheit,

Anmuth, Verstand, Holdseligkeit in Stimme, Blick, Lächeln; mit einem Wort jener Zauber, der uns Männer in Fesseln schlägt ... und der Ihnen, Madame, in so hohem Grade zu Gebot steht."

„Ah! Sie haben wohl daran gethan, so zu schließen, sonst wäre ich ernstlich böse geworden. Madame Destival hat Recht: Sie sind ein Bruder Leichtsinn . . . ein gefährlicher Mensch! A propos, ich hoffe das Vergnügen zu haben, Sie in Paris wieder zu sehen: ich gebe öfters Bälle und im Winter alle Donnerstage Abendgesellschaft."

„Madame sind zu gütig; aber Ihr Herr Gemahl hat mich nicht eingeladen."

„Ei, mein Gott! hat er denn Zeit, Jemand einzuladen? Er ist so zerstreut, so sehr in Spekulationen vertieft . . . das Einladen ist nur meine Sache ... Sie kommen?"

„Wird es denn Einem nicht zum Bedürfnisse, Sie wieder zu sehen? Dürfte man seiner Neigung folgen, so würde man Sie nie verlassen . . ."

„Ach mein Gott ... ich glaube, wir werden sentimental ... Sind Sie auf dem Wege, mir eine Liebeserklärung zu machen?"

„Ist es denn möglich, Sie zu sehen und nicht zu lieben?"

„Nehmen Sie sich in Acht! . . . Sie werden ernsthaft und ich liebe nur lustige Leute ... Diese schwermüthige Miene steht Ihnen gar nicht."

„Sie haben also kein Erbarmen mit den Wunden, die Sie schlagen?"

„Behüte Gott, nicht das geringste! ... Seufzer rühren mich nicht; wer mir gefallen will, muß mich immer lachen machen ..."

Während des Gesprächs hatten sich August und Athalie in den Garten vertieft. August hatte den Arm der jungen Dame genommen, und drückte ihn zärtlich. Athalie lachte immer, ließ sich jedoch Dalville's sanfte Händedrücke gefallen, als beim Umbiegen in einer Allee Bertrand vor ihnen stand.

„Man erwartet Sie, sowie auch Madame, beim Frühstück, Herr Lieutenant," sagte der Korporal, seine Hand zum militärischen Gruß an die Stirne legend.

August macht eine ärgerliche Geberde, aber schon hat die lebhafte Athalie seinen Arm losgelassen und ist leichtfertig davon gerannt.

„Zum Henker, Bertrand, Du bist sehr ungeschickt," sagte August, den vor ihm stehen gebliebenen Korporal fixirend.

„Was habe ich denn gethan, Herr Lieutenant?"

„Es scheint, Du machest Dir's zur Aufgabe, mich bei jeder Unterhaltung mit einer hübschen Frau zu stören."

„Um Verzeihung, Herr Lieutenant; aber ich kann doch nicht wittern, mit wem und von was Sie sprechen."

„Ein gewandter Mann hat das auf den ersten Blick los. Ich verbiete Dir ein für alle Mal, mich zu unterbrechen, wenn ich allein mit einem Frauenzimmer bin."

„Ist abgemacht, Herr Lieutenant, und wenn das Haus in Flammen stünde, würde ich Sie nicht stören."

Alles ist im Speisesaal versammelt. Da la Thomassinière beim Erwachen einen starken Appetit fühlte, so hat er dieses Mal keine Angelegenheit erdacht, welche die Befriedigung seines Magens hätte verzögern können, und er grüßt Dalville sogar auf sehr liebenswürdige Weise, was so viel sagen will, daß seine Frau ihm erklärt hat, sie werde den jungen Mann einladen. Auch Madame Destival scheint sich mit August versöhnen zu wollen, welcher seit der Scene im Hofe mit ihr schmollt.

„Ich muß noch vor Mittag in Paris sein," sagte la Thomassinière, eine ungeheure Menge Papiere aus seiner Brieftasche ziehend; „ich habe zehn Besprechungen auf heute . . . gewiß haben schon zwanzig Personen in meinem Hôtel nach mir gefragt . . . bitte noch um ein wenig Kaffee . . . Das ist kein Mokka."

„Erlauben Sie, daß ich widerspreche," sagte Destival, ihm wieder einschenkend.

„Ich versichere Sie, es ist keiner; ich verstehe mich darauf! ... Erst kürzlich habe ich eine „bedeutungsvolle“ Bestellung darauf gemacht; das ist etwas ganz anderes als dieser.“

„Auch ich muß diesen Morgen in Paris sein,“ sagte Destival, den Hals in der Cravatte aufblasend; „ich habe viele Geschäfte im Gang ... bedeutende sogar! Monin will ein Haus kaufen ... das kann ich ihm verschaffen.“

„Wer? der kleine Herr, welcher zwei Sous im Ecarté parirte?“

„Derselbe.“

„Was? der kauft Häuser! So was hätte ich nicht von ihm vermuthet ... er hatte ein ganz abgetragenes Kleid mit verflickten Aermeln an.“

„Das nimmt man auf dem Lande nicht so genau.“

„Mag sein, doch werden Sie zugeben, daß man sich von einem Manne in einem abgeschabten Rocke keine großen Erwartungen machen kann ... das läßt auf keinen großen Verstand schließen. O! darin habe ich einen so sichern Blick ... und dann mein beständiger Umgang mit reichen und geschmackvoll gekleideten Leuten ... He da, Lakaien, sagt meinen Leuten, sie sollen anspannen ... die Pferde an meine Kalesche führen.“

„Ich erwarte diesen Morgen meine Modehändlerin,“ sagte Athalie, „sie muß mir ein köstliches Häubchen bringen ... Lassen Sie im gestreckten Galopp fahren, mein Herr, denn ich bin zu begierig, dieses Häubchen aufzuprobiren.“

„Sie wissen ja wohl, Madame, daß meine Renner nicht wie Fiakergäule laufen ... ich füttere sie sehr gut, auch kosten sie mich genug, daß ich sie auftreten lassen darf.“

„Baptist! ...“ ruft Herr Destival seinem abgehenden Diener zu, „Du wirst auch einspannen ... verstanden?“

„So ist's!“ murrte Baptist, „kaum bin ich zur Küche heraus, so muß ich gleich wieder in den Stall!“

„Ei, Baptist, da Du gerade auf dem Wege bist, so sage auch meinem kleinen Toni, er solle mein Pferd ans Cabriolet spannen," setzte Dalville hinzu, über la Thomassinière's ruhmredige Wesen lächelnd, welcher die Hände rieb und bemerkte: „Meiner Treu', das ist sehr angenehm, daß Jeder seinen Wagen hat, es ist „gentlemanisch" und man weiß zum Mindesten gewiß, daß man sich nur in Gesellschaft von rechten Leuten befindet. Nun habt Ihr zwar allerdings nur Cabriolete, aber es kann auch nicht Jedermann Kalesche, Coupé und Landau haben wie ich."

„Wie, Herr Dalville, Sie reisen auch ab?" sagte Madame Destival, indem sie auf den jungen Mann einen sehr bedeutungsvollen Blick richtete; „das ist sehr liebenswürdig ... Jedermann verläßt mich ..."

„Ach ja, mein Freund," sagte Destival; „meine Frau hat auf Ihre Gesellschaft gezählt und ..."

„Ich habe nie gesagt, daß ich auf den Herrn zählte, davor hätte ich mich gewiß sehr gehütet," unterbrach Emilie ihren Mann; „da aber Alles nach Paris zurückkehrt, so sehe ich nicht ein, warum ich allein hier bleiben solle. Und, Herr Gemahl, müssen Sie nicht ohnehin in dieser Woche ein Diner geben?"

„Ja, Madame, ein großes Diner ... ich werde mächtige Personen ... hochgestellte Männer, ausgezeichnete Künstler empfangen. Ich rechne auf Herrn und Frau von la Thomassinière, sowie auf unsern Freund Dalville."

Dalville verneigt sich einfach, während la Thomassinière antwortet; „Wir werden noch sehen ... ich kann nichts zum Voraus versprechen, weil mir andere Diners bei Leuten von der höchsten Gesellschaft dazwischen kommen könnten ... und dann fühlen Sie selbst ..."

„Nun, reisen wir Alle nach Paris," sagte Madame Destival; „mein Mann wird Baptist ... und Julien aufladen.

Dürfte ich Herrn Dalville um einen Platz in seinem Cabriolet ansprechen?"

„Warum wollen Sie denn nicht mit uns in unserer Kalesche fahren?" fragte die Modedame lebhaft.

„O! ich müßte fürchten, Sie warten zu lassen ... ich habe noch mehrere Anordnungen zu treffen ... und Sie haben große Eile, Ihre Modehändlerin bei sich zu sehen ... Herr Dalville, hoffe ich, wird wohl eine halbe Stunde für mich zugeben können."

August fühlt, daß eine Weigerung unhöflich wäre, und obwohl diese Anordnung seinen Planen zuwiderläuft, obwohl die verführerische Athalie ihr Mäulchen sehr spöttisch verzieht, und Madame Destival viel Schlimmes über ihn gesagt hat, so bleibt Emilie nichts desto weniger eine sehr hübsche Frau, und man verzeiht einer hübschen Frau Manches, selbst dann, wenn man nicht mehr in sie verliebt ist.

Man steht vom Tische auf. Die Gefährte sind angespannt. Frau von la Thomassinière steigt in die Kalesche, indem sie einen boshaften Blick auf August und Madame Destival fallen läßt; der Spekulant ruft seinen beiden Lakaien, läßt sich hinein heben, wirft sich dann auf den Hintersitz des Wagens und ruft: „In mein Hôtel, Chaussée d'Antin; man fahre wie der Blitz ... ganz „rapiat," verstanden, Lasleur? ... Uebrigens hüte man sich wohl, uns in irgend einen Graben zu werfen."

Die Kalesche fährt pfeilgeschwind ab. Madame Destival hat ihre Dienerschaft so zur Eile angetrieben, daß Julie und Baptist bald bereit sind, mit ihrem Herrn abzureisen; was Madame betrifft, so hat sie noch verschiedene Angelegenheiten zu ordnen, bei denen sie jedoch Juliens Hülfe entbehren kann. Herr Destival drückt seines Freundes Hand sehr stark, empfiehlt ihm, mit seiner Frau nicht zu schnell zu fahren, weil ihr das die Nerven angreife, und nimmt dann im Cabriolet neben Julien Platz, indem er Baptist befiehlt, hinten aufzusteigen, was dieser zwar



befolgt, aber nicht ohne darüber zu murren, daß man ihn in jeden Weil führe.

Bertrand und der kleine Toni stehen neben Dalville's Cabriolet und warten mit der Abreise nur noch auf ihn und Madame Destival. Aber die kleinen Angelegenheiten, welche die Frau des Hauses noch zu ordnen hatte, dauerten gegen zwei Stunden. Bertrand wird ungeduldig neben dem Cabriolet; da ihm aber sein Herr befohlen hat, ihn da zu erwarten, so verläßt er seinen Posten nicht.

„Unser Herr glaubt vielleicht, wir seien abgereist?“ sagt der kleine Toni.

„Nein, nein, er weiß, daß wir hier sind.“

„Aber vielleicht will er heute nicht mehr nach Paris zurückkehren.“

„Dann wird er es uns sagen.“

„Wenn er es aber vergißt?“

„So bleiben wir auf unserem Posten, bis man uns ablöst. Ich kenne nur meine Ordre.“

Endlich gegen Mittag erscheint August mit Madame Destival am Arme, welche sich zärtlich auf ihn stützt, und in deren Zügen Befriedigung und liebenswürdige Hingebung deutlich zu lesen ist.

„Das ist doch sonderbar,“ denkt Bertrand, „diese Dame wechselt zwei- bis dreimal täglich ihr Gesicht. Uebrigens sollte ich daran gewöhnt sein . . . ich habe es ja schon zum öftern gesehen! . . . alle Frauenzimmer, welche zu meinem Herrn mit zorniger Miene, rollenden Augen und rauher Stimme kommen, sind, wenn sie ihn verlassen, sanft wie Lämmer; es ist gar nicht mehr das gleiche Gesicht, die gleichen Augen, die gleiche Stimme.“

„Geschwind, Bertrand, eingestiegen!“ ruft August, welcher bereits neben Madame Destival im Cabriolet sitzt. „Sie werden ein wenig genirt sein, Madame, aber mein treuer Bertrand ist nicht zum Hintenaufstehen geschaffen.“

„O! ich werde immer köstlich sitzen," sagt Emilie, einen zärtlichen Blick auf August werfend und ein anmuthiges Lächeln an Bertrand richtend; denn es gibt nichts so Liebenswürdiges, als die Damen, wenn ihnen die Dinge nach Wunsch gehen! . . . Aber auch im umgekehrten Falle, nichts so . . .

Man reist ab, und als man an dem kleinen Fußpfad, der nach Montfermeil führt, vorüberfährt, beugt sich August vor, sieht hinaus und tröstet sich mit dem Gedanken, daß er nicht immer eine Dame nach Paris zu begleiten haben werde.

Siebentes Kapitel.

Das Dorf.

Denise hatte den Weg nach ihrem Dorfe wieder eingeschlagen; aber sie sang nicht, wie es ihre Gewohnheit war, wenn sie hinter Grauhans einherging; der eben stattgehabte Auftritt im Hause der Madame Destival lag ihr noch schwer auf dem Herzen, und obgleich sie sich bemühte, nicht betrübt darüber zu erscheinen, so kam ihr doch das Wort „Schamlose," dessen man sich gegen sie bedient hatte, nicht aus dem Sinne. Sich so nennen zu hören, wenn man sich ehrbar aufführt und sich nichts vorzuwerfen hat, schien dem kleinen Milchmädchen sehr hart. Es heißt: unverdiente Beleidigungen thun nicht wehe; wie sollte sich aber ein redliches und offenes Herz nicht beleidigt fühlen, wenn es Schmähworte hinnehmen muß, die nur für das Laster bestimmt sind? Letzteres erröthet weit weniger und spottet über Alles, was man ihm auch sagen mag, weil es kein Schamgefühl mehr hat. Demnach ist, nach meiner Ansicht, das Sprüchwort: „Nur die Wahrheit kann beleidigen," grundfalsch.

„Wie bösartig doch diese Stadtleute sind," sprach das junge Mädchen zu sich, „mich „‚Schamlose‘" zu schelten! . . . Das

steht ihnen an! . . . Was hatte ich denn gethan . . . ich küßte den Herrn, weil er ein gutes Herz hat und für Coco sorgen will; das scheint mir ganz natürlich, und ich machte kein Geheimniß daraus . . . Diese Madame Destival lief auf mich zu und machte Augen . . . ich habe geglaubt, sie wolle mich schlagen . . . Mir sagen, meine Käse seien sauer; ich schütte Wasser in meine Milch! . . . Ha! ich war nahe daran, zu weinen . . . doch that ich wohl, meine Thränen zurückzuhalten, das hätte sie gar zu sehr gefreut . . . Und die Andere, die nur lachte, und dem jungen Mann Gesichter und Possen schnitt . . . Mein Gott! wozu so viel Lärm? Hätte ich das Geld zurückweisen sollen, das zu Wohlthaten für den armen Kleinen bestimmt ist? . . . O nein! . . . und dann hätte das den Herrn böse gemacht und . . . da erzürne ich noch viel lieber die Dame . . . Er ist nicht bösartig . . . er ist nur ein Schmeichler . . . Wahrlich . . . das ist kein Verbrechen . . . man braucht ihn nur nicht anzuhören, das ist Alles . . . Uebrigens ist er recht hübsch . . . recht artig . . . ich habe ihm das Gesicht zerkratzt und er wurde nicht einmal böse . . . Ei, er sagte mir seinen Namen nicht . . . Wozu auch? . . . ich brauche ihn nicht zu wissen . . . Vielleicht hat er ihn Coco gesagt . . . den muß ich fragen . . . Hü doch, Grauhans . . . Soll ich meiner Tante die Börse zeigen? . . . Ja, ja, ich muß ihr Alles erzählen . . . Doch habe ich ihr gestern nicht gesagt, daß ich einen Purzelbaum gemacht habe, und was der Herr gesehen hat . . . So oft ich daran denke, wurmt es mich und ich kriege allemal große Lust zu weinen . . . Und der andere Herr, der ihn „‚Herr Lieutenant‘“ nannte, und mir ganz leise zuraunte: „‚Sei auf Deiner Hut!‘“ . . . ah! der heißt Bertrand, das erinnere ich mich noch . . . Er sieht gutmüthig aus, dieser Bertrand; was wollte er aber denn sagen mit seinem: „‚Sei auf Deiner Hut!‘“

Unter diesen Gedanken kam Denise nach Montfermeil, einem hübschen Dorfe, dessen Bewohner nicht zu den schlimmen gehören,

wo man einige städtische Häuser und keine Spuren von Elend sieht, weil auch der Bewohner der bescheidensten Hütte arbeitet, statt zu betteln.

Denisens Häuschen steht am Ende des Dorfes am Ufer eines zwischen Weiden sich hinschlängelnden Baches. Es besteht aus einem Gelaß zu ebener Erde und einem ersten Stocke; aber das Mauerwerk ist gut und das Dach mit Ziegeln gedeckt, was dem Hause ein gewisses Ansehen von Eleganz gibt. Vor dem Hause befindet sich ein nur mit einem niedern Holzgitter verschlossener Hofraum, rechts ist der Kuhstall; Hühner, Küchlein, Enten und Gänse laufen da und dort im Hofe umher, den sie als ihr Eigenthum zu betrachten scheinen, da sie ein anhaltendes, verworrenes Geschrei ausstoßen, sobald sich eine andere Person als Denise oder deren Tante den Eintritt erlaubt. Der Garten liegt hinter dem Hause: er ist ungefähr zwei Morgen groß, aber nach keiner besondern künstlerischen Ordnung angelegt; Obst und Gemüse wachsen hier untereinander, nach dem Brauch der Landleute, die zuerst an das Nützliche denken. Blumen sind nur wenige vorhanden; da aber Denise sie liebt, so findet man einige Rosenstöcke zwischen Kartoffelpflanzen, und Siringen-Sträuche umranken den Stamm eines Pflaumen- oder Mandelbaumes.

Man sieht aus diesen Einzelnheiten, daß das Häuschen keinen armen Leuten gehört. Alles deutet daselbst auf Wohlstand; wirklich ist auch Mutter Fourcy, Denisens Tante, eine der reichsten Bäuerinnen des Ortes: sie besitzt zwei schöne Stücke Landes, wovon das eine jenseits des an dem Haus vorbeifließenden Baches liegt; und Denise, ihre einzige Erbin, weiß durch ihre Thätigkeit und ihren kleinen Handel mit Milch und Käse das Einkommen ihrer Tante noch zu vermehren, die, obgleich eine gute Frau, doch etwas geizig ist; man sagt, das sei so ziemlich allgemein der Fehler reicher Leute . . . wie sollen aber auch Die, die nichts haben, diesen Fehler durchblicken lassen.

Grauhans kam ganz allein in den Hof getrabt und nahm den Weg nach dem Stalle. Denise war noch zurück, aufgehalten von einigen Nachbarinnen, die, dem Dorfgebrauche gemäß, mit allen Vorübergehenden schwatzten, denn auf dem Dorfe kennt sich Jedermann. Das Milchmädchen jedoch, das nicht sehr aufgelegt zum Schwatzen war, beeilte sich, Grauhans einzuholen, um ihm seine Körbe abzunehmen, worin sich die Käse und die Milch befinden, welche sie wieder zurückbringt.

„Was wird meine Tante sagen, wenn sie mich mit der Milch und den Käsen wieder zurückkommen sieht?" dachte Denise und konnte einen Seufzer nicht unterdrücken. Uebrigens fürchtet sie ihre Tante nicht, denn Mutter Fourcy kannte die Sittsamkeit ihrer Nichte und fand bei ihr mehr Verstand, als bei allen anderen Bewohnern des Dorfes; auch stimmte sie stets Allem bei, was Denise sagte und that; ausgenommen, wenn es sich darum handelte, Geld auszuleihen; aus diesem Grunde hatte auch Denise, ungeachtet ihrer Freundschaft für Coco, noch nicht viel für denselben thun können. „Sein Vater ist ein Säufer," sagte Mutter Fourcy, „dem Kinde Etwas schenken, heißt dem liederlichen Calleux Vorschub zum Saufen leisten."

Mutter Fourcy war eine dicke, fünfundfünfzigjährige, trotz ihres Körperumfanges thätige und flinke Frau. Als sie ihre Nichte nach Hause kommen hörte, lief sie herbei, um ihr den Esel abladen zu helfen.

„Was hast Du denn da, mein Kind?" fragte sie Denise.

„Die Käse, die ich für Madame Destival gemacht hatte."

„Und warum hat sie sie nicht genommen?"

„Weil . . . weil sie keine gewollt hat."

„Ah, das ist etwas Anderes . . . Aber wie? da ist auch noch die ganze Milch? . . ."

„Ach, mein Gott, ja, Tante."

„Und diesen Morgen habe ich Herrn Brichard keine gegeben! . . ."

„O, wir werden sie selbst verzehren, Tante."

„Hat Madame Destival Dir ihre Kundschaft entzogen?"

„Ja, meine Tante."

„So, deßhalb machst Du ein so verzerrtes Gesicht ... Woher will sie denn bessere Milch bekommen?"

„Ach, es ist nicht der Milch wegen, Tante."

„Also wegen etwas Anderem?"

„Ja, Tante."

„Ah! das ist etwas Anderes. Nun, so erzähle mir doch dieses Andere, mein Kind."

Denise sammelte sich einen Augenblick, dann antwortet sie: „Ihr wißt wohl, meine Tante, ich erzählte Euch, daß ich gestern einen vornehmen Herrn getroffen habe ... der mich nach dem Wege zu Herrn Destival fragte ..."

„Ja, Kleine."

„Und daß dieser der Großmutter Coco's, welcher seinen Topf zerbrochen hatte, viel Geld gegeben hat ..."

„Ja, ja, ich weiß ... der Trunkenbold Calleux wird es versaufen."

„Nun denn, Tante, heute Morgen fand ich den jungen Mann bei Herrn Destival."

„Es ist also ein junger Mann? ... Du hattest mir gestern gesagt: ein Herr."

„Freilich ja, ein Herr, welcher jung ist."

„Ah, das ist ein Unterschied ..."

„Er war sehr freundschaftlich gegen mich ... und als er durch mich erfuhr, daß Vater Calleux Alles durchbringe, gab er mir diesen Beutel voll Geld, damit ich für den armen Coco sorge und es ihm an Nichts fehle ... Ich nahm das Geld an, Tante; habe ich damit ein Unrecht gethan?"

„Nein, gewiß nicht, Kleine; thust Du denn nicht immer recht, liebe Denise? ... Du bist auch vernünftig und lässest Dir nichts weis machen? ..."

„O nein, liebe Tante, aber ich ließ mich von dem Herrn küssen."

„Ah, das ist ein Unterschied; aber warum hat er Dich denn geküßt?"

„Um mir dafür zu danken, daß ich für Coco, den er so gern hat, sorgen wolle."

„Nun, darin sehe ich nichts Unrechtes, mein Kind."

„Aber Madame Destival hat es so angesehen; denn sie kam im höchsten Zorn auf mich zu und nannte mich . . ."

„Sie nannte Dich? . . ."

„Ach, ich kann das abscheuliche Wort nicht wiederholen . . . Und doch . . . sie nannte mich . . . „Schamlose . . .'"

„Herr Gott im Himmel! meine Nichte, meine Denise eine Schamlose! . . . das ehrbarste Mädchen auf zehn Stunden in der Runde! . . . Und Du fuhrst ihr nicht ins Gesicht?"

„Nein, liebe Tante, ich sagte bloß, es sei abscheulich, zu glauben . . . zu denken . . . und dann nahm ich meine Milch und meine Käse wieder mit fort."

„Hast Recht gehabt, Kleine, hast Recht gehabt; diese Leute sind gar nicht werth, so gute Sachen zu essen."

Denise erzählte ihrer Tante aber nicht, was Madame Destival von ihrer Milch und ihren Käsen gesagt hatte, denn Mutter Fourcy wäre im Stande gewesen, in des Geschäftsmannes Haus zu gehen, um für eine solche Beleidigung Genugthuung zu verlangen. Das Mädchen liebte Streit und Zank nicht und wünschte gar nichts mehr von Madame Destival zu hören.

Mutter Fourcy ging in's Dorf, um für Milch und Käse einen Käufer zu finden. Als Denise allein war, zog sie den Beutel aus ihrer Tasche und zählte den Inhalt in ihre Schürze. Es waren darin zwölf Zwanzig- und sechs Fünffrankenstücke. „Zweihundert und siebenzig Franken," sagte Denise verwundert, „das ist aber eine bedeutende Summe: dieser Herr muß sehr

reich sein, daß er so viel Geld auf einmal herschenken kann ... Ich hätte vielleicht nicht Alles annehmen sollen ... Doch, da es ja für Coco ist ... dafür kann man ihn erziehen, in die Schule schicken und lesen lernen lassen ... Ja, aber sein Vater will nicht, daß er lesen lerne ... Das ist Schade, ich hätte eine so große Freude, wenn Coco recht artig und geschickt würde; das würde den Herrn gewiß auch freuen, wenn er wiederkommt ... denn er wird wiederkommen und seinen kleinen Knaben besuchen ... so hat er wenigstens gesagt. Gleichviel; ich will dieses Geld gehörig sparen ... und so oft ich Zeit habe, in die Hütte gehen und sehen, ob man den Willen des Herrn befolgt hat."

Auf Querwegen kann man in einer Viertelstunde leicht von Montfermeil zu der Hütte der Familie Calleux gelangen. Denise läuft schnell auf den ihr wohlbekannten Fußpfaden. Sie tritt in die ärmliche Hütte. Coco saß mit der alten Magdalene bei Tische. Sie speisten ohne Vater Calleux, der, wenn er Geld hatte, die Schenke seinem Hause vorzog.

Als das Kind Denise eintreten sah, stieß es einen Freudenschrei aus und eilte ihr entgegen. Denise war so gut gegen dasselbe. Stets brachte sie ihm etwas Leckeres; hinderte oft, daß es geschlagen wurde; kurz, sie bezeugte ihm viele Freundschaft, und die Kinder vergelten Liebe mit Liebe; bei Erwachsenen ist dies nicht immer der Fall.

„Guten Tag, meine kleine Denise," sagte Coco, die Arme gegen das junge Mädchen ausbreitend.

„Gib doch Acht, Taugenichts," sagte die alte Magdalene; „beinahe hättest Du den Tisch umgeworfen, daß meine Suppe auf den Boden gefallen wäre ... da hätte ich Dich ordentlich gepeitscht."

Denise hat sich bereits in der ganzen Hütte umgesehen und bemerkt, daß die einzige, durch Dalvilles Geld bewerkstelligte Veränderung in einem großen am Feuer stehenden Topfe bestand.

Das Bett des Kindes ist nicht weicher geworden, als es vorher war.

„Siehst Du, Denise, wie schön ich bin," rief das Kind, dem jungen Mädchen die Hosen und das braune Jäckchen zeigend, welche seine Lumpen von gestern ersetzten.

„Ja, ich sehe es," sagte Denise, während sie Coco's Kleider näher betrachtete! „das Alles ist aber nicht neu . . ."

„Potz Teufel!" kreischte die alte Magdalene, „hätte man es nicht noch besonders machen lassen sollen? . . . Für einen Jobel, wie der, ist das sauber genug . . . in einigen Tagen wird man sehen . . . da wird Alles durchlöchert sein. Ah! der würde Eisen zusammenbrechen."

„Und warum habt Ihr ihm denn keine Matraze gekauft, Mutter Magdalene . . . ich glaubte, der Herr habe Euch das anempfohlen, als er Euch das Geld gab."

„Ah! sein Vater wollte das nicht; er sagt, Jungen dürfen nicht so weichlich gebettet sein, das hindere sie, stark zu werden."

„Der Herr hatte es aber ausdrücklich für Coco hergegeben."

„Für Coco! ja, aber auch für uns, meine Kleine; sollen die Eltern nicht vor den Kindern kommen?"

„Ist Vater Calleux auf dem Felde?"

„Auf dem Felde! . . . warum nicht gar auf dem Felde . . . in Claude's Schenke ist er . . . er nahm Alles mit, was von dem geschenkten Gelde des Herrn übrig geblieben war, und sagte: er gehe, um eine Unternehmung damit zu machen . . . Ja . . . ich weiß wohl, er wird es unternehmen, Alles an einem Tage zu versaufen, wenn es möglich ist . . ."

„Mutter Magdalene, soll ich Coco bis heute Abend mit mir nehmen?"

„Nein, meine Tochter, nein; ich bin alt und mag nicht allein sein; Coco muß bei mir bleiben."

Denise küßte das Kind, welches spielte und sich mit seiner

Ziege auf dem Stroh wälzte; dann ging sie nach ihrem Dorfe zurück. „Wie soll ich's denn anfangen," sprach sie zu sich selbst, „um die Absichten des Herrn zu erfüllen?"

Der folgende Tag ist ein Sonntag, also keine Arbeit im Dorfe. Man verwendet größere Sorgfalt auf sein Aeußeres, zieht ein einfach sauberes Kleid an, und Abends versammelt man sich auf einem von Eichen und Nußbäumen beschatteten Grasplatze. Hier laden eine schlechte Geige und ein großes Tambourin die jungen Mädchen und Bursche zum Tanze, welche das Orchester herrlich finden, weil es das Signal zur Freude gibt. Hier ist Denise der Gegenstand vorzüglicher Aufmerksamkeit von Seiten der männlichen Dorfjugend und bringt einige Wallungen von Eifersucht in den Herzen ihrer Gefährtinnen hervor. Leidenschaften schleichen sich allenthalben ein; man ist neidisch und lästert im Dorfe wie in der Stadt, nur weiß man hier seine Gesinnungen weniger zu verstellen.

Denise ist das schönste Mädchen des Dorfes und der Umgegend; dies behaupten alle Männer des Ortes, obgleich die Weiber es nicht zugeben wollen. Denise ist nicht kokett, aber sie ist Weib, und welches Weib empfindet nicht ein geheimes Vergnügen bei der Gewißheit, daß sie gefällt und über Ihresgleichen den Sieg davon trägt. Gegen die jungen Burschen spielt übrigens Denise keineswegs die Gefallsüchtige; sie lächelt nicht dem Einen zu, wirft nicht auf den Andern einen bedeutungsvollen Blick, sagt nicht einem Dritten ein Wort der Hoffnung; aber sie lacht, scherzt und ist freundlich mit Allen, denn sie tanzt sehr gerne, und es macht ihr Vergnügen, wenn sie Jedermann zum Tanze auffordert.

Doch an diesem Sonntage, wo Denise, wie gewöhnlich, mit ihrer Tante auf den Grasplatz gekommen war, scheint sie sich nicht wie sonst zu belustigen; sie lacht weniger mit den jungen Burschen und scheint keine Freude am Tanze zu haben. Zuletzt fühlt sich Denise, was man noch nie gesehen hatte, nach vier Contretänzen müde, und verlangt, eine Weile auszuruhen.

„Bist Du krank, Kleine?“ fragte Mutter Fourey ihre Nichte, als sie Letztere zurückkommen und sich an ihrer Seite niedersetzen sah.

„Nein, liebe Tante, krank bin ich nicht . . . aber müde.“

„Müde? ... Du, die unermüdlichste Tänzerin der ganzen Gegend?“

„Wahrlich, liebe Tante! ich glaube, man kriegt endlich an Allem genug . . . Heute bin ich nicht aufgelegt.“

„Dann ist's ein Unterschied.“

„Kommen Sie, Mamsell Denise, kommen Sie doch zum Tanze,“ . . . sagen mehrere derbe Bauernbursche zu dem Milchmädchen. Darauf zog sie einer beim Arme, daß er denselben hätte ausreißen können, der andere schlug ihr mit seiner ganzen Kraft in die Hand, ein Dritter trat ihr beim Gruß auf die Füße; mit dergleichen kleinen Aufmerksamkeiten macht man einem jungen Mädchen auf dem Dorfe den Hof, welches dieselben zuweilen mit einem tüchtigen Tapps auf die Backen des Galanten erwidert, was dann so ziemlich bedeutet, daß er bei der Mamsell in Gnaden stehe. Denise aber vertheilte keine Tappse unter die sie umgebenden Bursche, sondern schickte sie einfach mit den Worten weg: „Laßt mich doch in Ruhe, ich sage Euch ja, ich will nicht tanzen.“

„O, doch! o doch . . . sie will freilich tanzen . . . sie wird tanzen . . . sie weigert sich nur zum Spaß.“

Doch Denise blieb standhaft, und als die schönen Tänzer sich entfernt hatten, sagte sie zu ihrer Tante: „Mein Gott! wie dumm sehen sie doch aus! . . .“

„Wer denn, Kleine?“

„Nun! Großhans, Lucas, Bastian . . .“

„Das sind doch die gewichstesten Bursche im Dorf! . . . was fällt Dir ein, so zu sprechen? . . . Großhans ist so drollig beim Tanze, er bringt immer absichtlich die Touren in Verwirrung; Lucas erhielt drei Jahre nacheinander den Preis beim Gänsesprung! Bastian war zweimal in Paris, wo er das Stockschwingen gelernt hat, und diese Bursche seien dumm, sagst Du?“

„Wahrlich, liebe Tante, sie sprachen lauter Zeug an mich hin, das mich langweilte."

„Sonst lachtest Du aus vollem Herzen mit ihnen! ... Ich sage Dir, Du bist krank, Kleine; ehe Du in's Bett gehst, mußt Du einen guten Teller voll Erbsen mit Speck essen ... das wird Dir gut thun."

Denise fühlte sich nicht krank, sie wußte selbst nicht, warum sie sich nicht belustigte. Endlich ist die Zeit zum Heimgehen gekommen, und die Kleine empfand ein geheimes Vergnügen, als sie bei ihrem Häuschen anlangte und die Gefährtinnen verließ, die sie spöttisch lachend betrachteten und unter einander sagten: „Denise hat etwas, das fehlt sich nicht! ... Jedenfalls werden die Bursche, wenn sie immer so ist wie heute, bald aufhören, sie liebenswürdig zu finden und ihr den Hof zu machen."

Trotz des Tellers voll Speckerbsen, oder vielmehr wohl eben deßhalb, schlief Denise wenig; sie dachte nicht gerade an den vornehmen Herrn, der mit ihr gekost, sie geküßt und sie aufgehoben hatte, aber an den, der für den armen Coco sorgen will, an das Geld, dessen Verwalterin sie ist, und an die Mittel, das Kind glücklicher zu machen.

Mit Tagesanbruch stand das Mädchen auf und eilte, nach Beendigung ihrer Morgengeschäfte, zu der Hütte. Sie sah das Kind vor dem Hause spielen und war sehr erfreut, daß sie es ohne Zeugen sprechen konnte.

„Wo ist Magdalene?" fragte sie es.

„Sie schläft, meine kleine Denise," antwortet das Kind, das junge Mädchen mit seinen Armen umschlingend.

„Und Dein Vater?"

„Papa Calleux ... er ist gestern nicht nach Hause gekommen ... Großmutter sagt, er habe im Wirthshaus geschlafen."

„Coco, hast Du den Herrn recht lieb, der hieher kam, Geld für Dich hergab und Dir Schläge wegen des zerbrochenen Topfes ersparte?"

„O ja, ich liebe ihn sehr! . . . Er hat eine schöne Weste und ein schönes Band hängt darüber her . . . Er wird wiederkommen und mit mir spielen, nicht wahr?"

„Ja, er sagte, er werde kommen . . . Weißt Du seinen Namen?"

„Er ist mein guter Freund."

„Aber seinen Namen . . . hat er Dir ihn nicht gesagt?"

„Nein . . . er weiß aber wohl, daß ich Coco heiße und der Papa Calleux."

„Du mußt diesen Herrn recht lieben, denn er will Dir viel Gutes thun! ... Würde es Dir Freude machen, wenn Du schreiben und lesen lerntest?"

„O ja, um schöne Geschichten zu lesen in Büchern mit Bildern . . . wie Du hast . . . Aber Papa will mich nicht in die Schule gehen lassen."

„Ich werde mit ihm reden und seine Einwilligung zu erlangen suchen . . ."

In diesem Augenblicke ließ sich die kreischende Stimme der alten Magdalene vernehmen; sie rief dem Kinde, dieses küßte Denise, lief dann in die Hütte, und das junge Mädchen flog nach dem Dorfe zurück.

Nachdem Vater Calleux drei Tage in der Schenke zugebracht hatte, griff er wieder zum Spaten und zur Gießkanne, wollte jedoch nicht zugeben, daß Coco in die Schule gehe, obgleich ihn Denise versicherte, daß es ihn nichts kosten werde, und die alte Magdalene erlaubte dem Kinde nicht, sich weiter zu entfernen, als bis zu dem Acker, wo sein Vater arbeitete. Denise geht alle Morgen in die Hütte; sie bringt dem Kinde insgeheim immer Etwas mit, hat aber bis jetzt Dalville's Geld noch nicht angegriffen.

„Der Herr wird nicht wiederkommen," sprach sie zu sich selbst, „schon sind acht Tage vorüber . . . Bah! er denkt nicht mehr an

... Coco. Es ist dies ein Grund mehr, das Geld zu sparen... Der arme Kleine wird eines Tages glücklich sein, wenn er Etwas findet. Aber der Herr schien doch die ernstliche Absicht zu haben, wiederzukommen. Ohne Zweifel war er inzwischen bei Madame Destival ... und kam nicht durch unser Dorf! ... Wie doch diese jungen Leute von Paris lügen können! ... Dieser hat übrigens gute Eigenschaften ... warum blickte mich doch der Herr Bertrand so an, als er mir sagte: Sei auf Deiner Hut!"

Die Tage des Tanzens kehrten wieder, aber die Heiterkeit Denisens wollte nicht wiederkehren, obgleich sie sich alle Mühe gab, so wie früher zu erscheinen, obgleich sie öfters tanzte, ohne daß sie Lust dazu fühlte, und wieder lachen wollte mit den jungen Burschen; jetzt aber bestand ihr größtes Vergnügen darin, daß sie sich allein unter eine große Eiche in ihrem Garten setzte oder zu Coco ging, ihn herzte und küßte und beständig von dem vornehmen Herrn mit ihm sprach, der ihm Gutes thun wolle.

Ein Monat war seit ihrem Zusammentreffen mit August verflossen, als ihr eines Morgens, da sie gerade zur Hütte gehen wollte, ein Bauer die Nachricht brachte, daß die alte Magdalene in der Nacht gestorben sei. Das kleine Milchmädchen flog bei dieser Kunde in aller Eile zu dem Kinde. Noch hatte man die sterbliche Hülle der alten Mutter nicht weggenommen, und da Calleux arm und im Dorfe nicht beliebt war, wachte das Kind allein bei der Verstorbenen, während sein Vater die zum Begräbniß nöthigen Vorkehrungen traf. Denise stand still vor der einsamen Hütte, deren Anblick ihr noch ärmlicher schien, weil der Tod, wo er einzieht, über Alles einen düstern Schleier wirft. Die Kleine wundert sich, daß sie Niemand in der Nähe der Hütte erblickt, sie tritt näher herzu ... lautes Lachen schlägt an ihr Ohr ... Denise denkt, man habe sie mit der Erzählung von dem Tode der Großmutter getäuscht; sie streckt den Kopf durch die Thüre, ihr Blick entdeckt das Sterbebette, um welches eine Lampe eine schwache Helle ver-

breitet; etwas entfernter sieht sie das Kind sich mit seiner Ziege auf dem Stroh wälzen und jeden Sprung und Liebkosung Jakobinchens mit herzlichem Lachen begrüßen. Diese Scene erregt in Denisen ein seltsames Gefühl. Sie dringt in die Hütte und tritt vor den Kleinen mit den Worten: „Wie, mein Freund! Du spielst neben der Leiche Deiner Großmutter?"

„Wird sie das zornig machen?" fragt das Kind mit unschuldig offenem Blick auf Denise.

„Nein, denn sie kann Dich nicht mehr hören, Du solltest aber doch über ihren Tod betrübt sein . . ."

„Man sagte mir, sie werde mich nicht mehr schlagen."

„Hast Du nicht geweint, als sie starb?"

„Nein, Denise."

„Du liebtest sie also nicht?"

„O, ich fürchtete sie sehr!"

„Es ist nicht schön, mein Kind, wenn man gefühllos ist."

„Ach, Denise, wenn meine Ziege stürbe, würde ich recht weinen; Jakobinchen ist so gut und liebt mich so sehr!"

Denise wußte dem Kinde hierauf nichts mehr zu entgegnen; sie begnügte sich, es mit seiner Ziege hinauszuschicken. Bei der Rückkehr des Vaters Calleux erhielt sie von diesem leicht die Erlaubniß, Coco auf einige Tage mit sich zu nehmen; und Coco nahm seine geliebte Ziege mit fort, von der er sich nicht mehr trennen wollte.

Denisens größte Freude war, das Kind bei sich zu behalten; Mutter Fonrey ist gutherzig und Denise gab ihr zu verstehen, daß Coco ihnen nützlich werden könne, wenn er größer sei, und das Geld des Pariser Herrn zu seiner Erziehung mehr als ausreiche. Vater Calleux sah ein, daß sein Sohn ihm keine Suppe kochen könne, daher er gerne einwilligte, ihn bis auf Weiteres bei Denisen zu lassen, und das junge Mädchen war außer sich vor Freude.

So wäre denn jetzt Coco im Hause des kleinen Milchmädchens und im Genusse eines süßen friedlichen Daseins. Da Denise lesen konnte, was gegenwärtig in den Dörfern nichts Seltenes mehr ist, so wollte sie ihren kleinen Schützling selbst erziehen, und ermangelte dabei nicht, täglich mit ihm von dem vornehmen Herrn zu sprechen, der ihm seinen Topf so gut bezahlt hatte. Aber ein weiterer Monat verstrich und der Herr von Paris kam nicht wieder. Denise, die sich immer noch gerne unter der großen Eiche ihren Gedanken überließ, sagte häufig zu sich: „Ich hatte wohl Recht, zu glauben, daß er kein Wort von allen den schönen Sachen denke, die er mir sagte ... Da er jedoch nicht wiederkommen sollte, so war es wohl überflüssig, daß der Herr Bertrand mir zuraunte: „,Sei auf Deiner Hut!'"

Achtes Kapitel.

Ein Morgen bei einem jungen Manne.

„Herr Bertrand, ist August zu Hause?" fragte ein junges vierundzwanzigjähriges Frauenzimmer von schlankem Wuchse, gerundeten Formen, schönen braunen Augen und rabenschwarzen Haaren, bleicher Gesichtsfarbe, weißen, gut aneinander gereihten Zähnen, einem zwar etwas matten Blick, den sie aber durch ein schelmisches Lächeln zu beleben und äußerst angenehm zu machen wußte. Dieses Frauenzimmer ist eine gewisse Virginie, von der im Cabriolet auf dem Wege zu Destivals Landhaus die Rede war; sie klingelt eben an Augusts Wohnung, obgleich es noch nicht acht Uhr Morgens ist.

„Herr Dalville ist ausgegangen," versetzt Bertrand, Mademoiselle Virginie nur leichthin grüßend, wodurch diese sich jedoch nicht abhalten läßt, mit den Worten einzutreten: „Nicht möglich, Bertrand, Sie sagen mir das, weil ohne Zweifel Besuch da ist

... und Sie den Befehl dazu haben ... Wir kennen das; allein ich will ihn sehen; ich habe sehr Wichtiges mit ihm zu sprechen ... Wahrhaftig, lieber Bertrand, es ist kein Scherz."

„Ich versichere Sie, mein Fräulein, Herr Dalville ist ausgegangen ... oder besser gesagt, nicht nach Hause gekommen. Er ging gestern auf einen großen Ball ... und es scheint, daß derselbe lange dauert."

„Ach Gott, welche Aufführung ... das ist ja abscheulich!... der junge Mann richtet sich zu Grunde ... Bertrand, Sie wachen nicht genug über ihn, das ist nicht recht; Sie sollten ihm Strafreden halten, Moral predigen ..."

„Geht nicht, mein Fräulein, erstens ist Herr Dalville der Herr und dann, wenn ich auch vernünftig mit ihm sprechen will, so hört er mich nicht an oder heißt mich gehen."

„Das ist sehr schlimm ... Ach, wenn ich nur seine Mutter oder Schwester wäre ... dann sollten Sie sehen, wie ich ihn zurecht bringen würde... Ich will auf ihn warten, Bertrand, denn endlich muß er doch wohl nach Hause kommen. Um acht Uhr Morgens noch auf dem Ball! ... Ach, so arg machen wir's nicht."

Mademoiselle Virginie, die alle Gänge und Schliche der Wohnung genau kennt, öffnet die Thüre zu einem kleinen Salon, wo sie ihren Aufenthalt nimmt, ihren Hut auf einen Stuhl, ihren Shawl auf einen andern, sich selbst aber auf ein Canapé wirft. Bertrand sieht ihr ruhig zu, und an diese Verfahrungsweise gewöhnt, fährt er fort, Brod und Käse zu essen, woran das Klingeln ihn gestört hatte.

„Wahrhaftig, ich liebe August gar nicht mehr," begann Virginie nach einer Weile wieder; „ich müßte sehr thöricht sein, einen Menschen zu lieben, der sechsunddreißig Maitressen hat ... nicht wahr, Bertrand?"

„Ah, Fräulein! ich kann nicht behaupten."

„Ja, ja, er hat sechsunddreißig... ich sage nicht zu gleicher

Zeit, dazu müßte er ein nordischer Herkules sein, aber wenn er könnte ... Ich drehe die Hand nicht um wegen der Wahl, von den Männern taugt einer was der andere ... Ich kenne sie zu gut. Habe ich Recht, Bertrand?"

„O, was das betrifft, wir haben Männer gehabt, welche... zum Beispiel der große Türenne!"

„Ach, wie abgeschmackt ist Er doch mit Seinem großen Türenne! ... hält Er mich denn für ein Schilderhäuschen? ... Ich Bertrand, ich kenne die alte Geschichte nicht, ich liebe nur, was in meine Zeit gehört, und sage Ihnen, August ist ein Wüstling. Vor drei Wochen spielte er mir einen schändlichen Streich. Ha! er gibt mir ein Rendezvous; wir sollten den Tag zusammen zubringen und Abends ins Feydeau gehen; der Herr aber läßt mich Maulaffen feil haben, und reist ab auf's Land ... zu seinem Herrn Destival, einem Geschäftsmann ... Der ist auch ein Pfiffikus ... der dürfte sich zuerst um das kümmern, was in seinem eigenen Hause vorgeht ... nicht wahr, Bertrand?"

„In seinem eigenen Hause, Fräulein? Glauben Sie? ..."

„Ja, Sie verstehen mich wohl, es wäre denn, daß er Gefallen daran findet! Wahrlich, es gibt Ehemänner, denen das bequem ist ... Und ihr bliebet auf diesem Landhause über Nacht?"

„Ja, Fräulein!"

„Gott, wie ländlich! verweiltet ihr mehrere Tage dort? ... Nun, Bertrand, so reden Sie doch, Sie haben immer noch Zeit zum Essen; Sie wissen wohl, daß ich seit einem Jahrhundert nicht mehr hier war, und Herr August seinerseits hatte nicht einmal die Artigkeit, zu mir zu kommen, und sich nach meinem Befinden zu erkundigen ... und doch war ich sehr krank, aber da hätte ich hundertmal sterben können ... ich habe mich auch recht verändert, nicht wahr, Bertrand?"

„O nein, Fräulein, ich sehe nicht, daß ..."

„O, doch, meine Augen sind noch gelb ... Allerdings steht

mir dieses Kleid auch nicht gut . . . Es geht zu hoch herauf, das verunstaltet mich. Nun, Bertrand, was habt ihr denn auf diesem Landgute gemacht?"

„Ich, Fräulein, lehrte Herrn Destival exerciren."

„So! will er sich unter die Voltigeurs einreihen lassen? Und seine Frau? exercirte die auch? . . . sie sollte die Trommel schlagen lernen, um vor ihrem Manne herzumarschiren, wenn er zum Schießen ausrückt."

„Ich weiß nicht, was Madame that, Fräulein."

„Ohne Zweifel waren Sie beauftragt, den Herrn Gemahl zu beschäftigen, und Herr August schäkerte mit Madame in dichten Lauben . . . Ich stelle mir ganz gut vor, wie der Herr nach Spatzen schießt, während seine theure Ehehälfte Erdbeeren sucht! . . . Ha, ha, ha . . ."

Mademoiselle Virginie lachte so stark, daß sie einige Zeit brauchte, bis sie wieder sprechen konnte. Inzwischen ging Bertrand nach allen Richtungen im Saale umher, wobei er zu frühstücken fortfuhr.

„Ach, Gott! es thut weh, wenn man so lacht. Sagen Sie mir einmal, wann seid ihr zurückgekommen, Bertrand?"

„Am andern Tage, Fräulein."

„Und war August seither nicht mehr dort?"

„Nein, Fräulein! er hatte öfters Lust ... findet aber nie Zeit."

„O, es ist wahr; man hat erschrecklich viel zu thun! man findet in vierzehn Tagen nicht einmal so viel Zeit, ein einziges Mal nach mir zu sehen; man läßt mich krank . . . beinahe sterbend liegen . . . und noch bin ich nicht ganz wohl. O nein . . . ich leide noch immer entsetzlich! . . . Was essen Sie denn da, Bertrand?"

„O! es ist nur Käse von Roquefort, Fräulein."

„Kurios, wenn ich essen sehe, so macht mir das auch Lust, zu essen, ich muß nämlich immer thun, was ich Andere thun sehe. Liebster Bertrand, geben Sie mir ein Frühstück ... denn am Ende,

wenn ich bis morgen fortjammerte, so wären das Dummheiten und meine Waden würden davon nicht dicker, nicht wahr, Bertrand?"

„Fräulein, wenn Sie ..."

„Er ist herzensgut, der Bertrand; ich liebe ihn auch sehr und hege viele Freundschaft für ihn, obgleich er ein bischen falsch ist, wie sein Herr."

„Ah, Fräulein! was das betrifft, so schmeichle ich mir in Beziehung auf Offenherzigkeit ..."

„Schon recht, Bertrand; ich sagte das nur im Scherz; allein mit Ihrer Offenherzigkeit kann ich nicht frühstücken ... was wollen Sie mir geben?"

„Wenn Fräulein Kaffee wollen, so lasse ich von unten heraufbringen."

„Kaffee? ... ha, das macht mir einen ganz öden Magen, das taugt mir nicht ... Haben Sie sonst nichts hier?"

„Wir haben den Rest von einer Pastete, einen Schlägel von einem Kapaun, Lyoner Wurst."

„Ach! das ist mir lieber als Kaffee; bringen Sie mir das Alles, mein Bertrandchen ... Es ist nur zum Zeitvertreib, bis August kommt."

Bertrand stellte ein Theetischchen vor das Canapé, trug dienstfertig ein Frühstück für Mademoiselle Virginie auf, welche ihm hierin beistand und selbst nach dem Speisekasten lief, um das Nöthige herbeizuholen, indem sie sagte: „Es thut mir leid, daß ich Ihnen Mühe mache, Bertrand."

„Sie scherzen, Fräulein!"

„Wo ist denn der kleine Toni?"

„Bei dem Herrn ... Es muß doch Jemand für das Cabriolet da sein."

„Dieser Junge ist ein kleiner Duckmäuser, er will mir nie Etwas sagen, wogegen Sie, Bertrand, doch wenigstens sprechen; ich weiß wohl, daß Sie mir nicht Alles sagen ... Am Ende

haben Sie Recht; es gibt Dinge, die ich nicht zu wissen brauche ... es würde mir zu wehe thun ... Inzwischen will ich frühstücken."

Mademoiselle Virginie ging an ihr Frühstück und trotz ihrer wiederholten Versicherung, daß sie noch krank sei, verschwand der Kapaunschlägel, wurde kräftig in die Pastete und in die Lyoner Wurst eingehauen und das Alles mit Bordeauxwein, den sie mit Wasser zu verdünnen wahrscheinlich für ungesund hielt, hinuntergeschwemmt.

Während des Essens unterließ Virginie gleichwohl nicht, von Zeit zu Zeit auf eine ihr gegenüber befindliche Standuhr zu sehen und endlich auszurufen: „Der Bruder Liederlich ... da sehen Sie, welche Ewigkeit er ausbleibt! ... Sie werden zugeben, Bertrand, daß man nicht bis neun Uhr Morgens auf einem Ball ist; ich weiß ganz gut, daß die bürgerlichen Bälle um fünf Uhr Morgens stets zu Ende gehen; meine Tante gab früher auch welche ... meine arme Tante! ... ich muß mich doch wieder mit ihr aussöhnen ... Ei, die Pastete ist nicht übel ... Sehen Sie, Bertrand, meine Tante ist eine Frau von Ihrem Schlage."

„Aha, ich verstehe! ... eine große Frau, wie ich, von fünf Fuß sechs Zoll?"

„Und neun Linien, warum nicht gar! so einen Grenadier von Tante könnte ich brauchen. Ich wollte sagen von Ihrem Schlage, das heißt, sie sei eine brave Frau, eine ehrenwerthe Frau ... O, hat mir die Strafpredigten gehalten! ... Sie sagte mir so rührende Dinge, daß ich weinte wie eine büßende Magdalene, so lange ich zuhörte; war ich jedoch einmal zum Tempel hinaus, herr! da dacht' ich schon nicht mehr daran ... Zu der Teufelswurst könnte man zwei Pfund Brod essen ... Der abscheuliche August ... das soll er mir bezahlen ... Erstlich gehe ich nicht fort, bis er nach Hause gekommen ist, und wenn ich bis Morgen warten müßte. Das ist mir ganz gleich, ich bin meine eigene Herrin!"

In diesem Augenblicke hörte man ganz sachte klingeln.

„O, das ist er!“ ruft Virginie, „sagen Sie ihm nicht, daß ich da bin, verstehen Sie mich, Bertrand? ich will ihn überraschen ... Machen Sie die Thüre des Salons zu.“

„Ja, Fräulein, doch glaube ich nicht, daß es der Herr ist; er klingelt auf eine andere Manier.“

Nachdem Bertrand die Salonthüre sorgfältig zugemacht hatte, öffnete er im Vorzimmer die Thüre auf den Flurgang, und statt Augusts sah er die hübsche Nachbarin des dritten Stockes eintreten, welcher er den kleinen Schooßhund zurückgebracht hatte. Die Nachbarin ist eine junge Blondine mit blauen Augen, rosiger Gesichtsfarbe; ihre Stimme ist sanft und honigsüß, ihre Manieren und ihr Wesen haben etwas Affektirtes; allein sie ist hübsch, und ihre natürliche Anmuth macht, daß man die erkünstelte verzeiht.

„Herr Bertrand ... ist mein kleiner Zozor nicht bei Ihnen?“ lispelte sie mit einem flüchtigen Blick durch das Gemach.

„Ich hatte nicht die Ehre, ihn zu sehen, Madame,“ antwortete Bertrand, die Thüre fortwährend halb offen haltend, was die Nachbarin übrigens nicht hindert, einen Schritt weiter vorwärts zu gehen.

„Sonderbar ... er ging diesen Morgen aus ... mein Mädchen ist auf dem Markt und ich hoffte ihn hier zu finden ...“

„Wenn sich der Deserteur zeigt, Madame, werde ich das Vergnügen haben, Ihnen denselben auf der Stelle zurückzubringen.“

„Der arme Zozor! ... ich bin wahrhaftig besorgt um ihn.“

Die Nachbarin, die inzwischen nicht stehen geblieben war, befand sich jetzt mitten im Vorzimmer, und Bertrand hielt fortwährend die äußere Thüre offen, in der Hoffnung, dadurch die Nachbarin zum Fortgehen aufzumuntern.

„Herr Dalville ist gestern Abend in großer Toilette ausgegangen? ... nicht wahr, Herr Bertrand?“

„Ja, Madame.“

„Ich stand zufällig an meinem Fenster und habe ihn gesehen.

Ich hätte ihm ein Wort sagen ... ihn für heute um ein Buch bitten mögen, das er mir versprochen hatte ... Allein er ging so schnell weg! ... Wenn es nicht so früh wäre, würde ich ihn um die Gefälligkeit gebeten haben, es mir zu geben ... Das könnte ihn jedoch möglicherweise incommodiren? ..."

Die Nachbarin schien auf eine Antwort zu warten, Bertrand schwieg jedoch und bewegte bloß die Vorthüre hin und her.

„Liegt Herr Dalville noch im Bette?" fragte endlich die schöne Blondine und warf dabei einen Blick auf den alten Korporal, der eben so sanft als ihre Stimme süß war. Dieser wollte eben antworten, als die Thüre des Salons aufging und Virginie mit entschlossener Miene erschien: „Nun!" ... rief sie, „kommen Sie heute noch, Bertrand? spielen wir Versteckens?"

Als Bertrand Virginien sah, schloß er die Vorthüre, setzte sich gemüthlich nieder und brummte zwischen den Zähnen: „Arrangirt euch unter einander, mich geht es nichts an."

Beim Anblick Virginiens wurde die Nachbarin noch etwas rosiger als vorher, und ihre Augen verloren von ihrer gewohnten Sanftmuth; Virginie ihrerseits betrachtete die Nachbarin vom Kopf bis zu den Füßen, zog ihre braunen Augenbrauen zusammen und ließ ein verächtliches Lächeln über ihre Lippen gleiten; Bertrand allein blieb gleichgültig, und während die Damen sich von oben bis unten mit Blicken maßen, trank er ruhig ein Glas Wein, um seine Roqueforter Käse hinabzuschwemmen.

„Sie hatten mir nicht gesagt, Herr Bertrand, daß Herr Dalville Besuch habe," sagte endlich die Nachbarin mit einer Stimme, die sie so sanft wie gewöhnlich zu machen sich bemühte, durch welche jedoch etwas wie Zorn durchschimmerte. „Hätte ich das gewußt ... so würde ich ihn sicherlich nicht haben stören wollen."

„Bertrand! fragt Madame nach August?" sagte Virginie mit ungezwungenem Tone und boshaftem Lächeln.

Die vertraute Art, mit welcher die hübsche Brünette von

ihrem Nachbar sprach, ließ Madame Saint-Edmond vor Zorn fast ersticken; sie that jedoch ihr Möglichstes, um ihre Aufregung zu verbergen. „Ja, Madame . . .“ antwortete sie, „ich frage nach Herrn Dalville.“

„Wenn man August Etwas ausrichten kann, so will ich es besorgen, Madame.“

„Sie sind gar zu gütig, Madame, aber ich wünsche Herrn Dalville selbst zu sprechen.“

„Aha! . . . ich verstehe . . . ohne Zweifel kennt August Madame bereits!“

„Ja, Madame . . . ich habe das Vergnügen, Herrn Dalville zu kennen.“

„Da mir August alle seine Angelegenheiten mittheilt, so hätte ich Madame Auskunft geben können, wenn sie mir den Beweggrund ihres Besuchs auseinandergesetzt hätte.“

„Madame sind sonach jetzt beauftragt, die zu Herrn Dalville kommenden Personen zu empfangen?“

„Wohl möglich, Madame.“

„Herr Bertrand, Sie hätten mir wohl sagen dürfen . . . mir ersparen . . . doch ich will durchaus Herrn Dalville sprechen . . . melden Sie ihm, daß ich ihm nur ein Wort zu sagen habe . . . alsdann werde ich ihn mit Madame ungestört lassen.“

„Wenn ich hätte bälder zum Wort kommen und Ihnen antworten können, Madame,“ sagte Bertrand, „so würde ich Ihnen bereits gesagt haben, daß der Herr Lieutenant noch nicht vom Balle zurückgekommen ist; deßhalb erwartet ihn Madame in dem kleinen Salon.“

„Gut! ich werde auch auf ihn warten . . .“ sagt die Nachbarin, deren Stimme durchaus nichts Süßes mehr hat, und bei Bertrand vorüberkommend, flüstert sie demselben zu: „Ich weiß nicht, wer dieses Frauenzimmer ist, aber sie hat jedenfalls ein sehr gemeines Benehmen! . . .“

Virginie blieb einen Augenblick im Vorzimmer und sagte zu Bertrand: „Wer ist denn diese Zuckerpuppe? Belüge mich nicht, mein Bertrandchen oder ich mache Skandal! . . .“

„Es ist eine Dame, welche in dem Hause wohnt.“

„Ach, sie wohnt im Hause? . . . ganz bequem! . . . Sie sieht einem rechten Aas gleich! . . . Kennt sie August schon lange?“

„O nein . . . seit sechs Wochen ungefähr.“

„Und er liebt sie?“

„Wie soll ich das wissen? . . . Kann ich den Herrn Lieutenant fragen: „Lieben Sie Diese? Lieben Sie Jene?““

„Schon gut, Du bist ein Bösewicht. Jedenfalls hätte August einen sehr schlechten Geschmack! . . . Dies Weib ist häßlich . . . sie hat rothe Ringe um die Augen, wie die Kaninchen . . . und einen abscheulichen Mund . . . nicht wahr; Bertrand?“

„Aber . . . ich finde nicht . . .“

„Was verstehst Du davon? Ich sage Dir, sie ist abscheulich, mit ihrem Prinzessinwesen! . . . Ah! wenn sie glaubt, mir zu imponiren, so ist sie auf dem Holzwege . . . Dieses Rindvieh, das mit August allein sprechen will! . . . Um sie wüthend zu machen, setze ich mich jetzt gerade wieder und esse an meiner Pastete fort, und sollte ich davon platzen.“

Virginie kehrt in den kleinen Salon zurück, nimmt ihren Platz auf dem Canapé wieder ein und macht sich wieder an ihr Frühstück. Die Nachbarin hat sich auf einen Sessel am entgegengesetzten Ende des Zimmers niedergelassen und beobachtet, während sie auf die Straße zu sehen scheint, mit einem Seitenblicke jede Bewegung Virginiens. Bertrand ist im Vorzimmer geblieben und läßt die Damen miteinander zurecht kommen, wie sie wollen. Während des Essens trillert Virginie einige Vaudevillestrophen; Madame Saint-Edmond gibt keinen Laut von sich. Dieser Zustand dauerte einige Zeit; Virginie, welche sich darüber zu langweilen beginnt, ruft Bertrand und sagt zu ihm: „Ihre Pastete ist nicht

besonders gut; das letzte Mal, als ich mit August frühstückte, hatten wir eine viel bessere."

Bertrand begnügt sich, die kleinen Ueberbleibsel der Pastete wegzutragen, indem er zu sich selbst sagte: „Ich hätte darauf geschworen, daß sie sie gut gefunden habe."

„Bertrand!" sagte Virginie nach einer Weile, „wollen Sie mir gefälligst ein Zuckerwasser geben, das wird mir gut bekommen."

„Sie wird es wohl nöthig haben," sagt die Nachbarin mit ironischem Lächeln vor sich hin.

„Ach, mein Bertrandchen, Sie haben Orangenblüthgeist, nicht wahr? ... das wird meine Nervenaufregung beschwichtigen."

Virginie lacht bei diesen Worten und scheint sich über Madame Saint-Edmond lustig zu machen; diese stellt sich, als ob sie nicht darauf achte.

„Ach, mein Gott, es thut mir sehr leid, daß ich Ihnen Mühe gemacht habe, Bertrand," sagt Virginie, indem sie ihr Zuckerwasser umrührte, „ich hätte das Alles selbst holen können, denn ich kenne hier den Platz von jeder Sache ... ich bin hier wie zu Hause ... aber Sie sind so gefällig! ..."

„Schuldigkeit, Fräulein," versetzte Bertrand mit militärischem Gruße.

„Man weiß, Bertrand, wie anhänglich Sie an August sind," fuhr Virginie, in einen sentimentalen Ton verfallend, fort; „auch macht es mir Freude, so oft ich mit ihm von Ihnen spreche, Sie zu loben ... Gewiß, das ist nichts weiter, als Gerechtigkeit. August, der großes Zutrauen in mich setzt, wird hoffentlich die Rathschläge, die ich ihm ertheilte, befolgen ... und Sie werden sehen, Bertrand, daß ich nicht fähig bin, jemals ..."

Virginie bleibt jedesmal stecken, so oft sie vernünftig sprechen oder sentimental werden will. Bertrand erschöpft sich in Verbeugungen, während er auf das Ende einer Rede wartet, von der er

nicht viel verstanden hat, aber zum Glück für Virginie läßt sich jetzt die Klingel hören.

„Das ist August!" ruft sie, während Bertrand öffnete. Jetzt entsteht eine große Bewegung im Salon. Virginie steht auf, bereit, nach der Thüre zu eilen, wobei sie einen herausfordernden Blick auf die Dame wirft. Die Nachbarin ist auch aufgestanden, blickt aber Virginie nicht an und thut ihr Möglichstes, sich ein ruhiges und gleichgültiges Ansehen zu geben.

Die Hoffnung der Damen wurde indeß abermals getäuscht. Es war nicht Dalville, der angeläutet hatte, sondern sein kleiner Jockey Tony, welcher Bertrand die Nachricht brachte, daß in Folge des bei Frau von la Thomassinière stattgehabten Balles die glänzende Athalie einen Theil der Gesellschaft zum Frühstücke auf ihr Landgut geführt habe; August sei von dieser Zahl; die Modedame habe ihm nicht einmal erlauben wollen, einen Augenblick nach Hause zurückzukehren, um den Anzug zu wechseln. Da aber Augusts Börse Abends beim Spiele geleert worden sei, so schicke er seinen kleinen Jockey mit dem Cabriolet, um Geld zu holen, das ihm derselbe auf Frau von la Thomassinière's Landgut bringen soll.

Virginie hielt während dieser Mittheilung die Thüre des Salons fortwährend halb geöffnet, und so verstanden die Damen, was der kleine Jockey zu Bertrand sagte.

„Sie sehen, meine Damen, daß Sie vergeblich länger warten würden," sagte Bertrand, in den Salon zurückkommend; „der Herr ist gegenwärtig auf dem Lande . . . er schickt her und läßt Etwas holen, ein Zeichen, daß er nicht so bald nach Hause kommen will."

„Ja er läßt Geld holen," sagte Virginie mit einem Seufzer; „ach Gott, wie viel verschwendet der junge Mann! . . . es ist schrecklich! . . . Wenn er mir nur den vierten Theil von dem gäbe, was er . . ."

Mademoiselle Virginie hält inne; sie fühlt, daß sie eine Dumm-

heit gesagt hat; Madame Saint-Edmond wirft ihr einen verächtlichen Blick zu und sagt im Weggehen zu Bertrand: „Ich bitte Sie nur, mein Herr, mich wissen zu lassen, wenn Herr Dalville zurück ist.“

„Ich werde nicht ermangeln, Madame,“ sagt der Corporal, die Nachbarin hinausbegleitend; im Vorzimmer fährt diese fort: „Ich weiß nicht, wer die Person ist, die sich da in der Wohnung des Herrn Dalville eingenistet hat, aber sie spricht wie ein Fischweib, und hat eine so freche Miene, daß ich sie nicht einmal zur Küchenmagd möchte.“

Als die Nachbarin fort war, entschloß sich Virginie, Hut und Shawl wieder anzulegen. „Nun,“ murmelte sie, „nun muß ich wohl fortgehen . . . da der Leichtsinn nicht heimkommt . . . aber widerwärtig ist es . . . ich hätte ihn nothwendig sehen . . . ihn um was bitten sollen . . . der Dummkopf von Hausherr, der immer bei mir steckt! . . . Ach, wie mich der quält! Er ist rasend, weil er mir den Hof machen wollte, und ich ihm kein Gehör schenkte . . . Ha ha, das wäre was . . . der kleine fünfundfünfzigjährige Verführer! . . . Sie wissen nicht, was er bei der großen Hitze that, Bertrand: er besuchte mich Morgens im Schlafrock; eines Tages aber, als ein ziemlich starker Wind ging, gewahrte ich, daß der Herr unter dem Schlafrocke ganz . . . wie ein Bergschotte kostümirt war! Ach, sagte ich zu mir selbst, das ist doch gar zu ungenirt! . . . wenn er so zu mir kommt, um mich zu verführen! . . . nur Geduld! Er wollte nicht mehr fortgehen; ich rief dem Portier und ließ den Hausherrn zu meiner Thüre hinausführen. Seit dieser Zeit ist er am Termin hart wie ein Pefferkuchen! . . . Nun, ich werde bald wieder kommen . . . ach, ich weiß wohl, wohin ich gehe . . . Ja, der dicke Engländer, der mich ganz versorgen wollte, unter der Bedingung, daß ich . . . genug. Ich will ihm sagen, daß ich einen Kramladen übernehmen kann . . . Ich bin es in der That überdrüssig, so zu leben; in einem offenen Geschäft wäre

ich nicht so übel, nicht wahr, Bertrand?... Das ist nun gleich! Die Nachbarin ist einmal ordentlich abgelaufen; sie ging vor mir weg; ich wäre aber auch nicht zuerst gegangen, man hätte mich denn mit Gewalt weggeschleppt, denn wenn ich mir einmal etwas in den Kopf setze, so . . . so habe ich es nicht im . . . Adieu, Bertrandchen!"

Mademoiselle Virginie, welche ihr Pathos wieder im Stiche ließ, schlüpfte flüchtig durch die Thüre und ging trillernd die Stiege hinab.

„Meiner Treu'," dachte Bertrand, ihr nachsehend, „wenn der Herr Lieutenant zurückgekommen wäre, so weiß ich wahrhaftig nicht, was das für eine Wendung genommen hätte. Diese da ist ein Teufel, und die Andere, mit ihrer schmachtenden Stimme, fing auch an, Augen zu machen, als wolle sie Einen erschießen ... Gleichviel, ich habe mich ziemlich gut aus der Schlinge gezogen; diesmal fiel wenigstens Niemand in Ohnmacht, und das fürchte ich immer am meisten! Tausend Granaten! Lieber wollte ich zehn Rekruten exerciren lehren, als eine in Ohnmacht gefallene Frau wieder zu sich bringen; zu dem gibt es noch solche, welche sich recht boshaft dabei anlassen."

„Herr Bertrand, wenn's Ihnen gefällig wäre," sagte der kleine Tony, dem alten Corporal in den Salon folgend.

„Ah, so, mein Junge, ich dachte nicht mehr daran! Geld mußt Du holen ... immer Geld! ... Nun, so komm' und folge mir ... laß uns zur Geldkasse gehen ... Donnerwetter! es thut mir weh, immer herauslangen zu müssen, ohne je etwas hineinlegen zu können ... auch sind wir häufig auf dem Trockenen. Sage ich dies dem Herrn, so antwortet er mir: „‚Geh zu meinem Notar! . . .'" Das ist richtig, ich weiß wohl, daß der Notar hergibt ... aber wie lange noch? ... Uebrigens der Herr Lieutenant ist der Herr und ich muß gehorchen ... wie viel hat er von Dir verlangt, Tony?"

„Fünfzig Louisd'or, Herr Bertrand."

„Fünfzig Louisd'or! ... So viel hatte er gestern in seinem Beutel, als er auf diesen Ball ging . . . was Teufels treiben sie denn in allen diesen saubern Gesellschaften, daß sie an einem Abend eine solche Menge Geld durchbringen? ... Es scheint, er ist bei diesen Thomassinet ... Thomassinière ... nicht glücklicher, als anderswo."

„Ah, Herr Bertrand, es war sehr hübsch! ..."

„Ah, Du hast's gesehen, Du?"

„Ja, ich ging in die Speisekammer hinauf . . . man gab mir Gefrorenes, Punsch, Butterstollen!"

„O, ich glaube wohl, daß Du das hübsch fandest! Weißt Du aber auch, daß wir für die zwölfhundert Franken, die der Herr im Spiele verlor, hier famose Butterstollen hätten erhalten können! ... Da, mein Junge, hast Du die Goldvögel ... gib Acht, daß Du sie nicht verlierst."

„O, seien Sie ruhig, Herr Bertrand . . . das Cabriolet wartet unten auf mich."

„Und laß Bäbel nicht zu schnell laufen, hörst Du?" ..."

Der kleine Jockey war bereits fort. Bertrand stand noch vor der offenen Geldkasse; er zählte das übrig Gebliebene. Der alte Corporal runzelte die Stirne und schien erschrocken über die Eilfertigkeit, mit der Dalville sein Vermögen verschwendete. Endlich schloß Bertrand nach langem Kopfschütteln den Geldkasten wieder zu und sagte zu sich: „Es gehört ihm, er ist Herr darüber." Und um seine düsteren Gedanken zu verscheuchen, ging er in den Keller hinab und holte eine Flasche alten Burgunder herauf, weil er, mit der Inspektion des Weines beauftragt, sich überzeugen wollte, ob der Burgunder nicht zähe geworden sei . . .

Neuntes Kapitel.

Mademoiselle Papotte und der Herr Marquis.

Wir hörten den kleinen Tony sagen, sein Herr sei auf dem Balle bei Frau von la Thomassinière, woraus wir den Schluß ziehen müssen, daß die Bekanntschaft zwischen Dalville und dem reichen Spekulanten seit dem Zusammentreffen auf dem Landhause der Madame Destival inniger geworden ist. Von der feurigen Athalie eingeladen, ermangelte August nicht, Folge zu leisten, und Herr von la Thomassinière, welcher Dalville bei jeder Lustpartie sah, ohne daß er sich um die Kosten bekümmerte, welcher hoch spielte und mit der besten Laune von der Welt verlor, fand, wie Madame, daß der junge Mann dazu gemacht sei, es weit zu bringen.

Madame Destival vergeht insgeheim vor Neid, daß sie Dalville unter der Zahl der Anbeter der Frau von la Thomassinière sieht; das hindert sie jedoch nicht, diese beständig „meine gute und meine liebe Freundin" zu nennen, weil es ihr gar leid thäte, wenn sie nicht mehr zu den glänzenden Festen des Capitalisten eingeladen würde; und obwohl sie nur dorthin geht, um zu kritisiren, und Herr Destival vor Aerger nicht essen kann, daß er eine weit besser besetzte Tafel als die seinige dort sieht, so machen sich doch Beide diesen Kummer gern.

Ist es ein Wunder, wenn Dalville in diesem Strudel von Vergnügungen, wo er beständig an der Seite reizender Frauen sich befindet, die ihn zu ihrem Cavalier wählen, das kleine Milchmädchen von Montfermeil vergessen hat? Doch war die Erinnerung an Denise nicht ganz aus seinem Gedächtniß verwischt, und mehrmals hatte sich August vorgenommen, nach dem Dorfe zu gehen, um das Kind und das junge Mädchen wieder zu sehen; so oft er sich jedoch anschickte, sein Vorhaben in Ausführung zu

bringen, hielt ihn jederzeit eine neue Einladung, eine Partie, bei der er nicht fehlen durfte, in Paris zurück, dem Orte wo für Glückliche die Zeit so schnell verfliegt.

Auf ihr Landgut also, bei Fleury gelegen, hatte die glänzende Athalie August und drei andere auf ihrem Balle gewesene Cavaliere entführt. Madame hatte diese Landpartie während einer englischen Chaine veranstaltet, und am Ende einer queue du chat beschlossen, daß man frische Eier auf dem Grase esse; August und drei andere junge Leute waren dazu eingeladen worden und hatten sogleich zugesagt. Frau von la Thomassinière, die eben so viel Lebhaftigkeit in ihre Vergnügungen, als Abwechslung in ihre Toilette zu bringen wußte, gab augenblicklich ihre Befehle. Ihr Mann allein wußte nichts von dieser Landpartie; und um acht Uhr Morgens, als man endlich die Herren hatte bewegen können, das Ecarté zu verlassen, ließ sie Madame zu sich in die Kalesche steigen, wobei sie wie toll lachte, auf diese Weise vier Cavaliere im Ballanzuge entführen zu können. Herr von la Thomassinière lag noch im Bette; doch sollte ihm der Kammerdiener bei seinem Erwachen mittheilen, wo er Madame finden könne, falls er die Absicht habe, nachzukommen.

Einige Worte, die Madame Destival in der Nacht aufgeschnappt hatte, machten sie mit dem allerliebsten, für den Morgen gefaßten Plan bekannt. Da der Geschäftsmann und seine Frau nicht zu der Partie eingeladen waren, kehrten sie in sehr übler Laune nach Hause zurück.

„Unaufhörlich neue Vergnügungen!" sagte Madame Destival mit bitterem Lächeln; „diese Frau von la Thomassinière weiß nicht, was sie Alles erfinden soll, um ihren Mann zu Grunde zu richten!"

„Ja, wenn sie ihn nur wenigstens zu Grunde richtete," versetzt Destival, „aber nein! . . . Dieser Mensch hat ungeheures Glück! . . . Alles gelingt ihm! . . . So viel ist indeß sicher, daß

er nicht durch seinen Verstand glänzt ... und dennoch hat er so eben sechzigtausend Franken in einem Geschäft gewonnen, das ich im Auge hatte."

„Ei nun, mein Herr, warum haben Sie dieses Geschäft nicht gemacht?"

„Weil ich nicht Geld genug hatte, um die Schuldforderung zu kaufen, Madame."

„Dann entlehnt man, man findet immer. Wahrhaftig, mein Herr, Sie sollten, wenn Sie den Luxus sehen, den dieser Thomassinière entfaltet, sich schämen, daß Sie ihn nicht überbieten können! ... Diese Leute da haben acht Domestiken, und ich habe nur ein armseliges Dienstmädchen und einen abscheulichen Bedienten, der Alles thun muß! . . . Ich verlange eine Kammerfrau, mein Herr, ich verlange eine ..."

„Madame, in Kurzem hoffe ich..."

„Sie haben Kalesche, Landau, Coupé! . . . wir nur ein armseliges Cabriolet! ... Aber der Herr lernt Exerciren, anstatt an's Spekuliren zu denken! ..."

„Madame, ich habe mehrere Geschäfte eingeleitet ... wenn ich das Haus an Monin verkaufe!"

„Aber so bringen Sie es doch zu Stande, mein Herr; ich erkläre Ihnen, daß ich auf diese Weise nicht mehr fortleben kann; ich brauche zwei neue Kaschemirs, eine Kammerfrau, eine Kalesche ... und ein Landgut, wo ich Feste geben kann, nicht wie das elende Nest in Livry, das mir zum Ekel ist."

„Seien Sie ruhig, Madame . . . ich muß einen Commis haben, einen Koch und einen Mohren. Ich will neue Unternehmungen wagen ... und Sie sollen sehen, daß wir diesen erbärmlichen Emporkömmling bald in den Grund gebohrt haben werden, der sein übermüthiges Kauderwälsch mit einer Zuversicht spricht, die mich rasend macht."

Die von zwei schäumenden Pferden gezogene Karosse rollte

mit Athalien und den vier jungen Stutzern dahin. Jeder machte der feinen Dame den Hof; diese spendete der Reihe nach bald ein Wort, ein Lächeln oder einen Blick, und berauschte sich mit größter Wonne an den Huldigungen, die man ihr darbrachte. Für eine Kokette gibt es kein größeres Glück, als von Männern umgeben zu sein, die in ihren Ketten schmachten. Athalie ist lebhaft, aufgeräumt; Jeder weiß, daß man heiter sein muß, um ihr zu gefallen; auch wetteiferten die Herren, wer sich am tollsten geberden und das überspannteste Zeug schwatzen könnte. Unter all' den Witzen die vorgebracht wurden, gab es natürlich viele schlechte; denn je mehr man dem Witze nachjagt, um so weniger erhascht man ihn; aber in Anerkennung der sichtbaren Mühe, die man sich gab, ihr zu gefallen, nahm Athalie Alles mit beifälligem Lachen auf, in welches die Herren eifrigst einstimmten, obwohl sie manchmal sehr in Verlegenheit gekommen wären, wenn sie den Gegenstand ihrer Heiterkeit hätten bezeichnen müssen. Unter diesem Sturme von Tollheiten kam der leichte Wagen auf dem Landhause an.

Das Besitzthum der Frau von la Thomassinière in Fleury ist ein köstlicher Aufenthalt, der in der That das kleine Landhaus zu Livry weit hinter sich läßt. Hier athmet Alles Luxus und Eleganz; weite Hofräume befinden sich vor den Spiel-, Tanz- und Festsälen, Säulengänge vom reinsten Styl führen zu herrlichen Gemächern; nichts ist vergessen, was den Bewohnern dieses reizenden Ortes angenehm sein kann. In den ungeheuern Gartenanlagen findet man Pavillons zum Lesen, zur Arbeit, zur Ruhe; kühle Grotten, dunkle Haine, dicht bewachsene Lauben, Labyrinthe, in denen man sich verirren kann, abgesonderte Ruheplätzchen, wo das Murmeln eines Baches zum Träumen oder irgend etwas Anderem einladet, und in diesem bezaubernden Aufenthalt herrscht eine schöne Frau von zwanzig Jahren als unumschränkte Gebieterin, nur damit beschäftigt, sich stets neue Lust und neue Freude zu schaffen.

Während die Frau des Hauses ihre Befehle zur Bereitung eines ländlichen Frühstücks gibt, zerstreuen sich die Herren in den Gartenanlagen und bewundern ihre Reize. August lenkt seine Schritte allein nach einer Hecke, welche den Zugang zu einem Obstgarten verschließt. Dieser Ort ist von dem übrigen, zum Spazierengehen bestimmten Theile der Anlagen getrennt. Warum geht wohl August dahin? weil er jenseits der Hecke einen kurzen Rock und ein Häubchen erblickt hat, und ein unwiderstehlicher Zauber den jungen Mann jeder weiblichen Spur nachzieht.

August geht also in den Obstgarten und sieht ein junges Mädchen, das Abrikosen pflückt. Es hat weder Denisens feine Züge, noch ihre Anmuth; es ist weiter nichts, als eine gewöhnliche runde, rothe und frische Dirne. Es gibt jedoch Leute, welche das immer noch den mit großen Kosten erbauten Cascaden, Grotten und Labyrinthen vorziehen; August gehörte zu dieser Zahl. Wer sollte glauben, daß ein einfacher Unterrock den Vorzug erhält vor den Wunderwerken der Kunst, daß er den Frieden eines Reiches stören, eine Republik umstürzen, ein Volk unterdrücken, die ganze Welt in Erstaunen setzen, Gesetze geben und die Hälfte des menschlichen Geschlechtes des Verstandes berauben kann! O, Cleopatra, Elisabeth, Delila, Judith, Ninon, eure Unterröcke haben alle diese Wunder bewirkt. Allerdings sind es nicht gerade eure Unterröcke, denen ihr das Alles zu verdanken habt!

Das junge Mädchen war auf eine Leiter gestiegen, die an den Baum gelehnt war, und suchte die reifsten Früchte. August nähert sich der Leiter und sieht in die Höhe . . . Ich vermuthe, er betrachtete die Abrikosen.

„Ei, was machen Sie denn da, mein Herr?“ fragt das dicke Mädchen, das, beim Umdrehen des Kopfes, den jungen Mann erblickt.

„Meine liebe Freundin, ich bewundere . . . ich bin ein Liebhaber von Naturschönheiten und weiß das Schöne zu schätzen unter dem groben Tuche wie unter der Seide.“

Das dicke Mädchen, das diese Sprache nicht verstand, nahm an, der Herr sei ein Liebhaber von Abrikosen, daher reichte sie ihm eine mit den Worten: „Hier, mein Herr, diese ist ganz reif.“

August nahm die Abrikose und trat noch näher zur Leiter, indem er sagte: „Ich fürchte, Sie möchten fallen, ich will deßhalb die Leiter halten.“

„O, ich danke, mein Herr, das ist unnöthig . . . ich verstehe das schon . . . zudem würde ich mich noch an den Aesten halten.“

August blieb indeß am Fuße der Leiter, und da das dicke Mädchen auf der vierten Sproße stand, fand sich die Hand des jungen Mannes natürlicher Weise neben dem Beine der Gärtnerin, und eben so natürlich streichelte diese Hand einen wollenen Strumpf, der eine Wade umschloß, mit welcher ein Operntänzer hätte zufrieden sein können.

Das Mädchen fährt fort, Obst zu brechen, während man ihre Wade streichelt, und August denkt: „Nun wahrlich, das ist einmal eine Bäuerin, die sich zu benehmen weiß . . . die Lebensart besitzt . . . sie ist gewiß keine Florian'sche Schäferin . . . dieses Bein erinnert mich vielmehr an die Flamländerinnen von Téniers; aber man wird dafür auch nicht mit den Nägeln zerkratzt, und das ist ein Glück, denn nach solchen Waden zu schließen, würden die Male nicht so bald vergehen.“

„Als ich Jemand hinter mir hörte,“ sagte das Mädchen, „glaubte ich zuerst, es sei der Herr.“

„Der Herr? . . . und welcher Herr?“ fragte August.

„Ei, Potztausend! der Herr . . . unser Gebieter.“

„Aha, Herr von la Thomassinière!“

„Ja doch!“

„Kommt er auch zuweilen in seinen Obstgarten?“

„Ja freilich kommt er hieher.“

„Liebt er die Abrikosen?“

„Ja freilich! . . . die Abrikosen und dann noch was Anderes . . .“

„Nimmt er Sie auch bei der Wade, mein Kind?“

„Ei der Tausend, eben so gut . . . er sollte sich vielleicht gar geniren? . . .“

Die dicke Dirne lachte und August dachte bei sich: „Es scheint, Herr von la Thomassinière, der nur von Herzoginnen, Gräfinnen und Baronessen spricht, denen er den Hof macht, lasse sich auch zu seinem Gartenmädchen huldreichst herab; wie Viele thun vor der Welt mit ihren glänzenden Eroberungen groß und haben nur über ihre Küchenmagd triumphirt! Uebrigens gibt es viele Baronessen, die keine so festen Waden haben, als dieses Gartenmädchen.“

Und während dieser Betrachtungen streichelte der junge Mann fortwährend, und das dicke Mädchen lachte. Als ihr Korb voll war, fing sie an, eine Stufe herabzusteigen, und da August mit seiner Hand in gleicher Höhe blieb, mußte sich diese Hand oberhalb der Wade befinden, wo es noch viel zu streicheln gab, worüber das dicke Mädchen noch stärker lachte.

„Erlaubt sich Herr von la Thomassinière auch, Sie um den Leib zu fassen?“ fragte August mit einem Blick auf das Gartenmädchen.

„Ach schaut . . . ach der Tausend . . . ach! was machen Sie mich lachen!“

In diesem Augenblicke erblickt August über der Hecke Athaliens niedliches Häubchen, das sich dem Obstgarten nähert. Er hört sogleich auf, das dicke Mädchen zum Lachen zu bringen und sagt schnell zu ihr: „Dein Name?“

„Tapotte.“

„Du wohnst? . . .“

„Dort unten am Ende . . . neben dem Heuschoppen.“

„Gut . . . Adieu . . . ich werde Dich wieder sehen.“

Damit eilte er so schnell als möglich nach dem Eingange des Baumgartens und traf in dem Augenblicke dort ein, wo Madame an der Hecke anlangte.

„Wo verbergen Sie sich denn, mein Herr?“ fragte Athalie lachend.

„Sie sehen ja, Madame ... ich war hier eingetreten ... ohne zu wissen, daß es ein Obstgarten war, und meiner Treu', ... ich aß von Ihrem Obst.“

„Vor dem Frühstücke ... das ist recht unartig. Ich bin ein wenig egoistisch und liebe es nicht, daß man irgend ein Vergnügen ohne mich genießt. Ich dachte, Sie hätten vielleicht auf meinem Landgut gleichfalls irgend ein Milchmädchen, eine Bäuerin, gefunden, deren rothe ... Gesichtsfarbe Sie verführt hätte.“

„Ach, Madame ...“

„Ich glaube indeß nicht, daß dieser Ort eine ländliche Schönheit enthalte, die Ihrer Huldigungen würdig wäre ... denn ich setze bei Ihnen noch einigen Geschmack voraus und gebe selbst zu, daß jenes kleine Milchmädchen nicht übel war.“

„Ja, ja, sie ist sehr hübsch... und Sie erinnern mich gerade!...“

„Vorwärts, mein Herr, geben Sie mir den Arm und kommen Sie zum Frühstücke: Alles ist bereit auf einem von Geisblatt beschatteten Rasenplatze. Die Herren erwarten uns und es ist unerhört, daß ich genöthigt bin, Sie zu suchen.“

„Wenn Sie sich zuweilen von mir finden ließen, dürften Sie diese Mühe nicht mehr haben.“

„Ach, mein Herr, nichts Sentimentales, ich bitte Sie; erinnern Sie sich, daß man nur hieher kommt, um Tollheiten zu machen.“

Man kam zu der Laube, wo eine geschmackvoll gedeckte Tafel stand; eine elegante Dame zeigt ihre Koketterie in Allem, und das ländliche Frühstück, obgleich nur aus Milchspeisen, Eiern, Butter, Obst und vortrefflichen Weinen bestehend, schien noch besser, weil gereicht von einer schönen Frau und auf herrlichem

Porzellan, das die reizendsten Landschaften darstellte. Die Eleganz verdirbt nie Etwas; sie verleiht oft den einfachsten Dingen Werth, und mancher Wein würde in einem Bierglas mittelmäßig gefunden werden, der in einem künstlich geschliffenen Krystallglas lieblich mundet.

Seit einer Viertelstunde saß man bei Tische, schwatzte, lachte und aß viel, weil der Tanz, die frische Luft und das Vergnügen Appetit machen, als sich die Stimme des Herrn von la Thomassinière in einem naheliegenden Laubengang vernehmen ließ.

„Das ist mein Mann," sagt Athalie, „ich wußte gewiß, daß er kommen würde; er liebt diesen Ort sehr . . . aber er bringt Jemand mit."

„Wenn es nur nicht irgend eine langweilige Person ist," bemerkt einer der jungen Männer.

„O, was liegt daran? Ist's Jemand, der mich langweilt, so lasse ich ihn stehen, und Sie machen es wie ich, meine Herren."

Herr von la Thomassinière erscheint mit einem Herrn von reifem Alter, aber nach der neuesten Mode gekleidet, dessen Gang, Manieren und selbst Stimme jedoch erkünstelt sind. Er hat ein ausdrucksvolles Gesicht; aber in seinem Blick liegt etwas Falsches; er lächelt fast immer und hält häufig eine Lorgnette vor die Augen, mit welcher er Blumen, Bäume und Gesträuche bewundert.

„Hier sind sie," sagte la Thomassinière, als er die Gesellschaft erblickte; „mein Kammerdiener hat mich nicht getäuscht . . . und mein Hausverwalter den Ort richtig angegeben . . . Hierher, Herr Marquis . . . hierher."

„Wie, mein Mann bringt mir einen Marquis mit!" rief Athalie; „nun, meine Herren, dem muß man wohl ein Plätzchen einräumen . . . Aber wahrhaftig, Herr von la Thomassinière ist eben so unüberlegt wie ich! . . . Mich nicht vorher in Kenntniß zu setzen! . . ."

„Herrlich!... bezaubernd!... Alles vom vollendetsten Geschmack!“ sagte der Marquis, der über jeden ihm in die Augen fallenden Gegenstand in Entzücken gerieth; als er hierauf die Gesellschaft erblickte, verbeugte er sich tief vor der Gebieterin des Hauses, die zu seinem Empfang aufgestanden war. Während dessen begrüßte Herr von la Thomassinière, der sich um zwei Fuß höher dünkte, seit er einen Marquis bei sich eingeführt, die jungen Leute mit einer Protektorsmiene und ergriff die Hand des Neuangekommenen, indem er zu seiner Frau sagte: „Madame, der Herr Marquis von Cligneval, der mir zu erlauben die Gnade hatte, ihn bei Ihnen einzuführen. Er besuchte mich diesen Morgen in meinem Hôtel in einer „bedeutungsvollen“ Angelegenheit; da sagte ich: auf meinem Landgute können wir eben so gut darüber sprechen ... über den Vorschlag war er ganz „charnirt“ und weiß Gott, ich ließ meinen Apfelschimmel vor das Cabriolet spannen. Der Herr Marquis stieg mit mir ein ... Ich gab ihm eins mit der Peitsche und brrr ... dahin flogen wir wie der Wind! Nicht wahr, Herr Marquis, mein Apfelschimmel läuft gut?“

„Wie ein Engel, mein Lieber ... Madame entschuldigen gütigst, wenn ich in der Morgentoilette vor Ihnen erscheine.“

„Auf dem Lande, mein Herr, ist man immer gut genug gekleidet, und Sie sehen hier Cavaliere, die ich von einem Ball weg entführte, ohne daß ich ihnen erlaubt hätte, sich umzukleiden ... doch Sie werden mit uns frühstücken?“

„Mit Vergnügen, Madame.“

„Ja, ja,“ sagte la Thomassinière, dem Herrn von Cligneval die Hand schüttelnd, „o, der Marquis frühstückt mit uns, er hat es mir versprochen! ... Auch ich werde frühstücken.“

„Alsdann setzen Sie sich, meine Herren, und nehmen Sie mit dem fürlieb, was ich Ihnen bieten kann.“

Madame ließ den Marquis neben sich sitzen, auch la Thomassinière wollte gerne an der Seite des Marquis Platz nehmen;

er mußte sich jedoch mit einem Stuhl demselben gegenüber begnügen. Herr von Clignevál erwies dem Frühstück viele Ehre; er fand Alles vortrefflich, köstlich, ausgezeichnet, obgleich la Thomassinière nicht müde ward, ihm zu sagen: „O, gewöhnlich haben wir's besser, allein wir wußten nicht ... Madame war nicht benachrichtigt ... ich hoffe, Sie ein ander Mal viel besser zu bewirthen ... das ist ein ganz einfaches Frühstück ... wenn ich jedoch will, „„wichse ich ganz anders auf.'"

Obgleich Clignevál dem Frühstück alle Ehre anthat, fand er doch noch Gelegenheit, Complimente an die Frau des Hauses zu richten. Der Marquis hat guten Ton, nur treibt er vielleicht die Affektation, ihn zu zeigen, etwas zu weit, allein er ist liebenswürdig, hat Witz, und bald wurde die Heiterkeit allgemein; selbst Thomassinière, der nie lachte, weil er das für schlechten Ton hielt, lachte jetzt überlaut, um es dem Herrn Marquis gleichzuthun.

Als Athalie Obst herumbot, traf sie einiges, das nicht ganz reif war. „Diese Abrikosen taugen nichts," sagte sie zu einem Bedienten.

„Wir müssen weit bessere haben," rief la Thomassinière, „sage dem Gartenmädchen, sie soll auf der Stelle andere bringen ... die schönsten, die es gibt."

Der Bediente entfernte sich und bald kam Mademoiselle Tapotte mit einem Korbe voll der prächtigsten Früchte, welche sie mit gesenkten Augen und ohne einen Blick auf die Gesellschaft zu wagen, Athalie anbot, während dagegen die jungen Männer die dralle Dirne genau betrachteten, einander ihre Bemerkungen mittheilten und la Thomassinière verstohlene Blicke auf sie warf.

„Die laß ich gelten," sagte Athalie, den Korb nehmend, „diese sind schön ... hier, meine Herren, sind frisch gebrochene, das scheint etwas Besseres ... Ein ander Mal, Tapotte, gib mir kein unreifes Obst mehr."

„Ja Madame," antwortete die Dirne mit einer recht linki-

schen Verbeugung, hierauf entfernte sie sich noch röther als sie gekommen war.

„Wie nannten sie das dicke Mädchen da, Madame?“ fragte einer der jungen Männer.

„Tapotte, mein Herr.“

„Ah, der Name ist sehr drollig.“

„Er ist spaßhaft,“ sagte der Marquis.

„Ja, er ist ... sehr spaßhaft,“ versetzte la Thomassinière, und August dachte, er sei verdient.

„Das dicke Mädchen ist nicht übel,“ begann ein junger Herr aufs Neue.

„Ach, mein Herr!“ rief Athalie aus, „was sehen Sie denn daran Schönes? ... Sie ist plump, linkisch und gemein.“

„Ach, mein Gott! sie ist eine große Fleischmasse, die sich bewegt, weiter nichts,“ bemerkte der Marquis.

„Ja, ja,“ ... antwortete la Thomassinière, etwas roth werdend, „sie bewegt sich, sie bewegt sich, und, wie der Herr Marquis sagt, weiter weiß sie nichts.“

„Was haben Sie denn zu lachen, Herr Dalville,“ sagte Athalie zu August; „ist's über Mademoiselle Tapotte? Sie sagen uns ja gar nichts.“

„Ich wette, der Herr ist meiner Ansicht,“ fiel der Marquis ein, „und sieht nichts an ihr, das der Beachtung würdig wäre.“

„Er!“ rief Athalie, „o, da kennen Sie den Herrn nicht; er sieht Reize unter dem Mieder einer Bäuerin, wie unter Kleidern aus indischen Stoffen.“

„Ich läugne es nicht, Madame, denn ich glaube nicht, daß man einen Kaschemir zu haben braucht, um schön zu sein ... Was Ihr Gartenmädchen betrifft, so hat dieses allerdings weder schöne Züge, noch eine gute Haltung, dessen ungeachtet aber wird ihre Frische ... ihr munteres Wesen ...“

„Ah pfui, mein Herr, pfui! schweigen Sie, denn Sie wären

im Stande, diese Herren zu verführen. Doch wir haben uns genug mit Mademoiselle Tapotte beschäftigt, ich hoffe, der Herr Marquis wird mir das Vergnügen schenken, meinen Garten zu besichtigen, und wenn er uns diesen Tag opfern wollte ..."

„Madame, ich befinde mich hier zu gut, um Ihnen widerstehen zu können, und obgleich ich zum Diner bei einem bairischen Prinzen erwartet werde, bleibe ich doch."

„Auch auf Sie, meine Herren, zähle ich," sagte Athalie, zu ihren übrigen Gästen gewendet; „Sie müssen den ganzen Tag hier bleiben ... nur keine Weigerung ... es muß sein, oder ich entzweie mich mit Ihnen. Für diese Nacht kann ich Ihnen hier Zimmer anweisen lassen, und morgen früh führe ich Sie in meiner Kalesche nach Paris zurück."

„Ja," stimmte la Thomassinière ein, „da der Marquis bleibt, müssen die Herren auch bleiben ... wir sind dann unserer Mehrere, das ist um so unterhaltender ... Ich sollte noch Geschäfte beendigen, aber, meiner Treu', wenn man die Ehre hat, einen Marquis zu bewirthen, schickt man alles Uebrige zum Teufel."

Die jungen Herren wollten einige Einwendungen hinsichtlich ihrer Toilette machen, allein die verführerische Athalie sprach nochmals ein peremptorisches: „Ich will es," wobei sie den Herren auf jene unwiderstehliche Weise zulächelte, die alle Schwierigkeiten ebnet. August hatte nichts eingewendet, da er nicht ungerne in Fleury über Nacht blieb und sich bereits mit gewissen Ideen befreundete, die ihm durch den Kopf gingen.

Man verließ die Tafel. La Thomassinière schien entschlossen, keinen Augenblick von dem Marquis zu weichen; dieser bot jedoch Athalien den Arm, um einen Gang durch die Gärten zu machen, und da la Thomassinière den Marquis nicht auch am Arme führen konnte, ging er auf der andern Seite ganz dicht neben ihm, schwatzte unaufhörlich an seinen Gast hin, der das dritte Mal keine Antwort gab, weil er lieber mit Madame plauderte. August setzte sich

unter eine Grotte von Muschelwerk, denn bei Tag wagte er es nicht, in den Obstgarten zurückzukehren. Die übrigen jungen Männer nahmen das Billard in Beschlag.

Aber Athalie, welche jetzt Anordnungen für den Aufenthalt ihrer Gäste zu treffen hatte, und wünschte, daß das Mittagsmahl sie für die Frugalität des Frühstücks entschädige, ließ Herrn von Eligneval bald mit ihrem Manne allein.

Sogleich ergriff la Thomassinière den Arm des Marquis und schickte sich an, ihn auf's Neue spazieren zu führen. „Jetzt," begann er, „jetzt wollen wir von Geschäften sprechen, Herr Marquis, denn in Geschäften bin ich stark . . . besonders in denen höherer Art . . . in Spekulationen, in . . . Wie finden Sie mein Labierrinnt?"

„Herrlich."

„Und meinen See?"

„Prächtig."

„Die Gaskathe ist von mir . . . ich ersann den Plan dazu . . . Früher fiel das Wasser ganz natürlich herab . . . das war zu spießbürgerlich . . . ich ließ die Felsen in's Zickzack setzen . . . jetzt ist es ganz hübsch."

„Ja! das macht Ihnen Ehre."

„Sie sind sehr gütig . . . Ich will Sie in mein Gehölz führen, von da auf meine Wiese, wo ich Merinoschafe reinster „Rase" ziehe . . . auch das ist meine Erfindung; von da gehen wir in meine Einöde; dort werden Sie meine Damhirsche sehen . . . o, meine Damhirsche sind prächtig . . . gerade wie andere Hirsche . . ."

„Sie haben keine Hirsche?"

„Nein, ich wollte einen, Madame de la Thomassinière behauptet, dies sei unnöthig, und wir hätten genug „polizirtes" Vieh. Ich führe Sie auch auf mein „Bellweder," o, wir haben noch drei bis vier Stunden lang die prächtigsten Schönheiten zu sehen."

Der Marquis, den dieses Gespräch zu langweilen begann,

erklärte, daß er müde sei, und da man sich gerade bei der Grotte befand, in welcher August ruhte, so nahmen die Herren neben diesem Platz; denn auch la Thomassinière fand, daß er müde sei, sobald Herr von Cligneval vom Ausruhen sprach.

„Ich habe ein Gut in derselben Art wie dieses," nahm der Marquis, sich auf die Rasenbank setzend, das Wort; „es ist in Burgund, einem sehr fruchtbaren Lande ... ich habe ein anderes im Berry ... wo mein Großvater ein sehr schönes Schloß besaß ..."

„Ich habe drei Pachthöfe im Departement der Seine und Oise," sagte alsbald la Thomassinière, sein Kinn streichelnd, „ferner zwei Häuser in Paris ... und bin auf dem Punkte, ein drittes zu kaufen."

„Meine Vorfahren waren unermeßlich reich," fuhr der Marquis fort; „wie viel mir davon übrig ist, weiß ich selbst nicht genau; auch kümmere ich mich wenig darum; wenn man nur Credit hat und gut bei Hof angeschrieben steht! ... Wollte ich Stellen ... so hinge das nur von mir ab."

„Ich, ich habe einen ungeheuern Credit! ... Meine Papiere sind an der Börse sehr gesucht ... Die Geschäfte wachsen mir über den Kopf ... In meinem Hause empfange ich die beste Gesellschaft ... man spielt bei mir „höllenmäßig" hoch!"

„Wahrlich, das erinnert mich daran, daß ich vorgestern dreitausend Franken im Ecarté verloren habe," sagte der Marquis mit gleichgültiger Miene.

„Und ich gewann vor einigen Tagen bei einem Banquier, einem meiner Freunde, viertausend," versetzte sogleich la Thomassinière."

„O, das ist eine Lumperei! ... Wenn man spielt, so geschieht es nur, damit man etwas treibt," entgegnete der Marquis.

„Gewiß," antwortete la Thomassinière, „und ich weiß nicht einmal, ob ich nicht diese viertausend Franken vergessen und auf dem Tische liegen gelassen habe; ich gebe so wenig Acht auf das Geld!"

„Aber vor einem Monat," sagte der Marquis, „o, da war

ich bei einer ernsthaften Partie; es handelte sich um nicht weniger als achtzigtausend Franken."

„Vergangenen Winter," erwiderte la Thomassinière, „spielte ich um ein Haus; allerdings war dasselbe noch nicht gebaut, und unglücklicher Weise machte der Unternehmer den andern Tag zum dritten Male Bankerott."

August hörte stillschweigend seinen beiden Nachbarn zu, die sich gegenseitig zu überbieten schienen, als la Thomassinière, der fürchtete, der Stoff zu einem weiteren Kampf mit dem Marquis möchte ihm ausgehen, dem Gespräche eine andere Wendung gab, und sagte: „Wie finden Sie diesen Punkt?"

„Ziemlich hübsch," erwiderte der Marquis, „aber warum haben Sie ihn nicht da und dort durch Fabriken verschönert?"

„Ah, ich mochte nie Fabriken um mich haben ... pfui! ... die Arbeiter machen Geräusch, sie singen ... und ich will nicht mit all den Leuten da zu thun haben."

Der Marquis sah August lächelnd an und man verließ die Grotte, um sich zum Billard zu begeben, wo la Thomassinière jeden Ball fehlte und bei jedem verkehrten Stoß ausrief: „Ich habe ein schlechtes „Quai" ... ich sehe heute nicht deutlich ... das Billard ist schuld ... ich habe Kopfweh ... man hat mich gestört ... ich bin nicht im Zuge ... ja, wenn ich im Zuge wäre, könnten Sie nicht mit mir spielen."

Der kleine Tony ist schon lange zurück; er händigte seinem Herrn neue Gelder ein. Als der Marquis sah, daß Dalville Equipage hält, war er sehr freundschaftlich gegen ihn und sagte, es herrsche Sympathie zwischen der Geschmacksrichtung Augusts und der seinigen, von der August bis dahin noch nichts bemerkt hatte, was ihn jedoch nicht abhielt, Clignevals Artigkeiten zu erwidern.

Die Stunde der Mittagstafel war herbeigekommen, man setzte sich zu Tische und Athalie machte die Honneurs mit vieler Anmuth. Um von seiner Gewohnheit nicht abzuweichen, kam la

Thomassinière erst in den Speisesaal, als die Suppe abgetragen wurde; es that ihm jedoch wohl, in Gegenwart des Marquis sagen zu können, er habe zehn wichtige Briefe zu schreiben gehabt.

Das Mittagessen war noch angenehmer als das Frühstück, weil man sich schon besser kannte, und köstliche Weine die Köpfe erhitzten und zur Ausgelassenheit anreizten. Athalie wußte durch ihren sprudelnden Witz die Heiterkeit zu unterhalten. Der Marquis fand sie entzückend, göttlich, und verlor sich in Complimenten. Die elegante Dame hatte nicht die Absicht, einen Mann von fünfzig Jahren zu verführen, aber es machte ihr Freude, sich die Huldigungen eines Marquis zu erwerben, und die jungen Leute waren über Herrn von Cligneval nicht eifersüchtig, wodurch eine allgemeine Fröhlichkeit entstand. Man ließ la Thomassinière von seinen Pachthöfen, Gütern und Spekulationen in aller Ruhe sprechen; aber man stimmte ihm lebhaft bei, wenn er seine Weine und seinen Koch rühmte.

Beim Aufstehen von der Tafel war man so heiter, als Leute von guter Gesellschaft es nur sein können. Athalie ging nachzusehen, ob ihre Harfe gestimmt sei. Die Männer schöpften inzwischen frische Luft im Garten; es war noch nicht Nacht, aber der Tag fing an, sich zu neigen.

Der Marquis entfernte sich und August befand sich mit la Thomassinière allein, der gleichfalls Sympathie für ihn zu haben behauptete. Als sie an einem düster gewordenen Baumgang vorbeigingen, welcher an den Obstgarten stieß, hörten sie den Laut eines herzhaft aufgedrückten Kusses. Neugierig, zu wissen, was hier vorgehe, blieb August stehen; auch la Thomassinière stand erstaunt still. „Haben Sie gehört?“ sagte er zu August.

„Ja,“ antwortete dieser, „recht gut.“

„Was war das?“

„Wenn Sie nicht erkannten, was das war, so ist es unnöthig, daß ich es Ihnen sage.“

„Ah, es kam mir vor . . . doch bei Nacht kann man sich täuschen!“

„Ah, Sie glauben, man höre bei Nacht nicht so gut als bei Tage!“

„Ah, weil ich mir gar nicht denken kann, daß man in meinem Hause es wage . . .“

Der Schall eines zweiten Kusses unterbrach Herrn von la Thomassinière. Die Herren traten zu einem nahegelegenen Gebüsch und erblickten Mademoiselle Tapotte in den Armen des Marquis, die sich, ihrer Gewohnheit nach, nur ziemlich schwach vertheidigte, während der Marquis mit flammendem Gesichte, funkelndem Auge und gepreßter Stimme zu ihr sagte: „Auf Ehre, Du bist eine Rosenknospe und Du mußt mich zu Dir lassen!“

Bei dem Rauschen der Blätter ließ jedoch der Marquis seine Beute fahren; Tapotte entfloh und Herr von Clignevаl eilte dem Hause zu, während August lachend zu la Thomassinière sagte: „Es scheint, Ihr Champagner gibt den Gegenständen eine ganz andere Gestalt; aus der Fleischmasse ist eine Rosenknospe geworden . . .“

„Ah, das ist so die Hofsprache . . . ohne Zweifel scherzte der Marquis. Uebrigens wäre es mir sehr leid, wenn er uns erblickt hätte! . . . Sie sehen wohl ein, daß ein Marquis! . . . Ich darf nichts gesehen haben! . . . Herr Dalville, ich empfehle Ihnen hierüber das tiefste Geheimniß . . . das ist sehr wichtig.“

„Seien Sie unbesorgt! . . .“

„Ich verlange Ihr Wort.“

Nachdem August seinen Wirth beruhigt hatte, ging er mit demselben in das Haus zurück. Athalie setzte sich an ihre Harfe, die Herren an einen Spieltisch, und während sie auf die harmonischen Töne lauschten, welche die hübsche Frau ihrem Instrument entlockte, thaten sie ihr Möglichstes, ihren Gegner zu besiegen. Man brachte Thee, hierauf Punsch. Der Marquis gewann von

Allen; allein er war so artig, er hatte ein so liebenswürdiges Wesen, daß man fast versucht war, ihm für die Gefälligkeit zu danken, mit welcher er Jedem sein Geld abnahm. Noch müde vom gestrigen Balle, zog sich Athalie bald zurück, und gleich darauf begab sich auch jeder ihrer Gäste in sein Zimmer.

Das Wetter war herrlich; eine milde Klarheit schien zum Genusse der Abendfrische einzuladen. August stieg leise aus seinem Zimmer, in einen dort vorgefundenen weiten Schlafrock gehüllt, in den Park herab und lenkte seine Schritte nach dem Obstgarten. Ich weiß nicht, ob er dort nur die erquickende Kühle suchte; doch inmitten der vielen Bäume, wo es sehr finster war, verlor er unter den Zwetschen- und Kirschbäumen den Weg, und befand sich nach einigem Umherirren endlich vor der ihm von dem Gartenmädchen bezeichneten Hütte. Er trat näher, vernahm Stimmen und erkannte die la Thomassinière's. Der junge Mann dachte, er sei zu spät gekommen, doch hörte er, wie sein Wirth zu Mademoiselle Tapotte sagte:

„Der Herr Marquis hat Dich geküßt, meine liebe Freundin."

„Mich, mein Herr? o nein! mich hat Niemand geküßt."

„Tapotte, bedenke, daß ich Dein Herr bin und das Recht habe, Alles zu wissen."

„Ich weiß nicht, was Sie wissen wollen."

„Der Herr Marquis hat Dich geküßt."

„Was ist das, ein Marquis?"

„Ein prächtiger Herr! klein, etwas dick, fast kahl, ungefähr fünfzig Jahre alt mit einer „Lornette.'"

„Ah, das ist ein Marquis, das? Ob er eine Lorette bei sich hatte, weiß ich nicht, aber er roch höllisch nach Wein. Jedoch!..."

„Fürchte nicht, daß ich mit Dir zanken will, Tapotte, ganz im Gegentheil; ich will nur wissen, was er zu Dir sagte, damit ich mich wie ein Marquis benehmen kann, wenn sich eine ähnliche Gelegenheit zeigt."

„Ach, mein Gott! er benahm sich wie die Andern auch ... zuerst kneipte er mich ..."

„Gut."

„Dann kneipte er mich wieder ..."

„Gut."

„Warum nicht gar, gut! ich habe geschrieen ..."

„Da hattest Du Unrecht! es war ja ein Marquis."

„Ei, er that mir wehe! Hierauf ... nun, weil es Ihnen Freude macht ... hat er mich geküßt."

„Gut."

„Er wollte mich nicht loslassen; ich sollte ihm durchaus eine Zusammenkunft gewähren ... ich wollte aber nicht."

„Da hattest Du Unrecht!... Du bist eine Närrin, Tapotte! ... Einem Marquis durftest Du nichts abschlagen."

„Bah, lassen Sie mich doch; er ist alt und häßlich."

Dieses Gespräch brachte unsern Wildfang auf einen guten Einfall; er wickelte sein Taschentuch um den Kopf und fing an zu husten und sich zu räuspern, wobei er das etwas näselnde Organ des Marquis nachahmte.

„Ach, mein Gott! es ist Jemand da!" rief la Thomassinière.

„Ja, irgend ein Alter, der hustet," sagte Tapotte.

„Da haben wir's ... er ist's ... es ist der Marquis ... Wie dumm Du doch bist; warum gestandest Du mir nicht frei, daß Du ihm Deine Wohnung angegeben hattest?"

„Ich, mein Herr, aber ich schwöre Ihnen, daß ..."

„Still, schweig .. er ist da ... er wird ungeduldig."

„Ei, der Tausend! hat dieser Mann einen Husten ..."

„Meiner Treu', hier bleibt keine Wahl ... der Herr Marquis! ... welche Ehre! ... Ich fliehe durch dieses Fenster auf die andere Seite."

„Aber, mein Herr, wenn ich Ihnen sage, daß ich ihn nicht bestellt habe ..."

La Thomassinière hörte nicht mehr auf Tapotte; er öffnete ein Fenster, stieg hinaus und befand sich im Garten ... in demselben Augenblicke machte August die Thüre auf, drang bei der Gartenmagd ein, und als diese erkannte, daß es der Marquis nicht sei, stieß sie einen Schrei der Verwunderung aus. August bedeutete ihr jedoch ganz leise zu schweigen, und Mademoiselle Tapotte that, was der junge Mann wollte, da ihr eine Unterhaltung mit demselben unter vier Augen lieber war, als mit dem Herrn Marquis.

La Thomassinière ging unter den Abrikosenbäumen umher, in der Voraussetzung, der Marquis werde nicht lange mit Tapotte plaudern; da er ihn jedoch nach Verlauf einer halben Stunde nicht aus dem Gartenhäuschen herauskommen sah, so entschloß er sich, zu Bette zu gehen. „Teufel!" sagte er zu sich, „es scheint, der Herr Marquis braucht lange um ... ihr zu erzählen ... Ich muß mich bemühen, meine Gespräche eben so lange dauern zu lassen, wie der Herr Marquis."

Des andern Morgens versammelte man sich zur Abreise; Athalie war frischer, als am vorigen Abend, der Marquis weniger roth; August schien ermattet und la Thomassinière blickte den Marquis mit pfiffiger Miene an. Nur Mademoiselle Tapotte war wie gewöhnlich.

Doch die Gesellschaft stieg ein und verließ das hübsche Landhaus von Fleury. Machen wir es eben so und kehren nach Paris zurück.

Zehntes Kapitel.

Das Gasthaus zum Rehrein.

Um sich über die Abwesenheit seines Herrn zu trösten, hatte Bertrand den Portier des Hauses zu sich heraufkommen lassen.

Das war ein alter Deutscher, Namens Strack, der als Schneidergeselle nach Frankreich gekommen war, nachher eine Stelle als Portier gefunden hatte, und seine Zeit damit zubrachte, zu trinken, zu rauchen und seine Frau zu prügeln.

Strack war übrigens nicht der Mann, der ein ordentliches Gespräch hätte führen können, und wäre es auch nur mit einer Köchin gewesen; allein er trank tüchtig und hörte mit unerschütterlichem Phlegma die Erzählung von Bertrands Feldzügen an, und die Einzelnheiten, welche der alte Corporal oft zum zwanzigsten Mal wieder auftischte; Strack nahm anscheinend stets das gleiche Interesse daran; er saß dann da, heftete die Augen fest auf den Erzähler, schüttelte den Kopf oder runzelte die Stirne, wenn das Treffen hitzig wurde, und blies endlich eine Rauchwolke von sich oder ließ ein Tausendsakerment los, wenn Bertrand inne hielt, um Athem zu schöpfen.

Nachdem man zu der Ueberzeugung gelangt war, daß der Burgunder nicht zähe geworden, unterwarf man den Bordeaux und den Madera der nämlichen Probe. Je mehr Bertrand sprach, um so durstiger ward er; da er nun seit dem vorigen Abend fortsprach, weil sie die Nacht mit einer — wie sie es nannten — Weinvisitation zugebracht hatten, mußte sein Durst enorm sein. Und Strack war während dieser ganzen Zeit nur zweimal weggegangen, um seiner Frau eine deutsche Züchtigung zu ertheilen, weil sie sich erlaubt hatte, es nicht in der Ordnung zu finden, daß er nicht in seine Loge herabkomme.

Bertrand unterbrach zuweilen die Geschichte seiner Feldzüge, um von dem ihm über Alles theuern August zu sprechen, und Strack seine Besorgnisse über dessen thörichte Verschwendungen und Hang für die Weiber mitzutheilen. Dieser hörte das eben so an, wie die Erzählung von der Schlacht bei Austerlitz, indem er von Zeit zu Zeit ein Tausendsakerment hören ließ.

Ungeduldig, seit dem vorigen Abend immer nur den gleichen Aus-

ruf zu vernehmen, sagte Bertrand am Ende zu Strack: „Aber kurz, mein Alter, was soll ich thun, um Herrn Dalville's Ruin zu verhindern?“

Strack, an den Bertrand sonst nie eine Frage gestellt hatte, sann fünf Minuten lang nach und antwortete endlich: „Tausendsakerment! trinken wollen wir.“

„Ja, trinken wir, das ist wohlgesprochen,“ nahm Bertrand, mit dem Portier anstoßend, wieder das Wort, „aber das ist keine Antwort auf meine Frage. Ich liebe, ich achte Herrn Dalville, ich ginge für ihn durch's Feuer, aber, tausend Schwadronen! es zerreißt mir das Herz, wenn ich sehe, wie er für die Eine bezahlt, der Anderen leiht, ein Höllenspiel spielt, ungeheure Ausgaben macht und am Ende seine Gesundheit ruinirt; denn welcher Mensch vermöchte ein solches Leben lange auszuhalten? Und die meisten dieser hübschen Gesichtchen betrügen ihn, darauf wollte ich wetten . . . Allein er will mich nicht hören. Sein Herz ist gut ... o, sein Herz ist vortrefflich . . . aber sein Kopf!“

„Tausendsakerment!“ rief Strack, sein Glas leerend.

„Für die kleine Dame zum Beispiel, die im Hause wohnt, möchte ich, ungeachtet ihrer honigsüßen Stimme und ihrer gesenkten Augen, nicht schwören, obgleich sie dreimal in Ohnmacht fiel, als sie die Untreue meines Herrn erfuhr. Es kam mir vor, als sehe ich zuweilen einen kleinen Herrn hinaufgehen, der so eilig die Treppen hinanrennt, als habe er eine Compagnie Gensdarmen auf den Fersen. Weißt Du, was ich sagen will, Strack?“

„Sehr ja.“

„Nun gut! was ist das für ein kleiner Herr?“

„Ich weiß es nicht.“

„Als Portier solltest Du das wissen.“

„Da muß man meine Frau fragen.“

Das Heranrollen von Dalville's Cabriolet machte dem Ge-

spräche dieser Herren ein Ende. Strack ging in seine Loge hinab und Bertrand suchte sich eine gesetzte Haltung zum Empfang seines Herrn zu geben.

„Hier bin ich, mein lieber Bertrand," sagte August im Hereintreten; „gestern habe ich einen herrlichen Tag verlebt ... o, zanke mich nicht, ich war solid ... so weit es die Umstände erlaubten. Kamen Besuche während meiner Abwesenheit?"

„Ja, mein Herr; erstlich Mademoiselle Virginie."

„Die arme Virginie ... sie muß böse auf mich sein ... seit mehr als drei Wochen habe ich nicht an sie gedacht."

„Sie sagte, sie werde vor Kummer sterben ..."

„O, das hat sie mir schon oft gesagt!"

„Sie frühstückte hier: aß Geflügel, eine Pastete ..."

„Sehr gut; daraus sehe ich, daß ihr Kummer noch nicht gefährlich ist."

„Während sie frühstückte, kam die Nachbarin, Madame Saint Edmond, und fragte mich, ob ich ihren Schooßhund nicht gesehen hätte; zugleich wollte sie den Herrn in einer angeblich wichtigen Angelegenheit sprechen; sie trat ein und die Damen warteten lange auf Sie."

„Wie, sie befanden sich zusammen?"

„Ja, mein Herr."

„O, das muß spaßhaft gewesen sein."

„Spaßhaft? Wenn man will! Ich fürchtete einen Augenblick, es möchte ernsthaft werden."

„O, Du siehst Alles schwarz."

„Ich versichere Sie, mein Herr, die Damen sahen einander nicht rosenfarben an, weder die Eine noch die Andere; endlich gingen sie: Mademoiselle Virginie zu einem Engländer, der ihr einen Kramladen kaufen will ..."

„Bertrand, Du bist eine Lästerzunge ..."

„Ich wiederhole Ihnen, was sie selbst sagte, mein Herr."

„Diesen Abend werde ich zu Leonien hinaufgehen... Ferner?"

„Ferner fragte Herr Destival nach Ihnen ... er that sehr geschäftig."

„Ach ja! . . . Seit einiger Zeit spricht er mir häufig von einem vortrefflichen Geschäft, in welchem meine Kapitalien zehn Procent abwerfen würden."

„Ich rathe Ihnen, sie viel abwerfen zu lassen, Herr Lieutenant, denn wir laden uns viel auf."

„In der That, ich muß einige Ordnung in meine Angelegenheiten bringen."

„Ja, das wäre gar nicht übel ..."

„Ich war bereits genöthigt, einen Pachthof zu verkaufen."

„Der arme Pachthof! . . . So oft ich daran denke, macht es mich ganz traurig."

„Sei ruhig, Bertrand, ich will künftig meine Ausgaben beschränken; ich werde mit Destival sprechen, und kann er mir eine vortheilhafte Verwendung meiner Gelder ausfindig machen, so bringen wir das bald wieder ein, was ich verschwendet habe. Geh', mein alter Kamerad, laß das Traurigsein, es führt zu nichts! Ich bin jung, reich ... Du wirst zugeben, daß ich noch keinen Grund habe, zu verzweifeln."

„Das ist richtig, Herr Lieutenant, dies sagte ich mir auch, als ich mit Strack unsern Keller inspicirte ... um mich zu überzeugen, ob Alles in gutem Stande sei."

„Daran thatest Du sehr wohl, Bertrand, inspicire, beaufsichtige, arrangire Alles nach Deinem Gutdünken . . . ich will mich indessen umkleiden, zu der Nachbarin hinaufgehen und mich morgen ernstlichen Geschäften widmen."

„Vortrefflicher junger Mann!" sagte Bertrand, August nachblickend; „er läßt mich hier Meister sein über Alles! ... Damit ist aber noch nicht Alles gethan, daß ich seine Weine koste . . . das ist nicht genug; ich will ihm nützlich sein wider seinen Willen

und mit Madame Strack in Betreff des kleinen Herrn, der zur Nachbarin hinaufgeht, sprechen."

Madame St. Edmond empfing August mit einer gereizten Miene; sie war traurig und ihre Augen geröthet; sie hielt immer noch ihr Taschentuch in der Hand. Nun hatte sie allerdings Augusts Rückkunft erfahren und hielt sich auf seinen Besuch gefaßt. Dalville erkundigte sich eifrigst nach dem Grunde ihrer Niedergeschlagenheit; man wollte es ihm nicht gestehen, doch ließ man einige Worte über das in seiner Wohnung getroffene Frauenzimmer entschlüpfen; diesen Worten folgten erstickte Seufzer, ironisches Lachen, und Madame St. Edmond fügte jeder ihrer Betrachtungen die Worte bei: „Es steht Ihnen allerdings ganz frei, mein Herr, zu empfangen, wer Ihnen beliebt."

August ging der Kummer, den Leonie zu empfinden schien, nahe, doch gelang es ihm, die schöne Blondine zu besänftigen, und sie willigte endlich ein, mit ihrem Nachbar Frieden zu schließen, unter der Bedingung, daß sie das Frauenzimmer, das unartig gegen sie gewesen war und dessen Anblick schon allein ihr Krämpfe verursachen würde, nicht mehr in seinem Zimmer finde. August versprach es: in der Liebe, wie in der Politik verspricht man stets mehr, als man zu halten beabsichtigt. Leonie war indeß noch immer träumerisch, nachdenklich.

„Sie haben noch irgend einen Kummer," sagte August zu ihr.

„Nein, o nein! ich habe nichts ... ich versichere Sie," versetzte die Blondine in einem Ton, der gerade das Gegentheil ausdrücken wollte.

„Und ich, ich sehe wohl, daß Sie mir Etwas verhehlen ..."

„Ach nein ... Sie irren sich ... überdies betrifft es Sie keineswegs."

Da wir immer das wissen wollen, was uns nicht betrifft, so wurde August dringender; er verlangte, man solle ihm Alles

sagen, und jetzt gestand Madame St. Edmond mit ihren schönsten Flötentönen, daß ein Modehändler, dem sie schon seit lange zweitausend Franken schulde, sie gezwungen habe, ein Billet auszustellen ... daß dieses Billet in zwei Tagen verfallen werde und sie sich wegen der Zahlung in größter Verlegenheit befinde.

Nunmehr bereute vielleicht August seine Neugierde; allein zurückgehen ließ sich nicht mehr, und überdies war er zu gerne gefällig, um seiner Nachbarin nicht zu Hülfe zu kommen. „Schicken Sie den Inhaber des Billets zu mir," sagte er, „Bertrand wird zahlen." Leonie weigert sich, sie fürchtet, August zu geniren; es wäre ihr unendlich leid, wenn er dächte, das Interesse sei bei dem Gefühle, das er ihr einflößt, mit im Spiel. Doch August bestand darauf, er wollte nicht zugeben, daß sie zu einem Andern ihre Zuflucht nehme, und endlich willigte Leonie unter der Bedingung ein, daß es nur ein Darlehen sein dürfe, welches sie ihrem Freunde zurück vergüten werde.

Bertrand machte einen Satz rückwärts, als August am andern Tage zu ihm sagte: „Du wirst ein Billet von Madame St. Edmond von zweitausend Franken bezahlen, welches man hier einziehen wird."

„Zweitausend Franken für dieses zusammengedrückte Fratzengesicht!" rief der alte Corporal, sich verzweiflungsvoll vor die Stirne schlagend. „Ah, Herr Lieutenant! wenn Sie auf diese Weise Ihre Angelegenheiten in Ordnung bringen wollen ..."

„Keine Bemerkungen, Bertrand ... Ich mache Leonien nur ein Darlehen; und wenn ich mich je in der Noth befinde, so bin ich gewiß, daß diese Frau kein Opfer scheuen würde, mich aufs Kräftigste zu unterstützen."

„Sie glauben das, mein Herr ... aber ich ..."

„Bertrand, Du wirst bezahlen."

„Ich werde bezahlen, Herr Lieutenant."

August ging fingend weg, und Bertrand begab sich zu seinem Freunde Strack, um dessen Frau auszufragen.

Bertrand hat bezahlt. Leonie war zärtlicher als je gegen August. Eines Morgens jedoch, da man ihn nicht erwartete, traf er bei seiner Nachbarin ein kleines Herrchen, das sich alsbald unter tiefen Verbeugungen, welche Madame St. Edmond kaum erwiderte, auf und davon machte.

„Wer ist dieser Herr?“ fragte August, als der Fremde fort war.

„Ach, mein Gott! ein höchst abgeschmackter Mensch; eine meiner Tanten schickte ihn mir zu. Er kommt eben aus der Provinz ... und sucht eine Stelle ... da er mich aber sehr langweilt, empfange ich ihn auf eine Weise, daß er seine Besuche sehr abkürzt ... Er ist eben so dumm als häßlich.“

„Mir schien er jedoch nicht so häßlich!“

„Ah! wie haben Sie ihn denn angesehen? ... Er ist abscheulich! eine garstige Nase ... Eulenaugen ... und ein so linkisches, lächerliches Benehmen. Ach, ich kann diesen Menschen nicht ausstehen!“

August trieb seine Fragen nicht weiter und sprach nicht mehr von dem kleinen Herrn; insgeheim verdroß es ihn jedoch, so viel Schlimmes über ihn sagen zu hören, weil er die Taktik solcher Damen kennt, welche häufig dieses Mittel anwenden, um ihre vertraute Verbindung mit Jemand zu verbergen.

Wieder in sein Zimmer zurückgekehrt, bemerkte August, wie Bertrand ihn mit spöttischer Miene ansah und um ihn herum ging, als suche er mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen.

„Du willst mir Etwas sagen oder mich um Etwas fragen, Bertrand,“ sagte Dalville, vor dem Corporal stehen bleibend. „Sprich doch, statt so um mich herum zu schleichen ... Mein alter Freund, Du verstehst Dich nicht auf die kleinen Künste und Ränke

der Frauen, die, wenn sie uns Etwas sagen wollen, es so einzurichten wissen, daß wir sie fragen."

„Das ist wahr, Herr Lieutenant, Sie haben Recht; es ist besser, man geht geraden Weges ohne Umschweife auf die Sache los. Sie müssen bei der Nachbarin ein kleines Herrchen getroffen haben, denn ich sah dasselbe kurz, nachdem Sie hinaufgegangen waren, herabkommen."

„Nun, ja denn! ich sah einen Herrn! weiter?"

„Weiter! . . . Trafen Sie ihn zum ersten Male?" . . .

„Ja."

„Er kommt indeß häufig . . ."

„Wer sagte Dir das?"

„Madame Strack, die Pförtnerin."

„Wie; Bertrand! Du plauderst und machst Schwätzereien mit einer Pförtnerin?"

„Schwätzereien? Nein, Herr Lieutenant; tausend Patronen . . . Schwätzereien! . . . Habe ich Ihnen Schwätzereien gesagt, Herr Lieutenant?"

„Ja, so etwas! . . . Steht es Madame St. Edmond nicht frei, Besuche zu empfangen? Muß sie mir von allen, die sie erhält, Rechenschaft ablegen? Mit welchem Rechte dürfte ich ihre Handlungen ausspioniren lassen; und denkst Du, daß sie mir keinen Vorwurf zu machen hätte, wenn man ihr die meinigen hinterbrächte?"

„Sehr wahr, Herr Lieutenant, und ich habe Unrecht; in Zukunft werde ich zwar noch mit Strack trinken, aber nicht mehr mit seiner Frau plaudern, weil man nicht sagen soll, daß ein alter Schnurrbart Schwätzereien mache."

Uebrigens dachte August, obgleich er Bertrand ausgezankt hatte, doch an die Aussagen der Frau Strack; dabei erinnerte er sich an die Reden Leoniens über den kleinen Herrn, und konnte einigen Argwohn nicht verwinden. Wenn wir uns auch gestehen,

daß wir eine treue Geliebte nicht verdienen, würden wir ihr eine Untreue doch nicht verzeihen. August sagte zu sich: „Leonie müßte sehr falsch, sehr treulos sein ... Wer nöthigt sie, mir Liebe zu bezeugen, es müßte denn sein, daß sie sich aus Interesse an mich anschließe, oder vielleicht auch zwei zu gleicher Zeit liebe? Das ist auch schon da gewesen!"

Beim Herunterkommen vom Boulevard Montmartre fühlte sich August leicht am Arm berührt. Er drehte sich um und Virginie stand vor ihm.

„Es ist ein Glück, wenn man Ihnen begegnet, mein Herr," sagte Virginie mit einem gewissen Blick auf August, in welchem sehr viel Verführerisches lag; auch machte Virginie immer noch manche Eroberungen, weil sie sich die Gewohnheit angeeignet hatte, ihren Augen einen sehr pikanten Ausdruck zu geben, und obgleich August die Augenmanöver Virginens auswendig kannte, so fand er doch immer noch Vergnügen, sie zu betrachten, besonders wenn ihre schönen, schwarzen Augen lange nicht mehr auf ihm geruht hatten. „O, wenn Sie mich auch freundlich anblicken," fuhr Virginie fort, „so bin ich doch sehr böse auf Sie."

„Bist Du wirklich böse?"

„Ich bitte Sie, mein Herr, mich nicht zu duzen! Haben wir mit einander Schweine gehütet?"

Zugleich brach Virginie in ein lautes Lachen aus, welches zwei oder drei Vorübergehende veranlaßte, den Kopf umzudrehen; denn in Paris gehört sehr wenig dazu, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen. Einer blieb sogar stehen, und da er wahrscheinlich nie in seinem Leben hatte lachen hören, wollte er Virginie fragen, was sie habe? Ein Blick Augusts bewirkte jedoch, daß er seinen Weg fortsetzte.

„Wahrhaftig, Sie bringen mich zum Lachen und ich habe keine Lust dazu," sagte Virginie, sogleich wieder eine sehr ernste Miene annehmend.

„Was hast Du denn? . . . Erzähle mir doch Deinen Kummer . . . Du weißt wohl, daß ich Dein Freund bin."

„Sie! mein Freund? Sie sind gar nichts mehr! . . . Ein sauberer Freund, der sich zwei Monate lang nicht sehen läßt! . . ."

„Es ist nicht meine Schuld . . . Geschäfte . . ."

„Ah, Geschäfte! ich weiß wohl welcher Art. Die Blondine im dritten Stock und dann die Dame auf dem Land, und dann Diese und Jene . . . Ach, wahrhaftig! Sie sind ein großer Wüstling, Sie sind gar nicht mehr artig! . . . Sonst waren Sie zuweilen noch liebenswürdig gegen mich . . ."

„Warum kamst Du nicht mehr zu mir?"

„Ei ja! glauben Sie, ich hätte sonst nichts zu thun? . . . Muß ich denn nicht arbeiten?"

„Ah, Du arbeitest?"

„O ja, wirklich bin ich ganz gesetzt, ich gehe nie aus!"

„Wohnst Du immer noch in dem gleichen Hause?"

„Nein, ich bin ausgezogen."

„Du thust demnach nichts als ausziehen?"

„Das geht sehr leicht, mein Lieber, denn ich habe meine Möbel verkauft."

„Du hast Deine Möbel verkauft? . . . Um so schlimmer!"

„Natürlich, ich konnte nicht von Nußschalen leben."

„Nein, das wäre zu schlecht für den Magen; da Du aber arbeitest . . ."

„O ja, das ist lustig, einen ganzen Tag, um fünfzehn Sous zu verdienen . . . Ach Gott! ich möchte ein Mann sein . . ."

„Warum das?"

„Damit ich kein Weib wäre . . . Ich weiß wohl, es gibt auch welche, die glücklich sind, die in lauter Vergnügen schwimmen . . . die Federn und Barette haben. Ach, ein Barett steht mir gut; wenn Du wüßtest, wie hübsch ich damit bin . . . bei

einer Freundin habe ich eines aufprobirt; doch diesen Winter will ich eines haben von Sammt mit Goldquasten."

„Bei einem Verdienste von täglich fünfzehn Sous?"

„Ach, so laß mich doch! . . . Nein, aber ich habe meine Möbel verkauft, weil ich gezwungen war; ich mußte doch zahlen, und war mit vier Terminen im Rückstande."

„Es ist mir doch, als ob ich den vorletzten Miethzins . . ."

„Nein, das mußte ich zu etwas Anderem verwenden... Ich wohne bei einer Freundin, bis ich andere Möbel habe. Ach! Du weißt nicht?"

„Was denn?"

„Ich werde mich verheirathen."

„Bah! ist's wahr?"

„Ganz gewiß, ja! Es ist ein Mann, der närrisch in mich verliebt ist; er betet mich an und wird ganz gelb davon."

„So mach', daß Du ihn heirathest, ehe er am Ende noch braun wird."

„Nein, das ist zum Lachen! aber wahrhaftig, Scherz bei Seite, es ist eine sehr gute Partie . . . ein prächtiger Mann!"

„Wie alt?"

„Vierzig Jahre."

„Was treibt er?"

„Er ist in einer Verwaltung angestellt; er hat eine sehr gute Stelle."

„Nun gut, meine liebe Freundin, so heirathe recht schnell, das scheint mir das Beste, was Du thun kannst."

„Ach, wie glücklich würde ich diesen Mann machen, wenn ich ihn heirathete."

„Gut; dieser Vorsatz macht Dir Ehre."

„Aber nein, so ist es nicht, Du verstehst mich nicht. Ich will sagen, er wäre entzückt, wenn ich so gut wäre, ihn zum Manne zu nehmen."

„Ah, das ist etwas Anderes! und was hält Dich ab?"

„Ah sieh', ich liebe ihn nicht!"

„Wie, diesen prächtigen Mann?"

„Ja, aber seine Beine sind etwas säbelförmig."

„So laß ihn einen Ueberrock tragen."

„Und dann ist seine Nase so lang ... ach, mein Lieber! Du machst Dir gar keinen Begriff davon ... seine Nase jagt mich in Angst."

„Die kann man leider nicht kürzer machen, aber ich kannte Dich doch nie als so furchtsam."

„Ueberhaupt mag ich mich nicht verheirathen; ... später wollen wir sehen. Du weißt nicht, ich habe große Lust, auf's Theater zu gehen."

„Ah! wieder etwas Neues."

„Ei, glaubst Du, ich werde mich dort schlecht ausnehmen?... Erstlich habe ich Stimme, wenn ich will; weißt Du, daß ich auf dem Theater so schön aussehe, wie ein Liebesgott."

„Hiezu bedürfen Sie des Theaters nicht, Madame."

„Ach Gott, das ist zart! ... Aber wahrhaftig, ohne Spaß, die Schminke und dann die Kronleuchter und die Helle geben mir einen blendenden Glanz; ich habe das Kostüm der Iphigenia anprobirt: es ist erstaunlich, wie gut mir das ging. Man hat mir den Antrag gemacht, in das Chor des Vaudeville's einzutreten, ich habe aber keinen rechten Appetit dazu."

„Willst Du vielleicht die Iphigenia spielen?"

„Nein, wie dumm Du bist! ich soll es thun, um mich, wie man sagt, an die Bretter und an das Publikum zu gewöhnen... und ohne Verlegenheit in den Saal zu sehen. Wozu rathest Du mir?"

„Ich? Zu nichts; thue, was Du willst. Wenn Du indeß wirklich Gelegenheit hast, Dich zu verheirathen, so wäre das besser, als auf's Theater zu gehen."

„Ach Gott! Du sprichst wie meine Tante; übrigens könnte

ich nie Schauspielerin werden; wenn ich auftreten und alle die Gesichter sehen würde, die auf mich blicken, so müßte ich ganz gewiß wie närrisch lachen. Aber sag' mir einmal, werden wir bis morgen auf einer Stelle stehen bleiben? Man wird uns für Polizeispione halten. Wohin gehst Du?"

„Ich, ich gehe in Geschäften zu Herrn Destival!"

„Ist das die große, häßliche Hopfenstange, mit welcher ich Dich zuweilen im Cabriolet gesehen habe?"

„Wohl möglich."

„Ach, welche drollige Miene! dieser Mensch kommt mir vor wie eine Marionette vom Seraphintheater . . . Weißt Du, wie jener in dem Stück, „die zerbrochene Brücke," welcher singt: „zieh' doch Deinen" . . ."

„Du bleibst doch immer die Nämliche."

„Ei, man muß wohl ein wenig lachen!... Hör' einmal, August, Du kannst ein andermal zu Deinem Herrn Destival gehen; heute verlasse ich Dich nicht mehr . . ."

„Aber, wahrhaftig, ich habe Geschäfte . . ."

„O, desto schlimmer . . . Ist es etwa ein großes Unglück für Sie, einen Tag mit mir zuzubringen?"

„Nein, gewiß nicht . . . allein diesen Abend wird bei Frau von la Thomassinière musicirt, und ich habe zugesagt."

„Musicire Du morgen früh beim Aufstehen, wenn es Dir Vergnügen macht, heute aber, mein Herr, werden Sie bei mir bleiben: wir werden zusammen auf dem Lande speisen, und Du mich diesen Abend ins Theater führen; es ist ohnedies schon lange genug, daß Du mir das versprochen hast."

Es war unmöglich, Virginien zu widerstehen, und August ergab sich bereitwillig.

„Wir wollen einen Fiaker nehmen," sagte er, „und uns auf's Land führen lassen, wohin es Dir beliebt."

„Und warum denn nicht Dein Cabriolet nehmen? warum

langsam wie bei einer Leiche mit schlechten Mähren fahren, wenn man ein Pferd hat, das wie der Wind geht?"

August, der mit Virginien nur incognito sein wollte, zog einen Fiaker, worin er nicht gesehen werden konnte, vor. Ein Fiakerplatz war in der Nähe, Dalville ließ seine Begleiterin einsteigen und sagte zu ihr: „Wohin fahren wir?"

„Wohin Du willst."

„Mir ist's gleich."

„Mir auch."

„Wir müssen uns indeß entschließen. In die elysäischen Felder?"

„O! dort ist's zu voll."

„Nach Vincennes?"

„Das ist zu weit."

„Nach Vaugirard?"

„Eine saubere Landschaft, wo kein Baum in der ganzen Gegend ist."

„Nach Sceaux?"

„Dort ist's zu elegant und ich habe keine Toilette gemacht."

„Nach Montmartre?"

„Um Steinbrüche und Esel zu sehen!"

„Nach St. Denis?"

„Dort gibt es nichts Ordentliches als Käsekuchen, und da sind mir die aus der Passage des Panoramas lieber."

„Nach Belleville?"

„Dort ist's etwas gemein, aber um so lustiger; und dann habe ich eine entschiedene Vorliebe für die Wiesen von St. Gervais und das Gehölz von Romainville."

„Also nach Belleville. Vorwärts, Kutscher; zugefahren!"

Elftes Kapitel.

Das Gasthaus zum Kehrein.

Der Kutscher fuhr ab. Virginiens Lachlust war im vollsten Zug; bei ihr verschwanden die Widerwärtigkeiten des vorigen Tages und die Sorgen des kommenden vor den Freuden, die der Augenblick darbot. August seinerseits war es nicht unlieb, von den Gedanken abgezogen zu werden, die er sich über Madame St. Edmond machte; dieser hatte er gesagt, er werde den Abend im Hause des Herrn von la Thomassinière zubringen.

Man gelangte an die Barrière von Beleville; der Kutscher brauchte eine halbe Stunde, um seine alten Gäule den Berg hinauf zu bringen, die, bei der Liebesinsel angekommen, nicht mehr weiter wollten; aber Virginien war es gerade ganz angenehm, sich im Freien zu ergehen. Man stieg aus, schickte den Fiaker nach Hause und schlug einen schmalen Fußweg zur Linken ein, der auf die Wiesen von St. Gervais führt.

Der Anblick des Grünen machte Virginie sentimental; sie seufzte, als sie unter den Syringen-Alleen dahinging, in welchen man mehrere kleine Häuser erbaut hatte. „Wie lächerlich das ist," rief sie aus, „daß man überall baut, sogar in den Feldern; man kann am Ende nirgends mehr spazieren gehen, als in seinem Zimmer ... Einst war es so hübsch hier, erinnerst Du Dich? Dort unten aßen wir Ochsenaugen ... ach, und unter jener Geisblattlaube tranken wir Bier ... und der Traiteur im Gehölze unter dem Hause des Waldschützen, wo wir mehrmals waren und wo es Kabinette gibt ..."

„Ach ja! im Kehrein?"

„Richtig, im Kehrein. Undankbarer, ruft Ihnen da Ihr Herz nichts in Erinnerung?"

„Doch, und auch mein Magen, wir bekamen dort, erinnere

ich mich, Geflügel, das so hart war, daß wir es kaum beißen konnten."

„Ach! also nur die Erinnerung an gebratene Hühner ist Ihnen geblieben! ... Sie sind aber auch heute gar nicht romantisch!"

„Willst Du dort speisen?"

„Ich will es nicht nur, sondern ich verlange es ... Es ist zwar ein wenig weit hin, aber das wird uns um so mehr Appetit machen."

„Ueberdies können wir unterwegs ausruhen."

„Ach, seit man überall baut, gibt es keine schönen Stellen mehr zum Ausruhen."

Hüpfend und springend machte man sich auf den Weg, warf einander mit Blättern und Gras und pflückte einige Feldblumen. Endlich kam man auf den Sandboden des Gehölzes, und Virginie seufzte abermals, als sie sah, wie merkwürdig man dasselbe zusammengehauen hatte und wie auch da Häuser erstanden. „Diese Leute da haben den Ruin des Gehölzes von Romainville beschlossen," sagte sie.

„Das wächst wieder nach, meine liebe Freundin."

„Ach ja! aber während dieser Zeit wachsen wir nicht wieder nach. Wie gleichgültig die Männer sind! ... sie sind an gar nichts anhänglich ... und die verliebten Chiffern, welche wir mit einem Messer in die Rinde einer Eiche geschnitten hatten und die ich jedes Mal mit Vergnügen wiedersah ... das in einem Herzen verschlungene A und V ..."

„Sie werden dazu gedient haben, die Füße eines alten Rentiers zu erwärmen oder den Fleischtopf einer ehrenwerthen Familie siedend zu machen."

„So ist es, man kocht mit meinem Herzen; wie angenehm das ... Da schneide Einer Chiffern in die Bäume ..."

„Ah! glücklicher Weise ist hier der Kehrein, ich fürchtete schon, man habe ihn auch umgehauen."

Der Kehrein ist die ausgezeichnetste Wirthschaft des Gehölzes von Romainville, gleichwohl dürfte man hier keine Charlotte russe oder ein Karik à l'Indienne verlangen, weil der Wirth glauben würde, man spreche tartarisch mit ihm, oder man wolle ihn zum Besten haben, und er euch zum Mittagessen nach Noisy-le-Sec schicken würde. Wenn man sich jedoch mit einem gewöhnlichen, für Bürger der Straße St. Denis sehr splendiden und für die Nähmädchen, welche mit eleganten Herren nach Romainville kommen, ganz feinen Mahle begnügt, so findet man im Kehrein was man sucht, der überdies nur drei Büchsenschüsse von der Wohnung des Waldschützen entfernt liegt, an der Straße nach dem Dorfe Romainville.

August trat mit Virginie ein und zwar, wie es in den Landspeisewirthschaften der Brauch ist: man begab sich durch die Küche in den Saal oder die Kabinette. Hier kann man sich am Anblick der Fricandeaux, Coteletten und des Schlachtbratens erfreuen, und da es bei diesen Restaurateurs keine Speisekarten gibt, so gilt die Küche dafür: im Durchgehen macht man sich mit allen Kasserolen bekannt und athmet zu gleicher Zeit die Gerüche von fünf oder sechs Ragouts ein, was schon für die Suppe gelten kann, nach dem Essen jedoch nicht mehr denselben angenehmen Eindruck macht.

Der Wirth empfängt seine Gäste mit einem Lächeln auf den Lippen und der baumwollenen Zipfelmütze auf dem Ohr; er beantwortet eure Fragen, läuft dabei von einer Kasserole zur andern und steckt seine Tauben an den Spieß, während er eine Lobrede auf sein Beefsteak hält. „Wir wollen sogleich sehen, was wir nehmen werden," sagte die mit den ländlichen Garküchen gut bekannte Virginie. „Ist das Beefsteak weich?"

„O, fein, fein! Madame."

„Ein Nierenstück, nicht wahr, mein Freund?"

„Ja, das versteht sich von selbst ...

„Haben Sie Nieren, Herr Wirth?"

„Da, mein Herr, riechen Sie einmal," entgegnete der Traiteur, indem er August eine Kasserole unter die Nase hielt. „Ich will nicht wie meine Mitbrüder in Paris sagen, sie seien mit Champagner gemacht; allein ich kann Sie versichern, daß die Brühe von gutem weißem Wein ist . . . sie sind fein."

„Sehr gut . . . und gefüllte Tauben?"

„Ebenfalls ganz fein, Ihnen zu dienen."

„Spargel und Salat?"

„Wollen der Herr auch einen feinen Eierauflauf?"

„Ach! ich erinnere mich in der That, daß Sie denselben auch bereiten."

„Ja, mein Herr, und aufgehen muß er wie meine Baumwollmütze."

„Also Eierauflauf! . . . Ein Kabinet, wenn's gefällig ist."

„Führen Sie den Herrn und Madame in den ersten Stock . . . wo Niemand ist."

Ein Kellner, der nicht mehr jung ist, aber beständig lächelt, führt die Neuangekommenen und öffnet ihnen ein nach dem Wald gehendes Kabinet. „Warum geben Sie uns nicht das gegenüberliegende Kabinet?" fragte Virginie; „die Aussicht ist schöner, man sieht auf die Landstraße."

„Madame, es ist besetzt . . . eine Gesellschaft."

„Dann bleiben wir hier," sagte August.

Der Kellner deckte und ging mit den Worten weg: „Man wird das Mittagessen bereiten . . . wenn der Herr vorher Etwas bedarf . . . so beliebe er zu rufen."

Das will sagen, daß man nicht ungerufen kommen wird. Man wird auf dem Lande bald eben so pfiffig sein, wie in Paris.

August rief längere Zeit nicht, weil man doch ein wenig ausruhen muß, ehe man ißt, und überdies die Kabinette des Kehreins Mademoiselle Virginie sehr „romantisch" stimmen; so sagte sie wenigstens zu August, wobei sie wie eine kleine Närrin lachte,

was zwar allerdings nicht zur Romantik gehört; allein Mademoiselle Virginie hat nun einmal eine ganz eigene Art, romantisch zu sein.

Endlich ließ sich auch der Magen vernehmen, und vor diesem unumschränkten Gebieter verschwinden alle Täuschungen; auch das romantischte Wesen, das vor einem Gießbach oder einem Wasserfall in Bewunderung verloren steht, muß aus seinem Entzücken heraus, wenn seine Essensstunde schlägt.

Virginie und August aber betrachteten weder einen Gießbach noch einen Wasserfall; auch weiß ich nicht, ob sie in Bewunderung versunken waren, nur so viel weiß ich, daß sie aufstanden, um ihre Thüre zu öffnen, auf welche sie mit den Heften ihrer Messer derb losschlugen: eine Art, sich vernehmbar zu machen, welche die Klingel ersetzt.

Der Kellner brachte das Essen herauf, dem man wacker zusprach: das Beefsteak und die Nieren waren in der That „fein," und man hatte keine Ursache, sich zu beklagen. Noch während der Kellner da war, wunderte sich die ziemlich neugierige Virginie darüber, daß die Gesellschaft gegenüber so schweigsam sei, daß man gar Niemand sprechen höre, während gewöhnlich in Landwirthschaften versammelte Gesellschaften sehr viel Lärm machen, und Virginie schloß ihre Bemerkung mit den Worten an den Kellner: „Es sind demnach ihrer nicht Viele."

Lächelnd, so zwar, daß man seine ihm übrig gebliebenen drei Zähne in ihrer ganzen Länge sehen konnte, antwortete der alte Kellner: „Es sind ihrer nicht mehr als Sie ..."

„Ah! eine Gesellschaft von zwei Personen?"

„Ja, Madame."

„Mann und Frau?"

„So thun sie wenigstens."

„Es scheint, daß sie noch romantischer als wir sind, und gar nicht an's Essen denken ..."

„O! das ist schon bestellt; ... in Kurzem wird man es ihnen hinaufbringen ... Ich kenne ihre Gewohnheit ... es sind Stammgäste."

Damit ging der Kellner und schloß zu gleicher Zeit Mund und Thüre, welche er beide halboffen gehalten hatte.

„Du bist einmal sehr neugierig," sagte August zu Virginie; „mußt Du denn wissen, wie viele Personen uns gegenüber sich befinden? Was geht es uns an, was Andere sprechen und treiben?"

„O nichts; ... aber sieh', wissen möchte ich es gerne ... das unterhält mich."

„Wir wollen essen und uns um die Nachbarn nichts bekümmern; das wird gescheiter sein."

„O, deßhalb kann ich doch essen! ... Ah, höre, man öffnet die Thüre."

In der That rief eine Männerstimme im Gang: „Kellner, bringen Sie das Essen herauf."

„Der Rufende ist ein Herr," sagte Virginie; „er hat ein feines Stimmchen ... doch solche Stimmen beweisen noch gar nichts."

„Willst Du eine Taube?"

„So warte doch einen Augenblick! ... Du treibst mich."

In diesem Augenblicke sagte eine weibliche Stimme: „Mein Freund, wir haben vergessen Krapfen zu bestellen."

August springt von seinem Stuhle auf, als er diese Stimme hört, und Virginie, durch diese rasche Bewegung erschreckt, sagt zu ihm: „Ei, was ist Dir denn? ist Dir ein Stück Taube verkehrt in den Hals gekommen?"

„Nein ... ich habe nichts ... diese Stimme ist mir aufgefallen ... ich glaubte sie zu kennen."

„O! ist es das ... ich begreife ... wahrscheinlich eine alte Liebschaft des Herrn an meiner Seite ... nun gut, was weiter? Erlauben Sie sich, wenn Sie bei mir sind, an eine Andere zu-

denken? Das wäre sehr artig! . . . es kann Ihnen jetzt doch gleichgültig sein, mit wem die Person da drüben zusammen ist? Oder sind Sie noch in sie verliebt? . . . Wenn ich das wüßte, würde ich hinübergehen und Skandal machen!"

„Nein doch, von Liebe ist hier keine Rede . . . aber . . . weil . . ."

„Weil . . . weil . . . Du weißt ja nicht einmal mehr, was Du sprichst . . . Willst Du jetzt schnell essen? . . . Warum ißest Du nicht?"

„Ich habe keinen Hunger mehr."

„Ah! seit der Herr die Dame gehört hat, hat er keinen Hunger mehr . . . das hat ihm den Appetit verschlagen . . . wie rührend! Warum stehen Sie auf? . . . wohin wollen Sie gehen? . . ."

„Ich will einen Augenblick hinunter."

„Nein, Sie dürfen nicht hinausgehen! Sie haben unten nichts zu thun; Sie möchten diese Dame sehen, das ist Alles; aber Sie dürfen sie nicht sehen."

Mit diesen Worten stand Virginie auch auf und stellte sich vor die Thüre.

„Meine liebe Freundin, ich versichere Sie, ich muß hinab," sagte August, indem er Virginiens Arm ergriff, um sie von der Thüre wegzubringen.

„Mein lieber Freund, es mag da kommen, was da wolle, aber Sie dürfen nicht hinaus!"

Unter fortwährendem Lachen gelang es August, Virginien von dem Posten zu entfernen, den sie vertheidigen wollte. Virginie ist wüthend; schon ist die Thüre halb geöffnet, August will hinaus; sie hält ihn an seinem Fracke; der Kampf beginnt auf's Neue. Endlich verlassen Virginie ihre Kräfte, sie läßt plötzlich den Frackflügel los, August stürzt eilig in den Gang und prallt gerade auf den Kellner, der den Nachbarn die Suppe brachte; er schien-



Band XIV. Seite 169.
Da, mein Herr, riechen Sie einmal, sagt der Traiteur, indem er August eine Kasserole unter die Nase hält.

dert die Kräutersuppe an die Wand, die Suppenschüssel fliegt zersplitternd auf die andere Seite und der Träger derselben mit einem Purzelbaum auf den Boden.

Beim Geschrei des Kellners und beim Klirren der zerschellenden Schüssel öffnen die Personen im Kabinet, von Ahnung getrieben, es möchte ihr Mittagessen sein, was auf den Boden geworfen worden, alsbald ihre Thüre; und August, der stehen geblieben war, erblickt Madame St. Edmond und den kleinen Herrn, den sie verabscheute.

Im ersten Augenblicke fielen Leoniens Augen nicht auf August, sie sah nur den Kellner, welcher die Scherben der Schüssel zusammenlas mit den Worten: „Ein kleiner Unfall! ein Glück, daß Niemand verletzt ist," plötzlich aber tritt August vor den Eingang des Kabinets, verbeugt sich vor Leonie und sagt zu ihr: „Madame, es thut mir sehr leid, daß ich Ihre Suppe zu Boden geworfen habe."

Leonie erhebt die Augen, stößt einen Schrei aus und fällt in Ohnmacht; das Beste, was sie unter solchen Umständen thun konnte; der kleine Herr, der Dalville ebenfalls wieder erkannt hat und vor die Klinge gefordert zu werden fürchtet, springt über den noch zur Erde gebeugten Kellner hinüber, und in vier Sätzen die Treppe hinab, rennt zum Kehrein hinaus und läuft in das Gehölze, ohne einen Blick hinter sich zu werfen. Virginie, die inzwischen auf den Gang herausgekommen war, stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, als sie in der ohnmächtig gewordenen Dame Augusts Nachbarin erkannte, und der Kellner in der Meinung, Alles schreie nur wegen der auf den Boden gefallenen Suppe, wiederholte ohne Unterlaß: „Hat nichts zu bedeuten, meine Herren und Damen, beruhigen Sie sich, unten gibt es noch andere; ... wir haben immerwährend Kräutersuppe."

Virginiens Zorn war vergangen, sie lachte übermäßig; August blickte Leonien an, welche, auf ihren Sessel zurückgesunken,

die Augen nicht wieder aufschlug, während der Kellner, der nicht sah, was im Innern des Kabinets vorging, hinabging und noch zurückrief: „Ich werde Ihnen eine andere Suppe bringen . . . im Augenblick."

Inzwischen hat sich Virginie der Madame St. Edmond genähert, den auf dem Tische stehenden Senftopf ergriffen, und der schönen Blondine unter die Nase gehalten, wodurch diese sogleich wieder zu sich kam, einen ersterbenden Blick auf die Person warf, die ihr Hülfe leistete, und als sie Virginien erkannte, sich verfärbte und den Senftopf, den ihr diese immer noch unter die Nase hielt, barsch von sich stieß.

„Befindet sich Madame besser?" fragte Virginie, indem sie Leoniens süßliche Stimme nachahmte.

Diese erstickte fast vor Zorn und stand auf, indem sie stammelte: „Ich brauche nichts."

„Komm, meine liebe Freundin," sagte August, „wir dürfen Madame nicht länger belästigen, es ist mir äußerst leid, daß ich . . . Ihren Gesellschafter verjagt habe; doch wartet der Herr ohne Zweifel nur auf unser Weggehen, um wiederzukommen; wir wollen ihn also nicht nöthigen, so lange in der Küche zu verweilen. Laß uns unser Mal beendigen."

„Ja, essen wir unsern Eierauflauf," versetzte Virginie mit einer tiefen Verbeugung vor Leonien und setzte sich wieder zu Tische.

August wollte ein Gleiches thun, als Leonie auf ihn zueilte, die Augen zum Himmel erhob und ihm halblaut zuflüsterte: „Sie beurtheilen mich nach dem Scheine; doch ich schwöre Ihnen . . ."

„O, bei Gott! das ist doch gar zu stark!" rief August und schlug der Madame St. Edmond die Thüre vor der Nase zu mit den Worten: „man könnte eine Frau in der unzweideutigsten Stellung mit einem Manne ertappen, und sie würde noch sagen: ‚beurtheilen Sie mich nicht nach dem Scheine.'"

Virginie war entzückt über das Abenteuer; sie bespöttelte

August wegen der Treue seiner Nachbarin; dieser bemühte sich gleichfalls zu lachen, obgleich er im Grunde nicht sehr erbaut darüber war, daß er sich hatte hintergehen lassen. Endlich war man mit dem Essen fertig und im Begriff, den Kehraus zu verlassen, als die jungen Leute, aus dem Kabinet heraustretend, sehr laut sprechen hörten; sie erkannten die Stimme des Wirthes und die der Madame St. Edmond.

„Madame," sagte der Wirth, „so dürfen Sie nicht fort.... mein Essen muß mir bezahlt werden."

„Mein Herr ..." antwortete Madame St. Edmond, ihrer Stimme einen rührenden Ausdruck gebend, „ich bin untröstlich ... allein Sie können sich leicht denken, daß ich nicht die Absicht hatte ..."

„Madame, ich sehe, daß Sie die Absicht haben, fortzugehen; Ihr Gesellschafter ist so eben wie ein Pfeil davon geschossen; wer bezahlt mir also mein Mittagessen?"

„Nun, mein Herr," entgegnete Leonie, deren Stimme etwas weniger sanft wurde, „wir haben überhaupt nichts gegessen, demnach sind wir Ihnen nichts schuldig ..."

„Wie, Madame, Sie sind nichts schuldig? Wenn ein Essen bestellt und zubereitet ist wie dieses, dann glauben Sie, es dürfe nicht bezahlt werden? ... Sollen mir Ihr Rehziemer und Ihre Schweinsohren auf dem Halse bleiben? ... Dafür kann ich nichts, wenn Sie nicht mehr essen wollen?"

„Sie können sie Andern vorsetzen, mein Herr."

„Man brachte Ihnen gleich bei Ihrer Ankunft eine Flasche alten Mâcon ... und dann die verschüttete Suppe und die zerbrochene Schüssel ..."

„Das betrifft mich nicht, mein Herr."

„Aber Ihr Essen betrifft Sie, Madame, essen und bezahlen Sie es."

„Ich will nicht essen, ich sage Ihnen ja, daß ich mich unwohl fühle."

„So essen Sie nicht, aber bezahlen Sie."

„Wenn ich aber kein Geld bei mir habe . . ."

„Dann hätten Sie Ihren Gesellschafter nicht durchgehen lassen sollen, als reite ihn der Teufel . . . Ist denn das ein Mann, der ein Frauenzimmer in solch einer fatalen Lage zurückläßt! . . . Pfui, das ist keine Art! . . . Ein sauberer Partikulier, der mit dem Gelde verschwindet! . . . Wenn man nicht essen will, so muß man zu keinem Restaurateur gehen!"

„Mein Herr," erwiderte Madame St. Edmond, deren Stimme jetzt Zorn ausdrückte, „es ist nicht das erste Mal, daß wir bei Ihnen speisen; halten Sie uns für Lumpengesindel?"

„Nein, Madame, gewiß, ich sehe wohl, mit wem ich zu thun habe; allein ich gebe keinen Credit; ein so vortreffliches Essen wie dieses darf nicht zurückgewiesen werden, wenn es einmal fertig ist."

Während dieses Zwiegesprächs kostete es August alle mögliche Mühe, Virginie von lautem Gelächter abzuhalten; da er endlich Mitleid mit der Lage der sentimentalen Leonie fühlte, so ging er, von Virginien begleitet, hinab und sagte zu dem Restaurateur, der Madame St. Edmond nicht aus den Augen ließ: „Da ich das Vergnügen habe, mein Herr, Madame hier zu kennen, so bitte ich Sie, ihre Rechnung zu der meinigen zu schreiben; ich werde beide bezahlen."

Der Wirth, dem es nur um seine Bezahlung zu thun war, nahm seine freundliche Miene wieder an und beeilte sich, die beiderseitigen Zechen zusammenzurechnen. Unterdessen war die hübsche Blondine auf einen Stuhl gesunken, und verhüllte ihr Gesicht mit dem Taschentuche.

August hat bezahlt. Virginie, deren Triumph vollständig war, ergriff Dalville's Arm und verließ mit ihm den Kehrein, indem sie noch in spöttischem Tone sagte: „Wenn wir den Herrn im Gehölze treffen sollten, so werden wir ihn der Madame sogleich zuschicken."

Dieses Wort war der Gnadenstoß, und August fand sich hinlänglich gerächt.

Zwölftes Kapitel.

Besuch in Montfermeil.

August, der keine Geheimnisse vor seinem treuen Bertrand hatte, erzählte diesem das Zusammentreffen im Gehölze von Romainville.

„Nun denn, Herr Lieutenant," sagte Bertrand, „Madame Strack hatte demnach nicht Unrecht, als sie von dem kleinen Herrn sagte, daß er sich, sobald Sie ausgegangen seien, zu der Nachbarin hinaufstehle."

„Ich glaubte, Leonie bete mich an."

„Das wundert mich, Herr Lieutenant. Sie betrügen selbst die Damen so häufig, daß Sie auch in ihre Liebesschwüre einiges Mißtrauen setzen sollten."

„Ich versichere Dich im Gegentheil, mein armer Bertrand, daß die feinsten Verführer sich mit erstaunlicher Leichtigkeit hintergehen lassen."

„Alsdann ist es nicht der Mühe werth, fein zu sein."

„Daß man eine Sache sehr liebt, ist noch kein Beweis, daß man sie gründlich kennt."

„Gewiß, wenn man sie vollkommen kennte, würde man sie vielleicht weniger lieben; ich, zum Beispiel, liebe den Wein, das gestehe ich; ich erkenne vollkommen, wenn er gut ist, aber ich kann nicht immer sagen, aus welchem Lande er kommt."

„Und ich liebe die Weiber, ich weiß ihre Reize zu schätzen, ich bewundere ihre Anmuth . . . aber ihr Herz . . . ach! wenn dieses sich eben so offen zeigte, so würde nicht gerade immer die Schönste den Vorzug erhalten."

„Abgesehen davon, Herr Lieutenant, würde ich an Ihrer Stelle jenen vornehmthuenden Mienen und jenen künstlichen Fistel, stimmchen, die nie aus freier Brust kommen, mißtrauen; es scheint mir, daß man nicht offen spricht, wenn man immer thut, als singe man. Auch würde ich gegen die Ohnmachten, Thränen und erstickten Seufzer sehr auf meiner Hut sein."

„Ach! mein lieber Bertrand, wenn diese Thränen von schönen Augen vergossen werden, wenn dieses Stimmchen aus einem hübschen Munde kommt, wenn die, welche in Ohnmacht zu fallen scheint, einen reizenden Körper entwickelt, einen wohlgeformten, schlanken Wuchs zeigt, kann man da so leicht widerstehen? ... Nein, man muß unterliegen ... unbeschadet späterer Reue darüber."

„Richtig! ... gerade wie bei mir: um zu wissen, ob ein Wein gut ist, muß man ihn versuchen, und nur der schlechte bekommt Einem übel. Schade, daß Sie diese Begegnung nicht gestern hatten, ehe das Billet von zweitausend Franken bezahlt war."

„Denken wir nicht mehr daran."

„Nein, es soll eine Lehre für die Zukunft sein."

„Wenn Du Madame St. Edmond triffst, Bertrand, so empfehle ich Dir die gleiche Artigkeit wie früher."

„O! seien Sie ruhig, mein Herr, ich bin ein Franzose, und ein alter Soldat kennt die dem andern Geschlecht schuldige Achtung. Wahrhaftig, wenn man Alle, die ihrer Parole zuwider handeln, schief ansehen müßte, so würde man am Ende verlernen, geradeaus zu sehen. Wenigstens haben wir jetzt Eine weniger, Herr Lieutenant, und werden einmal einige Ordnung in unsere Kasse bringen können, und ..."

„Ja; o, ich bin fest entschlossen, ordentlich zu werden ... Destival hat mir wieder von einer vortheilhaften Anlage meiner Gelder gesprochen ... morgen werde ich zu meinem Notar gehen und meine Papiere zu Geld machen ... Ach! da fällt mir eben ein,

Du mußt einem Möbelhändler eine kleine Rechnung bezahlen, die man dieser Tage vorzeigen wird."

„Haben Sie welche gekauft, Herr Lieutenant?"

„Nicht für mich . . . für Virginie."

Bertrand dreht sich um, beißt sich in die Lippen und schlägt sich mit der Faust vor die Stirne, um nicht zu sprechen und doch seinen Zorn auszulassen. August, der die üble Laune seines Kassiers bemerkt, fährt lächelnd fort: „Nun, Bertrand, beruhige Dich, Du wirst wahrlich so streng, daß . . ."

„Ich sage ja nichts, mein Herr."

„Was Teufels! . . . ich bin reich, willst Du denn, daß ich mir jedes Vergnügen versage?"

„Ich will ja gar nichts, mein Herr."

„Soll ein Mann in meinen Verhältnissen das Leben eines Commis mit zwölfhundert Franken Einkommen führen?"

„Voriges Jahr haben wir vierzigtausend Franken gebraucht, und Ihre Einkünfte belaufen sich nur noch auf fünfzehntausend; wenn wir so fortmachen, so werden wir bald auf dem Trockenen und so arm wie Hiob sein."

„Nein . . . in diesem Jahre werde ich meine Ausgaben nach meinen Einkünften richten . . . doch dies ist ja nur eine Bagatelle; die arme Virginie! . . . sie ist so drollig . . ."

„O ja, drollig ist sie . . . aber sie könnte eine ganze Schwadron Lieferanten zu Grunde richten."

„Von der wirst Du nicht sagen, daß sie eine Fistelstimme habe."

„Nein, wahrhaftig! da hört man wohl, daß es aus der Brust kommt, und sie muß eine gute haben, denn sie strengt sie teufelmäßig oft an . . . Tausend Schwadronen! was für ein Maul!"

„Sie hat weder eine vornehmthuende Miene, noch ein affektirtes Wesen."

„O, was das betrifft, so gebe ich zu, daß bei ihr Alles gerade und offen ist . . . sie spielt wenigstens kein verstecktes Spiel. Doch einerlei, Herr Lieutenant, zanken Sie mich, wie Sie wollen, ich sage Ihnen noch einmal, daß solche Frauenzimmer nicht Ihre ganze Zeit in Anspruch nehmen sollten . . . und daß es mir Kummer macht, wenn ich sehen muß, daß Sie nicht geliebt werden, wie Sie es verdienen; weil Sie im Grund herzensgut sind, vortreffliche Eigenschaften und wahres Gefühl besitzen . . . Aus solchen Geschichten sollten Sie lernen, daß nicht durch immerwährendes Herumschwärmen . . . und damit genug, Herr Lieutenant."

August schwieg eine Weile und Bertrand, verwundert, ihn nachdenklich zu sehen, befürchtete ihn beleidigt zu haben, und wagte keine Silbe mehr zu sprechen, da sagte endlich August: „Bertrand, ich glaube, Du hast Recht."

„Ist's wahr, Herr Lieutenant! ... Sind Sie meiner Ansicht?"

„Ja, ich fühle es, eine wahre Liebe, eine aufrichtige Neigung muß glücklicher machen, als alle diese Launen eines Augenblicks. Ist es jedoch meine Schuld, wenn es in der Welt so schwer ist, ein aufrichtiges Herz zu finden?"

„Nein, gewiß . . . Ihre Schuld ist es nicht."

„Wenn Koketterie und Falschheit jetzt an die Stelle der Liebe und Freundschaft getreten sind?"

„Solche Stellvertreter hätte man nicht zulassen sollen."

„Ach, mein armer Bertrand . . . wir würden gar zu glücklich sein, wenn alle Frauen treu wären."

„S'ist wahr, wir würden gar zu glücklich sein."

„Und doch wäre alsdann im Lebensverkehr Alles von einer tödtlichen Einförmigkeit."

„Ah, Sie glauben, dies könnte dem Verkehr schaden?"

„Sieh', Bertrand, man muß die Welt nehmen, wie sie nun einmal ist . . ."

„Wir sind wohl dazu gezwungen."

„Wenn ich aber einmal eine Frau gefunden haben werde, die mich um meiner selbst willen liebt, die unfähig ist, mich zu betrügen, die nur mir gefallen will, dann ...“

„Dann, Herr Lieutenant?“

„Ach, Bertrand, welche Erinnerung ... und ich konnte sie so lange vergessen!“

„Wen denn, Herr Lieutenant?“

„Die reizende Denise, das hübsche kleine Milchmädchen von Montfermeil ... ach, diese ist sittsam, darauf wollte ich schwören.“

„Das hieße viel gewagt ... Sie kennen sie kaum und haben sie seit zwei Monaten nicht gesehen.“

„Weißt Du, Bertrand, warum ich sie nicht besucht habe?“

„Weil Sie sie vergessen hatten.“

„O, nicht allein darum ... ich hatte einen andern Grund ... Du wirst lachen ... nun denn ... es muß heraus ... ich fürchtete, ich möchte dieses junge Mädchen zu sehr lieben.“

„Dann ist es sehr zartfühlend von Ihrer Seite.“

„Ja, gewiß, denn warum sollte ich das züchtige, unschuldige Kind zu verführen suchen, das ruhig in seinem Dorfe lebt ...“

„Das wäre sehr schlecht, mein Herr! Es gibt in Paris Mädchen genug, die sich verführen lassen, daß man nicht noch nöthig hat, welche in der Umgegend zu suchen.“

„Bertrand, sattle mein Pferd und nimm für Dich das des Cabriolets: beeile Dich.“

„Wohin gehen wir denn, mein Herr?“

„Nach Montfermeil, Denise zu besuchen.“

„Wie? So eben sagten Sie ja ...“

„So eben bedenke ich, daß nicht die mindeste Gefahr für sie vorhanden ist, denn sie liebt mich nicht.“

„Glauben Sie, mein Herr?“

„Sie selbst sagte mir es mehrmals ... doch ich will Coco sehen, meinen kleinen Schützling ... das arme Kind ... ich freue

mich, ihn zu küssen; Du wirst sehen, Bertrand, wie hübsch er ist ... und er hat so elende Eltern! ... Bertrand, nimm Geld zu Dir!"

„O, so viel Sie wollen, Herr Lieutenant; zur Unterstützung von Unglücklichen, zur Hülfe für eine Waise ... da hat man es nie zu bedauern, und es macht hundert Mal mehr Vergnügen, als die Möbel der Braunen und die Kaschemire der Blonden zu bezahlen."

Die Pferde standen bereit; August und Bertrand stiegen auf und machten sich um zehn Uhr Morgens nach Montfermeil auf den Weg. Um elf Uhr war man schon über Raincy hinaus; bald war man in Livry, dann schwenkte man rechts ein, und nicht lange, so erblickte man Denisens Dorf.

Bertrand troff von Schweiß; er war nicht gewohnt, zu galoppiren wie Dalville, und obgleich man sich bereits im Monat September befand, war die Hitze doch noch sehr drückend. Bertrand hielt sein Pferd ein wenig an und bemerkte August, daß ihre Renner doch wieder einige Augenblicke verschnaufen müßten; da dieser indeß den Weg zu erkennen glaubte, auf welchem er mit dem kleinen Coco zur Hütte gegangen war, so spornte er sein Pferd wieder an und rief Bertrand zu: „Reite immerhin voraus in's Dorf, dort werde ich Dich wieder finden."

„Also in's Dorf," sagte Bertrand zu sich, indem er sein Pferd im Schritte gehen ließ; „soll ich in die Herberge? ... soll ich nach dem kleinen Milchmädchen fragen? ... Nein, ich kann meinem Pferde keine Milch geben, und das junge Mädchen hätte ohne Zweifel keine Lebensmittel für uns Beide ... das Dorf ist hübsch, aber ich sehe dort eben so wenig eine Herberge, als auf meiner Hand."

Bertrand ließ seinem Pferde die Zügel. Er kam vor mehreren Hütten vorüber, die nicht einmal ein erstes Stockwerk hatten, und es gelüstete ihn nicht, vor so armseligen Wohnungen anzuhalten;

bald befand er sich jedoch vor einem kleinen, mit Weiden begrenzten Bache, und ein hübsches Häuschen stand ihm gegenüber. Bertrand setzte über den Bach und hielt vor dem Hofe. Hier spielte ein kleiner Knabe mit einer Ziege; etwas weiter weg rührte ein junges Mädchen Butter, und im Hintergrunde legte eine bejahrte Frau Obst in einen Korb.

Bertrand überblickte von seinem Pferde herab den ganzen Hof und betrachtete das ländliche Gemälde. Plötzlich erhob das junge Mädchen die Augen, sah den Reiter, verließ ihre Arbeit und stürzte auf ihn zu mit dem Ausrufe: „Ich irre mich nicht; es ist Herr Bertrand“ ... und zugleich schweiften ihre Augen ab nach der Straße, um hier einen andern Reiter zu entdecken.

Bertrand erkannte Denise; er verbeugte sich höflich vor ihr und sagte: „Beim großen Turenne! geschickter konnte ich nicht Halt machen ... Bäbel hat eine erstaunlich gute Nase.“

„So kommen Sie doch herein, Herr Bertrand,“ sagte Denise, deren Blicke fortwährend über die Straße schweiften.

„Sie sind sehr gütig, Mamsell; allein ich suche eine Herberge zur Erfrischung für mein Pferd und mich.“

„Sie werden bei uns alles Nöthige finden ... wir leiden nicht, daß Sie anderswohin gehen, nicht wahr, Tante? ... Kommen Sie herein, Herr Bertrand.“

Bertrand widerstand den Artigkeiten des jungen Mädchens nicht; er war erstaunt, sich bei seinem Namen nennen zu hören, da er nicht vermuthete, daß Dalville sich mit Denise über ihn unterhalten habe. Während er abstieg, lief die Kleine zu ihrer Tante und sagte derselben in aller Eile, Bertrand sei der Begleiter des Herrn, der gegen Coco so großmüthig gewesen. Mutter Fourey stand auf und machte tiefe Knickse vor Bertrand, der die Ursache so vieler Höflichkeiten nicht errathen konnte.

Das Pferd wurde in den Stall geführt; das Kind verließ seine Ziege, um Bäbel zu betrachten, und Denise begleitete Ber-

trand in die untere Stube und setzte ihm Wein vor; Mutter Fourcy machte indessen einen Eierkuchen, weil Bertrand gestand, daß er gerne Etwas essen würde.

Denise brannte vor Begierde, Nachrichten über den jungen Mann zu erhalten, der ihr Coco's Pflege anempfohlen hatte, aber sie hielt zurück, bis ihre Tante nicht mehr zugegen war; sie wußte nicht, wie sie ihre Frage an Bertrand richten sollte, von dem sie glaubte, er sei von dem „vornehmen Herrn“ abgeschickt, um Nachrichten über das Kind einzuziehen; sie wollte nun zuerst abwarten, ob nicht Bertrand selbst davon anfange; da dieser jedoch nichts that als essen und trinken, so entschloß sie sich, ihn zu fragen: „Er hat Sie hergeschickt, um zu erfahren, ob es Coco an Nichts fehle? ob ich einen guten Gebrauch von dem Gelde, das er mir zurückgelassen hatte, gemacht habe, nicht wahr, mein Herr?“

Bertrand leerte sein Glas auf einen Zug und stellte es wieder kräftig auf den Tisch, indem er sagte: „Für einen Dorfwein ist er gerade nicht so schlecht.“

„Haben Sie mich nicht gehört, mein Herr?“ fragte Denise schüchtern wieder.

„Verzeihen Sie ... allein es wäre sehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie thäten, als hätte ich nichts gehört ... denn ich habe es nicht verstanden.“

„Ich fragte Sie, ob der Herr ... der junge Mann, den ich bei Ihnen gesehen habe, zuerst im Cabriolet, dann auf dem Landgute der Madame Destival ...“

„Sie meinen Herrn August Dalville?“

„Ah, August Dalville ist sein Name?“

„Wie, Sie wußten seinen Namen nicht und wissen den meinigen?“

„Weil er Sie zweimal in meiner Gegenwart bei Ihrem Namen nannte ... im Hof ... und ich habe denselben nicht vergessen.“

„Sie sind sehr artig, Mademoiselle."

„Und ist Herr August Dalville heute nicht mit Ihnen gekommen?"

„O ja, er ist hier ganz in der Nähe und wird bald kommen."

„Er ist hier ... er wird kommen!" rief Denise aus, vor Freude hüpfend, fuhr aber, um ihre Gemüthsbewegung zu verbergen, fort: „Ach, als ich Sie allein sah, glaubte ich ... Sie seien nicht mehr bei ihm."

„Werde ich je meinen Herrn ... meinen Wohlthäter verlassen ... einen Mann, der Alles für mich gethan hat, und noch dazu mich seinen Freund nennt! ... Tausend Bajonette! ... nein, mein schönes Kind, das kann nicht sein, ich bin mit Herrn August verbunden, wie der Griff meines Säbels mit seiner Klinge; nichts vermöchte mich mehr von ihm zu trennen ... außer er müßte selbst ... doch darüber bin ich ganz ruhig, obgleich er mir erlaubt, ihn ein wenig auszuzanken; er kennt Bertrands Herz."

Denise wischte einige Thränen der Rührung ab, welche sie über die Ergebenheit des alten Soldaten vergoß, dann ergriff sie Bertrands Hand, drückte sie in der ihrigen und rief: „Ach, wie gut ist, was Sie da sagen, Herr Bertrand, wie schön ist es, wenn man Jemanden auf diese Weise liebt!"

„Wundert Sie das? Glauben Sie, Herr August verdiene nicht, so geliebt zu werden?"

„Das sage ich nicht, mein Herr, im Gegentheile ... noch ein Glas, Herr Bertrand."

„Gerne, Mamsell."

Denise war entzückt, von August sprechen zu hören, und da der Wein Bertrand sehr gesprächig machte, so fuhr er fort; denn wenn er von seinen Wohlthaten sprach, war es wie mit dem Kapitel von seinen Feldzügen; dann war es nicht mehr möglich, ihn aufzuhalten.

„Ja, schönes Kind, Herr August ist ein braver Junge ...

ausschweifend, umherschwärmend, flatterhaft und unordentlich, das ist wahr ... aber das langt nicht bis ins Innere."

„Wie, mein Herr, das ist er Alles? ... Das ist aber recht schlimm, ausschweifend ... flatterhaft zu sein ... und doch sagten Sie eben noch so viel Gutes von ihm."

„Habe ich denn Schlechtes von ihm gesagt, meine Kleine? Müssen die jungen Leute keine Thorheiten begehen? ... Doch ich hoffe, mit meinen Rathschlägen ... Donnerwetter! wenn Strack diesen Wein da kennte ... und wenn man warm hat, erhitzt er teufelmäßig."

„Es war mir doch, mein Herr, als ob Sie mir im Hofe der Madame Destival, während Herr August mit mir sprach, in's Ohr gesagt hätten: „Sei auf Deiner Hut! ....'"

„Wohl möglich, mein Kind, sehr leicht möglich ... Hören Sie einmal, Mamsell Denise, Sie sind hübsch."

„Sie sind sehr artig, Herr Bertrand."

„Nein, nein, ich sage es aufrichtig; Sie sehen ehrbar aus ... und es wäre Schade, wenn Sie sich herumbringen ließen. Mein Herr ist ein braver Junge, sobald er aber ein hübsches Gesichtchen sieht, fängt er Feuer wie ein Pulverfaß; das geht über seine Kräfte. Er wird Ihnen schwören, das werde ewig dauern ... aber im ersten Dorfe, wo er ein anderes hübsches Mädchen sehen wird, wird er wieder in Flammen gerathen und das Nämliche schwören."

„Ach, das ist recht garstig, das ..."

„Nein, es ist nur eine Jugendkrankheit und wird vorübergehen! ... Sie können wohl denken, daß ich in Paris nicht immer hinter ihm her sein kann, um die hübschen Gesichtchen, denen er etwas vorschwatzt, zu warnen; und überdies verstehen sich die Mädchen in großen Städten schon so auf die Sache, daß sie keiner Warnung bedürfen. Sehe ich jedoch zufällig, daß sich mein Herr Lieutenant an ein Kind wendet, das mir ehrbar und züchtig erscheint wie Sie, dann flüstere ich ihm ein leises „sei

auf Deiner Hut!" in's Ohr . . . und wenn das nichts hilft, so ist es wenigstens nicht meine Schuld."

Denise antwortete nichts; sie sann über Bertrands Worte nach. Dieser trocknete sich mit seinem Taschentuch den Schweiß von der Stirne, nahm einen Schluck und sprach weiter: „Ein Beweis übrigens, daß Herr August ein braver junger Mann ist, möchte wohl das sein, daß er bei besserem Nachdenken keine Thorheiten begeht. So fand er z. B. Sie nach seinem Geschmack; nun sehen Sie! er hat Sie nicht wieder besucht, wie er mir sagte, aus Furcht, er möchte Sie zu sehr lieben."

„Mich zu sehr lieben?" rief Denise. „Wie, mein Herr, er sagte das? . . . er liebt mich also?"

„Ganz und gar nicht, mein schönes Kind, d. h. nicht mehr als die Andern; aber nach seiner Gewohnheit hätte er Sie zu verführen gesucht, und vielleicht hätten Sie ihn angehört, denn er ist ein hübscher Junge und hat eine Art, seine Liebe zu erklären, daß er es einer Frau von sechzig Jahren weis machen könnte."

„Und deßhalb kam er nicht?" entgegnete Denise seufzend.

„Ja; heute aber fiel ihm ein, daß Sie ihm gesagt hatten, Sie lieben ihn nicht . . . und deßhalb ist er gekommen . . ."

„Das habe ich ihm aber nicht gesagt, Herr Bertrand."

„Nicht? . . . dann hatte er Unrecht, zu kommen."

„Ich sage Ihnen eben so wenig, daß ich ihn liebe . . ."

„Desto besser für Sie, Mamsell Denise, denn sonst würden Sie sich viel Kummer bereiten."

„Kann überhaupt ein Landmädchen einen vornehmen Herrn aus der Stadt lieben?"

„Ich weiß nicht, ob es sein kann, aber man sieht es alle Tage."

„Beruhigen Sie sich, Herr Bertrand, ich werde für Herrn August stets nur Freundschaft fühlen . . . und wenn ihn die Furcht,

ich möchte ihn lieben, abhält, in's Dorf zu kommen, o! so sagen Sie ihm doch, daß er kommen könne, so oft er wolle ... Denise weiß zu gut, daß sie nicht im Stande ist, einen Herrn aus der Stadt zu fesseln, sie wird das nie vergessen."

„Bravo, mein liebes Kind, das ist gut gesprochen ... ich trinke auf Ihre Sittsamkeit ... und Sie sehen, ich schlucke das mit einem Zuge hinab ... aber was haben Sie denn? ... weinen Sie?"

„Nein, Herr Bertrand, nein. Es wäre mir leid gewesen, wenn ... doch jetzt ist es aus: Herr August darf sich nicht mehr scheuen, seinen kleinen Schützling zu besuchen; er braucht keine zwei Monate mehr vorübergehen zu lassen, ohne hieher zu kommen!"

„O, je nachdem! ... In Paris, Sie verstehen wohl, Mamsell Denise, hat mein Herr keinen Augenblick für sich: immer in Festen und Lustbarkeiten! Ha! Jeder will ihn haben! An einem Tage erhält er zehn Einladungen ..."

„Ja freilich... er hat keine Zeit, an das Dorf zu denken! ... Herr August ist also sehr reich?"

„Reich?... ja gewiß ist er es noch... wenn er aber auf diese Weise fortmacht, wird er es nicht mehr lange sein! ... Auf Ihre Gesundheit, Mamsell Denise!"

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Bertrand?"

„Nichts, o, nichts! ... Ueberdies darf ich mir keinen Tadel erlauben; Herr Dalville ist Herr über sein Geld: mag er es an Weiber verschenken, die ihn betrügen, an Grisetten, die ihn zu Grunde richten; mag er ihnen ihre Möbel, Teppiche, Kleider von indischen Stoffen bezahlen, das geht mich nichts an, ich muß bezahlen und gehorchen; aber es thut mir weh, weil ... Millionen Citadellen! ... die Weiber auf der einen Seite, das Ecarté auf der andern ..."

„Was ist das, Ecarté, Herr Bertrand?"

„Ach, das ist so ein kleines Spiel, wo man sich bei der angenehmsten Unterhaltung zu Grunde richtet... Man sagt, es sei herrlich, weil es schnell geht . . . ich, ich finde, daß es viel zu schnell geht; aber Herr August spielt, um es den Andern gleichzuthun ... das ist seine Sache. Wenn er sich übrigens zu Grunde richten will ... Sie verstehen mich wohl ... die Subordination vor Allem . . . auf Ihre Gesundheit, Mamsell Denise!"

Denise ist über das, was sie eben gehört, sehr verwundert; sie weiß nicht, ob sie Bertrand, der fortwährend trinkt und spricht, glauben soll, als Coco in die Stube hereinhüpft.

„Wer ist der Kleine?" fragte Bertrand.

„Das Kind, welchem Herr August so viele Beweise seiner Großmuth gab."

„Er ist hübsch, der Kleine . . . Komm' her, mein Junge, reite auf meinen Knieen: so recht. Hast Du weder Vater noch Mutter, mein kleiner Blondkopf?"

„Doch, mein Herr, ich habe Papa Calleux!" antwortete Coco, Bertrand anblickend.

„Was treibt Vater Calleux?"

„Er arbeitet auf dem Feld."

„Er ist ein Trunkenbold," flüsterte Denise Bertrand in's Ohr.

„Um so schlimmer . . . das ist ein häßlicher Fehler," antwortete dieser, indem er sein Glas zum Munde führte. „Trinken muß man, das ist eine nothwendige Sache . . . aber man muß sich zu mäßigen wissen ... und besonders nie den Verstand verlieren. Ei! aber wie ich da den Kleinen sehe, so fällt mir ein, daß mein Herr darauf aus ist, um ihn zu besuchen. Er verließ mich mit den Worten: „ich will zu der Hütte des Kindes.'"

„Ach, mein Gott! er wird Niemand dort finden," rief Denise, „und Sie sagen uns das nicht ... man muß ihm entgegengehen . . . ich glaubte ihn bei Madame Destival . . . komm', Coco,

„Nicht so sehr, als Du mir gefällst."

„Ei, schaut! das ist so plötzlich über Sie gekommen, als Sie vom Pferde stiegen?"

„So kommt es immer über mich."

„Das ist ja ärger als ein Donnerschlag! . . . He, wollen Sie mich jetzt einmal gehen lassen!"

„Wenn ich Dich geküßt habe."

„Nein, das nicht . . . geben Sie Acht: während Sie in Gluth gerathen, wird Ihr Klepper davon laufen."

„Ich werde ihn schon wieder finden."

„Da sehen Sie, er stolzirt schon in dem Bohnenacker von Nikolas . . ."

„Lassen wir ihm seinen Stolz."

„Ich sage Ihnen, mein Herr, ich schreie, wenn . . ."

Das Schmatzen eines zweiten Kusses unterbrach hier die Bäuerin und tönte bis in Denisens Herz wieder, die Alles mit anhörte und sich nicht vom Platze rührte. Diesem ersten Triumph wäre vielleicht ein zweiter gefolgt, wenn sich nicht Coco's Stimme hätte vernehmen lassen; er lief auf August, den er so eben erst erblickte, mit aller Hast zu, und schrie aus vollem Halse: „Da ist mein guter Freund! Guten Tag, mein guter Freund, kommst Du, um mit mir zu spielen?"

Auf den Anruf des Kindes verließ August das Landmädchen, um Coco entgegenzugehen, und die Bäuerin entfernte sich auf einem Seitenweg, indem sie zu sich sagte: „Es ist ein rechtes Glück, daß der Kleine kam, sonst . . . denn ich mochte mich vertheidigen, wie ich wollte . . . der ließ nicht ab . . . Teufel! der weiß mit umzugehen, der!"

August schloß das Kind in seine Arme, küßte es und nahm mit herzlicher Freude seine unschuldigen Liebkosungen an. „Du warst nicht in Deiner Hütte, Coco," sagte er zu ihm, „ich traf Niemand darin; wohnst Du nicht mehr dort?"

„Nein, ich bin jetzt immer bei meiner kleinen Denise; seit Großmutter Magdalene gestorben ist, wohne ich bei Denise. O, ich bin recht glücklich! sie hat mich recht herzlich lieb, Denise! ... sie hat mich so lieb wie Jakobinchen."

Das junge Mädchen, nachdem sie sich einige herabrollende Thränen abgewischt, trat hinter dem großen Baume hervor und näherte sich August, wobei sie sich zu einer lächelnden Miene zwang.

„Ei, da ist Denise," sagte das Kind beim Anblick des auf sie zukommenden Milchmädchens. August lief ihr sogleich entgegen und rief: „Nun, da sind Sie ja, meine liebe Denise; wie freut es mich, Sie wieder zu sehen! ... Es ist schon lange ... wahrhaftig, Sie sind noch hübscher."

Denise machte August eine kalte Verbeugung und antwortete mit gezwungener Miene: „Sie sind sehr gütig, mein Herr."

„Ohne die vielen Geschäfte, die mich in Paris zurückhielten, hätte ich Sie schon lange wieder besucht ... Ich wünschte es mehr als einmal, denn ich dachte oft an das kleine Milchmädchen von Montfermeil, und Sie, dachten Sie auch zuweilen an mich?"

„O ... nicht oft, mein Herr," versetzte Denise, das Ende ihrer Schürze zwischen den Fingern quirlend.

„Nun, das heiße ich wenigstens Offenherzigkeit," rief August etwas verstimmt; bald gewann er jedoch seine gewohnte Heiterkeit wieder und sagte: „In der That, Denise, Sie hätten sehr Unrecht gethan, sich mit mir zu beschäftigen! ... Verdiene ich denn die Theilnahme eines so jungfräulichen, reinen Herzens? ... Nein, ich lasse mir Gerechtigkeit widerfahren! ... Gewiß, Denise, es freut mich sehr für Sie, daß Sie keine Liebe für mich fühlen; allein ich hoffe, Ihre Freundschaft zu erhalten, und werde derselben trotz meiner Thorheiten würdig bleiben. Nicht wahr, Denise? ... Sie werden meine Freundin werden, und wenn einige der Stadtdamen neue Treulosigkeiten an mir begehen, dann will ich sie an Ihrer Seite vergessen ... Ihr Anblick wird mich

mit Ihrem Geschlechte wieder aussöhnen, Sie werden auf's Neue den Glauben an Tugend, an Treue ... an alle die guten Eigenschaften, die wir bei den Frauen finden, in mir wecken, und ... ach, Denise, ich habe Sie noch nicht geküßt und ein Freund hat dieses Recht."

Erröthend bot Denise ihre Wange dar, und August drückte nur einen einzigen Kuß darauf, weil die kalte Miene und das zurückhaltende Wesen des Milchmädchens ihn glauben machten, sie gewähre ihm diese Gunst nur aus Höflichkeit.

„Es ist also Manches hier vorgekommen?" fuhr August fort. „Coco sagte mir, er wohne bei Ihnen; seine alte Großmutter sei gestorben."

„Ja, mein Herr; ich bat den Vater Calleux, seinen Sohn bei uns behalten zu dürfen, und er hat eingewilligt. Ich dachte, bei uns würde Coco glücklicher sein. That ich Unrecht, mein Herr?"

„Können Sie je Unrecht thun? ..."

„Und dann sorgt meine kleine Denise recht für Jakobinchen," fiel Coco ein, „und läßt mich spielen, so viel ich will ... unter der Bedingung, daß ich jeden Morgen und jeden Abend zu dem lieben Gott für meinen guten Freund bete ..."

Denise erröthete und schlug die Augen nieder. „Ist es nicht ganz natürlich," sagte sie, „daß man für seinen Wohlthäter bete?"

August fühlte sich tief bewegt; er betrachtete das junge Mädchen und das Kind einige Augenblicke. Er war ganz erstaunt, daß ein wenig Gold, gegeben, um Gutes zu thun, ihm ein größeres Glück verschaffte als das, welches er handvollweise zur Bezahlung von Vergnügungen spendete. Alsdann rief er, als schäme er sich gleichsam seiner Rührung, aus: „Mir danken wegen einer solchen Kleinigkeit! ... Aber jetzt, wo mein kleiner Junge ganz bei Ihnen ist, gebe ich nicht zu, daß Ihnen eine

Last dadurch erwachse. Es darf nichts von dem Elend, dessen Linderung ich Ihnen übertrug, auf Sie fallen; heute wollen wir meine Vergeßlichkeit wieder gut machen. Coco soll Etwas treiben, er soll lernen . . ."

„O, Denise lehrt mich schon die Buchstaben!" rief das Kind.

„Wie, Denise, Sie können lesen?" fragte August.

„Und auch schreiben, mein Herr, ja," erwiederte die Kleine mit wichtiger Miene.

Lächelnd sagte August: „Aber, wahrhaftig! das ist sehr schön für ein Milchmädchen, und ich bin gewiß, daß Sie gelehrter sind, als alle Ihre Gefährtinnen. Deßhalb überlasse ich Ihnen auf einige Jahre Coco's Erziehung; später . . . wollen wir weiter sehen . . . Ich werde ihn nach Paris kommen lassen . . ."

„Mit Jakobinchen, nicht wahr, mein guter Freund?" sagte der kleine Knabe, Augusts Hand ergreifend.

„Ja, mein Junge; . . . doch ich vergesse den armen Bertrand, der mich in irgend einer Schenke des Dorfes erwartet."

„Er ist bei uns, mein Herr; . . . ich habe ihn bei meiner Tante zurückgelassen."

„Dann wollen wir gleichfalls dorthin gehen, denn ich muß Ihnen gestehen, meine liebe Denise, daß ich vor Hunger und Durst fast sterbe."

„Ach, mein Gott, mein Herr, und ich dachte nicht daran, Sie einzuladen . . . Kommen Sie doch schnell; . . . o, wir werden bald an Ort und Stelle sein."

Man setzte sich in Marsch. August bot der Kleinen seinen Arm; erröthend nahm sie ihn an und wagte kaum, sich auf ihren Begleiter zu stützen, aus Furcht, das leichteste Drücken ihres Armes möchte den „vornehmen" Herrn errathen lassen, was sie sich selbst verbergen wollte; ja, sogar den Athem hielt sie an sich, weil sie glaubte, Alles müsse sie verrathen. Glückliches Alter! glückliche Unschuld! wo die Liebe noch ihre ganze Schamhaftigkeit



besitzt, wo diejenige, die von ihr ergriffen ist, indem sie sie zu verbergen sucht, sie in den Augen, in der Stimme, in den unbedeutendsten Handlungen und Bewegungen durchblicken läßt. Gewiß, es wäre jetzt sehr leicht gewesen, in dem Herzen des jungen Mädchens zu lesen; kann sich aber der an die Kunstgriffe der Stadtkoketten gewöhnte Mann auf wahre Liebe verstehen?

Zu Hause fand man Mutter Fourcy neben Bertrand sitzen; sie sperrte Maul und Nase auf über der Beschreibung von seinen Schlachten, welche der alte Corporal mit einem guten Landweine würzte. Denisens Tante machte tiefe Knicke vor dem Pariser Herrn; sie selbst eilte geschäftig hin und her und setzte Alles in Bewegung, um August so schnell als möglich ein hübsches Frühmahl anbieten zu können, und während dieser Zurüstungen führte Coco seinen guten Freund zu Jakobinchen, und Mutter Fourcy folgte dem Herrn, um ihn die Schönheit ihrer Hühner, die Größe ihrer Eier und das gute Aussehen ihrer Kühe bewundern zu lassen. Nachdem das Häuschen besichtigt war, begab sich August in den Garten, beständig von Mutter Fourcy und Coco begleitet; man gab ihm Obst und Trauben zu kosten, man bot ihm die schönsten Blumen an. August fand Alles bewunderungswürdig, und jede Beifallsäußerung zog ihm einen neuen Knicks von Mutter Fourcy zu.

Endlich war die Mahlzeit bereitet. Es war ein Uhr Nachmittags, die Zeit, wo man gewöhnlich auf dem Dorfe zu Mittag ißt. Denise hatte Allem aufgeboten, um August ein vollständiges Mahl vorsetzen zu können: Hühner, Enten, Ferkeln mußten dazu herhalten. Da August eine so reichlich besetzte Tafel sah, verlangte er, seine Wirthe sollten an seiner Seite Platz nehmen. Die Landleute machten einige Umstände, aber der junge Mann erklärte, er werde nichts anrühren, wenn man ihm nicht Gesellschaft leiste. Unter neuen Knicksen gab man nach; August setzte sich zwischen Denise und seinen kleinen Schützling, Mutter Fourcy

gegenüber, und auf die Einladung seines Herrn Lieutenants nahm Bertrand neben der Tante Platz.

Das Mahl, erheitert durch Augusts lustige Einfälle, Bertrands tüchtige Züge aus seinem Glase, des Kindes unschuldige Freude, erweckte in jedem Gaste ein neues Gefühl. Mutter Fourcy, ganz stolz, mit einem so „vornehmen" Herrn zu speisen, hielt sich wenigstens eine Fußlänge vom Tisch entfernt, und hätte um alle Schätze der Welt das Glas nicht ergriffen, ohne sich zuerst vor der Gesellschaft zu verneigen; Bertrand empfand eine lebhafte Freude, neben seinem Herrn Lieutenant zu sitzen, und zum Beweis, daß er den ihm schuldigen Respekt nicht vergesse, behielt er, übrigens wacker einhauend, die gleiche Haltung, als präsentire er das Gewehr, und schlug die Augen nicht von seinem Teller auf, nicht einmal, wenn er seiner Nachbarin einschenkte, weßhalb er zuweilen neben das Glas goß. Das Kind lachte, plauderte, schäkerte mit August und gab seiner Ziege zu essen. Denise sprach wenig, sie war verlegen, aß nicht, und doch fühlte sie sich recht glücklich, neben dem jungen Leichtsinn zu sitzen, der alle Mädchen küßte, und dabei das Geheimniß besaß, auch denen Liebe einzuflößen, denen er den Hof nicht machte. August war noch nie so heiter gewesen, als bei diesem Mahle; er liebkoste das Kind, brachte bei Mutter Fourcy einige Scherze an, um sie zum Lachen zu bringen, und nöthigte Bertrand, mit ihm anzustoßen; ihm war, als habe die reine und frische Landluft allen Zwang der großen Welt von ihm abgenommen, und er könne nun, glücklich, für einen Augenblick der Fesseln der Etikette und Galanterie entledigt zu sein, freier athmen.

„Bertrand," sagte der junge Mann, indem er sich einschenkte, „wahrhaftig, ich glaube, ich bin hier vergnügter, als an einer kostbaren Tafel, umgeben von schönen, mit Flitter und Edelsteinen überladenen Frauen, und bedient von einem Heer von Lakaien!"

„Hier, mein Herr, sehen Sie nur Leute, die Sie lieben und Sie nicht unter Complimenten und Höflichkeiten zu Grunde richten."

„Nun wohl, Bertrand! wenn die Andern mich zu Grunde gerichtet haben werden, dann werde ich hieher kommen, und Trost suchen gegen die Undankbarkeit der Männer und die Treulosigkeit der Weiber. Doch Sie sagen mir ja gar nichts, Denise; billigen Sie mein Vorhaben nicht?"

„Doch, mein Herr," antwortete die Kleine halblaut, und die Tante rief: „Aber so sprich doch auch, mein Kind, Du ißest nicht nud redest nicht ... Gewiß hast Du Etwas ..."

„In der That," stimmte August bei, „Sie scheinen unsere Heiterkeit nicht zu theilen. Was haben Sie denn, Denise?"

„Ich, mein Herr? gar nichts, ich schwöre Ihnen."

„Und ich versichere Sie, daß sie Etwas hat," rief Mutter Fourcy. „Wahrlich! seit einiger Zeit ist sie ganz wie umgewandelt; sie liebt den Tanz und die kleinen Spiele nicht mehr; sie weiß nicht, was sie will. O! ich kenne das, sehen Sie! wenn ein junges Mädchen so wird, so ist das ein Zeichen, daß sie an Etwas denkt. Nun, nun, Du brauchst deßhalb nicht roth zu werden, mein Kind ... Du bist ehrbar und züchtig, das weiß man wohl; doch hindert das nicht, an's Heirathen zu denken, und hoffentlich wird der Herr uns die Ehre erzeigen, zu Deiner Hochzeit zu kommen."

„Ja, gewiß," sagte August, das Gesicht leicht verziehend, „ja, Denise, es würde mir ungemeine Freude machen, ein Zeuge Ihres Glückes zu sein ... und da Sie lieben ... ach! Sie haben mir nicht gesagt, daß Sie eine Wahl getroffen haben."

Denise antwortete nicht, sie hielt ihre Blicke zu Boden gesenkt, und suchte durch Liebkosungen an Coco's treue Begleiterin ihre Verwirrung zu verbergen.

Plötzlich stand August vom Tische auf, und ging, ohne den

Mitgästen ein Wort zu sagen, in offenbar übler Laune aus dem Zimmer in den Garten. Er wollte sich selbst nicht gestehen, was er empfand, aber was die Mutter Foucey so eben geäußert, that ihm wehe: während er sich wiederholte, daß er nicht mehr an Denise denke, fühlte er in der Tiefe seines Herzens, daß ihm das Bild des jungen Laudmädchens eine süßere Gemüthsbewegung verursache, als das der Pariser Koketten.

August streifte ohne Ziel in den Gartengängen umher; er gab sich alle Mühe, seine Heiterkeit wieder zu gewinnen. „Ich kenne mich gar nicht mehr,“ sprach er zu sich, „mich zu ärgern, daß das junge Mädchen Jemand liebt ... und daß dieser Jemand nicht ich bin ... Ich! ... aber warum sollte sie mich auch lieben? ... Mich, den sie nur dreimal gesehen hat ... den sie nicht kennt? ... Ich müßte sehr eitel sein, um zu denken, das junge Mädchen könne mich lieben ... Nein, Eitelkeit ist es nicht, was mir ihre Liebe wünschenswerth macht. Wohlan, kehren wir nach Paris zurück, und vergessen wir das kleine Milchmädchen. Das wird nicht schwer sein, was hat sie denn so Besonderes?... In Paris gibt es viel tausend schönere Frauen, viel reizendere, viel ...“

Hier hielt August in seinem Selbstgespräch inne, denn, als er den Kopf wendete, erblickte er Denise nur wenige Schritte von sich entfernt; seine Augen betrachteten wohlgefällig das junge Mädchen, das, wie es schien, sich scheute, näher zu treten, und, unbeweglich an einen Baum gelehnt, stehen blieb; ihre Verlegenheit, ihr Erröthen, die flüchtigen Blicke, die sie auf den jungen Mann warf, verliehen ihrer ganzen Person eine Anmuth, einen Zauber, den die Kunst nicht nachzuahmen vermag, und August sagte ganz leise zu sich: „Nein, es gibt keine in Paris, die mit ihr verglichen werden kann.“

Erstaunt, ihren Gast so plötzlich den Tisch verlassen zu sehen, war Denise ihm von Ferne in den Garten gefolgt. [illegible]te

sich der Worte Bertrands, und da ihr größtes Verlangen war, daß August recht oft ins Dorf komme, so nahm sie sich vor, ihre geheimen Empfindungen wohl zu verbergen.

August trat Denisen näher; eine geraume Zeit standen sie einander schweigend gegenüber; endlich suchte der junge Mann eine gleichgültige Miene anzunehmen und sagte zu ihr: „Sie lieben also Jemand, Denise?"

„Ja, mein Herr," versetzte Denise mit Erröthen, und ihre Augen niederschlagend.

„Ich meine, daß Sie mir, als ich Sie das erste Mal in dem Fußsteig im Walde traf, sagten, Sie hätten keinen Geliebten."

„Das ist wahr, mein Herr."

„Sie haben also in dieser Zwischenzeit Ihr Herz verschenkt?"

Denise seufzte und schwieg.

„Ich habe kein Recht, Sie auszufragen," fuhr August unmuthig fort; „allein Sie flößen mir Theilnahme ein . . . und... sehen Sie, Denise, ich täuschte mich sehr, ich glaubte, Sie liebten mich ein wenig! . . ."

„O nein, mein Herr, Liebe fühle ich keine für Sie! . . . Ich muß Ihnen das sagen, weil Sie im andern Fall nicht mehr ins Dorf kommen würden. Doch kommen Sie nur, mein Herr... o, kommen Sie recht oft und besuchen Sie Ihr angenommenes Kind! . . . Ich werde nicht vergessen, daß ich nur ein Bauernmädchen bin und Sie ein Herr aus der Stadt, und ich versichere Sie bestimmt, ich werde nie Liebe für sie empfinden."

Mit diesen Worten drehte sich das junge Mädchen um, damit August die ihren Augen entquellenden Thränen nicht sehe, doch dieser war schon ferne; mit großen Schritten ging er auf das Haus zu und trat in die untere Stube mit den Worten: „Vorwärts, Bertrand, wir müssen nach Paris zurück."

„Nach Paris zurück? Gut, Herr Lieutenant, jetzt bin ich im

Stande, vier Meilen in einer Stunde zu machen. . . . Adieu, Mütterchen, Ihr Wein ist musterhaft . . . wenn Strack einmal Zeit hat, nehme ich ihn zu einer Recognoscirung mit heraus . . ."

Jetzt kam auch die Kleine wieder; sie wollte gerne in Augusts Augen lesen, aber ohne sie anzusehen, sagte der junge Mann zu ihr: „Adieu, Denise, wir reisen ab! . . ."

„Schon! . . ." rief Denise. „Sie schienen sich doch hier so gut zu befinden?"

„Ja, ich befinde mich auch in der That gut hier; doch Geschäfte rufen mich . . . Ich werde Sie wieder sehen, Denise; ich werde Sie wieder besuchen . . ."

„Sie werden es nicht mehr so lange anstehen lassen, bis Sie wieder kommen und Coco küssen?"

„Nein, ich verspreche es Ihnen . . . nehmen Sie dieses hier für ihn . . . Ich brauche Ihnen denselben nicht zu empfehlen . . . Sie sind so gut!"

„Aber wozu das viele Geld, mein Herr?"

„Seine Hütte fällt zusammen, lassen Sie solche ausbessern; dann bitte ich Sie, den kleinen Garten hinter derselben für meinen lieben Knaben kaufen und umzäunen zu lassen . . ."

„Aber, mein Herr, was Sie mir da geben, macht tausend Thaler, und so viel Geld brauche ich nicht für Alles das zusammen . . ."

„Nehmen Sie es, ich will es, und wenn es nicht reicht, dann schreiben Sie mir, Denise, und Sie sollen auf der Stelle Nachricht von mir erhalten."

Damit warf August seine Adresse auf den Tisch und küßte das Kind.

„Adieu, mein guter Freund," sagte der Kleine, seine Arme um Augusts Hals schlingend. Mutter Fourey machte dem jungen Mann einen Knicks, der gerade so lange dauerte, als man zum Zählen der tausend Thaler nöthig gehabt hätte. Denise blickte ihn

verlegen an, in Erwartung, daß er sie küssen werde, allein er that es nicht. Nachdem er von dem Kind Abschied genommen, grüßte er Jedermann, sprang behende auf's Pferd, entfernte sich mit Bertrand und ließ die Kleine traurig über den kalten Abschied zurück. „Was hat er denn?“ sagte sie zu sich; „er kam nicht, weil er fürchtete, mich zu lieben; nun scheint er böse, weil er weiß, daß ich ihn nicht liebe. Wie soll man es nun machen, daß er öfters komme?“

Während Bertrand neben seinem Lieutenant herritt, erlaubte er sich, seiner Gewohnheit gemäß, einige Betrachtungen. „Gewiß,“ sagte er, „es ist sehr schön, wenn man großmüthig ist, und man darf das zum Wohlthun verwendete Geld nicht bedauern. Aber, mein Herr, tausend Thaler scheinen mir gegenwärtig, wo unsere Kasse nicht sehr voll ist, etwas viel; es hätte Sie weniger genirt, wenn Sie es auf mehrere Male gegeben hätten, und es wäre auf das Gleiche herausgekommen.“

„Ich werde wahrscheinlich nicht so bald wieder in das Dorf zurückkehren,“ entgegnete August nachdenklich.

„Ah! dann ist's etwas Anderes ..., dann habe ich Unrecht.“

Dreizehntes Kapitel.

Anlegung der Gelder, unschuldige Jugendspiele, Punsch und die Sicherheitslampe.

Bei seiner Rückkunft nach Paris fand August Destival seiner harrend; dieser eilte ihm entgegen und drückte die Hand seines theuren Freundes.

„Mein lieber Dalville! wo Teufels gerathen Sie denn hin?“ sagte der Geschäftsmann, von Zeit zu Zeit einen Blick durch das Fenster werfend.

„Sie mußten auf mich warten? das bedaure ich.“

„O, es macht nichts! ... Zwar habe ich tausend Gänge in Paris zu thun, allein mein neues Pferd ist herrlich ... alle Wetter, ein kostbares Thier! ... Haben Sie es an der Thüre bemerkt?“

„Nein, ich gab nicht Acht darauf ...“

„Ich habe mein Cabriolet neu lakiren lassen und einen Neger als Jockey angenommen; man muß doch sein Haus etwas besser einrichten, wenn die Geschäfte zunehmen. Und meiner Frau habe ich eine Köchin zugelegt! ... ein lebendiges Kochbuch ... Sie sollen selbst darüber urtheilen; morgen speisen Sie bei uns, ich habe einige Personen bei Tische ... lauter reiche Leute; nicht, daß ich gerade darauf hielte, ich bin nicht wie la Thomassinière, der uns beständig von seinem Vermögen, seinen Häusern vorschwatzt! ... Das ist um so lächerlicher, wenn man, wie ich, die Herkunft dieses liebenswürdigen Spekulanten kennt. Sie werden zugeben, daß seine Ansprüche ins Lächerliche gehen. Haben Sie meinen Mohren unten bemerkt? ...“

„Nein, ich gab nicht Acht darauf.“

„Ein schön gewachsener Kerl! ... vom prächtigsten Schwarz. ... Ich will lieber einen einzigen Mohren, als alle die großen Lakaien, die einen Wagen zusammentreten ... Apropos! meine Frau ist nicht gut auf Sie zu sprechen, mein Freund; sie sagt, Sie vernachlässigen sie.“

„Aber ich versichere Sie ...“

„O, Sie kommen fast gar nicht mehr! das ist nicht schön... Jetzt ist es aus mit Musik, Gesang und Theaterpartie; Sie vergessen uns, Dalville, und doch wissen Sie, daß wir Ihre wahren Freunde sind! ... Aber lassen Sie uns ein wenig von Geschäften sprechen. Ich habe mich mit Ihren Angelegenheiten beschäftigt; denn, wenn wir Sie auch nicht zu sehen bekommen, so denken wir nichts desto weniger an Sie.“

„Zu gütig.“

„Sie sind ein Leichtfuß, Sie, und denken nicht daran, Geld zu verdienen; ich aber bin nicht wie la Thomassinière; ein solcher Egoist, der nur an sich denkt: ich habe eine Gelegenheit gefunden, großen Gewinn aus meinen Capitalien zu ziehen, da sagte ich mir: warum soll ich unsern lieben Dalville nicht an dem Geschäfte Theil nehmen lassen? warum mich allein bereichern? das Glück eines Freundes verdoppelt das unserige . . . und dann bin ich nicht ehrgeizig, ich will Niemanden Sand in die Augen streuen und großthun wie gewisse Leute unserer Bekanntschaft; ich will meine Geschäfte mehr erweitern; das genügt mir. Kurz, die Spekulation, von der ich Ihnen vor einiger Zeit gesprochen, kann gemacht werden; ich verbürge einen sichern Gewinn . . . aber wir brauchen Geld.“

„Ich kann zweimalhundertundfünfzigtausend Franken flüssig machen.“

„Das ist genug; mit dem, was ich habe . . . werden wir ausreichen; in weniger als einem Jahre müssen Ihnen diese Gelder fünfundzwanzigtausend Franken einbringen. Das ist artig, nicht wahr? . . .“

„Ich verlasse mich auf Ihre Klugheit; ich verstehe sehr wenig von Geschäften, und möchte mein Vermögen nicht auf's Spiel setzen . . .“

„O, seien Sie ruhig, mein Freund, was die Klugheit betrifft, so bin ich eine wahre Schlange! Glauben Sie überdies, daß ich selbst meine eigenen Fonds auf's Spiel setzen möchte? . . . Und wann können Sie die Gelder erheben?“

„Gleich morgen.“

„Sie können sie mir, wenn Sie zum Essen kommen, mitbringen.“

„Gerne.“

„Also abgemacht! der Empfangschein wird bereit liegen; . . .

denn es muß Alles in der gehörigen Ordnung geschehen. Unser lieber Dalville! Sie werden stärker, mein Freund, Sie sehen prächtig aus."

„Finden Sie? Heute fühle ich mich indeß ein wenig ermüdet."

„Meiner Treu', man sieht Ihnen nichts davon an! ... Sie sind ein Schelm ... bei Ihren vielen Eroberungen immer eine eiserne Gesundheit ..."

„O! eisern ist sie gerade nicht. ..."

„Aber Sie sind noch so jung gegen mich ... ich könnte Ihr Vater sein! ... Wie alt sind Sie wohl? Höchstens zweiundzwanzig Jahre."

„Bald siebenundzwanzig."

„O, das ist außerordentlich! ... Doch, ich verlasse Sie: ich habe so viele Geschäfte ... ich muß zu Monin; ich habe ihm seine Apotheke verkauft. Ich will ihn nebst seiner Frau zum Essen einladen: das Pulver haben diese Leute nicht erfunden ... besonders der arme Monin, der sich von seiner Frau wie eine Puppe am Gängelband herumführen läßt; aber sie sind rechtschaffen, o! die Rechtschaffenheit selbst, und darauf halte ich Etwas ... darauf halte ich vor Allem ... Auf morgen also, mein lieber Freund ... und vergessen Sie die Gelder nicht."

„Die Sache ist im Reinen."

Destival verließ August, nachdem er ihm noch einmal die Hand gedrückt, als ob er den Krampf habe. Im Vorzimmer stieß der Geschäftsmann auf Bertrand; neue Complimente von seiner Seite für den alten Corporal, dem er gleichfalls die Hand drückte. „Unser lieber und braver Bertrand!" redete er denselben an, „wie freut es mich, Sie zu treffen ... Und wie steht's mit der Gesundheit, alter Herr, immer vortrefflich? Immer eine prächtige Haltung! ... Wie gut es thut, wenn man Militär gewesen ist; aber ich versichere Sie, die Lektion, die Sie mir gegeben haben, hat ausgezeichnet auf mich gewirkt! ... Ich hoffe, Sie

werden die Güte haben, mir dieser Tage eine zweite zu ertheilen, mein Tapferer, und ich werde immer stolz darauf sein, sie von Ihnen zu erhalten ... Auf Wiedersehen, werthgeschätzter Bertrand!"

Ohne Bertrand Zeit zur Antwort zu lassen, lief Destival der Thüre zu, eilte die Stiege hinab, und noch ehe er die letzte Treppe hinter sich hatte, schrie er aus vollem Halse: „Domingo, holla! Domingo ... mein Mohr ... mach' mir doch mein Cabriolet auf!"

Ein starker, untersetzter Neger mit rother Jacke und einem kleinen, breitkrämpigen Jockeyhute kam nun mühsam daher gewatschelt, denn er stack in Lederhosen, die Destival zehn Jahre getragen, und jetzt als Geschenk für seinen Jockey passend erachtet hatte, dem sie aber viel zu eng waren, wobei er ihn indessen mit der Aussicht vertröstete, daß sie ihm, noch ehe er zwei Jahre in seinem Dienste gestanden, zu weit geworden sein würden.

Beim Erscheinen seines Mohren blickte Destival links und rechts umher, um zu sehen, ob man ihn bemerke, da aber Niemand stehen blieb und Domingo betrachtete, so entschloß sich der Geschäftsmann, in sein Cabriolet zu steigen, versicherte sich noch mit einem Blick durch das Fensterchen, daß sein Mohr hinten aufstehe, trieb hierauf sein Pferd an und schrie: „Gebt Acht!" wenn auch Niemand auf dem Wege war.

„Mein lieber Bertrand, Du wirst mich jetzt nicht mehr zanken," sagte August zu dem alten Corporal nach Destival's Weggehen.

„Warum, mein Herr?"

„Weil ich jetzt Ordnung in meine Angelegenheiten bringe. Ich vertraue Destival meine Capitalien an, der sie auf eine Art anlegen wird, daß ich in einiger Zeit eben so reich sein werde, als früher."

„Sie vertrauen Ihr Vermögen dem Herrn an, der so überaus höflich ist?"

„Ja, mein Freund."

„Alles?"

„Ja, so ziemlich Alles; ich übergebe ihm zweimalhundertundfünfzigtausend Franken; es bleiben mir dann noch etwa zwanzigtausend zum Leben und zu meinen Vergnügungen übrig, bis ich mit Destival abrechne, was ich aber erst in einiger Zeit thun will . . ."

„Sehr gut, Herr; haben Sie aber auch hinlängliche Sicherheit? denn mit einem Wort: zweimalhundertundfünfzigtausend Franken sind eine Summe; und wenn man sonst Nichts besitzt!..."

„Sei ruhig, ich werde jede mögliche Sicherheit erhalten; zudem ist Destival klug, vorsichtig . . . O, ich setze mehr Vertrauen in ihn, als in la Thomassinière, der doch viel reicher ist; und dann, wenn ich meine Gelder will, brauche ich es ihn nur drei Monate vorher wissen zu lassen."

„Wenn er sie aber behalten will, läßt er Sie es dann auch vorher wissen, Herr Lieutenant?"

„Pfui, Bertrand, muß man überall nur Intriganten und Spitzbuben sehn?"

„Gott bewahre mich davor, Herr Lieutenant, denn in diesem Falle müßte man gegen alle Menschen, die uns begegnen, ein beständiges Rottenfeuer unterhalten."

„Ich habe mich in der That nicht über das Schicksal zu beklagen: ich genieße das Leben, versage mir nichts, und dabei wird sich noch mein Vermögen vermehren . . . Wenn mich einige Koketten betrügen, so gebe ich's ihnen reichlich heim . . . Auf die kleine Denise bin ich indeß böse; ich fühle, daß ich sie sehr geliebt hätte . . . ihr Herz zu verschenken, ohne es mir zu sagen! . . ."

„Bedurfte sie dazu Ihrer Erlaubniß, Herr Lieutenant?"

„Nein! Wenn ich aber in sie verliebt geworden wäre, wenn ich mich der Hoffnung hätte hingeben können, ihre Liebe zu ge-

winnen! ... Du wirst zugeben, Bertrand, daß es für einen jungen Mann von einigem Verdienste sehr unangenehm ist, wenn er denken muß, daß ein hübsches Mädchen ihm irgend einen ungeschlachten Burschen, einen rohen Bauernlümmel vorzieht!..."

„Dieser Bauernlümmel, mein Herr, dieser ungeschlachte Bursche wird ihr seine Hand reichen, er wird sie zu seiner Frau machen, sie als die Mutter seiner Kinder lieben und sie nie verlassen ... Glauben Sie, das überwiege nicht die Liebesblicke, Seufzer und feinen Redensarten eines jungen Parisers?"

„Du hast Recht, Bertrand, ich bin zuweilen nicht recht klug, wir wollen nicht mehr von Denise sprechen ... Wenn sie einmal verheirathet ist, werde ich sie besuchen, aber bis dahin will ich nicht mehr nach Montfermeil gehen, die Kleine ist zu verführerisch. ..."

„Bravo, Herr Lieutenant, das heiße ich als Ehrenmann gehandelt."

August begab sich zu seinem Notar; als er die Treppe hinabstieg, begegnete er Madame St. Edmond, es war dies das erste Wiedersehen seit dem Abenteuer im Gasthaus zum Kehrein.

Beim Anblick Augusts blieb Leonie stehen, lehnte sich an die Wand, verdrehte die Augen, zog ihr Sacktuch und unterließ Nichts, was auf den Gedanken führen konnte, sie werde in Ohnmacht fallen; doch, ohne auf das ausdrucksvolle Pantomimenspiel seiner Nachbarin zu achten, begnügte sich August, ihr ein tiefes Compliment zu machen und ging, ohne anzuhalten, vorüber.

Der Notar händigte Dalville die bei ihm hinterlegten Capitalien ein; dieser steckte zweimalhundertundfünfzigtausend Franken in seine Brieftasche und überließ das Uebrige an Bertrand, mit der Aufforderung, in seinen Ausgaben weniger ökonomisch zu sein, da er nicht einsehe, warum sie sich irgend Etwas versagen sollten, da sich ihr Vermögen verdoppeln werde. Am andern Tage

um fünf Uhr begab sich August mit der Brieftasche zu Destival und empfahl Bertrand auf's Neue, sich zu belustigen. Um seinem Herrn zu gehorchen, suchte Bertrand seinen Freund Strack auf, mit dem er einen kleinen Spaziergang machen wollte.

Der Geschäftsmann hatte eine größere Wohnung inne, als seine bisherige gewesen. Sein Hauswesen war mit größerem Luxus eingerichtet, und obgleich er an Eleganz auch jetzt noch nicht mit la Thomassinière wetteifern konnte, so sah man doch, daß er sein Möglichstes that, ihn zu erreichen; im Allgemeinen bringt übrigens die Mühe, die man sich gibt, den Leuten die Augen zu blenden, selten die gehoffte Wirkung hervor und dient eher dazu, sich dem Gespötte auszusetzen. In den Künsten bringt man es selten zu Etwas, wenn man aus seinem Fache heraustritt, und in der Welt macht man sich lächerlich, wenn man mehr sein will, als man ist. Vergeblich wird die Grisette unter ihrem neumodischen Hut die feinen Manieren der Frau der großen Welt nachäffen; umsonst wird der vom Kopf bis zu Fuß neugekleidete Schneidergeselle glauben, er habe, weil er die neuesten Moden trage, das Aussehen eines Wechselagenten; die Natur bringt stets durch; man kann der Menge imponiren und für das gelten, was man nicht ist, aber bei der ersten genauen Untersuchung

fällt die Maske, bleibt der Mensch nur,
und der Halbgott schwindet ganz.

Solcher Leute bietet uns die Gesellschaft eine Menge, die, wenn sie nicht mehr thun wollten, als sie könnten, sehr achtungswerth wären und der Kritik keine Blöße gäben. So fällt es einem Subalternbeamten mit hundert Louisd'or Gehalt ein, Soiréen und Bälle zu geben; man kehrt das ganze Haus um, Betten werden abgeschlagen, damit man mehr Platz gewinnt, man läßt ein Piano kommen, bereitet Flaschen mit Syrup, borgt Kronleuchter und Lampen; gibt Punsch und läßt ein Nachtessen auftragen. Aber aller Mühe unerachtet, weiß die für das kleine Ge-

mach viel zu zahlreiche Gesellschaft nicht, wo sie Platz finden soll; es fehlt an Stühlen; an der Stelle, wo das Bett stand, haben die Tapeten noch eine lebhaftere Farbe und lassen auf den Auszug von heute Morgen schließen; das Piano ist nicht gestimmt; die bereiteten Erfrischungen enthalten zu wenig Syrup, weil man sparte, um eine Flasche mehr aufstellen zu können; die Lampen brennen nicht hell, weil man nicht mit ihnen umzugehen gewohnt ist; zum Punsche nahm man schlechten Branntwein, weil man nach dem wohlfeilsten griff, und beim Nachtessen findet man nur altgebackenes Brod zu dem aufgetragenen Geflügel. Die Leute kritisiren gerne: man lacht unter sich über Alles, was schlecht gewesen, ohne daß man das Gute in Anschlag brächte. Wäre es statt dessen nicht besser gewesen, man hätte eine anspruchslose Soirée gegeben, nicht so viele Leute eingeladen, und das Bett an seinem Platze gelassen; ein Gericht weniger aufgetragen, aber frisches Brod gegeben; kurz, nicht die Absicht hervortreten lassen, daß man eine große Soirée geben wolle, sondern nur die Gelegenheit gesucht, einige Freunde um sich zu versammeln?

Bei dem Geschäftsmann hat man zwar keine Betten abgeschlagen, weil der Salon für eine zahlreiche Gesellschaft Raum genug enthält; die Lampen brennen hell, weil man sich derselben häufig bedient, und der Punsch ist gut, weil Madame Destival jene übel angebrachte Sparsamkeit nicht kennt, mit welcher nichts vollkommen gut gemacht wird, aber der zum Anmelden in's Vorzimmer postirte Domingo und Baptist, welcher ohne Unterlaß von einem Zimmer ins andere läuft, um die Befehle seines Herrn zu vollziehen und über Alles, was man ihn thun heißt, brummt, haben etwas auffallend Komisches, weil Destival unaufhörlich bald seinem Mohren, bald seinem Kammerdiener ruft und sie dabei nicht anders als Schlingel und Schuft titulirt.

Bei Dalvilles Ankunft waren bereits mehrere Personen im Salon versammelt; unser Leichtsinn erkannte Herrn Monin und

dessen Ehehälfte, welche letztere diesmal keinen Schäferhut, sondern einen ungeheuren Turban trug, unter welchem ihr dickes Gesicht völlig dem eines Türken glich. August war noch nicht bis in die Mitte des Salons gelangt, als Monin ihn bereits fragte, wie es mit seiner Gesundheit stehe. Madame Destival empfing August auf die anmuthigste Weise, und ihre Vorwürfe über die Seltenheit seiner Besuche wurden mit so vieler Liebenswürdigkeit gemacht, daß sie nur das Bedauern in ihm erregten, sie verdient zu haben. Ehe August noch den übrigen Theil der Gesellschaft genauer betrachtet hatte, trat Destival in den Salon, und sobald er Dalville erblickte, stieß er einen Freudenschrei aus, als sähe er einen von den Todten Auferstandenen vor sich; dann ergriff er seine beiden Hände und sagte: „Da ist er, unser lieber Freund... er ist's... er blieb nicht aus! ... wie liebenswürdig von ihm!... O, es ist eine Begünstigung, wenn man ihn hat ... er erhält so viele Einladungen!... er hat so viele Bekanntschaften!... er kann kaum allen folgen ..."

Leiser setzte der Geschäftsmann hinzu: „Haben Sie an unser Geldgeschäft gedacht?"

„Ich habe Alles bei mir," versetzte August.

„Dann wollen wir sogleich in mein Cabinet ... und die Sache noch vor dem Essen abmachen, um nachher nur noch an unsere Vergnügungen zu denken."

„Gerne."

„Meine Damen, ich bitte Millionen Mal um Vergebung, daß ich Ihnen unsern lieben Dalville entführe; doch ich verspreche ihn Ihnen in fünf Minuten zurückzubringen, sonst, das fühle ich wohl, würden Sie mir todtfeind werden."

Mit diesen Worten zog Destival August fort in sein Cabinet. Hier übergab ihm Letzterer die Brieftasche. Nachdem der Geschäftsmann die Billets gezählt, verschloß er sie sorgfältig in seinen Schreibtisch und stellte hierauf August eine Quittung für die

Summe zu; August schob sie in die Tasche und sagte: „Sehr gut, zu Hause will ich es genauer ansehen.“ Hierauf kehrten die Herren in den Salon zurück, Dalville voll Eifer, die Bekanntschaft einiger hübschen Damen zu machen, die er bemerkt hatte, und Destival so freudestrahlend, als ob er eine Diamantgrube entdeckt habe.

Die Gesellschaft war inzwischen um mehrere Personen stärker geworden, unter welchen August drei junge und hübsche Schwestern bemerkte, welche jedoch in Gang, Sprache und Lächeln alle das gleiche affektirte Wesen zeigten; eine junge, sehr heitere und gesprächige Frau, welche bedeutend aufgelegt schien, mit Jedermann zu scherzen, vorzüglich aber mit den Herren; ein sechszehnjähriges, sehr schüchternes und linkisches Gänschen, das weder von seiner Mutter zu weichen, noch die Leute anzublicken wagte, mit welchen es sprach. Ferner präsentirte sich ein langer Herr mit einer Brille, der seine Nase auf alle Gemälde, Kupferstiche, Ofen-, Kamin-, Lichtschirme und Flacons steckte, Alles betastete, examinirte, dabei den Kopf schüttelte, und zwei oder drei hum, hum! entschlüpfen ließ, mit denen er ohne Zweifel Etwas sagen wollte. Während dessen war ein kleines Männchen sehr in Verlegenheit mit seinem dicken Bauch, seinen kurzen Armen, seinem kleinen Kopfe, kurz, es wußte nicht, was es mit seiner ganzen Person anfangen sollte: bald wiegte es sich auf dem linken, bald auf dem rechten Beine, spielte mit seiner Uhrkette, streckte die Zunge heraus, wenn man es betrachtete, und kratzte sich die Nase, wenn man es nicht betrachtete.

Im Allgemeinen schien die Gesellschaft hinsichtlich der Frauenzimmer gewählter, als hinsichtlich der Herren; wenn man jedoch Geschäfte macht und Commissionen übernimmt, kommt man mit Leuten aus allen Klassen in Verbindung, und häufig sind es nicht gerade die elegantesten, bei welchen man am meisten verdient.

Mitten unter all' diesen Leuten hielt sich Monin fast immer hinter dem Sessel seiner Frau, und ging nur hervor, um sich nach dem Zustand der Gesundheit eines Jeden zu erkundigen; hatte er

einen Neuangekommenen mit seiner gewöhnlichen Phrase angeredet, dann zog er sich lächelnd wieder hinter seine Ehehälfte zurück, öffnete seine Tabaksdose und bot sie Bichette, die, unerachtet ihres Turbans, mit ihm wetteiferte, wer die größte Prise nehmen könne.

Es hatte sechs Uhr geschlagen; Domingo kommt, sich drehend und wendend herein und sagt in einem Kauderwälsch, welches alle lebenden Sprachen durchblicken läßt: „Massa, Supp' is . . . isse . . . servirt . . .“ und Monin, welcher den Neger im Vorzimmer nicht bemerkt hat, und ihn für einen Negozianten von der Goldküste von Guinea hält, den man zum Essen geladen, ist eben im Begriffe, hinter dem Sessel seiner Frau hervorzugehen und Domingo zu fragen, wie es mit seiner Gesundheit stehe, als Bichette, die Absicht ihres Mannes errathend, ihn am Fracke zurückhält mit den Worten: „Bleiben Sie da . . . wo wollen Sie denn hin, Herr Monin? sehen Sie nicht, daß es der Mohr des Herrn Destival ist?“

„Ah! das ist ein Mohr, Bichette?“

„Wie, mein Herr, das merken Sie nicht?“

„Doch, aber ich will Dir sagen . . . ich glaubte, er spreche deutlich, er sagte: „,Supp' servirt. . .‘“

„Nun, mein Herr, ist denn das deutsch? . . . Wenn man übrigens absolut einen Mohren will, so sollte man ihn auch gehen lehren; ich möchte keinen Jockey, der Blei in den Hosen zu haben scheint . . . Er ist hübsch, der Domingo . . . es ist irgend ein entlaufener Wilder, aus welchem man mit Süßholzsaft einen Mohren gemacht hat.“

„Das Essen ist aufgetragen, und Herr und Frau von la Thomassinière kommen nicht!“ sagt Madame Destival sehr übelgelaunt. „Wir warten nur noch auf sie . . . das sind schreckliche Leute, niemals pünktlich . . . es ist bereits sechs Uhr vorbei . . .“

„Sechs Uhr zehn Minuten!“ bemerkt der Lange mit der Brille. „Ich richte mich stets nach der Sonne, hum, hum!“

„Sechs Uhr sieben Minuten," sagt Monin, seine Uhr herausziehend.

„Ihre Uhr bleibt zurück, mein Herr! . . . hum, hum."

„Mein Mann richtet sie immer nach der Kanone des Palais-Royal," sagt Madame Monin mit einem stolzen Blick auf den Brillenmann, während der kleine Herr mit den kurzen Armen sich zweimal auf das linke und dreimal auf das rechte Bein stellte, um seine Uhr aus der Tasche zu bringen, aus der er endlich einen enormen silbernen Zwiebel an goldener Kette herauszieht, lange das Zifferblatt betrachtet, und zuletzt sagt: „Ja . . . so viel ist es ungefähr."

„Meiner Treu'," sagt Destival, „wenn Herr von la Thomassinière seine Frau nicht mitbrächte, wären wir bereits bei Tische, weil es lächerlich ist, eine ganze Gesellschaft warten zu lassen; allein eine schöne Frau findet stets Etwas an ihrer Toilette zu ändern; den Grazien muß man schon Etwas vergeben. Domingo, man soll die Gerichte des ersten Ganges warm halten . . . Baptist, daß die Feuerpfannen glühend bleiben . . . Rührt Euch, Schlingel, etwas mehr Flinkheit, wenn ich befehle."

Domingo geht darum nicht schneller, weil die Lederhosen sich widersetzen. Baptist, beständig übler Laune, stößt den Neger ungestüm vorwärts, wobei er brummt: „Vorwärts doch, Affenkopf! . . . Ein sauberer Gehülfe, den man mir da gegeben hat; er kann nichts, als Teller zerbrechen und Likör stehlen . . . Ich wollte, er tränke so viel, daß er den ganzen Porzellanplunder zusammenschlüge; das würde sie lehren, diesem häßlichen Schwarzen eine neue rothe Jacke zu geben, während ich mich seit drei Jahren mit einem abscheulichen, fadenscheinigen Fracke behelfen muß."

Es schlägt halb sieben: die Gesichter ziehen sich in die Länge. August plaudert mit einem seiner Nachbarn, der zu ihm sagt: „Finden Sie es nicht lächerlich, mein Herr, daß man wegen einer oder zwei Personen eine ganze Gesellschaft warten läßt, und daß

sehr ehrenwerthe Leute oft nach der Pfeife eines Narren tanzen müssen, dem es beliebt, unpünktlich zu sein? Bei mir, mein Herr, speist man zur festgesetzten Stunde, nie warte ich zwei Minuten auf die Eingeladenen, und ich versichere Sie, sie sind pünktlich, weil sie wissen, daß man ohne sie zu Tische sitzen würde."

August findet, daß sein Nachbar Recht hat; Madame Destival verliert die Geduld; der Herr des Hauses geht jeden Augenblick in den Speisesaal, und kommt wieder zurück mit dem Ausrufe: „Alles wird kalt werden! . . . Die kleinen Pasteten werden nicht mehr zu essen sein; wie unangenehm."

„Ja," sagte der Herr mit der Brille, „aufgewärmte Pasteten taugen gar nichts... hum! hum! . . . weil sie nur frisch gut sind . . . hum!"

Monin schien es sehr nahe zu gehen, was man von den kleinen Pasteten sagte, und der sich wiegende Herr kratzte sich an der Nase mit einer kläglichen Miene. Um sieben Uhr endlich ward die Klingel heftig angezogen, und bald traten Herr und Frau von la Thomassinière in den Salon.

Athalie strahlt; ihre Toilette ist prachtvoll, Hals und Arme mit Diamanten überladen, und der Glanz, den sie verbreiten, paßt vollkommen zu dem pikanten Ausdruck ihrer Züge.

Bei ihrem Anblick lassen die Männer ein Gemurmel der Bewunderung hören; die Frauen sagen nichts; sie examiniren und zergliedern ihre Toilette bis zu den unbedeutendsten Einzelnheiten herab, und ihre Augen können eine leise Bewegung des Neides nicht verbergen, weil Alles gut und kein Anlaß zur geringsten Ausstellung vorhanden ist, was sonst in der Gesellschaft, wo man selbst seine Freunde nicht verschont, so großes Vergnügen gewährt.

La Thomassinière, der diesen Morgen wieder zwanzig und etliche tausend Franken an einem Bauplatz gewonnen, und beinahe jeden Tag den Marquis von Clignevał zu Tische hat, spielt mehr als je den Gewichtigen, bläht sich auf in seinen Kleidern,

dreht den Kopf beständig in seiner steifen Halsbinde, zieht den einen Fuß immer langsam dem andern nach und bewegt seinen Körper wie den Perpendikel einer Wanduhr. Beim Eintritt in den Salon wirft er unverschämte Blicke auf Jedermann, begrüßt Niemanden, tritt den Andern auf Füße und Kleider, ohne um Entschuldigung zu bitten, und gibt Monin keine Antwort, als dieser hinter dem Stuhle seiner Frau hervorkommt, um ihn zu fragen: „Wie steht es mit Ihrer Gesundheit?"

„Wie grausam sind Sie doch, mein lieber la Thomassinière, unsere Sehnsucht nach Ihnen so zu spannen!" redete Destival den Emporkömmling an, und streckte ihm die Hand entgegen; dieser gab ihm mit der Miene eines Gönners zwei Finger, und erwiderte: „Ja, es ist wahr ... aber so geht es, wenn man keinen Augenblick für sich hat ... Beinahe wären wir gar nicht gekommen ... Mein Freund, der Marquis, wollte uns durchaus auf's Land entführen; ich dachte jedoch, es würde Ihnen gefehlt sein, wenn wir nicht kämen, und ich sagte: gehen wir hin ... aber, wahrhaftig, es hing nur noch an einem dünnen Faden."

Während dieses Gesprächs war Monin hinter la Thomassinière stehen geblieben, und da er keine Antwort erhielt, beschloß er, zu seiner Frau zurückzukehren; aber Bichette, die Alles sieht, was in den vier Ecken des Saales vorgeht, bemerkte, daß la Thomassinière die Verbeugung ihres Gatten nicht erwidert hat, und warf wüthende Blicke auf den Emporkömmling, wobei sie zu ihrem Manne sagte: „Warum begrüßten Sie diese grobe Person?"

„Bichette ... weil ..."

„Was haben Sie nöthig, sich nach der Gesundheit eines Jeden zu erkundigen?"

„Bichette, weil ..."

„Sind Sie ein Freund dieser Leute da?"

„Du weißt wohl, daß wir sie bei Herrn Destival gesehen haben ... Zankest Du, Bichette?"

„Haben Sie nicht bemerkt, daß dieser unverschämte, dieser ungezogene Mensch, der sich auf so lächerliche Weise wichtig macht, Ihnen den Rücken kehrt, ohne Ihre Artigkeit zu erwidern?"

„Vielleicht hat er mich nicht gesehen, Bichette, ich will noch einmal zu ihm gehen."

„Das unterstehen Sie sich; Sie nicht gesehen? . . . Sie standen ihm ja vor der Nase! . . . Sie sind ein verzagter Dummkopf, Herr Monin! . . . Diese Thomassinières sollen mir das bezahlen! . . . Wenn Sie es sich jedoch einfallen lassen, mit diesem Menschen oder seiner Frau ein Wort zu sprechen, so entziehe ich Ihnen Ihre Dose auf acht Tage."

Erschreckt durch diese Drohung, zog sich Monin wieder hinter den Stuhl seiner Ehehälfte zurück und nahm drei Prisen auf einmal. Domingo schrie jedoch auf's Neue, „man sei servirt," und Alles begab sich in den Speisesaal. Dalville bot der Herrin des Hauses die Hand; ein Stutzer aus der Provinz war der Führer der glänzenden Athalie; der Herr mit der Brille trat zu den drei Schwestern, mit der Bemerkung, er übernehme es, die drei Grazien zu geleiten; la Thomassinière ging allein, ohne Zweifel, weil er seine Person allein schon für wichtig genug hielt; Monin marschirte mit einer alten Wittwe im Schritt, und Madame Monin war die letzte im Salon mit Herrn Bisbis (so hieß der kleine Herr, der mit dem Gleichgewicht seiner Person so viel zu thun hatte); schwanken Schrittes erschien er vor der Dame mit dem Turban, bot ihr seine rechte Hand, dann seine linke, hierauf wieder seine rechte, bis die ungeduldig gewordene Madame Monin am Ende ihren Cavalier um den Leib faßte, als wollte sie einen Hopswalzer mit ihm tanzen, und ihn so in den Speisesaal mit fortzog.

Das Mahl ist kostbar; drei Gänge mit viererlei Vorgerichten bei jedem. Monin kommt nicht einmal dazu, seiner Dose zuzusprechen; er hält noch bei den Sardellen, als der erste Gang schon

vorüberist. La Thomassinière dagegen suchte bemerklich zu machen, daß der Madera schlecht, die Oliven zu gesalzen, die Butter bei Weitem nicht so gut sei, als die von seinem Gute Fleury, und daß endlich zwei Diener zur Bedienung von zwanzig Personen nicht ausreichen. Wahr ist's, daß man la Thomassinière öfters zweimal einen Teller fordern läßt, weil Domingo nie schnell genung kommt und Baptist vom beständigen Herumrennen um den Tisch den Kopf verlor und zuletzt Alles verkehrt angriff.

So ließ Baptist beim zweiten Gang eine Schüssel mit Maccaroni auf Madame Monin fallen, und Domingo zerbrach, bei einem Versuche, schneller zu gehen, einen Stoß Teller. Madame Monin schreit laut auf, weil man ihr Gros-de-Naples-Kleid beschmutzt hat, Madame Destival sucht sie zu besänftigen, Herr Destival zankt mit seinen Leuten, und Monin wagt nicht mehr, sich einzuschenken, weil Bichette im Zorn ist.

Ungeachtet sich la Thomassinière alle Weine schmecken läßt, kann er nicht umhin, beständig zu wiederholen, daß er viel bessern in seinem Keller habe. Destival sieht seine Frau an, die Verstand genug hat, um die Sottisen des Emporkömmlings zu ignoriren. Athalie scheint sich bei den Fadheiten ihres galanten Nachbars vom Lande zu langweilen; Madame Monin aber auf die Eroberung des Herrn Bisbis loszugehen, der in fortwährender Bewegung auf seinem Stuhle ist und nicht weiß, wie man Charlotte russe ißt, die er endlich mit seiner Gabel angreift. Monin liebäugelt mit einem Rhumgelée, das, wie er befürchtet, nicht mehr bis zu ihm gelangen dürfte; er hat schon zweimal zu Baptist gesagt: „Sie Bedienter... geben Sie mir doch von der Platte, die man da unten servirt“ ... aber Baptist in seiner üblen Laune entfernt sich von Monin, indem er zwischen den Zähnen murmelt: „Da hätte ich viel zu thun! ... was die Leute essen! ... da bleibt ja für uns gar nichts übrig!“

Monin, im Stiche gelassen von Baptist, entschließt sich, sich

an Domingo zu wenden, dem er seinen Teller mit den Worten reicht: „Sie, Herr Mohr! verlangen Sie ein wenig von dem Ding da unten, das so glänzt . . . für eine Person."

Domingo bringt den Teller Herrn Destival, der das Gelée vertheilt, und sagt ihm: „etwas Ding das glänzt, für klein Monsieur mit groß Nas."

Alle Welt beginnt zu lachen; Madame Monin allein findet es sehr unpassend, daß der Mohr sich erlaube ihren Mann so zu kennzeichnen, und läßt ihren Zorn an einem vierten Teller mit Crème aus, indem sie zu Herrn Bisbis sagt: „Lieber will ich mich von vier Kaminfegern bedienen lassen, als von einem Mohren."

Nachdem man nun noch den Kaffee und Likör genommen, verließ man die Tafel, nicht heiterer, als man gekommen war, d. h. man hatte sich gelangweilt, wie das gewöhnlich bei Ceremonienessen der Fall ist.

Aber bereits erschienen die für den Abend Geladenen in Menge. Bald war der Salon zu klein für die ganze Gesellschaft; Destival schwamm in einem Meer von Wonne, weil man kaum gehen konnte, und Jeder rief: „Ach Gott, wie viele Leute, wie warm ist es hier!"

Die Partieen bildeten sich. La Thomassinière nahm an einem Spieltische Platz, warf seine Börse darauf und sagte: „Ich spiele nur um Gold." Der jüngere Theil der Gesellschaft war jedoch so verständig, die Unterhaltung mit den Damen dem Kartenspiele vorzuziehen, und zog sich in das Schlafzimmer der Madame Destival zurück. Athalie begab sich ebenfalls dorthin, so wie Dalville und andere junge Leute. Man beschloß, Karten sollten nicht zugelassen werden, und um Etwas zu treiben, schlug man Jugendspiele vor. Der Vorschlag wurde angenommen und die Gesellschaft setzte sich in einen Kreis. Madame Monin wollte auch an den Jugendspielen Theil nehmen und erklärte ein Langes und Breites, mit welchem auf dem Lande einheimischen Spiel der An-

fang gemacht werden müsse; die Gesellschaft war indeß anderer Ansicht, und nachdem man Mehreres vorgenommen und auch blinde Kuh gespielt hatte, wobei Madame Monin auf einen kleinen Herrn zu sitzen kam, den sie beinahe erdrückte, ging man zum Lösen der Pfänder über.

Eine der drei Schwestern hielt die Pfänder in ihrem Kleide versteckt; ein junger Offizier streckte die Hand hinein, um sie zu ziehen, und mischte sie lange Zeit, um jede Betrügerei zu verhindern. Athalie ordnete die Lösungsarten an. Das erste Pfand sollte beichten. Der Offizier, der es zu ziehen hat, muß es aber immer noch nicht gefunden haben, denn es kostet ihn viele Mühe, seine unter den Kleiderfalten des hübschen Mädchens versteckte Hand hervorzubringen. Endlich kommt das Pfand zum Vorschein; es gehört der kleinen Einfalt vom Lande, die, eingedenk der Warnung ihrer lieben Mama vor den jungen Pariser Herren, unsern ehrwürdigen Monin zum Beichtvater wählt, ihn, der sich zuvor einen zustimmenden Wink seiner Ehehälfte zu diesem verführerischen Gange eingeholt, in eine Ecke des Salons zieht und ihm mit bedeutungsvoller Miene zuflüstert: „Mein Herr, es war heute recht schönes Wetter."

Ganz verdutzt sieht Monin das Frauenzimmer an und fragt sie: „Nun ... und was muß ich darauf antworten?"

„Nichts, mein Herr," sagt die junge Person, und kehrt an ihren Platz zurück, während Monin gegen die Umstehenden äußert: „Ein hübsches Spiel! ich dachte nicht, daß ich es sobald begreifen würde."

Das folgende Pfand gehörte Athalien. Sie soll in den Schmollwinkel stehen, und Jeder ist gerne bereit, mit ihr zu schmollen; und während des Schmollens mit Dalville erlangt dieser ein Rendezvous. Es ist doch etwas recht Schönes um die unschuldigen Jugendspiele.

Man verbietet den Frauenzimmern von guter Erziehung den



Band XIV. Seite 212.
Unter den Eingeladenen war ein Herr mit einer Brille, der seine Nase auf alle Gemälde, Kupferstiche xc. steckte.

Walzer, erlaubt ihnen aber, Vertraulichkeiten zu sagen oder anzuhören, sich mit einem jungen Manne in einem kleinen, finstern Cabinet zu verstecken oder zu warten, bis man den „Klosterpförtner“ ablöst, und dabei sind immer Küsse zu geben und zu empfangen in kleinen Winkeln, im Geheimen, hinter Vorhängen. Wenn ich je eine Tochter bekomme, so lasse ich sie walzen unter meinen Augen, verbiete ihr aber die Unschuldsspiele.

Der Herr mit der Brille wurde verurtheilt, ein Compliment ohne i zu machen. Nachdem er sich lange an der Stirne gekratzt, tritt er in die Mitte des Kreises und sagt mit innerer Befriedigung: „Das Weib ist die Zierde der Schöpfung.“

Das nächste Pfand gehörte Madame Monin, welche die Reise nach Cythere machen soll. Sie steht rasch auf und reicht Herrn Bisbis die Hand mit den Worten: „Machen Sie die Reise mit mir.“

Der dicke Herr läßt sich in ein kleines Cabinet führen, dessen Thüre Madame Monin hinter sich zuschließt, und Herr Monin, der das sieht, sagt zu einem seiner Nachbarn: „Was machen sie denn da drinnen?“

„Sie sind in Cythere.“

„Ach, gut!... ich weiß, was das ist!... wieder eine Beichte... sie wird ihm sagen, es sei heute schönes Wetter gewesen ... Ich kenne jetzt das Spiel.“

Nach einer ziemlichen Weile kamen Bichette und ihr Begleiter von Cythere zurück, und einige Damen bemerkten, daß der Turban ein wenig schief stand, und Bisbis nicht mehr wußte, auf welchem Fuße er stehen sollte, was Monin nicht abhielt, sich seiner Frau zu nähern, und sie zu fragen: „Ist's hübsch, Bichette?“

„Was, mein Herr?“

„In Cythere?“

„Sehr hübsch, mein Herr.“

Diese Antwort wurde mit einem schelmischen Blick auf Bisbis begleitet, der sich länger als gewöhnlich an der Nase kratzte,

während Monin mit seiner Dose auf ihn zuging und ihn fragte: „Schnupfen Sie auch?"

Hier ward das Spiel durch den von Domingo gebrachten Punsch unterbrochen. Der Neger reichte ihn den Damen auf einem Plateau, und diese machten viele Umstände, ein Glas anzunehmen, da sie ihn stets zu stark finden, deßhalb aber doch zuweilen einem zweiten Glas nicht aus dem Wege gehen. Die Männer umgaben Domingo und nahmen ihm beim Vorbeigehen ein Glas ab. Monin läuft dem Plateau nach, welches man schon einige Male an ihm vorübergetragen hatte, ohne daß er ein Glas erwischen konnte; endlich, nachdem er Domingo in all den verschiedenen Richtungen gefolgt, welche derselbe durch die Reihen der Gäste gemacht, gelangt er dazu, ihn festzuhalten, als er gerade den Speisesaal verlassen will.

„Einen Augenblick, Herr Mohr!" sagt Monin, seine Hand nach dem Plateau ausstreckend, welches jener noch immer trug. Domingo bleibt stehen, indem er murmelt:

„Will Sie noch einmal trink?"

„Wie noch einmal!" ruft Monin aus. „Der Mohr hat es gut vor! . . . ich habe noch keinen Tropfen versucht, und ich liebe den Punsch."

Mit diesen Worten sieht Monin auf das Plateau; alle Gläser sind leer. Der arme Mann steht ganz verdutzt da.

„Ick gleich wieder kommen, mit ganz warmer Punsch," sagt Domingo, indem er sich entfernt, und Monin zieht seine Trösterin aus der Tasche, kehrt zu den unschuldigen Spielen zurück und nimmt sich vor, den Punschträger diesmal energischer anzupacken.

Madame Monin, von der Reise nach Cythere etwas angegriffen, sagte zu ihrem zurückkommenden Manne: „Gehen Sie, Herr Monin, und bringen Sie mir ein zweites Glas Punsch, das vorige war nur halb voll; das ist gewiß so berechnet, damit man öfter anbieten kann, ohne darum mehr machen zu müssen."

„Der Neger hat keinen mehr, Bichette, er sagte mir aber, er werde sogleich mit ganz warmem Punsche zurückkommen ... alsdann ..."

„Schon gut, schon gut ... gehen Sie weg ... ich glaube, der Herr sucht mich, um die Liebesbrücke mit mir zu machen."

Die Hoffnung der Madame Monin ging jedoch in Rauch auf. Der junge Offizier, der verurtheilt war, die Liebesbrücke zu machen, wandte sich nicht an sie, sondern an Athalie, die sich lachend zu der Pönitenz verstand, und mit einigem Unwillen bemerkte Dalville, daß die elegante Dame die Liebesbrücke eben so gerne mit Anderen machte, als mit ihm. Um sich darüber zu trösten, gab er einer jungen Dame, deren Gatte den „Ritter von der traurigen Gestalt" spielte, einen „Kapuzinerkuß." Für die Meisten der Anwesenden ist dieses Spiel nur ein Vorwand, sich Denjenigen zu nähern, die ihnen am besten gefallen. Das sehen aber die Mama's und Papa's nicht immer ein, und eben so wenig beunruhigt es die Ehemänner; aber dem Beobachter entgeht es nicht, der in einem Salon etwas Anderes sucht, als einen Spieltisch oder ein alltägliches Gespräch mit Leuten, die er zum ersten Mal sieht und wiederzusehen häufig kein Verlangen trägt.

Eine neue Sendung Punsch lenkt die Aufmerksamkeit etwas von den da und dort geführten Gesprächen und den Spielen, die ins Stocken gerathen, ab. Domingo wird auf's Neue umringt, und Monin verfolgt wiederum den Neger; aber von den jungen Leuten, welche das Plateau lachend umlagern, stets zurückgeschoben, konnte der Exapotheker erst zu ihm gelangen, als alle Gläser leer waren. Monin, sehr ärgerlich, kehrt zu seiner Frau zurück, die eben ihr drittes Glas geleert hatte und es ihm gab, um es noch einmal füllen zu lassen, indem sie sagt: „Nicht wahr, mein Freund, er ist nicht übel?"

„Ich weiß nicht, ob er gut oder übel ist," antwortet Monin mit Verdruß, „ich konnte noch zu keinem Tropfen gelangen!"

„Weil Sie ungeschickt sind und sich gar nicht zu benehmen

wissen. Hätten Sie Herrn Bisbis gesehen, wie er auf das Plateau losstürmte! ich glaubte einen Augenblick, er wolle alle Gläser nehmen! . . . aber Sie sind viel zu langsam!"

„Bichette, laß' Dir sagen . . . der Mohr . . ."

„Machen Sie, daß Sie wegkommen . . . man spielt jetzt „,das Meer ist ungestüm,'" . . . da muß ich dabei sein." —

„Wer ist ungestüm, Bichette?"

Da seine Frau sich nicht mehr um ihn kümmerte, so kam er auf den Gedanken, sich an der Saalthüre auf die Lauer zu stellen; auf diese Weise hoffte er der Erste zu sein, den Neger im Vorbeigehen abzufangen und den Punsch nicht mehr zu verfehlen. Entzückt über seinen Einfall, hielt er an der Saalthüre Wache und stopfte, zur Stärkung seiner Geduld, seine Nase mit Tabak voll; allein er wartete schon eine halbe Stunde, und Domingo brachte immer noch nichts. Jetzt wagte Monin einen Blick in den Speisesaal. Er riecht Punsch, und dieser wohlriechende Duft verkündet, daß noch nicht Alles verzehrt sei; Monin schleicht sich ins Vorzimmer, gelangt von da, stets dem Geruche nachgehend, an eine halbangelehnte Thüre und erblickt Domingo, wie er Punsch in sich hinein gießt, nicht aus einem kleinen Trinkglase, sondern aus einem großen Porzellannapf. Monin bleibt ganz erstaunt in seiner Ecke stehen, als Baptist von einer andern Seite in der Schenkstube mit einem Teller voll Biscuits erscheint; dieser stößt den Neger zur Seite, stürzt mehrere Gläser nacheinander hinunter und tunkt seine Biscuits in den Punsch, ißt sie sodann eilig, während Domingo, um sich zu entschädigen, seine Taschen mit Makaronen und Backwerk vollstopft.

Monin wußte nicht, sollte er fortgehen oder die Diener um die Erlaubniß bitten, auch Etwas zu sich nehmen zu dürfen, als Destival, der im Salon vergeblich nach Baptist und Domingo gerufen hatte, in der Schenkstube erschien und seine Leute überraschte.

„Ha, Schlingel, Schufte, jetzt ertappe ich Euch!" schrie der

Geschäftsmann, auf seine Leute zulaufend. Domingo trippelte durch die andere Thüre davon und warf Monin über den Haufen; Baptist aber blieb und antwortete, ohne in Verwirrung zu gerathen: „Schreien Sie nicht so laut ... wegen eines Glases Punsch brauchen Sie keinen solchen Lärm zu machen! ... Es that mir wohl, daß ich endlich Etwas bekam; ich habe mich heute müde genug gerannt!"

„Was soll das heißen, Bengel? Du erlaubst Dir, zu räsonniren? ... Elender! ... auch meine Biscuits hat er gegessen! ... Schurke! Dieb!"

„Dieb!" entgegnete Baptist mit einem wüthenden Blick auf Destival, „Sie erlauben sich, mich zu schimpfen ... das würde Ihnen gut anstehen! ... Ich bin nur zu gut, daß ich in einer solchen Baracke noch bleibe ... wo die Diener nichts zu essen und nichts zu trinken bekommen ... und von meinem Lohn sehe ich seit zwei Jahren keinen Sou! ... ungerechnet die Vorschüsse, die ich gemacht habe! ..."

„Schon gut, Baptist, schweigen Sie!" fiel ihm Destival etwas gemäßigter in die Rede; „es ist jetzt genug ... ich werde Ihnen nichts mehr sagen."

„Aber ich, ich sage Ihnen, daß ich das satt habe," fuhr Baptist, noch stärker schreiend, fort; „ha, Sie nehmen einen Mohren und zahlen weder mich noch den Bäcker, den Fleischer, die Gemüsehändlerin, den Spezereikrämer, die mir jeden Morgen neue Grobheiten machen! ... Ich will jetzt mein Geld, und wenn Sie nicht zufrieden sind, so ist es mir gleichgültig ... bei all' Ihrem Großthun sehe ich wohl, wo das hinaus will."

„Schweigen Sie doch, Baptist ... wozu diese Thorheiten? ... Gehen Sie, mein Junge, essen Sie noch ein Biscuit und legen Sie sich zu Bette."

Baptists Geschrei hatte mehrere Personen vom Salon in das Vorzimmer gezogen.

„Was gibt's? Was hat er?" fragt man sich, und Destival entgegnet schnell: „Es ist nichts, als daß mein Kammerdiener betrunken ist und nicht mehr weiß, was er spricht."

„Nein, ich bin nicht betrunken," schreit Baptist, indem er sich anschickt, die Schenkstube zu verlassen; „zahlen Sie mir meinen Lohn, statt daß Sie mich einen Dieb schimpfen."

Destival schlägt schnell die Thüre vor Baptist zu, dreht den Schlüssel zweimal im Schlosse und sagt: „Der arme Junge spricht, wenn er getrunken hat, tausenderlei tolles Zeug . . . doch ich verzeihe ihm, weil er mir sehr anhänglich ist."

Die Umstehenden stellten sich, als glaubten sie Destivals Worten, weil das Gegentheil nicht artig gewesen wäre; allein man sah sich verstohlen an, lachte, zischelte, machte leise seine Bemerkungen, und Baptist, der nicht ins Vorzimmer heraus konnte, schlug und hämmerte mit voller Kraft an die Thüre, indem er mit heiserer Stimme schrie: „Meinen Lohn! . . . Zahlen Sie mich und schicken Sie mich fort . . . das wird mich freuen . . . denn es langweilt mich, alle Tage die Auftritte mit Ihren Gläubigern anzuhören."

Glücklicher Weise dämpfte die verschlossene Thüre Baptists Stimme ein wenig, und damit man ihn noch weniger höre, schrie der Geschäftsmann um so lauter: „Schon gut, Baptist, schon gut! Sie werden es bereuen . . . ich verzeihe Ihnen . . . ich weiß, daß Sie treu sind... und das ist mir genug."

Bei dem Allem sah sich Monin seiner letzten Hoffnung beraubt, denn es ließ sich nicht vermuthen, daß die Diener noch einmal im Salon erscheinen würden, um Punsch zu bringen; er kehrte daher zu seiner Frau zurück. Im Salon sprach man von dem Auftritt im Vorzimmer, sogar bei den Pfänderspielen schwatzte man darüber, und Madame Monin rief: „Ach, hätte ich nicht gerade „meine kleine Liebesbüchse'" einzulösen gehabt, so würde ich keines von Baptists Worten verloren haben . . . Sie aber,

Herr Monin, Sie waren dabei und haben Alles gehört! ... Was ging denn vor?"

„Ich paßte dem Neger ab, Bichette, um Punsch zu erhalten, und er . . . er trank ihn . . ."

„Wer, er?"

„Der Mohr."

„Was für ein Mohr?"

„Der Diener in der rothen Jacke . . ."

„Weiter!"

„Alsdann nahm er Makaronen. . . das heißt, ich glaube, der Andere hat zuerst Biscuits gegessen . . . das weiß ich nicht ganz gewiß."

„Ach, wie schlecht erzählen Sie, Herr Monin! . . . Statt auf das zu horchen, was man sprach, war es Ihnen nur um Biscuits und Makaronen zu thun! Pfui, was sind Sie für ein Leckermaul! . . . Nur des Essens und Trinkens wegen gehen Sie in Gesellschaft!"

„Aber Bichette, da ich keinen . . ."

„Pfui, schweigen Sie und holen Sie mir meinen Shawl; Sie sehen ja, daß man geht."

Wirklich war der Augenblick des Aufbrechens gekommen. Die Mama's hatten bereits nach Hut und Shawl gegriffen; die jungen Mädchen brauchten länger, bis sie das ihnen Fehlende fanden, und stets war ein diensteifriger junger Mann zur Hand, um einem hübschen Mädchen zu helfen.

Vor dem Scheiden hatte man sich noch Manches zu sagen, und man wollte die Verwirrung, welche in den Salons herrschte, nicht unbenützt vorbei gehen lassen.

Dalville hatte von dem Auftritt im Vorzimmer nichts vernommen; beschäftigt, wie er war, den „Schatten unter einem Leuchter" zu küssen, den er die Vorsicht gebrauchte, über ein recht schönes Mädchen zu halten, bekümmerte er sich wenig um das, was um ihn her vor-

ging, und Frau von la Thomassinière, die nur an neue Eroberungen dachte, hatte die boshaften Reden, die man von allen Seiten über die Herrschaft des Hauses vorbrachte, nicht gehört.

Doch der Salon hatte sich bereits geleert, die Damen gingen; August machte es ebenso, zufrieden, seinen Abend ohne Kartenspiel zugebracht zu haben, und zu der Einsicht gelangend, daß man vergnügt sein könne, ohne sein Geld zu verlieren.

Zu Hause angekommen, stieg August die Treppe hinauf und klingelte; Niemand öffnete. Da Bertrand gewöhnlich auf seinen Herrn wartet, so nimmt der kleine Tony selten einen Schlüssel mit. Nachdem August noch einmal ohne bessern Erfolg geklingelt hatte, dachte er, Bertrand, dem er gesagt hatte, er solle sich lustig machen, könnte sehr leicht noch nicht nach Hause gekommen sein. Er schickte Tony auf Erkundigung zu der Pförtnerin und blieb auf der Flur, wobei ihm einfiel, daß er noch vor wenigen Tagen leicht einen Platz für die Nacht hätte finden können, ohne aus dem Hause zu gehen.

Die Nachbarin, welche wahrscheinlich Dalville klingeln und nach Hause kommen gehört hatte, schlüpfte in ein Nachtkleid und ging, mit einem Licht in der Hand, aus ihrem Zimmer, die eine Treppe hinab, wo sie den Nachbar erblickte, der ruhig vor seiner Thüre auf und ab ging. Leonie stieg noch einige Stufen der zweiten Treppe hinab . . . räusperte sich leicht und entschloß sich endlich, zu August herab zu kommen. Ein schönes Weib ist im Nachtkleide sehr verführerisch . . . Leonie hat die Haare nachlässig mit einem seidenen Tuche umwunden, unter welchem dichte Locken auf einen weißen Busen herabwallen, den das Nachtkleid nie völlig bedeckt, weil immer eine oder zwei Stecknadeln nicht gut gesteckt sind, welche die Geheimnisse der Schönheit verrathen . . . ihr vielleicht auch als Hülfstruppen dienen.

„Sie können nicht in Ihre Wohnung, Herr Dalville?“ fragte Madame St. Edmond mit jener sanften Stimme, welche sie so

gut anzunehmen wüßte, wenn es irgend eine Rechnung für sie zu zahlen gab. August grüßte sie sehr respektvoll, antwortete jedoch kalt: „Wie Sie sehen, Madame."

„Herr Bertrand vergaß sich wohl irgendwo . . . vielleicht ist ihm Etwas zugestoßen."

„Ich hoffe nicht."

„Das wäre ein großes Unglück! ein so braver Mann, der Sie so sehr liebt!"

Hier stieß Leonie einen tiefen Seufzer aus und sprach nichts weiter. August beugte sich über das Treppengeländer, um zu hören, ob Tony wieder heraufkomme. Als Leonie sah, daß August schwieg, entschloß sie sich, das Gespräch wieder anzuknüpfen.

„Wenn Sie bei mir ausruhen wollten, mein Herr, bis Sie in Ihre Wohnung können . . . würde es, glaube ich, für Sie angenehmer sein, als hier auf der Flur."

„Ich danke, Madame, ich will Sie weder belästigen, noch Ihren Schlaf stören."

„Es wird mich nicht stören, mein Herr, und was meinen Schlaf betrifft . . . so habe ich seit mehreren Tagen keinen mehr."

„Haben Sie vielleicht wieder Ihren Spitzer verloren, Madame?..."

„Wie boshaft Sie sind . . . wie Sie Ihr Spiel mit meinem Schmerze treiben!"

Leonie stieß einen noch tieferen Seufzer aus, und da sie kein Sacktuch hatte, nahm sie eine Ecke ihres Nachtkleides und hielt sie vor die Augen; diese Bewegung entdeckte sehr verführerische Dinge; wenn man jedoch weint, denkt man nicht an Alles, und wenn man seine Augen verbirgt, kann man nicht sehen, was man aufdeckt.

August beugte sich, seiner Schwäche mißtrauend, fortwährend über das Treppengeländer und wendete seine Augen nicht von der Loge des Portiers ab, wobei er rief: „Nun, Tony, wirst Du heute noch kommen?"

Leonie trat August näher und sagte zu ihm mit herzzerschneidender Stimme: „Mein Gott! was habe ich Ihnen denn gethan?"

„Was Sie mir gethan haben, Madame? Ich sollte denken, Sie wissen das so gut wie ich."

„Ach, mein Herr ... wie kann ein Mann von Geist dem Scheine trauen!"

„Madame, ich glaube nicht, daß viel Geist dazu gehört, um zu sehen, was ich sah."

„Und was haben Sie denn gesehen, mein Herr? ... Kann man nicht mit einem Manne bei einem Traiteur speisen, ohne demselben den geringsten Vorzug zu geben? ... Und Sie, mein Herr, was thaten Sie mit dem Frauenzimmer, das so unverschämt war, mir einen Senftopf unter die Nase zu halten?"

„O! ich, Madame, ich bin aufrichtiger als Sie: ich gestehe, daß ich Sie betrog."

„Ach, wie unglücklich bin ich!"

Leonie nahm zu ihrem gewöhnlichen Auskunftsmittel ihre Zuflucht: sie fiel in Ohnmacht, doch sorgte sie dafür, daß sie auf August fiel, der nun die Nachbarin in seinen Armen halten mußte. In selbigem Augenblicke kam der kleine Tony die Treppe herauf und sagte zu seinem Herrn, es sei ihm unmöglich, zu verstehen, was Strack herausschwatze, der betrunken sei. August schob Leonie dem kleinen Tony sacht in die Arme, befahl ihm, Acht auf sie zu geben, und, wenn ihm die süße Bürde zu schwer würde, solche sanft auf die Stufen der Treppe niederzulegen, ging dann schnell zu seinem Portier, der halb eingeschlafen war und kaum sprechen konnte, und fragte ihn, indem er ihn am Arme schüttelte: „Ist Bertrand nach Hause gekommen?" Der alte Deutsche erhob den Kopf, blies dem jungen Mann einen erstickenden Weindunst in's Gesicht und stotterte: „Pertrand ... ha! Sakerment! ... Pertrand!"

„Nun, Strack, sprechen Sie doch... Sie waren mit ihm aus?"

„Ja."

„Wo ist er?"

„Haben Sie ihn nicht gefunda?"

„Würde ich Sie dann nach ihm fragen! . . . Wo ist er? wo haben Sie ihn gelassen? . . . warum kam er nicht mit Ihnen nach Hause?"

„Sakertie, ich war nicht schtark genug, um Bertrand zu traga, geha konnte er nicht mehr . . . aber getrunka haba wir ganz ordentlich . . ."

„Das merke ich . . . doch, wo werde ich Bertrand finden?"

„O, Sie werda ihn guat seha . . . es hat keine Gefahr . . . er ischt in Sicherheit . . . da drunta . . . droba in der Straße . . . geha Sie nauf, immer nauf . . . bis zur Barrière Montmartre . . ."

„Also in einer Schenke?"

„Nein, wie ich Ihnen sage, Sie werda ihn guat seha."

Da August aus Strack nichts weiter herausbringen konnte, so entschloß er sich, Bertrand aufzusuchen; er ließ sich das Thor öffnen und ging mitten in der Nacht hinaus, um seinen treuen Gefährten aufzufinden, ohne einen andern Leitfaden, als die schwachen Nachweisungen Stracks. August, der in der Rue Saint-Georges wohnte, schlug den Weg durch die Rue Lazare nach der Rue des Martyrs ein, weil er wußte, daß Bertrand seine Spaziergänge gewöhnlich nach Montmartre machte.

In der Absicht, die von August erhaltene Erlaubniß zu benützen, hatte Bertrand in der That Strack zu einem Spaziergang aufgefordert. Der alte Deutsche hütete sich wohl, es auszuschlagen, und seiner Frau seinen Posten überlassend, wichste er seine Stiefel, nahm seinen Stock und folgte Freund Bertrand, der kaum zum Hofthore hinaus, schon mit der Schlacht bei Wagram begonnen hatte, was ihn nothwendig sehr weit führen mußte. In der That dauerte die Schlacht von Wagram noch immer fort, als

man, ohne eine Erfrischung zu sich genommen zu haben, auf der Höhe von Montmartre ankam. Strack hatte noch nichts hören lassen, als einige Sakerment; jetzt schlug er aber vor, in eine Weinschenke einzutreten, was auf der Stelle geschah. Die Herren fanden den Wein schlecht, weil sie an Dalville's Keller gewöhnt waren, und gingen weiter, um eine bessere Wirthschaft aufzusuchen; sie traten in eine zweite, tranken eine weitere Flasche, entschieden abermals, daß der Wein nichts tauge, und suchten eine dritte Schenke. Nach vierstündigem Umhergehen hatten die Herren sechs Flaschen Wein getrunken und sechs Kneipen besucht; in der siebenten fanden sie den Wein minder schlecht, oder vielmehr, sie waren nicht mehr im Stande, ihn zu beurtheilen. Hier fing Bertrand seine Feldzüge wieder von vorne an, Strack rauchte vier Cigarren, und es war nahe an Mitternacht, als man den Herren bedeutete, daß das Haus geschlossen werde.

Bertrand zahlte, ohne lange zu rechnen, und begab sich mit Strack wieder auf den Weg; die frische Luft jedoch verdrehte den beiden Freunden vollends den Kopf; besonders fühlte Bertrand, der an den schlechten Wein nicht mehr gewöhnt war, bald, daß seine Beine ihm den Dienst versagten, und sich selbst mit den Beinamen: „Feiger, Fauler," beschenkend, fiel er mit den an sich gerichteten Worten: „Pfui über dich, elender Trinker!" an der Ecke der Rue des Martyrs und der Rue du Faubourg-Montmartre nieder.

Strack, noch etwas mehr bei Sinnen, weil er an den Wein der Schenken gewöhnt war, stieß ein Sakerment aus, als er Bertrand fallen sah, und versuchte ihn aufzurichten. Er konnte jedoch damit nicht zu Stande kommen. Nach einer Weile, während welcher Strack von Zeit zu Zeit schrie: „Nun, Kamerad, Bertrand, auf, vorwärts!" bemerkte der alte Deutsche, daß der Kamerad bereits schnarchte, als wäre er im Bett.

„Schau, er schläft!" dachte Strack, „man darf ihn nicht

aufwecka, er liegt da ganz guat zum Schlafa . . . wenn jetzt ein Waga käme, ohne den Kamerada zu seha . . .“

Diese Betrachtung beunruhigte Strack, der übrigens auch gern schlafen gegangen wäre, als er, rings umher blickend, einen noch offenen Gewürzkrämerladen sah; unser Deutscher ging sogleich darauf zu und bat um eine Lampe, die er sogleich anzündete; seine Leuchte in der Hand, kam er zu Bertrand zurück, der an der Mauer ausgestreckt noch ruhig fortschlief. Der alte Portier nahm den Hut des Schlafenden, stellte ihn neben seinen Kopf, die angezündete Lampe darauf, und ging seines Weges, indem er vor sich hinbrummte: „Jetzt hat's keine Gefahr, er kann ruhig fortschlafa.“

Die Lampe war von August bemerkt worden, welcher ohne dieselbe bei Bertrand vorübergegangen wäre. Der junge Mann konnte nicht umhin, über diesen Einfall Stracks zu lächeln; er rüttelte den ehemaligen Corporal beim Arm, worauf sich dieser ein wenig aufrichtete, die Schutzlampe mit seinem Ellenbogen über den Haufen warf und nicht begriff, warum er in der Straße lag.

August setzte Bertrand darüber in's Klare, und dieser, vom Schlafe nüchtern geworden, war in Verzweiflung darüber, daß er sich so weit vergessen konnte und in der Straße liegen blieb; zur Strafe für sein unmäßiges Weintrinken wollte er sich in's Wasser stürzen. August beruhigte ihn nach vieler Mühe und Beide gelangten wieder in ihre Wohnung: der junge Mann unter Gedanken an Leoniens Falschheit, Athaliens Koketterie und Denisens Verstellung, und mit dem Vorsatz, vernünftiger zu werden; Bertrand, indem er sich an den schlechten Kneipenwein erinnerte und sich verschwor, daß er keinen solchen mehr trinken werde.

Vierzehntes Kapitel.

Denise und Coco in Paris.

Kaum waren zehn Tage seit Dalville's Besuch in Montfermeil verflossen, als eines Abends Vater Calleux auf dem Heimwege von der Schenke, wo er ohne Zweifel doppelt oder gar nicht sah, in einen erst neulich an der Straße angelegten Graben fiel, in welchem sich einige zur Ausbesserung des Weges bestimmte Steine befanden, und sich den Kopf auf denselben einschlug. Den andern Tag war der kleine Coco eine Waise. Indeß blieben ihm ja Denise, welche ihn zärtlich liebte, Mutter Fourcy, die das Kind liebgewonnen hatte, und dann noch die Wohlthaten Augusts; von Freunden umgeben, die Einen mit ihrer Zärtlichkeit überhäufen, fühlt man sich nicht allein auf Erden. Wie viele Unglückliche gibt es, deren Eltern noch leben, und die sich gleichwohl für Waisen halten können!

Denise bezahlte einige kleine, von Vater Calleux hinterlassene Schulden, die sich im Ganzen nicht auf hundert Franken beliefen; denn einem armen Mann gibt man wenig Kredit. Die Hütte blieb dem Kinde als einziges Erbtheil; allein sie befand sich in so schlechtem Zustande, daß es gefährlich war, sie zu bewohnen: das Dach war halb verfallen, die aus ihrer geraden Richtung gewichenen Mauern drohten den Einsturz, und die Baumaterialien waren so schlecht, daß man sie nicht weiter benützen konnte; es blieb somit nichts übrig, als der Platz. Mit Dalville's Geld konnte man jedoch hier ein hübsches Häuschen aufbauen und einen Garten ringsum anlegen. Dies stellte Denise ihrer Tante vor, die ihr antwortete: „Beeile Dich nicht, mein Kind, man muß warten, bis der Herr wiederkommt, und ihn um seine Ansicht fragen.“

Im Alter von sechszehn Jahren wartet man jedoch nicht

gerne. Denise dachte, der vornehme Herr könne recht wohl lange nicht mehr in's Dorf kommen, und eines Morgens, als ihre Blicke, wie häufig geschah, auf die von August zurückgelassene Adresse fielen, rief sie: „Wie wäre es, liebe Tante, wenn wir dem Herrn schrieben? . . . Er gab uns ja seine Adresse, damit wir ihn, falls wir seiner bedürfen, davon in Kenntniß setzen."

„Hast Recht, mein Kind," sagte Mutter Fourcy, „Du hast immer gute Einfälle! . . . Du kannst mit dem Schreiben umgehen . . . schreibe ihm also, Kleine."

Denise blieb in Gedanken versunken und antwortete nicht.

„Kannst Du nicht mehr schreiben, Kind?" fragte Mutter Fourcy nach einer Weile wieder.

„O doch, liebe Tante . . . aber nicht gut genug, um an einen Pariser Herrn zu schreiben."

„Dann laß ihm durch den Alten schreiben, der sich hieher zurückgezogen hat und allen Säugammen die Briefe für ihre Schätze schreibt . . . er führt eine gute Feder, der . . . er macht zwei Seiten lange Sätze, um Jemand zu sagen, daß sein Kind die Kolik hatte oder ein Häubchen brauche. Oder bitte den Nachbar Mansiard, Dir diesen Dienst zu erweisen; er ist ein ehemaliger Schulmeister, der kann's wie ein Briefsteller."

Denise schwieg noch immer; nach einer Weile aber sagte sie mit niedergeschlagenen Augen: „Wäre es nicht noch besser, liebe Tante, nach Paris zu gehen und mit dem Herrn selbst zu sprechen . . . wäre das nicht artiger, als schreiben?"

„Hast wieder Recht, meine Kleine; wahrlich, es gibt ja Wagen, die um acht Uhr Morgens nach Paris abfahren und Abends um vier Uhr wieder zurückkommen . . ."

„Und Sie wissen ja, Tante, daß ich schon zweimal in Paris war und mir nie Etwas zugestoßen ist."

„Ja, mein Kind, geh'; es begegnet nur Denen Etwas, die es darauf absehen."

„Und dann will ich auch Coco mitnehmen, nicht wahr, Tante?“

„Ja, meine Kleine, das wird dem Herrn Vergnügen machen, das wird er als eine Artigkeit betrachten, und wenn ich hier nicht so beschäftigt wäre, so ginge ich auch mit und lüde mich bei dem Herrn zum Mittagessen ein, ich weiß, was Lebensart ist, ich...“

Denisen war es nicht gerade unlieb, daß ihre Tante nicht abkommen konnte; in ihrer Freude, daß sie nach Paris durfte, eilte sie sogleich fort und bestellte einen Platz für sich und Coco auf den folgenden Morgen; den ganzen übrigen Theil des Tages aber beschäftigte sie sich mit den Vorbereitungen zu ihrer Toilette. Coco sprang vor Freuden in die Höhe bei dem Gedanken, daß er fahren und seinen guten Freund besuchen dürfe, und Mutter Fourcy packte zwei Paar junge Hühner, ein Viertelhundert Eier, Birnen und einen Zwiebelkuchen in einen großen Korb für den jungen Herrn in Paris.

Denise erwachte, ehe der Tag graute. Man befand sich im Anfang des Monats Oktober; allein der Tag war schön und erinnerte die Kleine an jenen, wo sie August zum erstenmal gesehen. Ihre Toilette war bald beendigt: sie zog ein ganz neues Hauskleid an, setzte ihr elegantestes Häubchen auf, das, womit sie Sonntags die Eroberung aller Bursche machte und die Mädchen des Dorfes zur Verzweiflung brachte. Wird jedoch dieses schöne Häubchen in Paris die gleiche Macht ausüben? Denise sehnt sich nicht nach mehreren Eroberungen, nur eine einzige Person gibt es, der sie gefallen möchte, obgleich sie sich hundert Mal den Tag über wiederholt: „Nein, ich liebe den Herrn nicht!“

Coco ward sauber gekleidet; Mutter Fourcy übergab ihnen den Korb mit den Worten: „Macht ihm recht viele Complimente von meinetwegen . . . und die Hühner lassen sich empfehlen und sollen ihm recht gut schmecken . . . und möchte mir auch mittheilen, wie er den Zwiebelkuchen gefunden hat! . . .“

Denise rennt mit Coco fort, in der Furcht, den Wagen zu



Band XIV. Seite 220.
Die kleine Einfalt vom Lande zieht Menin in eine Ecke des Salons und flüstert ihm mit bedeutungsvoller Miene ins Ohr: „Mein Herr, es war heute recht schönes Wetter.“

verfehlen; endlich ist sie drinn, das Kind neben ihr, der Korb zwischen ihren Füßen und so geht's nach Paris.

Der Weg ist nicht lang; dennoch kommt er Denise wie eine halbe Ewigkeit vor, während das Kind, entzückt über das Fahren, wünscht, daß man gar nicht ankommen möge. Man kommt aber doch, und zwar an der Station in der Rue St. Martin an, von wo aus Denise den Korb unterm Arm und Coco an der Hand nach der Rue St. Georges frug und der Chaussée d'Antin zuschritt.

Unterwegs zogen ihr hübsches Gesichtchen und ihre ländliche Tracht Denisen manches Compliment zu, ohne daß sie jedoch Etwas darauf erwidert hätte; sie beschleunigte ihre Schritte, obgleich der Korb sehr schwer war und Coco des Gehens auf dem Pariser Pflaster müde zu werden anfing. Wenn man eine Stadt nicht kennt, durchgeht man größere Strecken, als nöthig ist: Denise verwechselte oft eine Straße mit einer andern, sie wollte nicht immer fragen, weil Diejenigen, an welche sie sich wandte, ihr gleich den Arm boten. An der kleinen Bäuerin lief das Wasser herunter, Coco machte ein verdrießliches Gesicht und wiederholte jeden Augenblick: „Wo ist denn mein guter Freund?" So verging eine volle Stunde angestrengten Gehens, bis sie sich endlich in der Straße St. Georges befanden.

„Hier sind wir nun, Coco," sagte Denise freudig, „hier ist Herrn Augusts Haus; küsse Deinen guten Freund recht . . . es wird ihn freuen, Dich zu sehen . . . o! ich bin überzeugt, er wird uns gut empfangen."

Das Kind vergaß seine Müdigkeit, und so traten sie in das Hofthor. Verlegen blickte Denise umher, sie konnte ihre Gemüthsbewegung nicht überwältigen und blieb mit dem Kinde und ihrem Korbe zwischen zwei schönen Treppen stehen, ohne zu wissen, wohin sie ihre Schritte lenken sollte; Coco fing indeß an, aus Leibeskräften zu schreien: „Mein guter Freund! wir sind da und bringen Dir Zwiebelkuchen und Birnen."

„Was soll der Lärm da?" rief Strack, die Thüre seiner Loge halb öffnend, mit einem Blick auf das Landmädchen und den Knaben, die mitten im Hofe standen; „hör', Kleine, rufest Du hier Gänse aus?"

Denise erröthete und fragte Strack zaghaft: „Welche Treppe geht man hinauf?"

„Gar keine, Sakerment, hier ischt kein Geflügelmarkt . . . Schrei' da draußa mit Deinem kleinen Bruder . . ."

Schon wollte Strack Denise und das Kind zur Thüre hinausweisen, als Bertrand die Treppe herabkam und beim Anblick des jungen Mädchens ganz betroffen schien.

„Wie, Sie sind es, mein Kind!... und auch der kleine Coco!..."

„Ja, wir sind's, Herr Bertrand ... und ach! wie froh bin ich, daß ich Sie sehe; man wollte uns eben aus dem Hause weisen!..."

„Wie, Strack! Du wolltest dieses hübsche Mädchen fortweisen!" ...

„Aber, Sakerment, warum sagte sie nicht, was sie wollte? Der Kleine schrie wie ein Müllereſel: „„guter Freund, guter Freund, Zwiebelkuchen!"" ... was weiß ich von einem guten Freund? ..."

„Es ist mein Fehler, Herr Bertrand, ich dachte nicht daran ... ich war so verlegen... können wir Herrn August nicht sprechen?"

„Doch, doch," entgegnete Bertrand etwas verlegen; „o, Sie werden ihn sehen! . . . kommen Sie, Mamsell Denise, kommen Sie mit mir herauf."

Bertrand führt Beide in aller Stille in ein Gemach, von wo er sie in einen kleinen Salon treten ließ. „Hier bleibet," sprach er, „ruhet aus und wartet ein wenig."

„Ist denn Herr August ausgegangen?"

„Nein, aber er hat Besuch... er ist in diesem Augenblicke beschäftigt."

„Sagen Sie ihm, Herr Bertrand, daß wir da seien: ich wette, er kommt dann sogleich; wir halten ihn nicht lange auf."

„Ja, ich werde es ihm sagen ... doch warten Sie, ich bin bald wieder hier."

Bertrand entfernte sich und machte die Thüre wieder sorgfältig hinter sich zu. Denise betrachtete die schönen Möbel, die schönen Gemälde, welche das Zimmer schmückten; Coco ruhte auf dem Sopha aus; aber die Zeit verging und man ließ sie fortwährend allein. Die Kleine fühlte ihr Herz mehr und mehr beengt; sie hatte im Geheimen gehofft, daß ihr Kommen Freude hervorrufen würde, aber der geringe Eifer, den August an den Tag legte, zu ihr zu gehen, ließ sie befürchten, sich mit zu großen Hoffnungen geschmeichelt zu haben.

Denise wagte weder den Salon zu verlassen, noch eine Thüre zu öffnen; Coco ist eingeschlafen; das junge Mädchen, in einer Ecke sitzend, macht nicht das geringste Geräusch, um das Kind nicht aufzuwecken, und betrachtete traurig den Korb, welcher die Geschenke für den Herrn aus der Stadt enthielt. Endlich erschien Bertrand mit unzufriedener Miene wieder und flüsterte ihr halbleise zu:

„Sie haben Langeweile ... tausend Bajonette! ich begreife das... meine Schuld ist es jedoch nicht ... aber Ordre muß ich pariren ... das geht mir über Alles."

„Ist Herr August nicht zu Hause?"

„Doch, er ist zu Hause; er kann Sie jedoch noch nicht empfangen ... in soferne als... meine Ordre ..."

„Aber, Herr Bertrand, es ist nicht artig, wenn man mit den Leuten nicht spricht; läßt man bei uns seine Freunde so allein? ..."

„Ach, Mamsell, in Paris ist das etwas Anderes. Ich weiß, mit was mir der Herr Lieutenant gedroht hat, wenn ich ihn störe, während er . . . an der Arbeit ist, und ich kann meiner Ordre nicht zuwider handeln."

„Nun, so gehen wir fort."

„Warten Sie noch ein wenig, es wird vielleicht nicht mehr lange dauern."

In diesem Augenblicke hörte man Geräusch im Vorzimmer, und bald trat Mademoiselle Virginie mit dem Ausruf in den Salon: „Hier bin ich! ich habe die gestrenge Ordre nicht respektirt . . . der alte Sündenbock Strack wollte mich nicht herauf lassen; er sagte zu mir: „der Herr ischt nicht da!“ ich ließ mich jedoch durchaus nicht zurückhalten . . . Ei sieht, wer ist denn das kleine Bauernmädchen? . . . sie ist hübsch! Ließ Herr August wegen ihr den Eingang absperren?“

Denise blickte erstaunt auf Virginie, während Bertrand der letzteren durch Zeichen bedeutete, sie solle schweigen, und ärgerlich zu ihr sagte: „Es scheint mir indeß, Mademoiselle, daß wenn ein Portier sagt, man dürfe nicht herauf, so müsse man die Ordre respektiren.“

„Laß mich doch gehen mit Deiner Ordre! . . . Er sagte mir, es sei Niemand zu Hause; Du siehst jetzt, daß er mich belog. Was ist denn das für eine ländliche Schönheit, Bertrand?“

„Ein junges Mädchen vom Lande.“

„Wahrlich, das sehe ich wohl, daß sie nicht aus der Rue Vivienne ist! . . . Herr Bertrand ist boshaft! Und was macht sie hier? . . . Ist das ihr Anhängsel, der dort auf dem Canapé schläft? Teufel! das ist schon ein fermer Junge.“

„Dieses junge Landmädchen ist sehr ehrbar, Mademoiselle; sie will Herrn Dalville einen guten Morgen sagen und bringt das Kind mit, das er sehr liebt; was ist denn da Außerordentliches?“

„Im Gegentheil, ich finde es nur zu natürlich . . . Wie drollig doch der Herr Bertrand ist, wenn er eine ernsthafte Miene annimmt! . . . das Mädchen hat übrigens ein recht gutmüthiges Aussehen . . . Ich bin überzeugt, daß mir ihr Häubchen recht gut stehen würde.“

Während dieses halb leise geführten Gesprächs stand Denise

mit niedergeschlagenen Augen; sie bemerkte, daß Virginie sie häufig ansah, und das vermehrte ihre Verlegenheit.

„Und warum läßt Herr Dalville dieses liebenswürdige Kind warten?“ fuhr Virginie laut und mit freundlicher Miene, auf Denise zugehend, fort.

„Weil er beschäftigt ist und mir verboten hat, ihn zu stören.“

„Aha, ich verstehe . . . ich verstehe!... Fraget nicht weiter!“

Bertrand gab Virginien ein Zeichen, zu schweigen; diese setzte sich jedoch zu Denise, ohne sich um den alten Corporal zu kümmern.

„Kommen Sie weit her, Mamsell?“

„Von Montfermeil, Madame,“ antwortete Denise schüchtern.

Das Wort „Madame“ schien Virginien zu schmeicheln; sie warf sich in die Brust und suchte sich eine ehrenwerthe Miene zu geben. „Montfermeil,“ fragte sie weiter, „ist, glaube ich, bei Sceaux?“

„Nein, Madame, bei Raincy.“

„Ah! richtig. Der Kleine, der dort schläft, ist Ihr Bruder?“

„Nein, Madame, es ist eine arme Waise, für die Herr Dalville sorgt.“

„Bah! wie? August gibt sich auch mit solchen Dingen ab!. . . Nun, das freut mich . . . das gibt ihm neue Ansprüche auf meine Achtung . . . Und Sie wollten August sprechen?“

„Ja, Madame; Coco's Vater ist gestorben und ich wollte Herrn Dalville um Rath fragen . . .“

„Was haben Sie in dem Korbe da?“

„Kleinigkeiten von uns . . . Eier, Hühner, Zwiebelkuchen, den meine Tante selbst gemacht hat.“

„Ach, ich liebe den Zwiebelkuchen vom Lande sehr! . . . Wollen Sie mir erlauben, ein wenig davon zu kosten?“

Denise hätte ihren Kuchen August ganz bringen mögen, und doch wagte sie nicht, Virginien eine abschlägige Antwort zu geben,

welche diese auch nicht abwartete, sondern den Korb öffnete und sich ein großes Stück Kuchen abriß, das sie unter fortwährendem Sprechen verzehrte.

„Ich fürchte sehr, meine Liebe, daß Sie um nichts und wieder nichts gekommen sind! . . .“

„Wie so das, Madame?“

„Ach, weil der Leichtsinn Sie bis morgen sitzen lassen wird!“

„Wer denn, Madame?“

„Nun, August! . . . Ihr Kuchen ist gut, die Butter so frisch . . . das erinnert mich an meine Kindheit; ich aß alle Abend für vier Sous, ich kaufte sie auf dem Boulevard St. Denis. Um wieder auf das früher Gesagte zurückzukommen, bei Dalville ist ohne Zweifel irgend eine leichtfertige Person, und darum kann man ihn nicht sprechen?“

„Wie Madame, Sie glauben?“

„O, ich bin es überzeugt! ich kenne diese Geschichten . . . die verlegene Miene Bertrands . . . die Ordre des Portiers . . . ich erstaune sogar, daß man Sie herauflieẞ.“

„Herr Bertrand hat mich hereingelassen; ohne ihn wäre ich abgewiesen worden.“

„Mich betrifft das nicht, ich sehe August gegenwärtig wie meinen Bruder an; aber Sie werden blaß, Kleine! befinden Sie sich nicht ganz wohl? . . .“

„Nein, Madame, es fehlt mir nichts . . .“

„Wie glücklich sind Sie, mein Kind, ehrbar zu sein und die Leidenschaft zu fliehen! . . . Erhalten Sie sich immer diese Unschuld . . . Bertrand, sehen Sie nicht, daß mich dieser Zwiebelkuchen ganz auftreibt? . . . Geben Sie mir doch zu trinken . . . die Kleine wird wohl auch Etwas zu sich nehmen.“

„O nein, Madame, ich danke . . .“

„Ach, da wacht der Kleine auf!“

Coco öffnet seine Augen, sieht erstaunt rings herum, und

läuft dann auf Denise zu, indem er sagt: „Wo bleibt denn mein guter Freund?“

„Ach ich glaube, daß wir ihn gar nicht zu sehen bekommen werden! . . .“ antwortet die Kleine mit erstickter Stimme, indem sie auf die Wanduhr sieht, welche drei und ein Viertel uhr zeigt, und dann Bertrand mit einem flehenden Blick gleichsam auffordert, August aufzusuchen.“

„Er ist artig, der Kleine!“ sagte Virginie, indem sie Coco mit der Hand durch die Haare fuhr. „So möchte ich ein Kind haben, denn ein Kind gibt Einem ein respektables Aussehen.“

In diesem Augenblicke hörte man im Nebenzimmer klingeln.

„Der Herr ruft,“ sagte Bertrand und verließ schnell den Salon. Gleichzeitig sprang Tony eilends die Treppe herab, um das Pferd an das Cabriolet zu spannen.

Denise machte sich gefaßt, jede Minute August eintreten zu sehen; Virginie spielte mit Coco; endlich erkannte sie Dalville's Stimme, der lebhaft mit Bertrand sprach, und bald trat der junge Mann in den Salon; allein er hatte seinen Hut auf dem Kopf, die Handschuhe an und schien große Eile zu haben. Das junge Mädchen eilte ihm mit dem Kind an der Hand und dem Korbe am Arm entgegen.

„Guten Tag, Denise, guten Tag, mein Freund,“ sagte August und küßte das Kind, ohne Virginie zu beachten; „Sie haben auf mich gewartet . . . es thut mir leid, daß ich jetzt nicht bei Ihnen bleiben kann.“

„Meine Tante läßt sich Ihnen auf's Beste empfehlen,“ sagte Denise, „sie schickt Ihnen hier Hühner, Eier, Birnen ... und ...“

„Ich danke, Denise . . . ich danke, ich . . .“

„Kommen Sie doch, mein Herr, ich warte auf Sie!“ ruft ungeduldig eine zarte Stimme, die viele Aehnlichkeit mit der von Frau von la Thomassinière hatte, aus dem Vorzimmer.

„Adieu, adieu, ich werde Sie wieder sehen,“ sagte August

zu Denisen, und, ohne ihr Zeit zum Antworten zu geben, verließ er hastig den Salon, dessen Thüre er hinter sich zuwarf, und fuhr mit einer jungen in einen großen Shawl gehüllten und dicht verschleierten Dame, die sich tief in sein Cabriolet drückte, weg.

Denise blieb unbeweglich mit ihrem Korbe am Arme stehen; aber dicke Tropfen rollten ihr aus den Augen, und der Korb wäre ihrem Arm entgleitet, wenn Virginie, die inzwischen näher getreten, sie nicht gehalten und das junge Mädchen in ihren Armen aufgefangen hätte.

„Nun, nun, meine Kleine, was haben Sie denn? ... Ei, sie weint ganz gehörig ... ach, mein Gott! es wird ihr übel! ... Bertrand, bringen Sie doch Etwas! ... Braucht man sich eines Mannes wegen so zu grämen, liebe Freundin? ... Ach Gott! sie sind es nicht werth, wenn Sie sie wie ich kennten! ... Ich muß gestehen, daß Herr August keineswegs artig war; Ihnen kaum zu antworten, kaum zu danken! ... ah, sie bekommt wieder mehr Farbe. Es hat mich in der That sehr ergriffen, Sie so gesehen zu haben!“

Denise zog ihr Taschentuch hervor, trocknete ihre Thränen ab und rief Coco mit den Worten: „Komm', lieber Kleiner ... wir wollen wieder in unser Dorf zurückkehren.“

„Und wird mein guter Freund nicht mit uns gehen?“

„O nein! er hat nicht einmal Zeit, mit uns zu sprechen ... komm', Coco ... wir wollen gehen; um vier Uhr fährt der Wagen ab.“

„Ich will Sie bis hin begleiten, liebe Kleine,“ sagt Virginie, „Sie könnten in Paris leicht irre gehen.“

„Ich biete Ihnen meinen Arm an, Mamsell,“ sagte Bertrand.

„Ich danke, Herr Bertrand, incommodiren Sie sich nicht, es ist unnöthig! ...“

„Warum denn, Mamsell Denise?“

„Wir werden den Weg schon finden ... Sagen Sie Herrn August, daß wir ihn nicht mehr belästigen werden.“

„Mamsell Denise, Sie thun Unrecht, ihm zu grollen ... hätte nicht Jemand auf ihn gewartet ...“

„Ja wahrlich,“ sagte Virginie, „er war sehr artig; nicht einmal dem hübschen Kinde für ihr Präsent zu danken! So schöne Hühner! so schöne Birnen und so frische Eier ... o frische Eier, das ist mein Leibessen ... Wollten Sie wohl erlauben, daß ich drei davon zu meinem Frühstück auf morgen mitnehme?“

„Nehmen Sie so viel Sie wollen,“ antwortete Denise, „denn ich sehe wohl, daß Herr August sehr wenig Werth auf das legt, was wir ihm mit so viel Freude anboten.“

„Ich wiederhole Ihnen mein Kind, daß die Männer nicht werth sind, daß wir ein Bein um sie aufheben,“ sagte Virginie, indem sie vier Eier in ihren Arbeitsbeutel steckte, alsdann Denise nachging, die sich mit dem Kinde entfernte, ohne die Begleitung Bertrands angenommen zu haben. Madame St. Edmond stieg gerade mit einem jungen Manne die Treppe herab, als Denise von Dalville wegging, gepreßten Herzens, die Augen geröthet und Coco an der Hand.

Leonie schnaubt Wuth gegen August, seit er sie in ihrer Ohnmacht auf der Treppe verlassen hatte, um nach Bertrand zu sehen. Da sie alle Hoffnung verloren, wieder mit ihm anzuknüpfen, ergreift sie jeden Anlaß, um ihm einen schlechten Streich zu spielen; auf diese Weise rächt sich stets eine Frau, die niemals geliebt hat.

Indem sie die kleine Bäuerin von Dalville herunterkommen sah, blieb sie stehen, musterte sie mit Hohnlächeln und sagte zu ihrem Begleiter: „Ah, die hat eine recht possirliche Haltung; übrigens war sie wahrscheinlich da, um sich gehörig auszubilden.“

„Was sagt die da?!“ ruft Virginie aus, die hinter Denise hergeht und die letzten Worte Leoniens gehört hat; aber diese geht schnell wieder die Treppe hinauf.

„Ich weiß es nicht,“ antwortet Denise, „ich kenne diese Dame nicht und glaube nicht, daß sie zu mir gesprochen hat.“

„O! ich kenne sie, ich," sagt Virginie, indem sie rasch einige Stufen hinaufstieg und nach oben rief: „Ja, ja! ich kenne sie ... Ich möchte ihr rathen, nicht viel Lärm zu machen ... Man sollte keine Waldpartie machen, wenn man sein Essen nicht zahlen kann."

Aber Madame St. Edmond ist bereits wieder in ihr Zimmer zurück und hat die Thüre abgeschlossen. Virginie steigt mit Denise herab, für die sie Freundschaft gefaßt, und nöthigt sie, ihr den Arm zu geben, um sie bis zu der Landkutsche zu begleiten.

Denise ist traurig und antwortet nur ganz kurz auf die vielerlei Fragen Virginiens, aber diese versteht es perfekt, die Unterhaltung allein zu führen.

Man gelangt zu der Kutsche, die im Begriffe steht, abzufahren; Virginie küßt Denise, indem sie ihr sagt: „Adieu Kleine, seien Sie nicht so traurig! Sie sind glücklich, daß Sie auf dem Lande wohnen können, das ist mehr werth, als dieses lumpige Paris... In Ihrem Ort werden Sie mehr Liebhaber finden, als Ihnen nur lieb ist ... Ist das der Wagen! ... Da muß man sitzen wie in einem Nachttopf. Wenn ich einmal Zeit habe, komme ich zu Ihnen, Sie müssen mich das Buttern lehren. Adieu, liebe Freundin! Kutscher geben Sie Obacht, werfen Sie unterwegs nicht um ... bedenken Sie, daß Sie eine ganze Liebesgeschichte in Ihrem Nachttopf haben."

Denise und Coco reisten nun in ihr Dorf zurück, jedoch bei weitem nicht so heiter, als sie es verlassen hatten. So werden wir häufig in unsern Erwartungen getäuscht, und finden da Leid, wo wir nur der Freude zu begegnen hofften.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Schule der Emporkömmlinge.

„Die arme Denise ging recht traurig weg," sagte Bertrand den andern Morgen zu August.

„Es war mir sehr ärgerlich, daß ich nicht länger mit ihr sprechen konnte," versetzte Dalville, „allein an mir lag die Schuld nicht; jene Dame wartete auf mich."

„Jene Dame ... nun, die hätte auch einige Augenblicke länger warten können."

„Bertrand!"

„Verzeihung, Herr Lieutenant! Aber es that mir wahrhaftig recht in der Seele weh, daß Sie kaum mit dem jungen Mädchen sprachen, bei dem wir so gut bewirthet worden waren; erinnern Sie sich noch, wie man uns aufnahm, der Freude, die man bei unserem Anblick an den Tag legte ..."

„Ach! ich habe es nicht vergessen."

„Sie dankten ihr nicht einmal für ihr Geschenk."

„Ich habe es nicht gesehen ... doch in Kurzem gehen wir wieder nach dem Dorfe und werde ich meinen Fehler da gut machen. Heute, Bertrand, speise ich bei Frau von la Thomassinière, es wird dort auch eine große Abendgesellschaft geben ... ohne Zweifel komme ich erst morgen früh zurück! ... Ah, notire, daß ich dem Herrn Marquis von Clignoval, der neulich in einem Hause, wo ich mich gerade befand, sehr unglücklich im Spiele war, hundert Louisd'or geliehen habe; er will sie mir dieser Tage wieder heimgeben."

Bertrand entgegnete nichts, allein er brummte vor sich hin: „Wiederum verlorenes Geld; er leiht beständig her und erhält nie Etwas zurück."

Herr von la Thomassinière, der sein Vermögen fortwährend sich mehren sah, wollte den Namenstag seiner Gattin durch ein großes Fest begehen. Schon acht Tage zuvor wurden Einladungen nach allen Seiten hin erlassen, und Alles deutete auf eines der glänzendsten Festmahle hin, die der Spekulant je gegeben hatte. Er erwartete Ritter und Marquisen bei Tische, welche so herablassend sind, ihn ihren Freund zu nennen, Dichter, die ihm ver-

sprochen, in ihren Werken seiner zu erwähnen, und endlich einige alte Bekannte, die man durch den Luxus des Festes ganz zu zermalmen hoffte. Zu der Zahl der letzteren gehörten Herr und Madame Destival.

In dem prachtvollen Hôtel des Herrn von la Thomassinière war Alles in voller Bewegung. Tapezirere dekorirten die Salons, rüsteten die Kron- und Armleuchter zu; Diener gingen ab und zu, um Befehle zu holen und zu bringen; Küchenjungen vollzogen die Ordre des Küchenmeisters. Drei Kammerfrauen sind um Madame beschäftigt, die aber erst seit drei Stunden an ihrer Toilette ist, und noch ist es nicht weiter, als fünf Uhr. Aber Athalie, unbeständig in ihrem Geschmacke, findet heute nicht mehr schön, was sie gestern entzückte; schon waren zwei hübsche Häubchen bei Seite geworfen, in denen sie sich ganz abscheulich vorkommt; sie wird ungeduldig, ärgerlich, stampft mit den Füßen, zerreißt einen prachtvollen Tüllschleier, zerzaust ein Bouquet, schmält ihre Frauen und steht auf dem Punkte in Ohnmacht zu fallen, weil man ihr einen Schmuck von blauen statt violetten Steinen gebracht hat. Endlich gelingt es ihren Frauen, sie zu beruhigen, indem sie ihr auf Eid und Gewissen betheuern, daß sie aufs Schönste koiffirt sei; sie vermögen sie sogar, sich in ihrem Ankleidespiegel zu betrachten, wo sie über sich selbst entzückt, lächelnd ausruft: „Es ist wahr, ich bin nicht übel.“

Von halb sechs Uhr an erschienen die Geladenen nach und nach. La Thomassinière, der in seinem Hause etwas weniger übermüthig ist, als bei Andern, ging den Leuten mit Titeln, die ihn der Ehre würdigten, sein Mittagessen zu verzehren, mit tiefen Reverenzen entgegen, und begnügte sich bei den Andern, die er durch seine Einladung äußerst geehrt hielt, mit einem gnädigen Lächeln.

Herr und Madame Destival fehlten nicht.

Seit der Geschäftsmann einen Neger hatte, blinzelte er mit den Augen, und behauptete, er habe ein sehr kurzes Gesicht. Seine Frau konnte an Eleganz mit Athalien wetteifern, und ihre geist-

reichen Augen verliehen noch etwas mehr Malice, wenn sie auf den Gebieter und die Gebieterin des Hauses fielen.

Die Gesellschaft, bei der sich auch August befand, war nun vollständig und sehr glänzend. Elegante Damen, Decorirte füllten den Salon, dessen Honneurs Athalie machte, wobei Sie übrigens ihre Höflichkeit nach dem Range oder dem Vermögen der betreffenden Personen abmaß. Stolz und aufgeblasen ging Thomassinière durch die Salons, indem er zu sich sagte: „Von diesem Feste wird man viel sprechen! ... der Marquis hat mir zugesagt, davon ein Wort bei Hofe fallen zu lassen, und ein Poet, zugleich Mitarbeiter eines Journals, hat mir versprochen, daß er meinen Namen in einem Artikel bringen wolle, der wenigstens eine Kolonne ausfüllt! ... Mein Name in einer Kolonne! ... Der Teufel auch! ... Wie werde ich da herumkommen! Wenn Destival ein Diner wie das meinige gibt, dann will ich ihn für etwas Rechtes halten. Diese armseligen Leute bersten vor Neid, das thut wohl!“

Um halb sieben Uhr begab sich die Gesellschaft in den Speisesaal, wo eine Tafel zu vierzig Gedecken bereit stand. Destival war sein Platz ganz unten zwischen einem sechsjährigen Kinde und einem alten tauben Herrn angewiesen. Er verschluckte diese Beleidigung mit einem Blick auf seine Frau, und die Augen Beider schienen sich gegenseitig eine süße Rache zu versprechen.

Kaum war die Suppe gegessen, als sich ein Lärm wie von Streitenden aus dem Vorzimmer her vernehmen ließ.

„Was gibt's denn, Lafleur, Jasmin?“ rief alsobald la Thomassinière seinen Leuten zu; „wer erlaubt sich, in meinem Hause Lärm zu machen? ... Schickt die Leute fort, ich bin für Niemand sichtbar; man dürfte mir Goldbarren bringen, ich würde sie jetzt nicht in Empfang nehmen.“

Die Diener schienen verlegen und wagten nicht zu antworten. Der Lärm dauerte indeß fort; man unterschied eine Weiber-

stimme, die schrie: „Ich werde eintreten ... ich sage Euch, daß ich eintreten darf..."

„Jagt doch die Kanaille fort, Lafleur!" fuhr la Thomassinière zornig auf; doch in diesem Augenblicke wurde die Thüre des Speisesaals hastig aufgerissen, und eine kurze, dicke Frau von etwa sechszig Jahren, mit einem aufgeweckten Gesicht, einer runden Haube auf dem Kopf und wie eine Pomeranzenhändlerin gekleidet, trat ein, und rief aus: „Nun, das wäre doch stark, wenn ich nicht bei meinem Sohne eintreten dürfte ... diese Lakaien sind so dumm wie mein A....!... Exkursiren Sie, meine Herren und Damen!... Wo bist Du denn, Thomas? Komm' doch und küsse mich mein Alter!... Kennst Du Deine Mutter nicht mehr?"

Die Coulissenveränderungen in der großen Oper gehen nicht schneller von Statten, als die Veränderung im Speisesaale beim Anblick der Mutter Thomas; Herr von la Thomassinière war ganz bestürzt; es schien, als habe ihn der Blitz getroffen, und er sei unfähig, sich zu bewegen oder ein Wort zu sprechen; die glänzende Athalie erblaßte, gerieth in Verwirrung und sah Mutter Thomas mit einem Ausdrucke an, als zweifle sie noch an dem, was sie eben gehört; auf dem Gesichte jedes Gastes war Staunen über diesen unerwarteten Auftritt, sowie ein Gefühl von Ironie, Bosheit und Schadenfreude zu lesen; doch auf keinem mehr, als auf dem Destivals und seiner Frau.

Mutter Thomas, unbekümmert um die Miene der Gäste, lief ohne Umstände auf ihren Sohn zu, den sie sogleich aus allen Anwesenden heraus erkannt hatte. „Da ist er!" rief sie, „ich kenne ihn, er ist's ... mein Thomas..., o! er ist's wirklich ... mit seiner kleinen Linse unter dem linken Auge! . . . Bist nicht zu sehr verändert, mein Junge!... Nun, so küsse mich doch; kannst Du denn weder Hand noch Fuß mehr rühren?"

Mit diesen Worten nahm die gute Frau ihren Sohn beim Kopf und küßte ihn mehrmals; la Thomassinière ließ sie ge-

währen, wie Jemand, der nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht, und Athalie rief: „Ach, mein Gott!... ist es möglich ... spielt man uns keine Komödie vor?"

„Du erwartetest mich nicht, mein Junge, nicht wahr? ... Das glaub' ich wohl ... sieh', es ist eine Ueberraschung; einer Deiner guten Freunde schrieb mir, es werde Dir viel Freude machen, Deine Mutter zu sehen, und ich solle es möglich machen, justement heute anzukommen, weil Deiner Frau Geburtstagsfest ist ..."

Hier sahen sich die Gäste gegenseitig an, um zu errathen, wer dem Herrn von la Thomassinière diese Ueberraschung bereitet habe, und mehr als Einer bedauerte, daß der Einfall nicht von ihm stamme. Der Herr des Hauses ist noch immer zu sehr betäubt von dem Schlag, der ihn betroffen, um auf die Worte seiner Mutter zu achten, und Athalie scheint einer Ohnmacht nahe.

„Auf dieses hin," fuhr Mutter Thomas fort, „sagte ich mir, raus mit der Büchse!... Ich hatte mir nämlich einen kleinen Sparpfennig auf die Seite gelegt und bezahlte damit meinen Platz auf dem Eilwagen, wo wir nicht mehr und nicht weniger zusammengepreßt waren wie Häringe, mit Respekt zu melden, meine Herren und Damen! und so bin ich nun denn hier in diesem Paris, wo Du Dein Schnittchen so nett gemacht hast!"

Der Marquis von Cligneval, der dem Hausherrn gegenüber saß, wollte der Verlegenheit seines Wirthes, dessen Börse ihm eine zu wichtige Hülfsquelle war, um nicht über die größere oder geringere Vornehmheit seiner Eltern ein Auge zuzudrücken, ein Ende machen. Er nahm daher rasch das Wort und rief mit freundlicher Miene: „Es ist wahrhaft liebenswürdig von Ihrer Frau Mutter, daß sie Sie auf solche Weise überrascht hat; sie hat sich so sehr beeilt, daß sie noch in ihrem Reisenégligé ist ... doch, was liegt daran? ... man ist unter Freunden ... Madame wird neben mir Platz nehmen ... es soll mich freuen, ihre Bekanntschaft zu machen ... sie sieht so ehrwürdig aus ... ein

griechisches Profil! Ich liebe die Landbewohner sehr; sie haben eine so reizende Natürlichkeit."

La Thomassinière sah den Marquis mit einer Miene an, welche sagen wollte: „Sie retten mir das Leben," während Mutter Thomas rief: „Was sagt der da? ich sei im Négligé gekommen? Da bist Du im Irrthum, mein Schatz, ich habe mein Sonntagskleid an."

„Stille ... stille, Mutter, ich bitte Sie um Gotteswillen! ..." murmelte la Thomassinière; „nehmen Sie sich doch in Acht! ... Sie sprechen mit einem Marquis."

„Mit einem Was? ... Wie sagtest Du, Thomas? ... Nun, aber wo ist denn meine Schwiegertochter? ... stell' sie mir einmal vor, mein Junge ... Wird es ihr keine Freude machen, die Mutter ihres Mannes zu küssen?"

„Frau von la Thomassinière! küssen Sie doch Ihre Frau Schwiegermutter," sagte Madame Destival mit spöttischem Blicke auf Athalien.

„Ich kann nicht mehr ... ich sterbe!" lispelte Athalie mit erlöschender Stimme und warf sich auf August, der neben ihr saß.

„Meine Frau fällt in Ohnmacht!" schreit la Thomassinière, erfreut über einen Vorfall, der die Aufmerksamkeit der Gesellschaft ablenkte; er erhob sich schnell und eilte auf seine bereits von mehreren Personen umgebene Frau zu, während Mutter Thomas ausrief: „Schau! das ist Deine Frau! der kleine Wisch da, der zusammenknickt! ... Sie wird schon zu viel hinunter gewickelt haben, in ihren Pariser Spatzenmagen, mein Kleiner, und das wird ihr den Ranzen auseinandertreiben! ... Gib ihr ein Glas Schnaps, das erwärmt Herz und Nieren."

Man hielt Athalien starke Essenzen unter die Nase und brachte sie an den Luftzug; allein sie hütete sich wohl, wieder zu sich zu kommen. Mutter Thomas schob zwei feine Damen, welche ihrer Schwiegertochter beistanden, etwas unsanft auf die Seite. „Geht

Acht, meine Kätzchen," sagte sie zu ihnen, „Ihr erstickt das Kind! ... Ach, mein Gott! das Anstreichen hilft nichts, ich weiß ein probates Hausmittel, wie man sie schnell wieder zu sich bringen könnte: zwei oder drei tüchtige Pätsche auf den Hintern bringen eine Frau augenblicklich wieder auf die Beine; das hilft alle Mal ..."

Die eleganten Damen sahen einander an und entfernten sich von Frau Thomas, indem sie unter einander flüsterten: „Aber das ist abscheulich! ... das wird unerträglich!"

„Mich belustigt sie sehr, meine Liebe," sagte die Eine.

„O! mich macht sie erröthen," entgegnet eine Andere, „so wie sie den Mund aufthut, zittere ich, es möchte ihr irgend ein gemeiner Ausdruck entfahren."

„Ja, es beginnt gar nicht übel."

„Es ist ein Nervenanfall," bemerkt la Thomassinière, „man muß Madame in ihr Gemach bringen ... das dauert immer wenigstens zwei oder drei Stunden."

„Nun, das lasse ich mir gefallen!" sagte Mutter Thomas.

Man brachte die Herrin des Hauses in ihr Zimmer, wohin sie mit dem festen Vorsatz kam, dasselbe nicht mehr zu verlassen, so lange Madame Thomas in der Gesellschaft sei.

Für die Mehrzahl der Eingeladenen war indeß das Diner das Wichtigste, und kaum war Frau von la Thomassinière aus dem Speisesaal weggebracht, als sich Jedes wieder zu Tische setzte und ruhig fortaß, wobei man von allen Seiten hörte: „Das hat nichts zu bedeuten, das ist nicht gefährlich, das wird keine nachtheiligen Folgen haben," was in's Deutsche übersetzt so viel heißt, als: „jetzt haben wir uns genug mit der Frau vom Hause beschäftigt, der es in Ohnmacht zu fallen beliebte, denken wir nunmehr an unsern Magen, und lassen wir die deliciösen Bissen, die man für uns bereitet hat, nicht kalt werden."

Gerne wäre la Thomassinière seiner Frau nachgefolgt, allein er fühlte, daß es unhöflich gewesen wäre, die Gesellschaft, gegen die er bereits einen ganz anderen Ton angenommen hat, auf solche Weise zu verlassen. Er setzte sich daher wieder an seinen Platz unter stetem Nachsinnen, wie er seine liebe Mutter zum Schweigen bringen könnte, und Destival, der fürchtete, man könnte Madame Thomas der Gesellschaft entziehen, nahm sie bei der Hand und führte sie zu dem Marquis.

Mutter Thomas ließ sich das gefallen und dankte, neben Herrn von Vligneval Posto fassend, ihrem Führer mit den Worten: „Jetzt, mein guter Freund, brauche ich Ihre Hand nicht mehr; mit Gabel und Kinnbacken weiß ich schon allein umzuspringen."

„Sie ist voll Geist!" rief der Marquis, „sie hat wahrhaftig köstliche Antworten in petto."

Herr von la Thomassinière, der nicht mehr die Augen aufzuschlagen wagte, wollte wenigstens das Mahl möglichst schnell zu Ende bringen. Aber seine Gäste waren darin anderer Ansicht, und ließen es sich in aller Gemächlichkeit schmecken. Der Marquis stopfte Mutter Thomas voll, indem er ihren Teller nie leer werden ließ und dadurch ihrem Geplapper ein Hinderniß bereiten wollte; aber Madame Thomas ist ein tüchtiges Weib, die zwei Dinge auf einmal thun kann; ohne sich im Essen stören zu lassen, rief sie jeden Augenblick: „Ach Gott, wie gut das ist! Ach, welch ausgezeichnetes Fricot! . . . von diesem Geschmack habe ich nie Etwas gegessen! . . . Ach, Thomas, mein Junge, solche Fricassée's machte man in unserem „,gelehrten Esel'" nicht! . . . Erinnerst Du Dich noch an denselben, Restkegelchen?"

„Wer will Trüffeln? . . . wer hat noch keine Trüffeln?" rief la Thomassinière, indem er seine Mutter zu überschreien suchte.

Allein Madame Destival, welche es sehr gut verstanden hatte, sagte zu derselben: „Wie, Madame, hat Herr von la Thomassinière früher eine Schenke gehalten?"

„Herr von la Thomassinière!“ versetzte Mutter Thomas, ihr Glas mit einem Zuge leerend; „wer ist das, mein Herz?“

„Ihr Herr Sohn, Madame.“

„Wie? heißt Du nicht mehr Thomas, mein Junge? Deßhalb also sagten die grünen goldbordirten Affengesichter in Deinem Vorzimmer, Du wohnest nicht hier! . . . Und warum hast Du den Namen Deines Vaters abgelegt, Thomas? War er Dir nicht schön genug? Weißt Du wohl, daß Dein Vater ein Ehrenmann war, der das Litre Wein zu sechs Sous ausschenkte, ohne ihn durch Beimischung zu verfälschen, wie es eure Pariser Spitzbuben alle thun ... ich bitte die Gesellschaft um Eskūse! ...“

„Ihr Herr Sohn,“ nahm der Marquis das Wort, „nennt sich jetzt von la Thomassinière von einem Gute, das er gekauft hat. . . überdies ist das so gebräuchlich in Paris; man ändert seinen Namen nicht, sondern verlängert ihn nur ein wenig, es klingt angenehmer ...“

„Ja gewiß,“ sagte la Thomassinière, indem er einige Festigkeit zu erlangen suchte; „wenn man ein so „bedeutungsvolles“ Vermögen erlangt hat, wie ich ... so ist es wohl erlaubt, zu vergessen . . . zudem, wie der Herr Marquis sagt, geschieht das täglich ...“

„Ah, das ist was Anderes,“ fuhr Mutter Thomas fort, „wenn Du Güter gekauft hast ... das geht noch über den Marquis von Carabas! . . . Dann aber, mein Junge, hättest Du mich können bälder zu Dir kommen lassen, denn ich langweilte mich nicht wenig in unserem Ort, der ein wahres Loch ist, und mit den zweihundert Franken, die Du mir alle Jahre schicktest, konnte ich keine großen Sprünge machen.“

„Ach Gott! welche Schändlichkeit!“ rief eine Dame, die einen Turban mit einem Paradiesvogel trug, und rückte vom Tische weg, während die Männer einander lachend ansahen, und la Thomassinière seine Füße unter dem Tisch ausstreckte, um seine

Frau Mutter, die ihm gerade gegenübersitzt, zu stoßen, welcher er umsonst durch Zeichen bedeutete, sie solle schweigen.

„Was hat sie denn, diese Dame da?" sagte Mutter Thomas, indem sie die Dame im Turban ansah; „wird ihr auch übel?... Was sie für Augen an mich hin macht... mit ihrem Drachenschwanz auf dem Kopf!"

„Meine Mutter... ich beschwöre sie!" stammelte la Thomassinière, indem er sie mit den Füßen stieß.

„Fort mit ihnen!... fort doch!... unter dem Tisch sind ja Hunde, Kleiner; schon zwei oder drei Mal sind sie mir über die Füße gesprungen; laß ihnen doch zu fressen geben, damit sie uns in Ruhe lassen... Trinken her! wer schenkt ein?... Du mein Alter?"

Der Marquis, an den diese Worte gewendet waren, ergriff eine Flasche Madera, die vor ihm stand, und füllte das Glas seiner Nachbarin, welche niemals trinken wollte, ohne anzustoßen.

„Was ist denn das da für ein gelber Wein, mein Kleiner?" fragte sie.

„Es ist Madera, Madame," antwortete der Marquis.

„Schmeckt er gut, Nachbar?"

„Ausgezeichnet!... Ich habe noch keinen so guten getrunken."

„Nun, alsdann, auf Deine Gesundheit, Luftibus! und auf die Ihrige, alter Fuchs."

Diese letzteren Worte wandte Frau Thomas an ihren Nachbar zur Linken. Dieser war ein alter bezopfter und gepuderter Cavalier, der sehr mißlaunig war, so nahe bei der Mutter Thomassinières zu sitzen, und den Kopf jedesmal abwandte, wenn sie ihn ansah, und nicht antwortete, wenn sie mit ihm sprach.

Diesmal hält Frau Thomas dem alten Cavalier das Glas beinahe unter die Nase; er mußte nothgebrungen eine Antwort geben, und brummte mit verächtlicher Miene: „Ich stoße nicht an, Madame."

„Ah, Du stößest nicht an; dürrer Weinpfahl! Nun, hat nichts zu sagen, macht durchaus nichts; Du hast ein liebenswürdiges Gesicht . . . wie ein Gewürznägelein! . . . Auf Deine Gesundheit, mein Alter! . . . auf die Ihrige, meine Herren, meine Damen und die ganze Gesellschaft . . . auch auf Deine, Du grüner Affe, der Du mich nicht hereinlassen wolltest.

Dieses letztere Compliment war an Lafleur gerichtet, und la Thomassinière schlug sich verzweiflungsvoll vor die Stirne, während der Marquis sich in Versicherungen erschöpfte, das sei herrlich! das seien alte patriarchalische Gebräuche . . . man trinke auf Jedermanns Gesundheit . . . die Kinder Noah's hätten auch immer miteinander angestoßen.

Frau Thomas hatte das Glas Madera auf einen Schluck ausgetrunken; als es aber drunten war, schnitt sie ein saures Gesicht und blickte den Marquis finster an, indem sie ausrief: „Ach Gott! wie schlecht ist Dein Madera! . . . ach Kinder, das schmeckt, als ob man das Maul voll Eselspiß hätte."

Alle Damen stoßen einen Schrei aus und verbergen das Gesicht unter ihrer Serviette; die Männer lachen. Frau Thomas, welche nur etwas ganz Natürliches in dem, was sie gesagt hat, sieht, und glaubt, man theile ihre Fröhlichkeit, läßt sich einen andern Wein einschenken, während ihr Herr Sohn auf seinen Stuhl zurücksinkt, indem er murmelt: „Ich bin ein verlorener Mann!"

Je mehr Frau Thomas trinkt, um so geschwätziger wird sie; vergebens füllt der Marquis ihren Teller, vergebens schreit Herr von la Thomassinière seinen Bedienten zu: „Tragt doch dem Herrn auf, tragt doch bei Madame ab!" die Stimme der dicken Mama übertönt alle der vornehmen Leute, weil die vornehmen Leute nicht die Gewohnheit haben, laut zu sprechen.

Der alte Herr mit seiner Taubenflügelfrisur, welchen die Mutter Thomas Gewürznägelein genannt hat, kann diesen Schimpf

nicht verdauen; er macht eine erschreckliche Miene, bietet seiner Nachbarin immer den Rücken, und murmelt zwischen seinen Zähnen: „Es ist unverschämt, Leute wie mich einzuladen, um sich durch solche Personen zu compromittiren . . . ha! nie wird man mich wieder hier erblicken . . . ich bin untröstlich, da zu sein."

Trotz dem geht der alte Ritter nicht, und ißt und trinkt für Viere, weil man sich doch für den Aerger, den man empfindet, entschädigen muß.

Mutter Thomas will von Allem: sie läßt sich von jeder Platte, die sie bemerkt, auftragen, indem sie zu dem Marquis sagt: „Was ist denn das da, mein schöner Kleiner?"

„Ein Hühnchen à la Marengo, Madame."

„Ach Gott! wie das versteckt ist! einerlei, gib mir davon ein Flügelchen . . . und dieses schwarze Ragout da unten?"

„Ein Salmi von Rebhühnern mit Trüffeln."

„Das muß erhitzend sein; gib mir ein wenig von Deinem Salmigondis mit Trüffeln; ich will es wagen . . . und diese große Schüssel, welche ganz mit Brühe bedeckt ist?"

„Das ist eine Sultane à la Chantilly . . ."

„Eine Sultane! . . . Ah, lieber Freund, er hält uns also für Türken! . . . Du wirst mich sie auch versuchen lassen, damit ich erfahre, wie diese Heidenhunde kochen . . ."

„Madame Thomas . . . es wird Ihnen übel werden," sagte leise la Thomassinière, welcher mit Schrecken sah, wie sich die Augen seiner Frau Mama immer mehr belebten, und daß sie von allen Weinen, wie von allen Schüsseln kosten wollte.

„Laß doch, Kleiner, ich habe einen Straußenmagen! . . . Denkst Du denn nicht mehr an jene Wette, welche ich eines Tages mit unserem Vetter, dem Garkoch, machte . . . ein braver Mann . . . er ist seit drei Jahren todt, der arme Chahû!"

„Lafleur! Jasmin! Comtois! . . . traget auf . . . nehmet das weg . . . schnell den Nachtisch! . . ."

Herr von la Thomassinière mag schreien wie er will, seine Mutter setzt nichts destoweniger ihre Erzählung fort. „Ihr müßt nämlich wissen, meine Kinder, daß Chahû einer der größten Fresser in der Landschaft Brie war; ein köstlicher Dickkopf, welcher euch, mit Respekt zu melden, einen welschen Hahn hinabdrückte, wie wir eine Lerche verzehren; läßt sich der Kerl eines Tages beigehen, mit mir zu wetten, wer am meisten von einem Hühnerfricassée, welches ich zu einer Maurerhochzeit bereitet hatte, fressen könne. Ich, die ihren Mann beim Wickeln stellt, schlage ein; als wir aber an der Hälfte der Schüssel arbeiten, gestehe ich ihm im Vertrauen, daß es Katzen sind, die ich fricassirt habe; auf das hin verdreht der Hundsfott die Augen und macht mir eine Saulache zwei Ellen lang in die Stube."

Die Damen wollten nicht weiter hören; sie stehen vom Tische auf und flüchten sich in den Salon. Herr von la Thomassinière weiß nicht mehr, wo er daran ist: er wird nacheinander roth, gelb und blaß; der Schweiß rinnt von seiner Stirne herab; er gießt sich Wein in seinen Teller und fährt mit seiner Gabel in sein Glas. Die jungen Leute lachen aus vollem Halse, und August macht es ebenso, denn er findet, daß sein Wirth diese kleine Lection wohl verdient. Destival ist entzückt; seine Augen glänzen vor Schadenfreude, er läßt sie von Einem auf den Andern schweifen und heftet sie zuletzt auf Herrn von la Thomassinière. Was den Marquis von Clignevas betrifft, so sieht er seinen Wirth mit einer Miene an, welche sagen will: „'Meiner Treu', ich habe gethan, was ich konnte, aber Sie sehen, es ist nicht möglich, sie im Zaume zu halten.'"

„Nun, warum gehen denn alle diese hübschen Weibsbilder zu gleicher Zeit fort?" sagte die Mutter Thomas; „gehen sie denn Alle miteinander in's geheime Kabinet zum Rockaufheben? . . . Ei, seht doch! die machen's wie die Hennen bei uns . . . wenn die eine geht, so laufen ihr alle anderen nach."

Ein junger Poet, welcher für Frau von la Thomassinière Verse gemacht hatte, sehr ärgerlich über die Ankunft der Mutter Thomas, welche die Ursache war, daß Athalie in Ohnmacht fiel und die Damen flohen, wodurch er verhindert wurde, sein Gedicht vorzulesen, welches Furore machen sollte, sagte zu der dicken Mama, indem er mit der Zunge anstieß und an seiner Halsbinde zupfte: „Madame, wenn uns die Grazien entfliehen . . . so ist dies ein wenig Ihre Schuld . . .“

„Was sagst Du da, meine kleine Katze?“ antwortete die Mutter Thomas, indem sie ihre beiden Ellbogen auf den Tisch stellte, um den jungen Mann besser zu betrachten.

„Ich sage, Madame,“ erwidert der Poet, „daß die Grazien sehr leicht verscheucht werden, und daß . . .“

„Was singst Du mir da von Graserinnen vor; sind das vielleicht solche, welchen Du beim Geschäfte helfen willst?“

„Madame, die Grazien sind die Frauen . . . Zephyre und Amoretten fliegen ihnen nach; Vergnügen und Lachen bilden ihr Geleite und streuen Rosen auf ihre Pfade . . .“

„Aber . . . aber . . . was für ein kurioser Einfall, mein Junge, Deine Rosen in Lachen zu streuen, zu was soll das gut sein?“

„Madame, ich sage das, um Ihnen begreiflich zu machen, daß es Worte gibt, welche die Schamhaftigkeit beleidigen, und daß man, wenn man erzählt, gewisse Gegenstände geschickt verschleiern muß; denn:

„Der Anstand wird in Worten oft verletzt;
Das mag wo anders hingehn; der Franzose
Verlangt, daß man sein Ohr mit Zoten schont;
Ist eine Sache an sich selbst nicht rein,
So muß verhüllend doch der Wortlaut sein.“

Mutter Thomas brach in lautes Lachen aus, und wandte sich an ihren Nachbar mit den Taubenflügeln, welcher eine Makarone

in Champagner tauchte und dabei noch immer ein saures Gesicht schnitt. „Verstehst Du das, alter Duckmäuser?“ sagte sie zu ihm, „dieser Herr da sagt uns, daß er eine unreine Sache habe, ist das artig, beim Nachtisch uns ein solches Geständniß zu machen?...“

„Ha, Madame!“ schrie der Poet, indem er feuerroth vor Zorn wurde, „man hat sich noch nie erlaubt ...“

„Was denn, Biribi? geh', Du wirst böse, mein Junge, Du bist zornig wie ein Truthahn, das sehe ich, aber ich bin ein gutes Kind und habe nicht mehr Galle, als ein Floh. Wir wollen miteinander anstoßen, das wird gescheiter sein, als uns von Deinem Larifari vorzuschwatzen, den ich nicht verstehe. Wein her, Marquis . . . von dem netten, bitzligen Wein, der so schäumt, ah! den kenne ich, es ist Champagner; den lasse ich mir gefallen, das ist kein Verirwein, wie Dein Madera! Auf Eure Gesundheit, meine Kleinen; auf die Deinige, Thomas! . . . Was hast Du denn, mein Schatz? Du sprichst nichts, machst ein Gesicht, ich weiß nicht wie; wird es Dir auch schwimmelig werden, wie Deiner Frau? ... Man muß singen, meine Kinder; beim Nachtisch thut man das immer. Nun, wer fängt an? Du, Thomas? Du wußtest ja früher eine Menge Schelmenlieder; nun, ich will Euch das singen, was Chahû's Frau an meiner Hochzeit gesungen hat:

Ich komm in Zug, wenn er kommt in Zug,
Ich komme in Zug, wenn er kommt 'nein?

Ihr müßt drein fallen, meine Kinder.“

„Einen Augenblick, einen Augenblick, Madame!“ sagte der Marquis, „warten Sie doch auf den Likör und den Kaffee.“

„Ah, das ist wahr, mein Freund, das wird mir die Stimme hell machen.“

Mit diesen Worten stand der Marquis auf und ging zu la Thomassinière, welcher eben auch mit einer trostlosen Miene den Tisch verließ.

„Es wird immer stärker," sagte der Marquis ganz leise zu seinem Wirth.

„Ach, Herr Marquis, Sie sehen mich in Verzweiflung ... ich bin beschämt ... ich wage nicht mehr, mich umzudrehen!"

„Ei, mein Lieber, ich bin Ihnen darum keineswegs gram; es kommt täglich vor, daß man eine Mutter hat ... die nicht gerade adelig ist ... deßhalb sind Sie doch ein Mann, den ich unendlich werthschätze, und der uns ein köstliches Diner gab; aber in der Gesellschaft gibt es Leute, die nicht meine Einsicht haben, und bei denen es Ihnen schaden kann. Zudem wird die liebe Mama immer trunkener, und ich weiß nicht, was sie uns am Ende noch singen wird."

„Und ich erwarte diesen Abend mehr als achtzig Personen auf den Ball ... die eleganteste, ausgezeichnetste Gesellschaft von Paris? ... Retten Sie mich, Herr Marquis; ich lege meine Kasse, meine Börse, meinen Kredit zu Ihren Füßen!"

„Mein lieber la Thomassinière, die Freundschaft, welche ich für Sie hege, reicht hin ... gleichwohl habe ich, wie ich glaube, morgen einen Wechsel von zweitausend Thalern einzulösen ..."

„Lassen Sie das meine Sache sein, Herr Marquis."

„Man muß ein Mittel finden, Jedermann fortzubringen."

„Ja, und so bald als möglich ..."

„Warten Sie.... mir fällt ein ... ja, meiner Treu', der Einfall ist gut."

„Ach, Herr Marquis ... meine Dankbarkeit ..."

„Es wird Sie vielleicht ein wenig theuer zu stehen kommen ... allein ich sehe keinen andern Ausweg."

„Ich bringe alle möglichen Opfer."

„Recht... lassen Sie mich machen... setzen Sie sich wieder zu Tische, als wäre nichts vorgefallen ... Sagen Sie Ihren Bedienten, sie sollen meine Befehle vollziehen, und warten Sie die Wirkung ab."

„Lafleur! Jasmin! Comtois! gehorcht dem Herrn Marquis mehr, als mir selbst."

Der Marquis verläßt, von den Bedienten gefolgt, den Speisesaal, und la Thomassinière setzt sich wieder an den Tisch. Man bringt Kaffee, Likör. Bald kommt der Marquis zurück und nimmt seinen Platz neben Frau Thomas wieder ein, indem er seinem Wirth einen beruhigenden Blick zuwirft.

Mutter Thomas trillerte bereits, während sie ihren Kaffee trank. „Meine Kinder," sagte sie, „wir müssen diesen Abend tanzen; ich fühle mich um zwanzig Jahre verjüngt . . . Thomas, Du hast gewiß eine Fiedel im Haus, hoffe ich . . . gib mir auch ein Gläschen Schnaps, Marquis, aber nicht von jenen verzuckerten Süßigkeiten, welche Einem in der Gurkel kleben bleiben . . . gib mir einen rechten scharfen, harten, mein Freund, nur solcher putzt recht aus."

Frau Thomas hatte schon zwei Kelche Branntwein, einen mit Rhum und einen mit Kirschengeist, ausgetrunken, was ihr nach ihrer Versicherung sehr wohl bekam, schien es auch dabei nicht bewenden lassen zu wollen, als ein dichter Rauch vom Hofe aus aufstieg und in die Zimmer drang. Der ganzen Gesellschaft bemächtigte sich eine Unruhe.

„Mir scheint, es falle ein Bischen Nebel," sagte Mutter Thomas; „das riecht nach Juchten, meine Kinder; habt Ihr einen Lumpen unter Euch? . . ."

Die Diener treten mit erschrockener Miene ein und rufen: „Im Hause ist Feuer ausgebrochen!"

„Feuer!" wiederholen alle Gäste, indem sie von der Tafel aufspringen. Mutter Thomas allein bleibt an ihrem Platze und sagt: „Gut, wenn's weiter nichts ist, da schüttet man nur Wasser darauf, dann ist's aus."

„Feuer in meinem Hause!" rief la Thomassinière mit einem Blick auf den Marquis; „wie kommt das?... wo ist es ausgebrochen?..."

„Im Hofe... unter der Remise... es lag Stroh dort und wahrscheinlich wird Jemand da mit Licht hingekommen sein... da, Herr, sehen Sie... sehen Sie, welcher Rauch im Hofe."

Da es fast neun Uhr Abends war, so erhellten die Flammen, von mehreren Bund Stroh, welche der Marquis hatte anzünden lassen, bereits den ganzen Hof. Der Ruf: „Feuer!" läßt sich schon von allen Seiten hören; er war in den Salon gedrungen, und die Damen, welche sich dahin geflüchtet hatten, um der Gesellschaft der Frau Thomas zu entfliehen, verlassen ihn, indem sie laut nach ihrem Vater oder ihrem Gemahl rufen.

Diese Herren suchen die Damen zu beruhigen, indem sie sagen: „Es ist nichts... es wird nichts sein, aber gehen wir doch so schnell als möglich... nehmt Eure Shawls, Eure Hüte ... eilet, Damen dürfen niemals mitten in einer solchen Verwirrung bleiben... wir werden Euch begleiten."

Inzwischen hatte das Feuer, das der Marquis anzünden ließ, um die Gesellschaft zu vertreiben, und das die Leute des Hauses, welche wußten, daß es eine List ihres Herrn war, nicht auszulöschen wagten, in Wirklichkeit die Remise und von da den Stall ergriffen. Während die Damen nach ihren Shawls, die Herren nach ihren Hüten suchen, und die Bedienten mit dem Rufe „Feuer!" in den Zimmern umherrennen, ist die Gefahr eine ernste geworden, und man bemerkt dies erst, als schon ein Theil des Hofes in Flammen steht.

Jetzt herrscht überall Verwirrung und Tumult; die Damen retten sich auf die Straße; die Eine verliert ihren Turban, die Andere ihr Halsgehänge; mehrere werden ohnmächtig. August trägt Athalien in seinen Armen fort und legt sie auf eine Steinbank in einer benachbarten Straße nieder. Mitten in diesem Durcheinander entschließt sich endlich Frau Thomas, vom Tische aufzustehen, und indem sie ihre Unterröcke bis zu den Knieen aufschürzt, läuft sie wie toll fort, indem sie schreit: „Seht da alle die Freunde

von Thomas: statt löschen zu helfen, gehen die Schurken alle durch, und würden mich hier nicht mehr und nicht weniger als eine Kastanie braten lassen!"

Das Resultat der kleinen List des Marquis war: ein Flügel des Hôtels brannte ab, vier Pferde wurden gebraten, drei Spritzenmänner verwundet, zehn Shawls vermißt, fünfzehn Hüte gestohlen, sechs Haarlocken angezündet, drei Bracelets verloren und zwei Kämme zerbrochen; mit der Kleinigkeit von zwanzigtausend Franken kam la Thomassinière ab, aber seine Frau Mutter blieb doch wenigstens der zahlreichen Gesellschaft, die er auf den Abend erwartet hatte, unbekannt.

Sechzehntes Kapitel.

Was man vorhergesehen hatte.

Den Tag nach diesem Auftritt reiste Herr von la Thomassinière mit Athalien nach England ab, wo sie zu bleiben beschlossen, bis man in Paris den von der plumpen Mama erregten Scandal vergessen hätte. Letztere schickte man auf der Stelle wieder nach ihrem Dorfe zurück, mit dem ausdrücklichen Gebot, es nie wieder zu verlassen, unter Androhung des Verlustes der Pension von zweihundert Franken, welche sie von ihrem großmüthigen Sohne bezog.

La Thomassinière's Dummheit, der sich, seit er reich geworden, seiner Mutter schämte, Athaliens Kleinlichkeit, die, um Mutter Thomas nicht küssen zu dürfen, sich ohnmächtig gestellt hatte, ließen August ihre Abwesenheit wenig bedauern; da er jedoch nur in ihrem Hause Gelegenheit hatte, den Marquis von Clignevål zu sehen, so sagte Bertrand einmal: „Es scheint mir, Herr Lieutenant, wir hören nichts mehr von dem Marquis, der Ihnen hundert Louisd'or schuldet?"

„Vielleicht erfahre ich heute Etwas von ihm."

„Und wann besuchen wir das kleine Milchmädchen? wann danken wir ihr für das Ueberbrachte? Die Hühner waren vortrefflich! Ich mußte sie essen, während Sie in Gesellschaft speisten . . ."

„Ich glaube nicht, daß Denise viel an uns denkt . . . hat sie nicht einen Liebhaber? . . . wird sie sich nicht verheirathen?"

„Ist das ein Grund, ihr nicht für ihre Hühner zu danken, Herr Lieutenant?"

„Sie kam vielleicht nach Paris, um mich zu ihrer Hochzeit einzuladen."

„Ich weiß nicht, weßhalb sie kam . . . aber sie schien mir sehr angegriffen, als sie wegging. Sie hat gesagt, sie würde Sie nicht mehr belästigen . . . und ich sah Thränen in ihren Augen; das hat mich gerührt, mich, ich gestehe es . . . die Kleine ist so lieblich und man sieht wohl, daß ihre Thränen keine eingeschmuggelte Waare sind."

August schien über des alten Corporals Worte nachzudenken, als man heftig schellte. Bertrand meldete einen alten Herrn, der sehr verstört aussehe und nach Herrn Dalville frage. August ließ ihn eintreten und erkannte mit Erstaunen Herrn Monin, dessen mehr als gewöhnlich herumrollende Augen einen außerordentlichen Vorfall zu verkünden schienen.

„Sie sind's, Herr Monin," sagte Dalville, dem Exapotheker einen Stuhl bietend, während Letzterer, seiner Verwirrung ungeachtet, beim Niedersitzen fragte: „Wie steht es mit Ihrer Gesundheit, Herr Dalville?"

„Ich sollte das Sie fragen, Herr Monin: Sie scheinen Etwas zu haben . . . darf ich wissen?"

„Im Gegentheil, mein Herr, ich habe leider viel weniger . . . und komme gerade deßhalb . . ."

„Wie so, viel weniger, Herr Monin? . . . Ich verstehe Sie nicht."

„Wissen Sie es nicht?“

„Was, Herr Monin?“

„Was ich Ihnen so eben sagte?“

„Aber Sie haben mir noch gar nichts gesagt, und ich bitte Sie, sich erklären zu wollen ...“

„Mein Herr, das hat mir einen Schlag gegeben! ...“

„Es scheint mir in der That, daß Sie etwas verwirrt sind.“

„Hat es auf Sie nicht die nämliche Wirkung hervorgebracht?“

„Ich weiß noch nicht, was überhaupt eine Wirkung auf mich hervorbringen soll, Herr Monin, und eben so wenig, in wie weit es mich betrifft, was Sie sagen wollen.“

„Ach, Herr Dalville, wenn wir das hätten ahnen, wenn wir das hätten vorhersehen können ... aber, Teufel! ich bin kein Hexenmeister, das habe ich diesen Morgen zu Bichette gesagt, als sie mir meine Tabaksdose entziehen wollte.“

„Ich habe Sie auch nie für einen Hexenmeister gehalten, Herr Monin; allein ich gestehe Ihnen, daß ich Sie in diesem Augenblicke unbegreiflich finde ...“

„Mein Herr, das ist, weil ich noch gar nicht zu mir selber gekommen bin ...“

„Von was?“

„Und Bichette versichert, daß er Sie auch mit hineingezogen habe ...“

Dalville verliert die Geduld und sieht Bertrand an, der im Zimmer herumläuft, indem er murmelt: „Wenn ich eine Compagnie Männer wie diesen hier zu exerciren hätte, so würde ich damit beginnen, sie an den Schwanz eines Pferdes zu binden, das ich in Galopp jagen würde.“

Monin zog seine Tabaksdose heraus, stopfte sich die Nasenlöcher voll und fuhr fort: „Ich bin zu Ihnen gekommen, Herr Dalville, um zu hören, ob Sie nicht zufällig erfahren haben, wohin er gegangen ist?“

„Aber wer denn, Herr Monin? erklären Sie sich doch um Gotteswillen deutlicher: seit einer Viertelstunde sprechen Sie mit mir, ohne daß ich ein Wort von allen Ihren Reden verstehe. Was hat man Ihnen denn gethan?"

„Man hat mich bestohlen, mein Herr!"

„Bestohlen?"

„Das heißt, man ist mir mit fünfundzwanzigtausend Franken durchgegangen?"

„Und wer denn?"

„Nun versteht sich, Herr Destival."

„Destival?"

„Ja, mein Herr . . . er ist fort, fort aus Frankreich, wie man versichert . . . dieses wollte ich die Ehre haben, Ihnen zu sagen."

August hat nur zu gut verstanden; er ist vernichtet, und Bertrand schreit, indem er Monin näher tritt: „Was sagen Sie da? . . . Zum Henker! . . . dieser Herr Destival wäre im Stande gewesen? . . ."

„Ah! da ist ja Herr Bertrand! . . . Wie steht es mit Ihrer Gesundheit? . . ."

„Er wäre fort . . . mit unsern zweimalhundertundfünfzigtausend Franken?"

„Gewiß! . . . Sie wissen wohl . . . der, den Sie exerciren lehrten!"

„Ah! der infame Schurke! . . . Wir sind ruinirt, Herr Lieutenant!"

„Beruhige Dich, Bertrand! Diese Nachricht ist vielleicht falsch . . . ich kann nicht glauben, daß Destival . . ."

„Das sagte ich auch zu Bichette; ich konnte eben so wenig glauben . . ."

„Aber wie wissen Sie es? . . . wer sagte Ihnen, daß Destival fort sei?"

„Ich will Ihnen sagen, mein Herr, er hat mir vor kurzer Zeit meine Apotheke verkauft und die Gelder behalten, um sie anzulegen, und vor acht Tagen gab ich ihm noch zehntausend Franken dazu, weil er sagte, je mehr er habe, um so besser könne er es verwenden ... zwar war Bichette zuerst nicht recht entschlossen, ihm unser Geld zu lassen, allein Herr Bisbis rieth ihr dazu ... und da wissen Sie wohl ... schnupfen Sie?"

„Ich eile zu Destival," sagte August, indem er Monin mitten in seiner Rede stehen ließ.

„Ja, Herr Lieutenant," sagte Bertrand, „das wird besser sein, als den Herrn da anzuhören ... gehen Sie, verlieren Sie keine Zeit ... ich, ich werde gleichfalls suchen, einige Aufschlüsse über den Weg, den der Schurke eingeschlagen hat, zu erhalten; vielleicht ist unser Dieb noch nicht weit ... einholen müssen wir ihn und sollten wir zehn Pferde zusammenreiten."

„Wenn Sie ihn einholen, Herr Bertrand, so wissen Sie, daß ich für fünfundzwanzigtausend Franken dabei betheiligt bin," sagte Monin. Allein man hörte nicht mehr auf ihn. Schon war August auf der Treppe, der Corporal hinter ihm her, und Monin, den man in Gesellschaft des kleinen Jockey zurückgelassen, entschloß sich, nach Hause zurückzukehren, indem er zu sich sagte: „Wenn diese Beiden so fortrennen, so holen sie unsern Mann sicher ein, ich will deßhalb Bichette beruhigen."

August hat sich in die Wohnung des Geschäftsmannes begeben. Er fragt den Portier nach Herrn Destival. Dieser antwortet: „Seit drei Tagen hat man Herrn Destival nicht gesehen ... Niemand weiß, was aus ihm geworden ist, er hat nichts gesagt; der Neger und Baptist sind ebenfalls fort. Aber Madame ist mit ihrem Dienstmädchen zurückgeblieben; sie ist zu Hause."

August geht hinauf. Julie öffnet ihm. Der junge Mann bemerkt keine Veränderung in den Gemächern; nur etwas mehr

Ruhe als sonst herrscht darin. Man führt ihn in das Zimmer von Madame, die ein wenig in Verwirrung zu gerathen scheint, als sie Dalville bemerkt.

„Sollte das Gerücht, das man verbreitet, wahr sein, Madame?“ sagte August; „man versichert, Ihr Mann sei durchgegangen ... er habe Frankreich verlassen?“

„Ach, mein Herr ... es ist nur zu wahr,“ antwortete Emilie, indem sie in einen Lehnstuhl sank.

„Wie, Madame, er ist fort und wird nicht wiederkommen?“

„Ich denke nicht, mein Herr; er hat mich verlassen ... es ist ein abscheulicher Mann!“

„Und wissen Sie, was er mir mitnimmt, Madame?“

„Nein, mein Herr, ich wußte gar nichts von seinen Geschäften.“

„Zweimalhundertundfünfzigtausend Franken, beinahe Alles, was ich besaß!“

„Ah! das ist schrecklich von ihm!“

„Sagen Sie lieber, es ist ein Diebstahl, eine schändliche Schurkerei!“ rief August, entrüstet über die Kaltblütigkeit von Madame Destival, „und wissen Sie nicht, Madame, wohin er seinen Weg genommen hat?“

„Ich weiß gar nichts, mein Herr, ich bin niedergebeugt, vernichtet wie Sie!“

„Madame, Ihr Mann richtet mich zu Grunde.“

„Sie sehen mich trostlos darüber, mein Herr, allein was kann ich machen?“

„Madame, ich glaube, daß dieser Vorfall Ihnen selbst große Unannehmlichkeiten zuziehen kann.“

„Mein Herr, ich habe nichts mit Herrn Destivals Gläubigern zu schaffen: wir lebten nicht in Gütergemeinschaft. Diese Wohnung ist auf meinen Namen gemiethet worden, Alles, was darin ist, gehört mir. Ist es meine Schuld, wenn Herr Destival schlechte

Spekulationen gemacht hat? Ist es das erste Mal, daß so Etwas vorkommt? Bin ich nicht am meisten zu beklagen? . . . Er nahm mein Heirathsgut mit, mein Herr, und gewiß ist das Mobiliar, das mir bleibt, nicht so viel werth . . . Uebrigens können Sie thun, was Sie wollen, mein Herr, Sie können mich verfolgen, mich auf Stroh betten, wenn es Sie darnach verlangt."

August antwortet nichts, sondern geht schnell fort, die Schurkerei des Geschäftsmannes verfluchend.

Bertrand kommt zurück, ohne die Spuren des Flüchtigen entdeckt zu haben; drei Tage hintereinander zog er deßhalb aus, während August ebenfalls alle möglichen Nachforschungen anstellte; es schien jedoch gewiß, daß sich Destival bereits außerhalb Frankreich befinde; mehr war nicht über ihn zu erfahren.

August suchte seine Heiterkeit zurückzurufen, um diesen Streich des Schicksals mit Gleichmuth zu ertragen. Bertrand hütete sich in diesem Augenblicke wohl, seinem Herrn Vorstellungen zu machen; er fühlte, daß die Zeit schlecht gewählt gewesen wäre. Als jedoch jede Hoffnung verschwunden war, die Spuren des Schurken zu entdecken, der mit Dalville's Vermögen durchgegangen war, dachte Bertrand an die kleine Schuld des Marquis von Cligneval und erlangte von August die Erlaubniß, sie einzuziehen.

Bertrand ging in dessen Wohnung und fragte nach dem Herrn Marquis.

„Er wohnt nicht mehr hier," sagte der Portier.

„Und wo wohnt er jetzt?"

„Er ist in's Bad gereist."

„Und in welches Bad, Donnerwetter!"

„Wahrhaftig, das hat er mir nicht gesagt."

Bertrand ist wüthend; fluchend kommt er zurück und bringt August diese Nachricht, der sie ziemlich ruhig aufnimmt.

„Wie, Herr Lieutenant, man bringt Sie wieder um hundert Louisd'or und Sie gerathen darüber in keinen großen Zorn?"

„In der That, mein Freund, wenn man zu Grunde gerichtet ist, so ist es nicht der Mühe werth, sich wegen hundert Louisd'or mehr oder weniger zu ärgern."

„Das hätte doch auf einige Zeit gereicht . . . dieser verdammte Marquis . . . ich dachte es gleich."

„Ich werde ihn wiederfinden."

„Aber er Sie nicht bezahlen."

„Bertrand, Du mußt meine Kasse nachzählen, damit ich weiß, wie viel mir übrig bleibt."

„Das wird bald geschehen sein, Herr Lieutenant."

Traurig ging Bertrand zu dem Sekretär und brachte seufzend den Bericht über den Stand ihrer Finanzen.

„Achtzehntausendsechshundertundvierzig Franken," sagte August, die Hauptsumme ablesend, „wahrhaftig, ich dachte nicht, daß ich noch so reich sei."

„Die hundert Louisd'or vom Marquis, nebst dem, was Ihnen noch mehrere andere Ihrer Freunde schulden, habe ich nicht mitgerechnet."

„Daran hast Du, wie ich glaube, wohl gethan. Aber ich muß nun auch wissen, was ich schuldig bin: laß meinen Schneider, Schuster und Sattler rufen . . . und bezahle ihre Rechnungen; als ich reich war, durfte ich Schulden haben, wenn man aber kein Vermögen mehr hat, darf man sich nicht erlauben, Schulden zu machen."

„Sie sprechen wie der große Türenne, Herr Lieutenant! Morgen sollen alle Schulden bezahlt werden."

Nachdem dies geschehen war, blieben August noch sechzehntausendvierhundert Franken. „Rechnen wir hiezu ein schönes Mobiliar, Wein im Keller, so kann man mit Ordnung und Sparsamkeit schon zur Noth auskommen," meinte Bertrand.

„Von dieser Summe, Bertrand, mußt Du jetzt noch hundert Thaler abziehen, die ich für eine hübsche Weißnähterin zu zahlen

versprochen, welcher ein barbarischer Gerichtsdiener ihre Möbel mit Beschlag belegen wollte; zweihundert Franken leihe ich Virginien und zehn Louisd'or brauche ich zu Bracelets, die ich diesen Abend kaufe."

Beinahe hätte Bertrand die Feder verschluckt, die er im Munde hielt. „Herr Lieutenant!" rief er aus, „Sie bedenken nicht, daß Ihnen bald nichts mehr bleiben wird."

„Höre, mein Freund, ich hatte das Alles zu geben versprochen, als ich noch reich war; soll ich nun meine Versprechungen nicht halten, weil ein Schurke mich zu Grunde gerichtet hat?... Du wirst das selbst nicht wollen; aber ich schwöre Dir, daß dies meine letzten Thorheiten sein sollen. In Zukunft will ich die Solidität selbst sein. Und dann bedenke, daß wir noch den Erlös vom Verkauf meiner beiden Pferde und meines Cabriolets erhalten werden, denn ich darf nun keinen Wagen mehr halten... ich muß mein Hauswesen vermindern... Tony verabschieden... und zu Fuß gehen. Das bekümmert Dich, Bertrand?"

„Für Sie, Herr Lieutenant!"

„Ei, mein Freund, ich werde mich dadurch vielleicht gerade um so besser befinden. Bewegung ist zur Gesundheit nothwendig, ich habe Dich das schon hundert Mal sagen hören. Glaubst Du, die Leute, die zu Fuß gehen, seien nicht eben so viel werth, als die in prächtigen Wägen einherfahren?"

„Ach, Herr Lieutenant, Sie werden mich nicht für so einfältig halten."

„Nun denn, mein Freund, warum also bedauern, was man so gut entbehren kann? ... Hat man mit Geld nicht immer einen Wagen oder Cabriolet zu seiner Verfügung, ohne daß man sich Pferde und einen Jockey zu halten braucht. Wahrhaftig! ich begreife jetzt gar nicht, warum ich ein Cabriolet hatte..."

„Aber glauben Sie nicht, daß bei den Grisetten, die zu Ihnen kamen, um Sie zum Vertrauten und Tröster in ihren kleinen Be-

kümmernissen zu machen, bei den großen Damen, die sich von Ihnen erobern ließen . . . Ihr Cabriolet in Anschlag gebracht wurde und gewissermaßen zu der Zärtlichkeit beitrug, die man gegen Sie an den Tag legte?"

„Das wäre ein Grund weiter, es nicht zu bedauern... Ich werde jetzt das Herz dieser Damen kennen lernen, ich werde nun sicher sein, nur um meiner selbst willen geliebt zu werden, und wenigstens nicht mehr fürchten müssen, wenn ich über eine junge Schönheit triumphire, wenn ich über einen Nebenbuhler den Sieg davon trage, den mir gewordenen Vorzug nur meinem Reichthum zu verdanken."

„Herr Lieutenant, Sie sind auf dem besten Wege, einzusehen, daß Ihnen der Schurke Ihr Vermögen nur zu Ihrem Besten gestohlen hat."

„Wahrhaftig! . . . wer weiß? . . . und habe ich denn im Ganzen so Unrecht, die Sache von der guten Seite zu nehmen?"

„Nein, gewiß nicht! es gibt viele Leute, die einem solchen Fall keine gute Seite abgewinnen könnten, doch kurz . . . verzeihen Sie mir meine Besorgnisse, aber was Sie noch besitzen, wird nicht ewig währen, trotz aller Oekonomie, mit der wir bei unsern Ausgaben zu Werke gehen werden... und alsdann, was wollen Sie machen, mein theurer Herr? Denn von seinem guten Humor allein kann man nicht leben."

„Nun, in Gottes Namen! ... alsdann werden wir ja sehen, mein lieber Bertrand. Ich habe einige Talente: wohlan, ich werde sie anwenden und arbeiten."

„Sie arbeiten, mein Herr?" rief Bertrand und wandte sich ab, um eine Thräne zu trocknen.

„Warum nicht, mein Freund?"

„Weil Sie nicht daran gewöhnt sind . . . weil es Ihnen zu hart erscheinen würde . . . kurz, weil ich es nicht leiden würde und... doch sprechen wir nicht mehr davon . . . Sie haben Recht, es ist

besser, sich darüber wegzusetzen. Wer weiß, vielleicht finden wir auch unsern Dieb wieder."

„Recht so, mein lieber Bertrand; man muß immer hoffen, man ist deßhalb nicht ärmer und befindet sich besser dabei."

Damit ging August fort, um sich bei einer kleinen Weißnähterin zu zerstreuen, und Bertrand stieg hinab, um Strack das Leben des großen Türenne vorzulesen.

Siebenzehntes Kapitel.

Gesellschafts-Scene.

Das Cabriolet war verkauft, der kleine Jockey hatte eine andere Stelle gefunden. Seit Madame St. Edmond sah, daß ihr Nachbar seinen Haushalt einschränkte, würdigte sie ihn keines Blickes mehr und ging sogar an ihm vorüber, ohne ihn zu grüßen. Bertrand war entrüstet über die Unhöflichkeit der Nachbarin. August lachte darüber und sagte: „Jetzt bin ich gewiß, daß mich dieses Weib nie geliebt hat, und es ist immer gut, wenn man seine Leute kennt."

Bertrand brummte jedoch leise: „Mag sie noch einmal ihren Schooßhund verlieren: wenn ich ihn finde, werde ich ihm einen Posten geben, von dem er nicht abgelöst werden wird."

August fuhr fort, seine Zerstreuungen in der Gesellschaft zu suchen, und da diese Zerstreuungen gewöhnlich theuer zu stehen kommen, so gab er unter dem steten Vorsatze, solid zu werden, weit mehr aus, als er sollte; er hält sich für gesetzt, weil er, statt in einem Abend fünfzig Louisd'or zu verlieren, nur fünfzig Thaler verliert; weil er, statt zwei Logen im Theater zu miethen, sich mit Billeten an der Kasse begnügt, und, statt ein Cabriolet zu halten, in Miethkutschen fährt. Allein diese Aus-

gaben sind immer noch viel zu bedeutend für Jemand, der nur ein schwaches Kapital und keine Einkünfte besitzt. Bertrand sah mit Schrecken, daß ihre Fonds nicht einmal so lange dauern würden, als er gehofft hatte; er wagte jedoch nicht, August darüber Vorstellungen zu machen; allein er sagte oft zu ihm: „Lassen Sie uns doch das schöne Milchmädchen besuchen, lieber Herr, und den kleinen Coco, den Sie so sehr lieben, das wird Sie zerstreuen; wir werden einige Tage in dem Dorfe zubringen, wo die Zerstreuungen weniger kostspielig sind, als in Paris."

August zögerte stets; er verschwieg Bertrand den Beweggrund, der ihn vom Besuche in Montfermeil abhielt; allein er fühlte sich beklommen bei dem Gedanken, daß er für das Kind nicht mehr so viel thun könne, als er gehofft hatte; er glaubte, das von ihm Zurückgelassene sei bereits verwendet, und gewohnt, nur den Bewegungen seines Herzens zu folgen und reichlich zu geben, seufzte er bei dem Gedanken, daß er jetzt genöthigt sei, bei seinen Wohlthaten mit seiner Kasse zu Rathe zu gehen. Dieser Kummer war der lebhafteste, den ihn der Verlust seines Vermögens bis jetzt empfinden ließ.

Nach sechswöchentlicher Abwesenheit kamen Herr und Frau von la Thomassinière wieder nach Paris zurück. Ihr Hôtel war auf's Neue das Stelldichein der Leute, die gute Diners, Abendgesellschaften und Bälle lieben, und Marquisen, Stutzer, elegante Damen, Dichter und Finanzmänner hüteten sich wohl, mit la Thomassinière von der Mutter Thomas zu sprechen, und dieser sagte zu sich, sich die Hände reibend: „Das ist vergessen, man denkt nicht mehr daran . . . es hat mir nicht den geringsten Schaden gebracht . . . gleichwohl that ich wohl daran, sechs Wochen in England zu verweilen, dadurch kam die Sache aus dem Gedächtnisse."

Hierin irrte sich Herr von la Thomassinière: der Besuch der Madame Thomas war nicht vergessen; allein so lange er reich

ist, so lange er schöne Feste und große Gastmahle gibt, wird man fortfahren, sein Haus zu besuchen und ihn zu empfangen; hört er aber auf, reich zu sein, so wird ihn Jedermann für das halten, was er wirklich ist, für einen großen Dummkopf und eine sehr gemeine Person. Er hätte deßhalb nicht nöthig gehabt, nach England zu reisen . . . Aber freilich gerade solche Betrachtungen gingen über sein Fassungsvermögen.

Destivals Flucht erregte Aufsehen. Man sprach bei la Thomassinière davon, der ausrief: „Ich war gewiß, daß es mit diesem Menschen ein schlechtes Ende nehmen würde! . . . Er bildete sich ein, eben so viele Mittel zu haben, als ich; er glaubte das Glück „forschiren" zu können, wie ich! . . . als ob meine Fähigkeiten Jedem verliehen wären! . . . Man speiste sehr schlecht bei ihm: schlechte Speisen, schlechte Weine, und doch hatte er die grenzenlose Anmaßung, seine Diners mit den meinigen zu vergleichen. Ich sagte hundert Mal: dieser Mensch wird „kapott gehen," und in der That, es blieb nicht aus."

„Seine Frau war zu kokett," sagte Athalie, „sie wollte jede Mode mitmachen... Caschemirs tragen... sie hatte meine Nähterin genommen!"

„Ihre Nähterin hatte sie genommen, Madame?" schrie la Thomassinière. „Sie werden zugeben, daß das ein Unsinn war . . . Diese Leute hatten den Kopf verloren! . . . Ihre Nähterin zu nehmen . . . die Frau eines kleinen Geschäftsmannes! . . ."

„Sie ist jedoch fortwährend in Paris," fiel der Marquis von Cligneval ein, der bei diesem Gespräch gegenwärtig war; „ich sah sie vor einigen Tagen in einem Boghey und eleganter als je..."

„Bah! wahrhaftig?" sagte der Spekulant; „war sie sehr elegant? Sie hatte aber auch in der That mehr Verstand, als ihr Mann . . . Es scheint, daß sie von seinen Geschäften nichts wußte . . . sie wird im Voraus ihre Maßregeln genommen haben . . . und daran that sie wohl, gewiß, man kann sie nicht tadeln."

Diese Unterhaltung wurde durch die Ankunft Dalville's unterbrochen, der seit der Rückkehr der la Thomassinières von England noch nicht bei ihnen gewesen war.

„Ah! Herr Dalville ist es!" rief der Spekulant, dem jungen Manne freundlich entgegengehend, während der Marquis Augusts Hand ergriff und ausrief: „Wie sehr freut es mich, daß ich Sie sehe, mein liebenswürdiger Freund! Bei Gott, ich hatte mir vorgenommen, Sie dieser Tage zu besuchen ... ich sagte mir: man sieht ihn nicht mehr ... was Teufels treibt er?"

„In der That," sagte Athalie, indem sie August lieblich zulächelte, „Sie eilten nicht sehr, uns in den mehr als zehn Tagen, die wir aus England zurück sind, zu besuchen... Das ist recht schlimm von Ihnen; Sie wissen doch, wie freundschaftlich wir Ihnen zugethan sind."

„Sie sind zu gütig, Madame," versetzte August und nahm neben der Modedame Platz, „allein ich hatte Geschäfte ... Sie vernahmen ohne Zweifel, daß Destival ..."

„So eben sprachen wir davon," fiel la Thomassinière ein, „und ich sagte meinem Freunde, dem Herrn Marquis, daß sein Durchgehen mich durchaus nicht gewundert habe! ... Ich glaube sogar, daß ich es vorhergesagt hatte."

„Es ist wahr, Sie sagten mir das," versetzte der Marquis, „ich aber gestehe, daß solche Dinge über meinen Verstand gehen ... Bankerott machen, das Geld Anderer mitnehmen, das ist abscheulich! ... Mag man mit dem Seinigen durchgehen, so lang man will, bei Gott, das macht nichts; aber Personen betrügen, die ihr Vertrauen in uns gesetzt haben! ... die uns ihre Geschäfte übertragen! ... die sich auf unsere Rechtschaffenheit verlassen! ... o, das werde ich nie verzeihen! ..."

„Ich ebenfalls nicht!" rief la Thomassinière aus; „ich werde nie Jemand verzeihen, daß er schlechte Geschäfte macht ... Ich gehe noch weiter, ich werde einen solchen nie in meinem Hause

empfangen! . . . O, von dem Augenblicke an, wo euer Credit sinkt, schönen guten Abend, bleibet zu Hause! . . . das ist mein Grundsatz! . . . denn Rechtschaffenheit muß gelten, wie der Herr Marquis so eben sagte, und mit reichen Leuten ist man nie compromittirt."

Dalville lächelte über die Wärme, mit der diese Herren ihre Liebe zur Rechtschaffenheit vertheidigten, und nahm nach einer Weile wieder das Wort: „Wissen Sie, um wie viel mich Destival bringt?"

„Nein," sagte la Thomassinière; „sollte er Sie auch d'ran gekriegt haben? . . . Ich hielt Sie für zu fein, um sich hintergehen zu lassen, Herr Dalville."

„Ei, mein Herr, in Geschäftssachen sind die Feinsten gewöhnlich die Dümmsten! . . . Es gehört kein großer Verstand dazu, um sich zu bereichern, wahrhaftig, davon liefert die Welt uns täglich den Beweis."

„Herr Dalville scherzt immer," bemerkt Athalie lächelnd, während la Thomassinière leise zum Marquis sagte: „Der junge Mann da versteht nichts von Geschäften . . . Es thut mir leid um ihn."

„Und wie viel hat Ihnen der Schurke mitgenommen?" fragte der Marquis.

„Zweimalhundert fünfzigtausend Franken."

„Pest!" rief la Thomassinière; „das ist eine hübsche runde Summe. Zweimalhundert fünfzigtausend Franken! . . . Man muß gut beschlagen sein, um einen solchen Verlust zu ertragen . . ."

„Meiner Treu', ich ertrage ihn so gut ich kann . . . Hier gilt es, seine Philosophie zu Hülfe zu rufen."

„Ich verstehe, das soll so viel heißen, als Sie sind noch sehr reich! . . ."

„Durchaus nicht, im Gegentheil, es bleibt mir nichts übrig: Destival hat mein ganzes Vermögen mit fortgenommen, und in

einigen Monaten werde ich mich auch mit dem Erwerb eines Vermögens beschäftigen müssen."

Das Gesicht la Thomassinières zog sich in die Länge, das des Marquis wurde unruhig; Athalie allein schien an Augusts Lage Antheil zu nehmen.

„Wie, in der That, Herr Dalville," sagte sie, „der abscheuliche Mensch hat Sie zu Grunde gerichtet?"

„Ja, Madame, die Sache ist nur zu gewiß."

„Und Sie nehmen das so ruhig hin?"

„Würde ich mein Geld wieder erhalten, wenn ich verzweifelte?"

„Gewiß," sagte der Marquis, „die Philosophie ist eine schöne Sache ... sie hilft die Unfälle ertragen ... sie stellt uns über das Mißgeschick, und ... aber, mir fällt so eben ein, daß man mich irgendwo zu einem wälschen Hahn mit Trüffeln erwartet ... ich habe versprochen, mich gleich zu Anfang dabei einzufinden, und ein Ehrenmann hält auf sein Wort ... Auf Wiedersehen, meine lieben Freunde."

Der Marquis stand auf und wollte den Salon verlassen, als Dalville auf ihn zuging, ihn aufhielt und ihm in's Ohr sagte: „Verzeihung, mein lieber Herr von Clignevaĺ, allein Sie haben meine kleine Forderung von hundert Louisd'or vergessen; wenn ich mir erlaube, Sie daran zu erinnern, so werden Sie überzeugt sein, daß ich es nur thue, weil ich in diesem Augenblicke meiner Mittel selbst bedarf."

„Ach, mein lieber Freund, was sagen Sie mir da? ... Bei Gott, das war mir ganz aus dem Sinn gekommen ..."

„Sie wollten es mir in derselben Woche wieder zurückgeben, und da es schon über zwei Monate ist, so habe ich selbst gedacht, Sie würden wahrscheinlich diese Kleinigkeit vergessen haben."

„Gänzlich vergessen, mein Freund, gänzlich; ich habe nur für wichtige Dinge ein Gedächtniß, und hundert Louisd'or, fühlen Sie wohl, sind eine Lumperei ... schicken Sie zu mir ..."

„Man hat mir in Ihrer vorigen Wohnung Ihre Adresse nicht gegeben."

„Ach! es ist wahr, ich bin gegenwärtig ein Zugvogel . . . Ich werde es Ihnen schicken, das wird das Beste sein . . . Aber man erwartet mich. . . der wälsche Hahn muß aufgetragen sein . . . es ist ein Männerfrühstück . . . und ich habe versprochen, pünktlich zu sein . . . ich halte viel auf mein Wort . . ."

„Ich kann also darauf rechnen, daß Sie bald . . ."

„Ja, spätestens Morgen werden Sie von mir hören . . . Adieu . . . Verzeihung . . . daß ich Sie so schnell verlasse . . . allein ein wälscher Hahn mit Trüffeln erlaubt nicht den geringsten Verzug."

Und Herr von Cligneval, der viel auf sein Wort hält, wenn es sich um ein Frühstück oder ein Mittagessen handelt, macht sich von seinem Gläubiger los und entrinnt aus dem Salon; da es jedoch nicht zu seinen Wünschen gehört, Dalville öfters bei seinem Freunde la Thomassinière zu treffen, so läßt er vom Vorzimmer aus Letzterem durch einen Bedienten leise sagen, der Marquis von Cligneval habe ihm Etwas im Geheimen mitzutheilen.

Der Diener besorgt den Auftrag. La Thomassinière beeilt sich, den Salon zu verlassen, um dem Herrn Marquis aufzuwarten, dessen sehr unterthäniger Diener zu sein er sich überglücklich schätzt.

„Was wollen Sie von mir, mein theurer Marquis? Ich stehe zu Ihren Befehlen!" rief der Emporkömmling.

„Bst, wir wollen in Ihr Kabinet gehen, mein Freund; Dalville glaubt, ich sei fort . . . ich möchte nicht, daß er mich im Weggehen hier träfe."

Man ging in la Thomassinière's Arbeitszimmer, und hier schien der Marquis zu zaudern und ungewiß, ob er sprechen solle.

„Sie sehen mich in einer großen Verlegenheit," sagte er endlich zu la Thomassinière, der in unterwürfiger Haltung der Mittheilung harrte.

„In Verlegenheit ... Sie? ... Kann denn ein Marquis je in Verlegenheit kommen? ... Gehen Sie, Sie scherzen! ...“

„Nein, mein Freund, nein! ... Ei, mein Gott, weil man in hohem Range geboren ist ... weil man in einigem Ansehen steht ... und weil man Einfluß hat ... glauben Sie, daß man darum weniger Mensch und nicht ebenso allen von der Natur uns zugetheilten Schwächen unterworfen ist?“

„Gewiß, Herr Marquis ... ich ...“

„Ei, mein Gott ... es ist Keiner besser, als der Andere! ... Was ist in den Augen Verständiger eine etwas mehr oder minder edle Herkunft? ... Was mich betrifft, so erkläre ich Ihnen, daß ich Sie, selbst wenn Sie ein Herzog wären, nicht höher schätzen würde.“

„Sie sind zu liebenswürdig, Herr Marquis.“

La Thomassinière sann nach, in welcher Beziehung diese Unterredung mit dem wälschen Hahn mit Trüffeln stehen könne, zu welchem der Marquis erwartet wurde, als Letzterer fortfuhr: „Ich wollte in Betreff Dalville's im Geheimen mit Ihnen reden. Der junge Mann hat sich wie ein wahrer Dummkopf anführen lassen.“

„Wie ein wahrer Dummkopf, Herr Marquis.“

„Er hatte eine Zuversicht! ... eine Selbstüberschätzung! ... Er wollte von Niemand Rath annehmen ... er glaubte, seine Angelegenheiten selbst leiten zu können ... das ist zum Erbarmen! ...“

„Das ist zum Erbarmen, wie Sie sagen! ...“

„All' sein Geld diesem Destival anzuvertrauen! ... da mußte er den Kopf ganz verloren haben.“

„Ueberdies, Herr Marquis, komme ich auf meine Grundsätze zurück: ich werde nie einem Manne verzeihen, sich haben bestehlen zu lassen.“

„Und Sie haben Recht; mag er Andere bestehlen ... das heißt, sich über Andere lustig machen, o, meinetwegen wohl! ...

das ist Feinheit, Takt! Doch kurz; dieser Dalville ist nun in einer fatalen Lage ..."

„Das habe ich mir gedacht, als er mir sagte, er besitze nichts mehr."

„Wenn er wenigstens einen gewissen Rang ... Titel ... mit einem Wort etwas hätte, womit man sich Bahn brechen kann ..."

„Ja, kurz, wenn er adelig wäre."

„O! alsdann könnte er sich aus der Sache ziehen ... sobald man aber nicht von Adel ist, muß man reich sein."

„Gewiß, das sind ganz meine Grundsätze."

„Und das paßt in das System der Gleichheit und Philosophie, das ich Ihnen so eben auseinander setzte. Ich interessirte mich für diesen Dalville ... allein meine Freundschaft für Sie geht vor Allem, und deßhalb glaube ich Ihnen nichts verbergen zu dürfen."

„Verbergen Sie mir nichts, Herr Marquis."

„Wissen Sie, was er mir so eben ganz leise gesagt hat, als ich aus dem Salon gehen wollte?"

„Nein, ich weiß nichts davon."

„Haben Sie kein Wort verstanden?"

„Kein Wort."

„Nun gut, mein Lieber ... er wollte Geld von mir entlehnen."

„Geld von Ihnen entlehnen."

„Ja, mein Lieber; wahrlich, ich gestehe Ihnen, daß mir das ein wenig unüberlegt von ihm schien."

„Wie, unüberlegt! ... Sie sind zu nachsichtig, Herr Marquis, das ist mehr als unüberlegt ..."

„Erstens kenne ich ihn nicht genug, um ..."

„Und wenn Sie ihn sogar sehr gut kennen würden! ... Leiht man denn Jemanden Geld, der zu Grunde gerichtet ist und

es Einem in's Gesicht sagt? . . . Ich, der ich ihn besser kenne als Sie, würde ihm keinen Sou leihen."

„Sodann gehört es zum schlechtesten Ton, bei Jemand im Hause eines Dritten Geld entlehnen zu wollen."

„Das ist ein entsetzlicher Ton."

„Konnte er nicht ganz einfach zu mir kommen, eine andere Gelegenheit abwarten? . . . Aber nein . . . er packte mich in Ihrem Salon! . . . Ich mußte ihm versprechen, ihm Etwas zu borgen, sonst hätte er mich gar nicht fortgelassen."

„Das ist wahr, das habe ich bemerkt . . . und Sie hatten ihm doch deutlich gesagt, daß Sie bei einem wälschen Hahn mit Trüffeln erwartet werden, und es scheint mir, eine solche Rücksicht hätte ihm allein schon Stillschweigen auferlegen sollen."

„Sie können sich denken, wenn er auf diese Art von Jedem, den er in Ihrem Salon trifft, Geld entlehnen will, daß das Sie in eine falsche Stellung bringen und einen großen Theil Ihrer Bekannten aus Ihrem Hause vertreiben wird, weil ich weiß, daß man in der Welt nichts mehr scheut, als sich um Gelddarlehen ansprechen zu hören."

„Ach, mein Gott!" rief la Thomassinière, mit großen Schritten in seinem Kabinet auf und ab gehend, „ein solcher Mensch wäre ja eine wahre Pest . . . eine Landplage . . . Da würde ich am Ende noch lieber Madame Thomas wieder kommen sehen."

„Ich versichere Sie, mein Freund, es würde Ihnen weniger nachtheilig sein."

„Seien Sie ruhig! . . . ich werde der Sache ein Ende machen . . . Da braucht man nicht viel Federlesens . . . von morgen an wird mein Schweizer meine Ordren erhalten; für Herrn Dalville werden wir nie zu Hause sein . . . Sie verstehen wohl, nie."

„Thun Sie, was Sie für passend erachten, mein Freund! . . . Es thut mir recht leid für den jungen Mann, den ich sehr liebte . . . allein ich mußte Sie doch davon in Kenntniß setzen."

„Ach! Herr Marquis, Sie haben mir da einen wichtigen Dienst geleistet . . . einen Dienst, den ich Ihnen in meinem Leben nicht vergessen werde! . . . Wenn ich Jemand bei mir empfinge, der Geld von meinen Bekannten borgen wollte! . . . der zuletzt an mich selbst käme! . . . Bedenken Sie, daß er erst seit einigen Tagen zu Grunde gerichtet ist, und wenn er jetzt schon entlehnt, was wird er dann in einiger Zeit machen? . . . wer kann wissen, wohin das noch führen wird? . . ."

„Ich habe Sie in Kenntniß gesetzt . . . ich habe gethan, was die Ehre mir gebot, jetzt will ich ein Wort mit dem fraglichen wälschen Hahn sprechen . . . Adieu, mein Freund."

„Ich hoffe, Herr Marquis, daß Sie morgen mit uns speisen werden . . . Ich versichere Sie, Sie werden Dalville nicht bei mir treffen."

„In diesem Fall nehme ich Ihre Einladung an, denn Sie fühlen wohl, daß es peinlich ist, dem Unglück seine Börse verschließen zu müssen; aber mit dem besten Willen von der Welt kann man doch nicht Alles hergeben, was man hat. Auf morgen denn, mein lieber la Thomassinière."

„Ihr ganz gehorsamer Diener, Herr Marquis."

Als der Marquis fort war, ging la Thomassinière mit sich zu Rathe, ob er wieder in den Salon zurückkehren solle. Er entschloß sich endlich dazu und betrachtete es sogar als seine Pflicht, jetzt schon Dalville ein unfreundliches Gesicht zu machen, damit denselben nicht die Lust anwandle, die Weisung, die er seinem Schweizer zu geben dachte, zu übertreten.

Dalville war mit Athalien allein geblieben. Während jedoch die Modedame den jungen Mann beklagte und ihn versicherte, daß sie Theil an seinem Unglück nehme, fiel ihr ein, daß man diesen Abend ein neues Stück im Theater Français gebe, und sie rief: „Das muß ich nothwendig heute sehen... Haben Sie eine Loge gemiethet, Herr August?"

„Ich miethe keine Logen mehr, Madame," versetzte Dalville; „ich nehme mein Billet bescheiden an der Kasse. Zuweilen stelle ich mich sogar in die Reihe des an der Kasse harrenden Publikums, ohne je mehr an einen Sitz auf dem prächtigen Proscenium zu denken."

„Sie stellen sich in die Reihe unter das Volk!" ruft Athalie aus, indem sich ihre Züge verdüstern. „Pfui! welche Schande!..."

Einige Augenblicke nachher bemerkte die junge Kokette, daß Dalville's Stiefel einige leichte Kothflecken hatten. „Wie, mein Herr," rief sie, „Sie, den ich immer in so vollkommener Fußbekleidung sah ... Sie haben heute bespritzte Stiefel! Ich erkenne Sie wahrhaftig nicht mehr..."

„Madame, auch das ist eine Folge meines Mißgeschicks. Als ich noch ein Cabriolet hatte, war es mir leicht, immer vollkommen glänzende Stiefel zu haben; wenn man jedoch zu Fuße geht, muß man darauf gefaßt sein, etwas weniger untadelhaft in seiner Toilette zu erscheinen."

„Wie! Sie haben kein Cabriolet mehr?"

„Nein, Madame, ich habe es abgeschafft, wie auch meinen kleinen Jockey; ich behielt nur meinen treuen Bertrand, der mir mehr Freund als Diener ist, und von einem Freund trennt man sich nicht, weil man Unglück hatte."

„Wie war das!... Ihr Diener sei Ihr Freund!... ein solch zartes Verhältniß geht über meine Begriffe!... Da es Ihnen jedoch convenirt..." antwortete Athalie und trat vor einen Spiegel, um ihre Haarlocken zu ordnen. „Ach, mein Gott! wie bin ich heute so blaß!... man fürchtet sich ja vor mir... ich werde wieder meine Nervenübel bekommen... ich fühle es..."

In diesem Augenblicke trat la Thomassinière wieder in den Salon, wobei er sich eine wichtigere Miene gab, bedeutender auftrat und die Stirne runzelte, als ob Dalville bereits einen Pumpversuch bei ihm gemacht hätte.

„Wer ließ Sie denn hinausrufen, mein Herr?" fragte Athalie, indem sie fortwährend in den Spiegel sah.

„Madame, es war eine Person, die mir eine sehr wichtige Nachricht mitzutheilen hatte und nicht eintreten wollte, weil sie wußte, daß ich Besuch habe ... es ist aber auch wahr, wenn man fort und fort Besuche erhält ... ist man sehr genirt ... ich will es aber jetzt so einrichten, daß ich für Niemand mehr zu Hause bin ... wenn ich zu Hause bin."

„Wahrlich, Herr von la Thomassinière," sagte August lachend, „ich würde es noch besser machen: ich würde einer Dame meiner Bekanntschaft nachahmen, die, wenn sie ihr Roth, Weiß und Blau noch nicht aufgelegt und ihre Verschönerungsversuche noch nicht beendigt hatte, selbst zur Thüre hinausrief: „Ich bin nicht zu Hause.""

„Ach, das ist sehr komisch," sagte Athalie, „aber ich fühle mich unwohl ... ich will mich auf mein Canapé legen."

Dieses sprechend, entfernte sich die Modedame mit einer leichten Verbeugung vor August, und la Thomassinière fuhr fort, mit gerunzelter Stirne im Salon auf und ab zu gehen.

„Nun, wie gehen die Geschäfte, Herr von la Thomassinière?" fragte August, sich auf seinem Stuhle schaukelnd, während der Emporkömmling nicht wußte, was er mit ihm anfangen sollte.

„Die Geschäfte, mein Herr? ... Aha, Sie wollen sagen die Spekulationen!"

„Sie gewinnen ... immer viel Geld?"

„Ja, mein Herr, gewiß, man muß Geld gewinnen, das ist eine Pflicht, dazu ist man da ..."

„Bei Gott, Sie müssen mich Ihr Geheimniß auch lehren, denn ich habe bis jetzt nur verstanden, Geld auszugeben; dieser Gewohnheit muß ich nun entsagen und daran denken, mir auch Geld zu machen, und hierin glaube ich mich an Niemand besser wenden zu können, als an Sie."

In der Ueberzeugung, daß dies die Einleitung von August zu einem Anlehen sei, stellte sich la Thomassinière, als habe er ihn nicht verstanden, sah in seine Brieftasche und sagte: „Es fehlen mir noch dreißigtausend Franken zum Ankauf von Schuldforderungen, die man mir angetragen hat . . . das gibt ein prächtiges Geschäft . . . Ich weiß zwar wohl, daß ich diese Summe leicht erhalten könnte; ich dürfte nur den Mund öffnen, nur meinen Namen sagen, allein das ist gegen meine Natur, weil ich es durchaus nicht über mich bringen kann, zu Jemanden meine Zuflucht zu nehmen, und wäre es auch nur auf eine Stunde! . . . Ah! in diesem Artikel kennt meine Delikatesse keine Grenzen!“

Eine Zeit lang belustigte diese Komödie August, endlich sagte er: „A propos, Herr von la Thomassinière, wie befindet sich Ihre Frau Mutter? die liebe Madame Thomas, deren Ankunft Ihnen als ich das letzte Mal bei Ihnen speiste, so viel Vergnügen machte?“

Der Emporkömmling erröthete, biß sich auf die Lippen und stammelte: „Mein Herr . . . sie befindet sich sehr wohl . . . sie muß sich wohl befinden . . . aber seit ich in England war . . . gewiß, da hat man an Anderes zu denken . . . Und . . . ach Gott! da fällt mir gerade ein . . . ich habe drei Briefe nach London zu schreiben: drei Mylords erwarten Nachrichten von mir . . . wie nachlässig ich bin! . . . Herr Dalville, ich kann nicht länger bleiben . . . meine Geschäfte rufen mich . . . und Geschäfte, wissen Sie, gehen Allem vor.“

Mit diesen Worten ging la Thomassinière schnell hinweg, ohne August zu grüßen und ließ diesen allein in seinem Salon.

„Der Dummkopf!“ sagte Dalville, nach seinem Hute greifend, „glaubt er denn, ich hätte die Veränderung in seinem Wesen nicht bemerkt, seit er weiß, daß ich zu Grunde gerichtet bin . . . und Athalie! . . . sie hätte ich für gefühlvoller gehal-

ten! ... Doch, was läßt sich von einer Frau erwarten, welcher Putz und Vergnügen Alles sind! ... Und das ist die Welt, worin Jeder glänzen will, deren Beifall man zu erringen strebt, und mit welcher man einen Theil seines Lebens zubringt! ... Verdienen wohl all' diese Leute, daß man es bedauert, sich von ihnen trennen zu müssen?"

Dalville verließ das Hôtel la Thomassinière's mit dem Vorsatz, es nie wieder zu betreten.

Achtzehntes Kapitel.

Der fünfte Stock.

„Herr Lieutenant," sagte Bertrand eines Morgens zu Dalville, „wir haben Etwas in unsern Reformen vergessen, aber die Zeit des Termins erinnert mich daran: ich meine die Wohnung. Sie werden zugeben, Herr Lieutenant, daß eine Wohnung von fünfzehnhundert Franken für unser Budget zu stark ist, wo die Sollseite sich mehr und mehr füllt, während die Habenseite in jungfräulicher Reinheit glänzt."

„Du hast Recht, Bertrand, wir müssen kündigen."

„Als ich gestern mit Strack davon sprach, sagte er mir, ein Engländer würde unsere Wohnung auf der Stelle nehmen, wenn wir dieselbe verlassen wollten; ich glaube daher, Herr Lieutenant, es wäre das Klügste, sogleich auszuziehen ..."

„Thue was Du willst, Bertrand."

„Um so mehr, da gerade im fünften Stock eine Junggesellenwohnung frei ist, die uns anstehen könnte: zwei Zimmer und ein großes Kabinet ... wenn es Ihnen nicht zuwider ist, in diesem Hause zu bleiben."

„Und warum? ... Brauche ich denn über meinen Glückswechsel zu erröthen? Ich bin nur von Schurken betrogen worden,

habe aber selbst Niemand betrogen . . . wir werden vier Stockwerke höher wohnen . . . miethe die Junggesellenwohnung.“

„Gut, Herr Lieutenant! morgen ziehen wir ein; ich besorge Alles. Man braucht keine Wagen zu bezahlen, das ist wieder eine Ersparniß.“

Bertrand war es sehr lieb, daß man im Hause seines Freundes Strack blieb, und am nächsten Morgen, sobald Dalville ausgegangen war, brachte er mit dem Portier die Möbel vom ersten in den fünften Stock. Da man jedoch den Inhalt von sechs großen Zimmern nicht in zwei kleine bringen kann, so ließ man Alles, was man für überflüssig hielt, in der alten Wohnung zurück, und der neue Miethsmann kaufte es, wodurch Bertrands Kasse zu rechter Zeit einen ansehnlichen Zuwachs erhielt.

Als August nach Hause kam, blieb er aus Gewohnheit im ersten Stock stehen und klingelte, wartete aber vergebens auf Einlaß. Jetzt fiel ihm ein, daß er nicht mehr hier wohne, und er stieg die Treppen hinauf; aber unwillkürlich entfuhr ihm ein Seufzer, als er seine alte Wohnung verließ, und beim Eintritt in seine neue preßte ihm der enge Raum derselben, die Dächer, die ihm an jedem Fenster in's Auge fielen, einen neuen Seufzer aus. Man ist Mensch, ehe man Philosoph wird, und was man durch Nachdenken sich aneignet, das besiegt nicht so leicht die natürlichen Neigungen.

August bemühte sich indeß, zu lächeln, als Bertrand zu ihm sagte: „Nicht wahr, Herr Lieutenant, wir sind recht gut hier?... Es ist klein, aber man hat Alles bei der Hand, und dann, wozu so viele unnütze Gemächer? . . . Denn seit wir nicht mehr reich sind, kommt beinahe Niemand mehr zu uns. Will man einen Spaziergang machen, so geht man fort. Auch ist hier die Luft besser als im ersten Stock . . . und dann die Aussicht! ... wir sehen über alle Häuser weg . . .“

„Ja . . . wir brauchen nicht mehr,“ sagte Dalville, und

Bertrand, der gewahrte, daß das Lächeln seines Herrn etwas erzwungen war, setzte schnell hinzu: „Ich habe mich schon umgesehen . . . dort drüben an jenem Dachfenster habe ich ein Mädchen erblickt . . . schön wie ein Engel.“

„Wo denn?“ rief August, an's Fenster eilend.

„Sehen Sie, dort, gerade gegenüber . . . wo das Fenster offen steht . . . wir können bis in den Hintergrund des Zimmers sehen, was ganz bequem ist . . . dort ist die Person, die ich eben gesehen hatte; . . . sie muß bemerkt haben, daß sie ein neues Gegenüber hat, und läßt sich, scheint es, gerne begaffen . . .“

„Sie ist wirklich hübsch . . . gut gewachsen . . . eine herausfordernde Miene . . . nicht wahr, Bertrand?“

„So kommt es mir gerade auch vor, Herr Lieutenant.“

„Sie arbeitet an einem Kissen . . . es ist eine Spitzenmacherin.“

„Ah! Sie können sich wohl denken, daß wir gerade keine Herzoginnen in den Dachstübchen zu sehen bekommen werden.“

„Man öffnet noch ein Fenster . . . weiter hinten . . . siehst Du, wo Wäsche aufgehängt ist?“

„Ja, Herr Lieutenant.“

„Ah, Bertrand! welche hübsche Blondine! . . . Siehst Du? . . .“

„Ich sehe nicht so gut als Sie . . . aber ich glaube, es ist auch ein junges Mädchen.“

„Ich versichere Dich, sie ist reizend, noch viel schöner als die Erste, die immer nach uns sieht . . . Bertrand, ich finde, daß wir hier sehr gut wohnen, und das Logis gefällt mir ausnehmend.“

„Nicht wahr, Herr Lieutenant, es ist nicht übel?“

„Was sagst Du, nicht übel, ich sage wundervoll, die Aussicht allein schon entzückt mich . . . konnte ich unten alle diese hübschen Gesichtchen sehen?“

„Nicht leicht.“

„Ich bin ganz glücklich, im fünften Stock zu wohnen.“

„Und ich bin ganz glücklich, daß Sie zufrieden sind, Herr Lieutenant.“

Bertrand reibt sich die Hände, weil er, indem er der schwachen Seite Augusts schmeichelte, diesem seine Heiterkeit wiedergegeben hat; und dieser, der zuerst durch den Anblick der Dächer traurig gestimmt war, konnte sich nicht mehr von seinem Fenster trennen, weil es ihm den Blick in das Zimmer der beiden hübschen Mädchen eröffnete.

Die Nachbarin mit dem herausfordernden Auge und der ungenirten Miene hatte die Augen nicht immer auf ihrem Kissen: sie blickte nach dem jungen Elegant, der sich in einem Dachstübchen einquartirt hatte. Obgleich nicht mehr reich, hatte August keine Veränderung mit seiner Toilette vorgenommen; denn die eines feinen Mannes ist immer dieselbe, habe er nun etwas mehr oder weniger Einkommen. Allein August hatte eine sehr gute Haltung und ausgezeichnete Manieren, und das schien die Neugierde der jungen Arbeiterin, die nicht immer so gute Gesellschaft sich gegenüber sah, zu reizen.

Bald legte sie ihre Arbeit bei Seite, ging im Zimmer hin und her, ordnete in ihren Schubladen, zündete Feuer an, sah in den Spiegel, rückte ihr Busentuch zurecht und kochte ihr Mittagessen: jede ihrer Handlungen war von einem Blick auf das Gegenüber begleitet. August, der Alles sah, was in ihrem Zimmer vorging, blieb an seinem Fenster und wiederholte von Zeit zu Zeit: „Wahrhaftig, Bertrand, es ist recht unterhaltend im fünften Stock.“

Auch nach dem Fenster der hübschen Blondine sah er wieder; aber hier beschränkte man sich auf das Abnehmen der trockenen Wäsche und schloß sodann das Fenster wieder, ohne auf die Nachbarschaft einen Blick zu werfen. Indessen brach der Abend an und mit ihm die Stunde des Mittagessens: August verließ das Fenster und stieg heiter seine fünf Treppen hinab. Nachts jedoch

kam er bälder als gewöhnlich nach Hause und öffnete sein Fenster, obgleich man mitten im Winter war. Er sah Licht bei seinen Nachbarinnen; die Arbeiterin hatte kleine Vorhänge, die nur bis zur zweiten Fensterscheibe hinaufreichten, und da ihr Fenster niedriger lag, als das Dalville's, so reichte dessen Blick über die kleinen Vorhänge bis in das Innere des wohlbeleuchteten Zimmers: er sah das junge Mädchen öfters von ihrem Spiegel zum Kamin gehen und von ihrem Kamin wieder zu dem Spiegel; sie schien ganz mit ihrem Häubchen und einer Kasserole beschäftigt, die sie über dem Feuer hatte.

„Denkt denn das junge Mädchen nur an ihre Küche?“ sagte August zu sich selbst; „vorhin machte sie ihr Mittagessen, jetzt wahrscheinlich ihr Nachtessen ... es scheint, daß es unter den Dächern nicht an Appetit fehlt; Bertrand sagte mir ja auch, die Luft sei frischer. Ah! da kehrt sie wieder an ihren Spiegel zurück ... Sie ist kokett, wie ich merke; doch ihr Kopfputz ist sorgfältiger, als diesen Morgen ... erwartet sie vielleicht Gesellschaft? ... Warum nicht? Darf man sich in den Mansarden nicht eben so gut belustigen, als anderswo? und sollten die Reichen allein das Vergnügen haben, ihre Freunde bei sich zu empfangen? ... Ihre Freunde! was sage ich da? ... Gerade im fünften Stock empfängt man Freunde, im ersten sehr häufig nur Schmeichler, Schmarotzer und Ränkeschmiede ... Wahrhaftig, es ist sehr vortheilhaft, im fünften Stock zu wohnen, wäre es auch nur, um nicht von solchen Besuchern gestört zu werden ... Ah, was sehe ich? ...“

August sah, wie die junge Arbeiterin, nachdem sie ihr Häubchen zurecht gesetzt hatte, ihre Jacke, dann ihren Unterrock auszog, und ihr Hemd mit einem schneeweißen Nachthemde wechselte ... Der junge Mann, die Augen unverwandt auf das Stübchen gerichtet, wiederholte mit Feuer: „Sehr hübsch ... sehr hübsch! ... nie habe ich im ersten Stock etwas so Schönes gesehen! ... Ach! meine Wohnung ist unbezahlbar.“

Nach beendigter Toilette trug das Mädchen ihr Nachtessen auf ein Tischchen und legte zwei Converte zurecht. „Teufel!" sagte sich August, „die Gesellschaft, die sie erwartet, besteht nur aus einer Person und wird nicht zahlreicher sein, als in den Cabinetten des Kehreins. Einerlei; sehen wir immerhin was geschehen wird."

Ein junger Mann in einer Jacke und mit einer Fischottermütze erschien, der mit einem Freudensprunge empfangen wurde, was der junge Mann mit einem so derben Kusse beantwortete, daß Dalville ihn zu hören glaubte; er kratzte sich hinter den Ohren und sagte zu sich: „Alle Teufel, soll ich jetzt auch noch hinübersehen? . . . Warum nicht . . . man weiß dann wenigstens, woran man ist."

Das Nachtessen stand auf dem Tisch, allein der Cavalier mit der Fischottermütze besaß noch mehr Liebe als Appetit: er fuhr fort Küsse zu rauben und mit dem jungen Mädchen zu schäkern, wodurch er sie in eine ganz andere Richtung als die des Tisches brachte . . . — „Teufel!" dachte August, „ich sehe, man weiß unter den Mansarden eben so gut zu lieben wie im ersten Stocke . . . Der Schlingel da in seiner Jacke versteht die Kunstgriffe nicht weniger, als der feinste Verführer in einem Boudoir . . . Teufel! . . . Teufel! . . ."

Damit entfernte sich August etwas ärgerlich vom Fenster und brummte: „Es ist nicht nöthig, daß ich noch mehr sehe; solche Frauenzimmer, die ihre guten Freunde zum Nachtessen einladen, sollten sich wenigstens Vorhänge anschaffen, die bis oben an das Fenster hinaufreichen."

August ging einige Zeit in seinem Zimmer hin und her, dessen Runde bald gemacht ist; Bertrand lag im Bette und schlief bereits. Indem August seine Wohnung genauer betrachtete, vermißte er mehrere Möbel, die ihm sonst in die Augen gefallen, aber nicht in den fünften Stock heraufgebracht worden waren,

weil man nur das durchaus Nothwendige beibehalten hatte. Er fühlte wohl, daß diese Reform unumgänglich nöthig war, dennoch umwölkte sich seine Stirne ... er warf sich auf einen Stuhl, und peinliche Gedanken stürmten auf ihn ein. Es war schon sehr spät, als er, um seinen düsteren Gedanken zu entgehen, wieder an das Fenster trat. Bei der jungen Arbeiterin brannte kein Licht mehr; es war ihm nicht unlieb, er hatte hier genug gesehen. Seine Augen fielen auf das Fenster, wo er die hübsche Blondine bemerkt hatte; aber obgleich man dort einige Helle gewahrte, so hinderte doch ein häßlicher und, wie es schien, an mehreren Orten zerrissener Vorhang, in das Zimmer zu sehen.

Nachdem er noch eine Zeitlang verschiedene Nachbarhäuser betrachtet hatte, wobei er sich unwillkürlich an den hinkenden Teufel von Lesage erinnerte, den ihm dieser Anblick ins Gedächtniß rief, wollte August, dem kein Asmodi zum Besteigen der Dächer zu Befehl stand, das Fenster verlassen. Mitternacht war längst vorüber, tiefe Stille herrschte in der Straße, und was, um neun Uhr Abends gesehen, heiter erscheint, wird einige Stunden später zuweilen höchst traurig.

Da sah August, als er noch einen Blick auf das gegenüberliegende Haus warf, wie das Fenster mit dem schlechten Vorhange geöffnet wurde; eine ziemlich natürliche Anwandlung von Neugierde veranlaßte den jungen Mann noch einmal hinzusehen, und da sein Licht gerade ausgegangen war, so hielt er es nicht der Mühe werth, es wieder anzuzünden, ohne übrigens daran zu denken, daß gerade dieser Umstand ihm erlaubte, zu sehen, ohne gesehen zu werden.

Das Zimmer, das er jetzt ganz überblickte, bot den traurigsten Anblick dar: nackte Wände, ein schlechter, in eine Ecke geworfener Strohsack, ein Tisch, ein Paar Stühle waren Alles, was man in diesem armseligen Winkel fand, wo Jammer und Elend ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben schienen, und wo

das glimmende Licht einer Lampe nur schwache Helle verbreitete.

Ein bejahrter Mann war allein im Zimmer: seine Kleidung, obgleich armselig, war doch nicht die eines gemeinen Arbeiters, seine Haare waren weiß, seine Züge schienen angegriffen, und Alles an ihm, sein ganzes Wesen deutete auf Verzweiflung und eine düstere Gemüthsaufregung.

Beim Anblick dieses Greises fühlte August sein Herz beengt; schon war es nicht mehr bloße Neugierde, die ihn leitete: Theilnahme, eine geheime Unruhe geboten ihm, jeder Bewegung des Alten zu folgen.

Nachdem der Greis das Fenster geöffnet, ging er vorsichtig in den Hintergrund des Zimmers; er schien zu lauschen. Leise öffnete er die Thüre eines kleinen Cabinets, in dem August ein Bett erblickte. Ohne Zweifel lag hier Jemand und schlief; denn der Greis blieb einige Augenblicke in Betrachtung der schlafenden Person versunken, unbeweglich stehen, dann wischte er mit der Hand die Thränen ab, die ihm aus den Augen rannen ... Nach kurzer Zeit trat er, sorgfältig jedes Geräusch vermeidend, näher und drückte einen Kuß auf die Stirne der schlafenden Person; er schien sich nicht von ihr losreißen zu können und in ihrem Anschauen nicht müde zu werden. Jetzt fiel er auf die Kniee nieder, seine Hände erhoben sich gefaltet gen Himmel: er schien ihn für das Wesen anzuflehen, von dem sich zu trennen ihn so viele Ueberwindung kostete; endlich stand er auf, entfernte sich mit Widerstreben aus dem Cabinet und sank wie vom Schmerze niedergedrückt auf einen Stuhl.

In diesem Augenblicke vermochte August nicht mehr recht zu unterscheiden ... seine Augen füllten sich mit Thränen und flossen ihm, ohne daß er es gewahrte, über die Wangen herab.

Plötzlich aber stand der Greis, nur noch seiner Verzweiflung Raum gebend, auf, schritt dem Fenster zu, warf einen letzten

Blick hinter sich und gab sich einen Schwung ... Schon war sein Fuß auf dem Dache ... da ertönte ein Angstgeschrei: „Halt! ... halt! ...“ Dies waren die einzigen Worte, die August aussprechen konnte; er selbst beugte den Körper halb zum Fenster hinaus, als wolle er den Unglücklichen zurückhalten, und wagte nicht, das Fenster zu verlassen, aus Furcht, während er hinabeile, möchte der Greis seinen unheilvollen Entschluß ausführen.

Augusts Schrei traf das Ohr des Unglücklichen; er hielt inne, wendete den Kopf nach dem Cabinet ... er glaubte, von hier seien die Töne ausgegangen, die bis zu seinem Herzen drangen ... Seine Kräfte verließen ihn, die düstere Wuth, die in ihm tobte, machte der Schwäche, der Erschöpfung Platz, die stets auf nervöse Bewegungen folgt. Er sank auf einen Stuhl, der Name einer Frau entfuhr seinem Munde, seine Thränen floßen auf's Neue. „Ich habe Zeit, zu ihm zu gehen,“ sagte sich August, „im Augenblick ist nichts von ihm zu fürchten.“ Dann eilte er zu seinem Sekretär, nahm seine Brieftasche heraus und eilte, immer mehrere Stufen überspringend, die Treppe hinab. Er weckte Strack, ließ sich öffnen und klopfte an der Hausthüre des Greisen. Bei seinen wiederholten Schlägen glaubte der Portier, es sei Feuer im Hause ausgebrochen, und ein dienstfertiger Vorübergehender komme, ihn davon zu unterrichten; schnell stand er auf, öffnete im Hemd die Thüre und stotterte noch halb im Schlafe: „In welchem Kamin? ... wo kommt es heraus? ... ist es schon heftig? ... Frau! Frau! ... die Pompiers!“

„Beruhigen Sie sich, es ist nichts,“ sagte August, „allein ich muß durchaus den Greis im fünften Stock sprechen ... hier ...“

Damit drückte August dem Portier ein Fünffrankenstück in die Hand und stieg eilends die Treppen hinan, während der Portier unter beständigem Reiben seiner schlaftrunkenen Augen das

erhaltene Geldstück betrachtete und dann zum Ueberflusse noch auf die Straße hinausging, um sich zu überzeugen, daß nirgends Rauch aufsteige.

Oben angekommen, zeigte das durch eine schlechtschließende Thüre durchschimmernde Licht August den Weg, den er zu nehmen hatte. „Wer ist da?“ fragte der Alte, verwundert, daß noch Jemand so spät komme.

„Oeffnen Sie, ich bitte Sie,“ entgegnete August; „es ist ein Freund, es ist Jemand, der Ihre Thränen trocknen will.“

Das Wort: „Freund“ schien den Unglücklichen mit Staunen zu erfüllen. Er entschloß sich indeß, zu öffnen und blickte überrascht den jungen Mann an, der ihm um ein Uhr nach Mitternacht seine Dienste anbot, und dessen Züge ihm völlig unbekannt waren. Aber aus Augusts Gesicht leuchtete Sanftmuth, seine Augen drückten eine zarte Theilnahme für den Greisen aus, und dieser ließ ihn in seinen armseligen Aufenthalt ein, indem er stotterte: „Was wollen Sie, mein Herr?“

„Sie trösten ... Sie von der Verzweiflung retten ...“

„Mein Herr ... wer sagte Ihnen? ...“

„Ich sah Sie so eben ... Sie waren im Begriff, ein schreckliches Vorhaben auszuführen ...“

„Ach, mein Herr! ... es war Ihre Stimme? ... arme Anna! ich glaubte, es sei die Deinige ... doch sie schlief ... sie ruht noch. Ach, mein Herr, ich beschwöre Sie ... möge sie nie erfahren ... und doch ... was soll ich noch auf der Welt thun, ohne Brod ... ohne Hülfsquellen? ... Sie arbeitet sich zu Tode, um mich zu erhalten! ... Um meinetwillen legt sie sich jede Entbehrung auf! ...“

Hier überließ sich der Unglückliche auf's Neue seinem Schmerz und gewahrte dabei nicht, daß er seine Stimme steigerte.

„Stille!“ sagte August zu ihm, „Sie werden sie aufwecken ... Sprechen wir leise ... erzählen Sie mir Ihren

Kummer; ich wiederhole Ihnen, ich will demselben ein Ziel setzen."

Der Ton Augusts, die Rührung in seiner Stimme flößten dem unglücklichen Vater Vertrauen ein; er setzte sich zu dem jungen Mann, so entfernt als möglich von dem kleinen Cabinet, und begann mit halblauter Stimme seine Erzählung: „Ich bin nicht in Armuth geboren, mein Herr, und gerade das ist vielleicht mein Unglück! Meine Familie war angesehen und ihr Name ..."

„Ich frage Sie nicht darnach, mein Herr, ich brauche Ihren Namen nicht zu wissen, um Ihnen nützlich sein zu wollen; nur Ihr Unglück will ich erfahren."

Das Staunen des Alten verdoppelte sich, und nachdem er aufs Neue August angesehen, fuhr er in seiner Erzählung fort: „Ich erhielt eine oberflächliche Erziehung, allein ich sollte eines Tages zwanzigtausend Franken Renten erben, und man versicherte mich, dazu wisse ich immerhin genug. Ich wurde leider nur zu frühe mein eigener Herr; eifrig jagte ich den Vergnügungen nach ... besonders liebte ich das verführerische Geschlecht ... von dem ich nichts Böses sagen darf, weil ihm meine Anna angehört. Aber ich überließ mich blindlings meinen Leidenschaften und verschwendete mein Vermögen mit Maitressen, die mich betrogen, und mit falschen Freunden, die mir zu meinem Ruine halfen."

Hier konnte sich August eines Seufzers nicht erwehren, doch gab er dem Greis ein Zeichen, fortzufahren.

„Zuweilen nahm ich mir vor, solid zu werden; allein ich hatte nicht die Kraft, den Rathschlägen der Vernunft Gehör zu schenken. In meinem neunundbreißigsten Jahre war mein ganzes Vermögen durchgebracht und ich jeder Arbeit völlig ungewohnt. Damals wollte ein liebenswürdiges Weib, das mich um meiner selbst willen liebte, ihr Schicksal an das meinige ketten; sie war ziemlich wohlhabend, nahm mich zum Gatten und schenkte mir

meine Anna. Ich hätte glücklich sein können; allein durch die Gewohnheit, eitlen Vergnügungen nachzujagen, in der großen Welt zu leben, war mir das Geldverschwenden zur zweiten Natur geworden. Ich wollte meiner Gattin denselben glänzenden Putz verschaffen, den ich bei Andern sah; es brachte mich auf, Frauen mit Caschemirs geschmückt zu sehen, die der meinigen das Wasser nicht reichten. Umsonst sagte sie mir, daß ihr meine Liebe allein genüge: ich überredete mich, sie verberge mir ihre geheimen Wünsche und leide tausend Entbehrungen. In der Absicht, unser Vermögen zu vermehren, beging ich allerlei Thorheiten: ich spielte ... versetzte unser Gut ... und brachte die in's Elend, die ihr Geschick in meine Hände gelegt hatte. Jetzt meine Irrthümer erkennend, wollte ich eine Anstellung suchen; allein ich war nicht mehr jung und konnte keinen Platz erlangen. Gewissensbisse nagten an meinem Herzen, bleichten frühzeitig meine Haare: ich scheine Ihnen sehr alt und zähle noch nicht sechzig Jahre. Meine Gattin machte mir nie einen Vorwurf; sterbend empfahl sie mir unsere damals acht Jahre alte Tochter. Ich bemühte mich, einige Talente geltend zu machen ... allein sie waren zu gering ... ich wurde alt und fand nur selten Beschäftigung. Indeß wuchs meine Anna heran, und schon arbeitete sie für den Unterhalt ihres unglücklichen Vaters. Wenn Sie wüßten, mein Herr, wie Vieles ich ihr schuldig bin ... wie viele Nächte sie durchwacht hat, um ihren Erwerb zu vergrößern! ... Für sie gibt es keine Ruhe ... kein Vergnügen ... Und doch kommt nie eine Klage aus ihrem Munde: sie ist es, die mich tröstet, wenn sie mich niedergeschlagen sieht, wenn ich mir Vorwürfe über mein vergangenes, regelloses Leben mache. Ach, mein Herr, ich suche mein Unrecht nicht zu verbergen ... meine Thorheiten sind es, die mein und meiner Frau Vermögen zu Grunde gerichtet haben ... Meine Tochter könnte glücklich sein, und seit zehn Jahren sind Arbeit und Thränen ihr einziges Erb-

theil . . . und das Alles durch meine Schuld . . . halten Sie mich nun noch Ihres Mitleids würdig?"

„Ja mein Herr," sagte August, die Hand des Unbekannten drückend. „Was trieb Sie aber heute Nacht zu einem so unseligen Entschlusse?"

„Meiner Fehler ungeachtet, hielt ich stets auf Ehre; ich habe mein Vermögen verschwendet, aber ich habe mir wenigstens nicht vorzuwerfen, je meinen Verpflichtungen nicht nachgekommen zu sein. Vor zwei Jahren traf ich einen Mann, den ich zur Zeit meines Reichthums gekannt hatte; er kam mir entgegen und nannte mich noch seinen Freund. Ich erzählte ihm meine Noth; da bot er mir seine Börse an und lieh mir zwölfhundert Franken. „„Sie können mich nach Ihrem Belieben wieder bezahlen,"" sagte er zu mir. Ach! eine langwierige Krankheit verhinderte mich, Etwas zu erwerben; dennoch verlangte mein Gläubiger nichts von mir... aber der brave Mann, der jetzt einen Handel betreibt, hat selbst schlechte Geschäfte gemacht und mehrfache Verluste durch Fallimente Anderer erlitten. Vor zwei Monaten fragte er bei mir an, ob ich ihn befriedigen könne; es war mir unmöglich ... Er machte mir nicht den geringsten Vorwurf und kam nicht wieder; gestern aber erfuhr ich, daß ihn ein barbarischer Gläubiger wegen einer Summe von tausend Franken in's Gefängniß hat werfen lassen. Diese Nachricht brachte mich zur Verzweiflung! . . . Hätte ich meine Schuld bezahlt, so würde sich der ehrenwerthe Mann seiner Freiheit noch erfreuen. Ach! ich habe Alle, die Theil an mir nahmen, mit in mein Unglück gezogen; meine Anna versagt sich Alles wegen ihres Vaters. . . ach, mein Herr, soll ich noch länger ein Leben erhalten, das eine Last für mich ist?"

Hier zog August seine Brieftasche aus der Tasche, nahm drei Bankbillete von je tausend Franken aus derselben, und schob sie dem Alten in die Hand mit den Worten: „Bezahlen Sie die zwölfhundert Franken, die Sie schuldig sind, und mit dem Ueb-

rigen kaufen Sie ihrer Tochter ein kleines Geschäft ... Ich bin überzeugt, daß Ihnen jetzt glücklichere Tage aufgehen werden."

Der Greis wußte nicht, ob er das Spielwerk eines Traumes sei; das was eben geschehen, schien ihm so außerordentlich, daß er noch nicht wagte, sich seiner Freude zu überlassen. Bald sah er Dalville, bald die Bankbillete in seiner Hand an. „Mein Gott!" stotterte er hervor, „wäre es möglich?...dieses unverhoffte Glück! ... Guter junger Mann! ... Verzeihung, mein Herr! ... Aber sind Sie nicht ein Engel, den uns der Himmel sendet?"

„Nein ... ich bin kein Engel," sagte August lächelnd, „ich besitze im Gegentheil alle Schwachheiten der Sterblichen, fühle mich aber glücklich, mit so Wenigem zwei Unglücklichen nützlich sein zu können."

„Aber, mein Herr, diese Summe ist beträchtlich! ..."

„Doch viel zu gering für die Lehre, die Sie mir gegeben haben ..."

„Wie?"

„Adieu, mein Herr. Es ist sehr spät, überlassen Sie sich der Ruhe, Sie bedürfen ihrer und ich hoffe, Sie werden nun einer süßeren genießen."

„Wie, Sie wollen uns schon verlassen! ... Ach, lassen Sie mich meiner Tochter mittheilen, was ich Ihnen verdanke; erlauben Sie, daß auch sie unserem Wohlthäter ihren Dank darbringe. Ah, Sie kennen meine Anna nicht! Sie ist eben so schön als gut! ... Wenn Sie sie sehen, wird Ihnen erst die Größe dessen klar werden, was Sie für mich gethan haben, indem Sie mir die Mittel gaben, dieses theure Kind glücklich zu machen!"

Bei diesen Worten schritt der Alte dem Cabinete zu, doch August hielt ihn zurück und flüsterte ihm zu: „Ich bitte, wecken Sie sie nicht; ich werde sie ein ander Mal sehen ... stören Sie ihren Schlaf nicht."

„Sie wollen es, mein Herr ... ich gehorche Ihnen; doch bitte ich um Ihren Namen, damit ich weiß, wem ich verdanke ...“

„Morgen werde ich ihn Ihnen nennen.“

„Der meinige, mein Herr, ist Dorfenil; ich will, daß Sie wissen, wen Sie dem Leben, der Ehre, wieder gegeben haben.“

August entzog sich den weiteren Dankesäußerungen des Greisen und verließ endlich die Stätte, in die er Freude und Ruhe gebracht hatte. Er eilte heiter die fünf Stockwerke hinab, und zufriedener als je sagte er zu sich: „Diese zwei Personen habe ich von der Verzweiflung gerettet ... und darf dafür nur denken, Destival habe mich um tausend Thaler weiter gebracht.“

Nachdem August in seinen fünften Stock zurückgekommen, legte er sich ebenfalls zu Bette und erwachte erst spät am andern Morgen.

„Mir scheint, Herr Lieutenant, Sie haben in Ihrer neuen Wohnung nicht übel geschlafen?“ sagte Bertrand, in Augusts Zimmer tretend.

„In der That, ich glaube, daß ich in meinem ersten Stock nie so gut geruht habe.“

Indeß sah der alte Corporal mit Erstaunen, daß sein Herr nicht ein einziges Mal an das Fenster trat. Gegen Ende des Tages drückte er ihm seine Verwunderung darüber aus: „Gefällt Ihnen unsere Aussicht nicht mehr, Herr Lieutenant?“

„Nein, mein Freund, ich habe überlegt ... und finde, daß es nicht ohne Gefahr ist, in Anderer Wohnungen zu sehen.“

„Es schien mir indeß, als hätten Sie ganz hübsche Sachen erblickt, Herr Lieutenant?“

„Aber auch sehr traurige; ... Alles wohl erwogen, halte ich es für besser, sich nicht um das zu kümmern, was bei den Nachbarn vorgeht.“

August hatte einen andern Grund, nicht mehr an das Fenster zu treten: er wünschte von dem Greise nicht gesehen zu werden,

der ihn erkannt hätte, und zu dem er nicht mehr zurückkehren wollte. August wußte, daß die Tochter des armen Dorfes reizend war; er fürchtete seine eigene Schwäche und wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, seine gute Handlung zu beflecken."

Neunzehntes Kapitel.

Die Grisetten im Dorfe; das Bauerncasino und das Gespenst.

„Wir gehen nicht mehr zu Herrn August!" hatte Denise gesagt, als sie in ihr Dorf heimkehrte, und als die Tante sie fragte, ob der „vornehme" Pariser Herr sie nicht gut empfangen habe, konnte die Kleine bloß weinen und murmelte: „Wir sind mehr als drei Stunden bei ihm geblieben und nur eine Minute hat er mit uns gesprochen!"

„Wie, meine liebe Freundin, er hat Dir nicht für Deine Hühner gedankt; er hat Dir gar nichts Schönes über meinen Kuchen gesagt?"

„O doch, liebe Tante ..."

„Was willst Du denn weiter, mein Kind? In Paris, siehst Du, hat man immer so viel zu thun, daß Einem nicht viel Zeit zum Sprechen übrig bleibt; es ist nicht wie bei uns."

Denise sagte ihrer Tante nicht, daß Dalville ihr nicht einmal für ihr Geschenk gedankt habe, denn das hätte Mutter Fourcy böse gemacht, und die Kleine hoffte immer noch, daß sie der junge Mann besuchen werde, und im Dorfe war er ja stets so liebenswürdig, daß sie darüber sein kaltes Benehmen in der Stadt vergessen wollte.

„Und," fragte Mutter Fourcy, „was sagte er Dir wegen Verwendung des Geldes, mein Kind?"

„Nichts, liebe Tante ... das heißt, wir sollen damit machen, was wir wollen."

„Dann muß man das Häuschen bauen, den Garten anlegen ... das gibt dann Coco's Eigenthum.“

„Ja, liebe Tante.“

Das junge Mädchen ließ ihre Tante in Allem gewähren; es lag ihr nichts mehr am Herzen. Ihre Traurigkeit schien mit jedem Tage zuzunehmen: selbst des Kindes Liebkosungen vermochten nicht, sie zu zerstreuen. Sie suchte in der Arbeit ihren Gram zu vergessen, aber mitten unter den ländlichen Beschäftigungen, die sonst ihr Glück ausmachten, hielt Denise häufig inne, seufzte und blieb öfters mehrere Minuten unbeweglich und nachdenkend.

Wenn sie Mutter Fourcy in solchen Anfällen von Traurigkeit überraschte, so eilte diese auf sie zu und rief aus: „Aber was hast Du denn, Kleine? ...“

„Nichts, liebe Tante,“ antwortete alsdann Denise, indem sie sich zu einem Lächeln zwang.

„Aber Du standest da, ohne Dich zu rühren ... und sprachst kein Wort!“

„Weil ich nachdachte, liebe Tante.“

„Ueber was denn, mein Kind?“

„Ich erinnere mich nicht mehr daran ...“

„Du bist krank.“

„Ich weiß nicht.“

„Wahrlich, ich sehe es wohl! ... Du magerst ab, Du wirst blaß ... Du issest nicht mehr ... Du mußt einen Mann nehmen, liebes Kind.“

„O nein, liebe Tante, ich will keinen ...“

„Dann mußt Du Arznei nehmen, mein Kind, denn Etwas muß man gebrauchen.“

Mutter Fourcy war der Ansicht, daß nur ein Mann oder eine Arznei Denisen ihre Farbe wieder geben könne; allein die Kleine versicherte, daß diese mit der schönen Jahreszeit wiederkommen werde, weil sie hoffte, daß der Frühling August wieder ins Dorf führen würde.

Im Winter sind die Tage sehr lang, besonders für ein junges Landmädchen, das kein Vergnügen an den Abendzusammenkünften findet, das nur mit Widerwillen die Reden der jungen Bursche anhört und Niemand hat, für den es sich schmücken möchte. Wenn man auch noch einigen Reiz daran findet, unter dem Schatten einer Eiche zu träumen, wenn auch der Anblick der grünen Triften und Gehölze die Qualen der Liebe etwas mildert, so muß das Innere eines Bauernhofs, das Geschnatter der Gänse und Enten für ein Herz, das Stille und Einsamkeit sucht, unerträglich sein.

Gezwungen, ihre Traurigkeit ihrer Tante zu verbergen, blieb Denise in ihrem Zimmer und blickte auf die Straße nach Paris hinaus.

Eines Tages, als ein starker Frost den Boden getrocknet hatte, und die Sonne den alten blätterlosen Bäumen noch einige Reize verlieh, hörte Denise, die in ihrem Zimmer am Fenster stand, auf dem zum Hause führenden Fußpfade sprechen und lachen. Diese Stimmen waren nicht aus dem Dorfe; es waren in der That auch zwei städtisch gekleidete Damen, die den mit Weiden besetzten Weg herabkamen, mitunter um sich her blickten und nicht recht zu wissen schienen, wohin sie wollten, alle Augenblicke stehen blieben, lachten, und sich, um auszuruhen, an die Hecke lehnten, die den Weg begrenzte.

Denise erkannte eine der Damen als diejenige, die sie in Paris bei August getroffen und die sie bis an den Wagen begleitet hatte, indem sie ihr die lebhafteste Theilnahme bezeigte. Der Anblick einer Person, die Dalville kannte, die ihr vielleicht Mittheilungen über ihn machen konnte, verursachte dem jungen Mädchen großes Vergnügen; sie sprang daher aus ihrem Zimmer und lief den beiden weiblichen Reisenden entgegen.

Denise hatte sich nicht geirrt. Virginie, die zuweilen an das schöne Landmädchen dachte, das sie bei August getroffen, hatte mit einer ihrer Freundinnen von ihr gesprochen; diese Freundin

war eine große, hübsch gewachsene Brünette von dreissig Jahren, deren Blick aber einen Sapeur eingeschüchtert hätte, eine Nähterin ihres Handwerks, die jedoch das Theater leidenschaftlich liebte und Zwirn und Nadel vernachlässigte, um auf Gesellschaftstheatern tragische Prinzessinnen und melodramatische Heldinnen zu spielen. Ungeachtet ihrer entschlossenen Miene war hingebende Zärtlichkeit Cäsarinens schwache Seite, welche sich immer in irgend einem grossartigen Liebesverhältnisse bewegte, und sie wäre gewiß gerne auf die Bühne gegangen, wenn sie ein Anstoßen mit der Zunge hätte überwinden können, was sie zu ihrem Geliebten sagen ließ: „Ich liebe Sie innig und ich säze Sie."

Uebrigens war Mamsell Cäsarine sehr gutmüthig und unfähig, einer Freundin den Geliebten abzuführen. Ein schöner Wintertag brachte Virginie auf den Gedanken, nach Montfermeil zu gehen. Beim ersten Wort „auf's Land" rief Cäsarine aus: „Ich gehe mit Dir, meine Sätzbare, ich bedarf gerade heute der Zerstreuung ... Theodor hat mir Streiche gespielt ... ach, wir wollen Dein kleines Bauernmädchen besuchen, wir wollen Milch trinken, das wird meine aufgeregten Leidensaften ein wenig beswichtigen."

„Gehen wir dahin," antwortete Virginie, „ich kenne zwar ihre Adresse nicht genau, allein ich weiß, daß es in Montfermeil ist ... und meine Zunge habe ich ja nicht zu Hause gelassen."

„Ach, wir werden es bald gefunden haben! ... Ich würde Theodor entdecken und wenn er am andern Ende von Paris wäre ... glaubst Du, ich werde das Dorf nicht bald durchmustert haben?"

„Ich stelle Dich als meine Verwandte vor... weil man sich doch ein wenig ein Ansehen geben muß."

„Sei ruhig! ... Habe ich nicht die Semiramis gesbielt? ... trete ich nicht wie eine Königin auf?"

„Ich weiß wohl, daß Du die Semiramis gespielt hast, aber manchmal würde man doch nicht daran denken."

„Nun, nehmen wir ein Landfuhrwerk und fahren wir ab.“

„Ja . . . o, ich weiß gewiß, daß die Kleine mich gut aufnehmen wird. Meine Liebe, das ist eine wahre Unschuld vom Lande, die wir da sehen werden.“

„Desto besser; ich liebe nur noch die Unsuld, seit der Surke von Theodor mir untreu geworden ist . . .“

„Ach Gott! willst Du mir auf dem ganzen Weg von Deinem Theodor vorschwatzen? das wäre unterhaltend! . . . Halt, es hat noch eine Schwierigkeit . . . ich habe keinen Sou bei mir.“

„O, ich habe Geld für uns Beide . . . warte, bis ich gezählt habe . . . ich habe noch hundertundfünfzehn Sous.“

„Damit könnten wir bis an den Mississippi reisen; ziehe Dein Sonntagskleid an und lege Deinen indischen Pariser Shawl um, und jetzt auf den Weg.“

Mademoiselle Cäsarine hatte das paradiesvogelfarbige Kleid angezogen, das die Sonne gelb gebleicht hatte, und den ehemals scharlachrothen Shawl umgelegt, dessen Palmen sich so sehr mit dem Grund verschmolzen hatten, daß man sie kaum unterscheiden konnte. Wenn man jedoch von großen Leidenschaften erregt wird, bringt man zuweilen Opfer, und Mamsell Cäsarine zog einen Blick von dem Manne ihrer Wahl den Diamanten eines russischen Fürsten vor; in diesem Punkte war sie von Mademoiselle Virginie völlig verschieden.

Die Frauenzimmer hatten in dem Wagen Plätze erhalten; es waren nur noch zwei alte Bauern darin, vor welchen sie auf dem ganzen Wege die Zunge herausstreckten, weil sie fanden, daß sie übel rochen. Endlich langten sie in Montfermeil an, und nachdem Virginie sich nach der Wohnung Denisens erkundigt, hatte man sie auf den Fußsteig gewiesen, auf dem sie das junge Mädchen eben erblickt hatte.

„Mein liebe Freundin,“ sagte Cäsarine, „ich sehe das ländliche Dach Deiner kleinen Bekanntsaft nicht, fange aber an, einen ganz soliden Hunger zu verspüren.“

„Warte . . . es muß hier in der Nähe sein."

„Wie schön der Morgen ist . . . wenn der undankbare Theodor bei uns wäre . . ."

„Ja, um Dir Deine hundertundfünfzehn Sous bei einer Mahlzeit zu verfressen! Gott, was bist Du für ein Vieh, so in einen Menschen vernarrt zu sein, der Dich zu Grunde richtet . . . gehen wir weiter!"

„Meine Theure, ich kann nicht von ihm lassen, das übersteigt meine Kräfte; vergebens sage ich mir: „Du mußt ihn vergessen!"

„Wenn Du willst, so werde ich es Dir singen, das wird vielleicht wirksamer sein."

„Ach, er hat einen so schönen Schnauzbart . . . dieser Schnauzbart hat mich zuerst verführt!"

„Du hättest ihn nöthigen sollen, ihn wegzurasiren."

„Du scherzest immer . . . wie glücklich Du bist, Virginie! Du weißt nicht, was eine heftige Leidenschaft ist!"

„Bah! ich habe schon mehr gehabt als Du! . . . Ah! siehst Du dieses hübsche Haus . . . diesen Meierhof . . . da ist es ohne Zweifel."

„Ich glaube nicht, daß Dein Landmädchen so schön logirt ist."

„Warum denn nicht? . . . Hättest Du die schönen Hühner gesehen, die sie August brachte, so würdest Du Dich nicht mehr wundern."

Denisens Ankunft macht der Ungewißheit der beiden Damen ein Ende. Die Kleine lief Virginien entgegen, küßte sie und verbeugte sich achtungsvoll vor Cäsarinen, welche verwundert ausrief: „Wie? das ist das junge Landmädchen? . . . Ach! wie hübsch sie ist! . . . Gott, welches schöne Gesicht! . . . Ach, wie bin ich jetzt froh, daß Theodor nicht gekommen ist!"

Virginie gab Cäsarinen einen Stoß mit dem Fuße, um sie zum Schweigen zu bringen und sagte zu Denise: „Sie sehen, mein

liebe Freundin, ich habe Sie nicht vergessen . . . und bin ohne Umstände gekommen, Sie zu besuchen . . . Ich habe eine Verwandte mitgebracht . . . das wird Sie nicht belästigen."

„O nein, Madame, im Gegentheil, es freut mich sehr . . . es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie gekommen sind . . . meine Tante wird erfreut sein, Sie . . . und Madame zu sehen."

„Wollen Sie mir erlauben, daß ich Sie ebenfalls küsse, mein Kind?" fragte Cäsarine.

„Ja, Madame, mit Vergnügen . . . doch kommen Sie . . . treten Sie bei uns ein . . . Sie haben vielleicht noch nicht zu Mittag gespeist?"

„So ist es, meine Liebe . . . ich aß nur ein Stückchen Sinken beim Aufstehen."

„Ja," sagte Virginie, Cäsarine abermals auf den Fuß tretend, „meine Verwandte und ich . . . wir fühlen, daß die frische Luft Appetit macht . . . doch wir waren eben im Begriff, nach dem Gasthaus zu gehen . . ."

„Ach, Madame, ich hoffe, daß Sie bei uns bleiben werden; es wäre gar nicht schön, uns zu verschmähen."

„Gott! wie hübsch sie ist . . . sie hat ganz Theodors Nase!"

„Wir nehmen es an, meine liebe Denise, weil es Sie nicht belästigt . . . Zudem macht das Unbedeutendste . . . bei Personen, die man gerne hat . . . mehr Vergnügen als die ausgesuchtesten Gerichte, die man anderswo . . . nicht findet . . ."

Statt aller Antwort eilte Denise voraus, um ihre Tante zu benachrichtigen, und Virginie sagte zu ihrer Freundin: „Gib doch Acht auf Deine Reden und nimm eine ehrbarere Haltung an . . . mit Deinem Theodor, den Du in jeden Brei rührst!"

„Und Du mit Deinen Phrasen, die Dir im Halse stecken bleiben."

„Einerlei . . . Phrasen gefallen den Bauern; sie verstehen sie nicht, finden sie aber prächtig."

„Gut, ich werde sagen, Theodor sei mein Mann, der sich bei der Armee befindet."

Unter diesem Gespräch gelangten die Damen in den Hof des Hauses, und die Gänse, die Enten, der Hund und die Ziege begrüßten sie mit einem kleinen improvisirten Concert.

„Ach, wie sehr liebe ich das Land!" rief Virginie aus und eilte auf Coco zu, um ihn zu küssen, während Cäsarine ihr Möglichstes that, um ihren Shawl aus den Zähnen des Hundes loszumachen. Inzwischen kam Mutter Fourcy, die Reisenden zu empfangen, welche ihre Nichte ihr als vornehme Damen aus Paris von der Bekanntschaft des Herrn August angemeldet hatte, und denen die gute Frau viele Achtung erweisen zu müssen glaubt.

„Meine Tante, Madame," sagte Denise zu Virginie. Diese verbeugte sich vor der Bäuerin wie vor einer Frau von der besten Gesellschaft, und sagte: „Es freut mich sehr, die Bekanntschaft der achtungswerthen Tante zu machen . . . Gott! welch' alterthümliches Gesicht . . . ich liebe bejahrte Personen sehr . . . mit welcher Freude ich Sie küsse, Madame!"

Nachdem Virginie die Mutter Fourcy geküßt hatte, ruft sie Cäsarinen: „Liebe Base, wollen Sie kommen, damit ich Sie unserer guten Tante vorstelle."

„Einen Augenblick noch!" sagte Cäsarine, „bis ich mich von diesem verwünsten Hunde losgemacht habe, der meinen Sal im Rachen hat . . . ah! ich weiß wohl warum; ich hatte vorgestern ein Stück Hammelfleis' in denselben gewickelt . . ."

Virginie hustete, um Cäsarinens Worte zu übertönen, welche sich endlich von dem Hunde losmachte, und sich vor der Mutter Fourcy wie vor einer Königin verbeugte.

„Es ist meine Base," sagte Virginie, als sie ihre Freundin Denisens Tante vorstellte; „ich habe mit ihr von Ihrer liebenswürdigen Nichte gesprochen, und sie hat dem Verlangen nicht widerstehen können, ihre Bekanntschaft zu machen, so wie auch

die Ihrige, ehrenwerthe Tante. Wir haben unsere Hôtels verlassen und sind in den alten Nachtscherben gestiegen, wo wir keine andere Gesellschaft, als zwei abgelebte Kobolde hatten, die wie ranziges Oel rochen; wenn man aber Leute besuchen will, die man achtet und liebt, so springt man mit gleichen Füßen über solche kleine Widerwärtigkeiten hinweg ... nicht wahr, liebe Base?"

„Ja, theure Freundin," antwortete Cäsarine, indem sie Schritte machte, wie Semiramis.

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, Madame," sagte Mutter Fourcy, „und wir sind sehr erfreut über Ihre Artigkeit ... aber Sie müssen Etwas zu sich nehmen."

„Wir haben schon ein Gabelfrühstück eingenommen . . . können Ihnen aber nichts abschlagen."

„Wenn ich auf dem Lande bin, habe ich den ganzen Tag einen förmlichen Heißhunger," sagte Cäsarine.

Die Damen traten in das Haus, und während man den Tisch deckte, liebkoste Cäsarine Coco, indem sie ausrief: „Das sòne Kind . . . welches hübse Gesicht . . . er wird einmal Theodor ähnlich sehen ... gehört er Ihnen, meine Sòne?"

Diese Frage richtete Cäsarine an Denise; die Kleine erröthete und sagte: „Wie, Madame? . . ."

„Liebe Base, Sie sind rasend dumm!" rief Virginie aus, „dieses Kind so etwas zu fragen; als ob sie schon das Alter hätte, um ... überdies denkt sie an solche Possen? . . ."

„Höre doch, meine Liebe, ich weiß ihr Alter nicht genau ... übrigens habe ich eine Swester gehabt, welche son im dreizehnten Jahre Mutter wurde."

„Das war also eine Creolin?"

„Ja, eine Creolin von der Sousbrücke."

Glücklicher Weise war Mutter Fourcy gerade im Keller, wo sie das Gespräch dieser Damen nicht hörte. Denise wollte gerne Nachrichten über August einziehen, aber sie wagte nicht, Virgi-

nien darum zu fragen: sie fürchtete, den Antheil, den sie an ihm nahm, zu verrathen, und die arme Kleine würde sich sehr geschämt haben, wenn die Damen von Paris, welche sie Beide für Bekannte von Dalville hielt, das Geheimniß ihres Herzens erfahren hätten. Für das liebenswürdige Kind ist die Liebe Alles; sie ist weit entfernt, zu vermuthen, daß sie für diese Damen nur wenig bedeutet.

Indeß Denise die Zurüstungen zur Mahlzeit machte, wollte Virginie durchaus der Mutter Fourcy helfen die Teller herumzustellen, was diese nicht leiden wollte, und während dieses Streites zwischen der Bäuerin und dem Fräulein von Paris entglitschte eine volle Flasche dem Arm der Tante und zerbrach zu den Füßen Cäsarinens, deren Kleid mehrere Weinflecken erhielt.

„Ach Gott! mein Merinoskleid ist g a n z b e s m u t z t!" rief Cäsarine aus, „was soll ich nun thun? ich habe kein anderes."

„Dann ziehst Du Dein Sammtkleid an," sagte Virginie, indem sie ihrer Freundin Zeichen machte, besser auf ihre Reden Acht zu geben, aber Cäsarine, ganz mit ihrem Kleide beschäftigt, hörte sie nicht und fuhr fort zu klagen: „Dieses stand mir jedenfalls am besten und ich habe Theodors Eroberung darin gemacht."

„Der Name ihres Mannes, der gegenwärtig bei der Armee ist . . . er ist General. Komm', liebe Base, wir haben uns jetzt genug mit Deinem Kleide beschäftigt . . . es fehlt Dir ja nicht an Kleidern, so viel mir bekannt ist."

„Ja, wenn ich alle diejenigen hätte, die ich s o n z u m Z u s n e i d e n gehabt habe . . ."

„Zum Zuschneiden, Madame Fourcy, das heißt, man zerschneidet sie, um Handtücher daraus zu machen. Ach, in Paris sind wir so veränderlich: jede Woche brauchen wir ein neues Kleid . . . Wir werfen unser Geld zum Fenster hinaus! . . . Es ist ein abscheulicher Aufenthalt, dieses Paris! . . . Glücklich sind die Dorf-

bewohner!... Ach, das Land! Bäume, Vieh, schwarz Brod, darin besteht das Glück. Ich hoffe, daß ich mir einst noch ein kleines Schloß oder eine Hütte kaufen kann, es ist mir einerlei wo, wenn es nur auf dem Lande ist. Was Denise betrifft, die ich liebe, wie wenn ich ihre Mutter wäre, so möchte ich ihr einen Rath geben: nämlich hier zu bleiben und nicht mehr nach Paris zu gehen... Uebrigens glaube ich auch, daß ihr nicht viel daran liegen wird, und die Art, mit der Herr Dalville sie das letzte Mal empfangen hat... ah! es hatte mich empört!. . . Die arme Kleine, die ihm Eier und einen so guten Kuchen gebracht hatte!..."

Denise, welche eben mit einer vollen Suppenschüssel zurückgekommen war, hörte die letzten Worte Virginiens, und blieb hinter Cäsarinen stehen, indem sie ersterer ein Zeichen machte, ihrer Tante nichts zu sagen. An Verstellung gewöhnt, verstand Virginie die Zeichen der Kleinen, und um das Gesagte zu verbessern, fuhr sie fort: „Uebrigens ist der junge Mann zu entschuldigen, weil, sehen Sie, Madame Fourcy, es in Paris Leute gibt, welche den Kuchen nicht lieben; es ist nicht wie auf dem Dorfe, wo er für den Salat gilt. August ist zwar ein wenig leichtsinnig, aber sein Herz ist gut; sein Herz ist vortrefflich ... ich kenne ihn besser, als irgend Jemand!. . . Ich will jedoch in diesem Augenblicke nicht übel von ihm reden . . . und obgleich er zu Grunde gerichtet ist..."

„Zu Grunde gerichtet?" rief Denise aus, und ließ in ihrem Schrecken die Suppenschüssel fallen, deren Inhalt Cäsarinens Kleid vollends mit Fettflecken anfüllte.

„Gott, wie unglücklich bin ich heute!" jammerte Cäsarine, als sie ihr Merinoskleid betrachtete; „wie soll ich mit diesem Kleid nach Paris zurückkommen, und nächsten Montag die Andromache spielen?"

Mutter Fourcy erschöpfte sich in Entschuldigungen, aber Denise kümmerte sich nicht um den Unfall, der ihr begegnet war;

sie eilte auf Virginie zu und wiederholte: „Zu Grunde gerichtet! . . . Herr August zu Grunde gerichtet! . . . Ach, mein Gott, Madame, wie ist denn das geschehen?“

„Ich werde es Ihnen sogleich erzählen, meine liebe Freundin.“

Zwanzigstes Kapitel.

Die Grisetten im Dorfe; das Bauerncasino und das Gespenst. (Fortsetzung.)

Virginie setzte sich zuerst zu Tische; Cäsarine folgte, indem sie die ihrem Kleide zugestoßenen Unglücksfälle zu vergessen suchte, und deßhalb die beschädigten Stellen unter die guten hinunterſteckte; Mutter Fourcy blieb ehrfurchtsvoll hinter den Damen stehen, und die arme Denise, die Augen auf Virginie gerichtet, harrte ungeduldig, bis diese ihr mitzutheilen für gut finde, was August widerfahren.

„Setzen Sie sich doch, ehrwürdige Tante,“ sagte Virginie zu der Mutter Fourcy, welche Hofdamen bei sich auf Besuch glaubte.

„Ich werde gewiß nicht so frei sein, Madame . . .“

„Und ich werde nicht essen, wenn Sie stehen bleiben,“ sagte Cäsarine, während sie ihr drittes frisches Ei verschluckte.

„Ich weiß wohl, was meine Schuldigkeit ist, Madame.“

„Sie sind uns durchaus nichts schuldig, Madame Fourcy . . . im Gegentheil, wir wären schuldig, Sie zu bedienen.“

„Ah, Madame, wie so?“

„Achtung vor den Runzeln, das ist mein Grundsatz . . . Setzen Sie sich doch . . .“

„Wie schön Madame die Mutter Coriolans spielen würde!“

„Liebe Base, lassen wir Coriander . . . und geben wir Madame Fourcy einen Stuhl.“

Mit diesen Worten stand Virginie auf, nahm die Mutter Fourcy beim Arm und führte sie zu einem Stuhl; da sich die Bauernfrau immer wehrte, stieß sie Virginie rückwärts und drückte sie bei den Schultern neben sich auf den Stuhl: die gute Frau rutschte unter den Tisch, und Virginie, die ihren Platz wieder eingenommen hatte und glaubte, die Bauernfrau habe sich gesetzt, sagte, als sie sie nicht mehr sah: „Ich glaube, ich habe Ihnen einen etwas zu niedern Stuhl gegeben; allein Sie werden sich jedenfalls besser befinden, als stehend."

„Er ist h ü b s, Dein Stuhl!" sagte Césarine, indem sie der Mutter Fourcy aufstehen half.

„Wie! Sie sind gefallen? . . . Das hat man davon, wenn man Complimente macht! Haben Sie sich wehe gethan?"

„Sie sind sehr gütig, Madame . . . ein wenig, an der Hüfte."

„Das kann Ihnen bloß vortheilhaft sein; das peitscht das Blut untereinander . . . Setzen Sie sich doch."

Mutter Fourcy ließ sich nicht mehr bitten, und als die Ruhe wieder hergestellt war, sagte Denise von Neuem: „Und Herr August, Madame?"

„Ach ja, ich habe Ihnen noch nicht erzählt, warum er zu Grunde gerichtet ist. Erstens weiß ich es selbst nicht; zweitens kann man es leicht errathen; der junge Mann handelte wie ein Toller: er spielte, machte großen Aufwand, bezahlte Maitressen! . . . Ich habe ihm zwanzig Mal gesagt: „,August, Du machst es zu arg!'" das habe ich ihm oft gesagt . . . ich duzte ihn, weil ich ihn noch als kleines Kind kannte."

„Ich hielt den Herrn nicht für jünger als Sie?" sagte Madame Fourcy.

„Nein, wir sind ungefähr von gleichem Alter und zusammen auferzogen worden, wir hatten dieselbe Amme . . . auch habe ich ihn sehr gerne, und obgleich er jetzt im fünften Stock wohnt, wird

mich das nicht verhindern, mit ihm zu frühstücken ... das sagte ich gestern zu Bertrand, der mir mittheilte, daß es mit den Finanzen schlecht stehe."

„Aber Herr August muß vielen Kummer haben; er muß recht traurig sein, daß er zu Grunde gerichtet ist," sagte Denise seufzend.

„Er, meine liebe Freundin? Durchaus nicht; o, Sie kennen ihn nicht! Er ist immer noch eben so leicht, eben so sorglos... Bertrand sagte mir das gestern ... der arme Bertrand! ich habe eine Thräne in seinen Augen gesehen, während er mir von den Thorheiten seines Herrn sprach. Das ist einmal ein treuer Diener, ein wahrhafter Freund ... gib mir zu trinken, Semiramis, denn während ich spreche, sehe ich, daß Du Dir fortwährend einschenkst ... Semiramis ist der Name eines Landgutes, das meiner Base gehört, sie hat deren rings um Paris herum."

„Sage doch, Denise," rief Mutter Fourcy aus, „wenn dieser Herr jetzt arm ist, sollten wir ihm nicht das Geld zurückgeben, welches er für Coco dagelassen hat? ... Wie Schade, daß das Häuschen schon gebaut ist."

„Madame Fourcy, was geschenkt ist, ist geschenkt," sagte Virginie, „das ist ein Grundsatz, von dem ich mich noch nie entfernt habe. Man darf es gar nie aufkommen lassen, etwas zurückzugeben, was man geschenkt bekommen hat."

„Ach! wenn ich Alles hätte, was Theodor von mir bekommen hat!"

„Das ist der Liebh... der liebe Mann meiner Base ... sie hat ihn zweimal mit den Masern angesteckt, und Sie begreifen, daß sie nicht erfreut sein würde, sie wieder von ihm zu bekommen... gib mir zu trinken, Semiramis."

Denise mischte sich nicht mehr in das Gespräch: sie wurde träumerisch und war ganz mit dem beschäftigt, was sie über den jungen Mann von Paris gehört hatte; die beiden Damen, welche

sich gut an der Tafel befanden, plauderten um die Wette; Mutter Fourcy sperrte Augen und Ohren auf, weil sie nicht immer die schönen Dinge verstand, die diese Damen ihr erzählten; da man ihr aber keine Zeit ließ, ein Wort anzubringen, so konnte sie nichts Anderes thun, als Erstaunen in ihrer Miene ausdrücken. Die Damen saßen schon ziemlich lang bei Tische und Mutter Fourcy, die sich zwischen ihnen befand, war fortwährend genöthigt, den Kopf bald rechts, bald links zu drehen; Denise hatte das Zimmer unbemerkt verlassen: der armen Kleinen war es schwer um's Herz . . . sie glaubte August unglücklich, deßhalb mußte sie ihren Thränen freien Lauf lassen, und diese wollte sie vor den Pariser Damen verbergen. Coco, der im Hofe spielte, sah sie an sich vorübergehen.

Das Kind gewahrte den Kummer des jungen Mädchens: es verließ sein Jakobinchen, um zu Denise zu springen, zu der er sagte: „Was hast Du denn, Denischen?"

„Du weißt nicht, Coco, daß Dein guter Freund . . . der, welcher Dir so Vieles gab, jetzt arm, unglücklich ist . . . vielleicht . . ."

„Mein Denischen, man muß ihm wieder Eier und Kuchen bringen; das wird ihn freuen, wenn er arm ist . . . Als ich noch mit Großmama in unserer Hütte war, war ich so vergnügt, wenn Du mir Weißbrod brachtest . . . ich bekam damals nicht oft Weißbrod."

Denise küßte Coco: die Worte des Kindes erregten eine geheime Hoffnung in ihr. Sie wischte ihre Thränen ab und kehrte in die Stube zurück, wo sich die Gesellschaft eben durch die Ankunft eines Dorfbewohners, des ehemaligen Schulmeisters, vermehrt hatte, welcher Mutter Fourcy zu besuchen kam, und beim Anblick der beiden Pariser Damen fast eine Commode umwarf, um eine schöne Verbeugung zu machen, während Virginie Cäsarine ansah, welche ihren Kopf in ihrer Serviette verbarg, um

dem Neuangekommenen, dessen Gesicht genau an die komischen Masken, die man im Carneval verkauft, erinnerte, nicht in's Gesicht zu lachen.

„Guten Tag, Nachbar Mansfard," sagte Mutter Fourcy zu dem ehemaligen Schulmeister.

„Guten Tag, Nachbarin Fourcy ..."

„Wie geht's, Nachbar Mansfard?"

„Sehr gut, Nachbarin Fourcy ... Meiner Treu', ich hatte nichts zu thun, da sagte ich zu mir: ich muß die Nachbarin Fourcy besuchen."

„Das ist sehr schön von Ihnen, Nachbar ..."

„Aber wenn Sie Besuch haben ... so will ich nicht stören ..."

„Bleiben Sie doch, Herr Mansfard," sagt Virginie; „wir wären untröstlich, wenn wir Sie vertrieben."

„Ich denke nicht, daß der Herr vor dem *sönen* Geschlecht *ersrickt*!"

Statt aller Antwort machte der Nachbar eine neue Verbeugung, wobei er ganz leicht ein Sechspfennigstück mit seinen Zähnen hätte auffangen können; dann nahm er einen Stuhl und setzte sich.

„Sie trinken doch ein Gläschen, Nachbar Mansfard?"

„Gerne, Nachbarin Fourcy."

Das Glas Wein wurde eingeschenkt, Nachbar Mansfard trank es nach einer Verbeugung gegen die ganze Gesellschaft aus, setzte sich dann wieder auf seinen Stuhl und murmelte:

„Er ist sehr gut, sehr gut ... immer der gleiche."

„Wer ist der Nachbar Mansfard?" fragte ganz leise Virginie die Tante Fourcy.

„O, das ist ein recht braver Mann! ... Er hat früher Schule im Dorfe gehalten; aber da er in der letzten Zeit nur zwei Schüler hatte, hat er sich zurückgezogen."

„Ich bin sehr ärgerlich darüber; ich hätte ihm die Hekuba geschickt."

„Wer ist diese Hekuba?"

„Es ist die Tochter meiner Base, ein reizendes Kind, noch nicht drei Jahre alt, das schon Alles anbeißt."

„O ja, gewiß! sie würde Marmor verschlucken."

„Der Nachbar Mansfard ist einer der gescheitesten Köpfe im ganzen Orte."

„Das merkt man schon, wenn man ihn nur ansieht; aber er spricht nichts mehr... Noch ein Gläschen, Herr Mansfard?"

Der Nachbar antwortete nur durch langes Schnarchen; seiner Gewohnheit gemäß war er schon eingeschlafen.

„Wie! er schläft?" sagte Virginie.

„O ja! . . . das ist seine Gewohnheit; kaum eingetreten, setzt er sich und nickt ein."

„Deßhalb ist er dennoch ein ganz angenehmer Gesellschafter!"

„Es geht ihm wie dem ungezogenen Theodor, welcher jedesmal einschlief, wenn er mich . . . zu Possen verleitet hatte . . ."

„Das ist der Mann meiner Base, welcher Siesta machen wollte... Er hatte sich das nebst dem Chocolatetrinken in Spanien angewöhnt."

„Ah, Denise," rief Mutter Fourcy, „jetzt fällt mir ein, warum der Nachbar Mansfard heute zu uns gekommen ist: hat man nicht gestern in der Abendgesellschaft bei Claudine gesagt, man werde heute Abend bei uns zusammenkommen?"

„Ach, mein Gott . . . das ist wahr," antwortete Denise traurig, „das war kein guter Gedanke."

„Eine ländliche Abendgesellsaft!" sagte Cäsarine vom Tisch aufstehend, „o! das muß hübs sein! . . . ich habe son oft davon reden hören, aber nie einer beigewohnt."

„Ich auch nicht," sagte Virginie, „und ich habe doch schon

so viele Sachen gesehen. Ei! ... wenn wir hier übernachten würden, könnten wir dabei sein ... Was sagst Du dazu, liebe Base?"

„Ich sage, daß in der That morgen früh die Wagen nicht theurer sein werden als diesen Abend."

„Es ist jetzt nicht die Rede von Wagen ... Ich weiß wohl, daß wir den unsrigen nicht mitgebracht haben, um unsere Pferde nicht zu ermüden. Aber wir müssen wissen, ob es die ehrenwerthe Tante nicht belästigen würde, uns über Nacht zu behalten?"

„O, ich kann Sie schon unterbringen, meine Damen ..."

„Es wäre sehr schön von Ihnen, wenn Sie blieben," sagte Denise, in der Hoffnung, mit Virginie, noch von August sprechen zu können. „Aber die Damen werden sich eben mit einem etwas harten Bett begnügen müssen ..."

„Wir werden hier immer sehr gut aufgehoben sein."

„Ich, ich nehme es nicht so genau ... ich habe s o n mehr als einmal auf Stroh g e s l a f e n."

Virginie gab Cäsarinen einen Stoß und fügte schnell hinzu: „Ach ja, auf Deinem Landgut ... aus Scherz und Spaß."

„Ja, und dann liebe ich das; es ist unterhaltend, das stachelt an."

„O, ich will nicht, daß Sie gestochen werden," sagte Mutter Fourcy, „ich richte Ihnen in dem kleinen hintern Zimmer ein Bett."

„Durchaus keine Umstände, gute Tante, ich bitte Sie; das Vergnügen, bei Ihnen zu bleiben, das Bild einer Abendgesellschaft zu bekommen, ist Alles, was wir wollen," sagte Virginie.

Aber die Bauernfrau hörte sie nicht, sondern ging, für die Damen ein Zimmer zu bereiten, während Denise eine große Lampe anzündete, die das Zimmer erhellen sollte; denn die Nacht brach allmählig herein und die Abendgesellschaft wurde bald erwartet.

Während dieser Zurüstungen sagte Virginie ganz leise zu ihrer Freundin: „Diese guten Leute halten uns für Prinzessinnen."

„Aber ich glaube auch, daß ich eine sehr schöne Haltung habe . . .“

„Ja, aber sage nicht so viele Dummheiten in der Abendgesellschaft; mir gefällt es hier sehr, ich würde gerne vierzehn Tage hier bleiben . . .“

„In der That, da könnten wir sehr billig leben!“ sagte Cäsarine.

„Wenn aber alle Männer so liebenswürdig sind wie der Nachbar Mansiard, so wird es sehr lustig werden.“

Die Nacht war hereingebrochen und die Liebhaber von Abendgesellschaften, welche bei Mutter Fourcy zusammenkommen wollten, stellten sich nach und nach ein. Eine alte Frau brachte ihr Spinnrad, eine andere ihr Gestrick, viele brachten nichts, weil sie Geschichten erzählen sollten, was bei Abendgesellschaften von nicht geringer Wichtigkeit ist; die Männer hatten Flaschen oder Krüge und ein Jeder sein Nachtessen bei sich.

Virginie und Cäsarine, die in einer Ecke der großen Stube standen, wo es trotz der Lampe nicht sehr hell war, betrachteten die Bauern und machten ihre Bemerkungen, welche jene aber glücklicher Weise nicht hörten.

„Ach, die drolligen Figuren!“ sagte Virginie, „welche ungeschliffene Gesichter sie haben! Diesen Schafsköpfen könnte man aufbinden was man wollte! . . .“

„Meinst Du? . . . allein die Bauern sind bösartiger als sie scheinen . . .“

„O! ich wette, ich spiele ihnen einen Possen und erwische sie Alle.“

„Virginie, Du weißt wohl, man muß gescheit sein.“

„Gut, Semiramis, ich weiß, was ich zu thun habe.“

„Da, sieh: hier ist ein großer junger Bauer, ein schöner Mann . . . Er hat Senkel wie Theodor!“

„Er hat ein schauderhaft dummes Gesicht!“

„Das ist gleich; er ist durchaus nicht übel."

Die Bauern hatten, als sie eintraten, die beiden Pariser Damen nicht gleich wahrgenommen, als sie sie aber ansichtig wurden, traten sie zusammen und fingen an unter einander zu flüstern. Cäsarine näherte sich der Gruppe, indem sie mit einer huldvollen Miene sagte: „Wir wollen Sie nicht stören, gute Landleute; wir wollen uns bloß in Ihre Spiele missen."

„Wir lieben das Landleben außerordentlich," sagte Virginie, „und ehe wir ein Pachtgut kaufen, wollen wir erfahren, was man darin treibt."

Die Ankunft der Mutter Fourcy brachte die Bauern vollends in's Klare.

„Dies sind vornehme Damen von Paris," sagte sie zu den Bauern. „Sie haben Hôtels, sind aber durchaus nicht stolz! sie wollen hier über Nacht bleiben, um bei der Abendgesellschaft zu sein. Ihr werdet sehen, wie artig sie sind."

Die Bauern machten den beiden Damen große Complimente; einige junge Löwen des Ortes fingen, um vor den Fremden sogleich die Angenehmen zu spielen, an, sich in ihrer Nähe zu stoßen und einige Faustschläge zu geben, und brachen dann in ein großes Freudengeschrei aus, wenn einer von ihnen zu Boden fiel. Die alten Bauern sagten hierauf: „Da fangen unsere jungen Schlingel schon an zu lachen!" und Virginie flüsterte ihrer Freundin zu: „Wenn sie schon so anfangen, wie werden sie dann endigen?"

Mitten unter diesem Lärm fuhr Herr Manflard fort, auf seinem Stuhl zu schnarchen, und einer der Muthwilligen des Ortes schrie: „Da schläft der Vater Manflard: ... Ah, dem sollte man einen Schabernack spielen ... Nicht wahr?"

„Ich liebe die Sabernacke," sagte Cäsarine, indem sie sich neben den großen Schöps stellte, den sie für einen schönen Mann hielt, und der die Augen senkte und bis hinter die Ohren roth wurde, wenn ihn die Pariser Dame ansah.

„Was wollen wir dem Vater Mansfard thun?“ fragte einer der Bauern.

„Man muß ihm seinen Hut nehmen.“

„Ah! das ist nicht drollig genug ...“

„Man muß ihm sein Sacktuch nehmen ...“

„Seine Tabaksdose.“

„O! er wird bald errathen, daß wir sie ihm genommen haben ... Das ist noch kein passender Streich.“

„Wollt ihr ihm einen tüchtigen Schabernack anthun,“ sagte Cäsarine, „so dürfet ihr ihm nur ganz sachte seine Hosen ausziehen ...“

Die Bauern sahen einander erstaunt an, da sie den Streich, welchen die „vornehme“ Dame aus der Stadt vorschlug, ein wenig stark fanden, und Virginie trat ihrer Freundin auf die Füße und sagte ganz leise zu ihr: „Willst Du schweigen ... was denkst Du denn? ... kannst Du hier solche Dummheiten machen?“

„Meine Freunde,“ nahm Virginie das Wort, indem sie sich an die Bauern wandte, „meine Base hat das gesagt, weil sie annimmt, daß Vater Mansfard Unterhosen trägt.“

„O! der trägt keine,“ sagte lachend eine dicke Bäuerin. Sogleich schrieen alle Bauern: „So, Fanchon weiß das! ... Ei! woher weißt Du denn das, Fanchon? ... Ah! es scheint, daß Fanchon ... So also, Du weißt Fanchon?“

Fanchon lachte immer fort, und dieses Geschrei erweckte endlich den Vater Mansfard, welcher sich die Augen rieb und fragte, was es gebe.

Aber Denisens Tante stellte die Ordnung wieder her und hieß die ganze Gesellschaft sich setzen. Die Ehrenplätze an dem Herd wurden den beiden Damen angeboten, aber Cäsarine, die sich neben den großen Schöps gesetzt hatte, sagte, sie befinde sich gut hier, und könne die Hitze nicht ertragen; Virginie saß zwischen

zwei Greisen; Denise hatte Coco auf ihren Schooß genommen; sie allein blieb theilnahmlos an den Freuden der Abendgesellschaft, und ihr Herz wie ihre Gedanken versetzten sie weit von dem Dorfe weg.

Eine alte Frau begann mit einer Räubergeschichte, eine andere erzählte eine Gespenstergeschichte, und da Alles das Cäsarinen nicht belustigte, spielte sie, während die guten Leute sich zitternd aneinander preßten, „Taube flieg auf" mit dem großen Schöps, und gab ihm kleine Tappse auf das Kinn, wobei sie sagte: „wie s e i n b a r ähnlich er Theodor sieht!"

Ein alter Bauer nahm das Wort und kündigte an, daß er das Klagelied über den außerordentlichen Tod von Etienne de Garlande, einstigem Herrn von Livry, der die Partei von Amaury de Monfort gegen Ludwig den Dicken ergriffen hatte, singen werde. Das Klagelied habe bloß zweiundsiebenzig Strophen.

Da jede Strophe, nach einer lamentabeln Melodie und im Takt des Marlborough gesungen, fast fünf Minuten dauerte, so stand Virginie bei der zweiten auf, nahm ein Licht, sagte der Mutter Fourcy ganz leise, sie wolle schlafen gehen, und entfernte sich, ohne daß dies die Bauern von der Aufmerksamkeit, die sie auf das Klagelied richteten, abgezogen hätte.

Aber Cäsarine, der es nicht darum zu thun war, die zweiundsiebenzig Strophen zu hören, unterbrach den Bauern mitten in der vierten, und sagte: „Meine lieben Freunde, euer Lied ist sehr s ö n; aber es wird endlich Jedermann dabei e i n s l a f e n, wie der Nachbar Mansard, welcher seit einer Stunde s n a r ch t. Wenn Ihr es w ü n s e t, so will ich Euch, um Euch ein wenig aufzuwecken, eine Scene aus einer Tragödie s b i e l e n. Wisset Ihr, was eine Tragödie ist, meine Freunde?"

„Nein Madame," sagten die Bauern?

„Und ein L u s t s b i e l, seid Ihr s o n in einem gewesen?"

„Nein Madame."

„O! ich weiß, was das ist," sagte einer der Löwen; „ich bin in Paris darin gewesen: da sieht man Männer und Weiber hinter einem Vorhang, der in die Höhe geht, und dann sind Lampen darin, und dann sagen sie einander Dummheiten und machen Gesten, und man versteht von Allem gar nichts; aber es ist prächtig schön."

„So ist es, mein lieber Freund, Sie wissen es gut, und hernach erklären sie der Gesellsaft, was sie nicht sogleich begreifen wird. Ich will euch eine Scene aus der „Andromache" sbielen. Kommen Sie mit mir, söner Mann, Sie sollen den Pyrrhus machen."

Cäsarine nahm den großen Schöps am Arm, stellte eine hölzerne Bank in den Hintergrund des Zimmers, breitete ihren Shawl auseinander und wickelte ihn ganz um sich herum, nahm eines ihrer Strumpfbänder, welches sie als Diadem um den Kopf des jungen Bauern band, der sich frisiren ließ, und sich nicht zu rühren wagte. Die Bauern erwarteten, die Augen auf Cäsarine gerichtet, ungeduldig, was sie thun werde. Nachdem sie ihren Hut abgelegt und ihre Haare auf dem Wirbel zusammengebunden hatte, ließ sie den großen Schöps auf das eine Ende der Bank steigen, und stellte sich auf das andere, indem sie sagte: „Wir werden anfangen ... Aber zuvor glaube ich, daß ich Euch ein wenig den Gegenstand des Stückes erklären muß. Hört also: Andromache ist eine Königin, deren Mann getödtet worden ist; Pyrrhus, der da steht, will sie heirathen, und sie will nicht, das ist die ganze Gesichte, versteht Ihr wohl?"

„Ja, ja," sagten die Bauern, „überdies wird uns Hans Franz das Uebrige erklären."

„Allerdings ... ich fange an, und Sie, Pyrrhus, machen Sie mir das Vergnügen, Ihre Augen nicht immer auf Ihre Zehenspitzen zu heften ... weil Pyrrhus nicht wie ein Dummkopf aussehen darf."

Der große Schöps hob die Augen in die Luft, um der „vornehmen“ Dame zu gehorchen, die er nicht anzublicken wagte, und wendete sie nicht mehr von der Zimmerdecke weg.

Cäsarine nahm eine schöne Stellung an und begann:

„Was werd' ich sagen müssen?
Die Qualen, die er stift', sollt' er sie selbst nicht wissen?
Sieh, Herr, was Du gethan, und wie mein Zustand ist!
Ich sah den Vater todt, wie Feuer Troja frißt,
Ich sah mein ganz Geslecht durch Deine Hände sterben,
Den Hektor, den man sleppt, den Staub mit Blute färben.“

„Die arme Frau, das Alles hat sie gesehen!“ sagten die Bäuerinnen, „ist es wahr, Hans Franz?“

„Ja, ja, es ist wahr! ... Sie sagt Euch ja, sie habe es gesehen.“

„Meine Kinder,“ versetzte Cäsarine, „wenn Ihr mich unterbrechet, so werde ich nicht mehr so begeistert sein; sweigt, ich bitte Euch.“

„Sein Sohn, der nur mit mir zum Dienen übrig ist,
Macht es, daß meine Brust so Dienst als Smerz vergißt,
Ich habe mehr gethan, oft hielt ich mich beglücket,
Daß mich das Glück hieher, nicht sonst wohin gesicket.
Sein Sicksal dünkte mich annoch des Lebens werth,
Weil, da er dienen muß, er Dich als Herren ehrt.
Die Kette, glaubt' ich gar, sollt' ihm die Zuflucht zeigen,
Es ließ sich ja Achill durch Priams Thränen beugen;
Von seinem Sohn verhieß ich mir noch größere Huld,
Hektor, verzeih' die Suld.“

„Mein Freund Pyrrhus, benehmen Sie sich doch im Geiste Ihrer Rolle; suchen Sie denn Spinnen an der Decke?“

Der große Kerl blickte auf die Eintrittsthüre, und Cäsarine fing wieder an:

„Hektor verzeih' die Suld ...“

„Stille doch, meine Kinder,“ sagte sie, noch einmal in ihrer Deklamation inne haltend, „der, welcher so frecklich snarcht, soll so gut sein und gehen.“

Eben wollte Cäsarine ihre Tiraden wieder anfangen, als sich auf's Neue ein langgezogenes Seufzen hören ließ; alle Bauern sahen einander an und sagten: „Wer macht denn so?"

„Ich nicht."

„Ich auch nicht."

„Der Vater Mansiard ist es auch nicht ..."

Ein neues dumpfes Seufzen ertönte in der Stube; Schrecken malte sich auf allen Gesichtern; die Bauern drängten sich aneinander und wiederholten: „Mein Gott ... was ist denn das?..."

„Ihr erschreckt über Nichts," sagte Cäsarine, „das ist irgend ein Thier, welches im Hofe herumläuft."

„O! das ist keine Thierstimme ... das ist eher die Seele irgend eines Verstorbenen."

„Ja, das ist vielleicht Jakob Lebru, der vor acht Tagen gestorben ist! ..."

„Ist das nicht eher der Geist der Mutter Lukas, die bei ihren Lebzeiten so böse war, und uns jetzt noch quälen will?"

Cäsarine wollte, um die Bauern zu beruhigen, eben ihre Tirade wieder anfangen, als der große Schöps, der fortwährend seine Augen auf die Thüre geheftet hatte, einen schrecklichen Schrei ausstieß und von der Bank herunterfiel; worauf Andromache ebenfalls herabfiel und auf ihn zu liegen kam.

„Was gibt's? was ist denn das?" fragten alle Bauern erschrocken. Der große Schöps, welcher nicht die Kraft hatte, zu sprechen, zeigte auf die Thüre und verbarg dann sein Gesicht in den Händen. Alle Bauern sahen nach dem bezeichneten Orte hin: die Thüre öffnete sich so eben und ließ auf der Schwelle ein weißes Gespenst von furchtbarer Größe, dessen Augen feurige Strahlen warfen, gewahr werden.

Bei diesem schrecklichen Anblick stießen alle Weiber ein fürchterliches Geschrei aus und warfen einander um, indem sie von der Thüre zurückwichen; die meisten Männer machten es ebenso,

indem sie schrieen: „Retten wir uns!“ Da man sich aber nicht durch die Thüre retten konnte, wo das Gespenst Schildwache zu stehen schien, so drängten sich Alle gegen den Hintergrund der Stube zurück, und in diesem Tumult wurden Stühle, Bänke, wie auch der Tisch, auf dem die Lampe stand, umgeworfen, und diese verlöschte, indem sie auf den Boden fiel. Diese plötzliche Dunkelheit vergrößerte noch den allgemeinen Schrecken; diejenigen, welche die Lampe nicht fallen gesehen hatten, glaubten, das Gespenst bringe durch seine Gegenwart diese schreckliche Dunkelheit hervor; das Geschrei verdoppelte sich, man sah einander nicht mehr, die Einen fielen auf die Andern ... und Jeder glaubte, es sei der Teufel, der ihm auf den Leib falle. Um den Schreck der Bauern noch zu vermehren, ließ das Gespenst unheimliche hu! hu! und klägliche Seufzer hören.

Diese Unordnung dauerte mehrere Minuten; die Bauern stießen von Zeit zu Zeit Schreckensschreie aus und sandten Gebete gen Himmel; nur Mademoiselle Cäsarine hörte man nicht klagen, obgleich sie doch mit dem großen Schöps gefallen war. Hatte Einer den Muth, den Kopf nach der Stubenthüre zu richten, so erblickte er das Gespenst mit seinen feuersprühenden Augen, und sagte ganz leise zu den Andern: „Es ist immer noch da, es geht nicht fort!“ und dann hörte man Mademoiselle Cäsarine, die mit erstickter Stimme sagte: „Es weiche nur Niemand von seiner Stelle, meine Kinder ... und man zünde ja keine Lichter an ... sonst wird uns der Teufel mitnehmen!“

Plötzlich aber hörte man im Hofe das Gebell des Haushundes, dem sich bald das Geschrei des Gespenstes beigesellte, welches sich mit dem Thiere herumbalgte und die Bauern zu Hülfe rief. „Mutter Fourey,“ schrie es, „besänftigt doch Euern Hund ... ist der bös! ... er beißt mich in die Waden ... Cäsarine, komm' doch und jage ihn fort.“

Diese Stimme, die man für die Virginiens erkannte, machte

dem Schrecken der Bauern ein Ende. Sie fingen an, zu errathen, daß sie von einer der Pariser Damen gefoppt worden seien; um sie vollends zu beruhigen, riß der Hund das Tuch, mit dem sich Virginie bedeckt hatte, herab und packte mit dem Rachen eine Laterne, welche sie auf ihren Kopf gestellt und mit dem Tuch umwickelt hatte, wo durch zwei kleine Löcher in demselben die Helle hindurchgedrungen war. Der Hund sprang mit seiner Laterne in die Stube, und das Licht erhellte ein burleskes Gemälde: die Männer lagen untereinander mit den Frauen, und ohne an etwas Böses zu denken, war die Convenienz nicht durchgängig beobachtet worden, weil, wenn man Angst hat, man sich verbirgt, wo man kann. Die Lage Cäsarinens und des großen Schöpsen war die zweideutigste, aber da das Licht der Laterne die große Stube nur schwach erleuchtete, so gab es viele Dinge, die man nicht Zeit hatte, zu sehen.

Man fing damit an, den Vater Mansard herauszuwickeln, auf dem ein Tisch, zwei Bänke und drei Ammen lagen; dann zündete man die Lampe wieder an und Jeder fand sich wieder zurecht. Mitten unter diesem Lärm hatte Denise sich in einer Ecke mit Coco zusammengeschmiegt; aber beim Geschrei Virginiens war sie ihr zu Hülfe geeilt und half ihr, sich von den Tüchern loszumachen, in die sie sich gewickelt hatte.

„Wie! Sie machten das Gespenst?“ fragte sie das junge Mädchen.

„Ja meine Kleine, ich wollte euch eine phantasmagorische Scene vorspielen, und ohne Ihren verfluchten Hund hätte ich euch noch ordentlich ins Bockshorn gejagt ... aber er ist mir an die ... unter die Röcke gesprungen ... als ich mein hu, hu! ausstieß.“

„Ach, wie Sade!“ sagte Cäsarine, indem sie den großen Schöps ansah; „es war so hübs' ... ich habe solche phantasmagorise Scenen gar zu gerne.“

„Eure Fantasfurie ist Schuld, daß ich ganz zerquetscht bin," sagte der Vater Mansiard; die Bauern, zornig, daß man sich über sie lustig gemacht hatte, wollten nicht mehr länger in der Abendgesellschaft bleiben und verließen das Haus der Mutter Fourcy, indem sie untereinander fragten: „Was sind denn das für vornehme Damen? ... Die Eine will Vater Mansiards ... Unterhosen sehen, die Andere verkleidet sich als Gespenst ... sie haben eine verflucht kecke Miene."

Nachdem die Nachbarn fort waren, dachte man nur noch an's Schlafen. Virginie und ihre Freundin legten sich zu Bette und schliefen sogleich ein; die Eine, indem sie ihren Biß betastete, die Andere, indem sie stammelte, daß der große Schöps viele Dinge mit Theodor gemein habe. Mutter Fourcy und Coco schliefen auch, nur Denise konnte keine Ruhe finden; sie dachte unaufhörlich an August, an seinen Glückswechsel und was sie für ihn thun könne, um ihm ihre Freundschaft zu beweisen. Aber sie hatte keine Lust mehr, die beiden Pariser Damen um Rath zu fragen, denn die Thorheiten, welche sie dieselben hatte begehen sehen, hatten die Achtung, die sie ihnen gezollt, etwas vermindert. Denise fühlte, daß ihr Herz allein sie leiten müsse; sie wußte wohl, daß dieses ihr nie Etwas rathen würde, worüber sie zu erröthen hätte.

Am andern Morgen nahmen die Damen, welche bereits Langeweile auf dem Lande empfanden, wo sie vierzehn Tage hatten zubringen wollen, nach dem Frühstück Abschied von Mutter Fourcy und von Denise, und stiegen in den Wagen, der nach Paris ging, indem sie zu einander sagten: „Ach, meine Liebe, wie treibt es mich, heimzukommen! ... Es ist mir, als habe ich meine Rue Montmartre und das Ambigu-Comique seit sechs Monaten nicht mehr gesehen! ..."

„Und ich vollends! ... die ich meinen Theodor seit vierundzwanzig Stunden nicht mehr gesehen habe!"

„Man mag sagen, was man will: es gibt nur ein Paris in Beziehung auf Vergnügen, Toilette, Schauspiel, Punsch!...“

„Ach! wenn ich auf dem Lande leben müßte, würde ich aus Smerz sterben.“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein Mann unter Tausend.

Nach seinem Besuch bei dem Greise im fünften Stock hatte sich August vorgenommen, vernünftig zu werden und aus der Lehre Nutzen zu ziehen, welche der unglückliche Dorfeuil, ohne es zu wissen, ihm gegeben hatte; allein ein altes Sprüchwort sagt: „Verjagst Du auch den angeborenen Trieb, so kommt er doch in schnellem Laufe wieder,“ und Augusts angeborner Trieb war, Tollheiten zu machen. Da er sich überdies, aus einem Zartgefühl, worüber man ihm keinen Vorwurf machen konnte, am Fenster keine Zerstreuung mehr verschaffen wollte, so mußte er diese wohl anderswo suchen. Von seinem frühern Reichthum her war ihm die Gewohnheit geblieben, in Allem großartig zu Werke zu gehen, nicht zu rechnen, nur seiner ersten Eingebung zu folgen; gegen Unglückliche, wie gegen seine Maitressen zeigte er sich großmüthig. Andern Vergnügen zu machen, ist eine so süße Gewohnheit, daß es sehr schwer ist, ihr zu entsagen. Es gibt indeß Leute, welche diesen Genuß nie gekannt haben.

Bei Untersuchung seiner Kasse gewahrte Bertrand das ungeheure, durch Augusts Besuch bei dem Greise entstandene Deficit. Da er nicht annehmen konnte, daß sein Herr in so kurzer Zeit so viel Geld verbraucht habe, so glaubte Bertrand, sie seien bestohlen worden und machte einen höllischen Lärm: er wollte sogleich hinabeilen und Strack und seine Frau prügeln, daß sie Spitzbuben

in das Haus hätten hereinschleichen lassen; als ihn August mit den Worten zurückhielt: „Beruhige Dich, mein Freund, man hat uns nicht bestohlen."

„Wie, mein Herr . . . wir hatten noch vor drei Tagen zehntausend Franken, jetzt finde ich nur noch siebentausend, und wir seien nicht bestohlen?"

„Nein, Bertrand, ich habe das Geld genommen."

„Ach, Verzeihung, Herr Lieutenant, wenn Sie es haben, dann ist es etwas Anderes."

„Ich sage Dir nicht, daß ich es habe, ich sage Dir nur, ich habe es genommen und . . . verwendet."

„Tausend Thaler in drei Tagen! . . . Das geht gut, Herr Lieutenant; da hätten wir nicht nöthig gehabt, in den fünften Stock zu ziehen, denn so viel verbrauchten Sie kaum im ersten."

„Bertrand! . . . ich traf einen alten Freund . . . der im Elend war."

„Dahin werden wir auch gelangen, und zwar in nicht sehr entfernter Zeit, wenn wir so fortfahren . . . Entschuldigen Sie, Herr Lieutenant, ich weiß, wie großmüthig Sie sind, ich kenne Ihr gutes Herz . . . allein Sie sollten doch bedenken, daß Sie keine zwanzigtausend Franken jährliche Einkünfte mehr haben, und wenn man selbst zum Mittagessen nur noch ein Stück Rindfleisch hat, so ist man, scheint mir, nicht im Falle, Andern Rebhühner vorzusetzen."

„Werde nicht böse, Bertrand, ich will gesetzt . . . sogar geizig werden."

„Geizig? O pfui, Herr Lieutenant! diesen Fehler werden Sie nie bekommen . . . zudem würde er uns, glaube ich, auch jetzt wenig mehr helfen."

„Ich bin nicht ganz hoffnungslos: man will mir eine Stelle bei der Verwaltung verschaffen."

„Wahrhaftig?"

„Mit sechstausend Franken Gehalt."

„Nicht möglich!"

„Sehr möglich, im Gegentheil . . . allein Du siehst Alles schwarz an, Du!"

„Und Sie Alles rosenfarben, Sie, mein Herr."

„Wenn mir die Stelle in der Verwaltung entgeht, werde ich wahrscheinlich als Buchhalter in ein Banquiergeschäft treten."

„Haben Sie schon Bücher geführt, mein Herr?"

„Nein, aber was macht das? Glaubst Du, zu einer solchen Stelle seien Studien nöthig, wie zu einem mechanischen Geschäft? Mit einer schönen Handschrift, Kenntniß der Wechselkunde, der Mathematik und einiger Auffassungsgabe kann man jede derartige Stelle ausfüllen. Ich weiß wohl, daß es Leute gibt, welche sich mehrere Jahre mit Briefcopiren abarbeiten, und wieder Andere, die sich für einen Archimedes, Newton oder Galilei halten, weil sie ihr Leben mit Addiren zubringen . . ."

„Wenn man ein Amt hat, mein Herr, muß man, glaube ich, arbeiten."

„Nun gut, ich werde arbeiten, Bertrand . . . o, das wird mich keine Anstrengung kosten; ich that nichts, weil ich nichts zu thun hatte, sobald ich aber eine Stelle habe, wirst Du sehen, mit welchem Eifer ich an mein Geschäft gehen werde! . . Ach, ich möchte mich bereits daran sehen."

„Und ich auch, mein Herr: erstlich, weil Sie dabei Geld verdienen werden, alsdann, weil ein Mensch, welcher beschäftigt ist, weit weniger Thorheiten begeht. Und wer wird Ihnen denn diese Stellen verschaffen?"

„Die erste eine reizende Frau, die einen Vetter hat, welcher sehr gut mit dem Sekretär des Minsters steht . . . ach, mein lieber Bertrand, die Weiber, siehst Du, nur durch sie kann man Alles erlangen, und was Du auch darüber sagen magst, die Bekanntschaft mit ihnen bringt nicht immer Schaden; wenn sie sich

für Jemand interessiren, so geschieht es mit so viel Eifer, mit so viel Nachdruck ... daß sie zum Ziele gelangen müssen."

„Und wird die andere Stelle Ihnen gleichfalls durch ein Frauenzimmer zukommen, Herr Lieutenant?"

„Nein, durch einen jungen Mann, mit dem ich öfters zu Mittag gegessen habe, ein äußerst guter Mensch; sehr verbindlich; sein Oheim ist Associé eines Banquierhauses; er will mit ihm zu meinen Gunsten reden, und die erste erledigte Stelle soll ich erhalten ..."

„Das käme sehr gelegen, mein Herr."

„Doch Du siehst ein, daß man, um bei Leuten, die man braucht, gerne gesehen zu sein, immerhin einige Ausgaben machen muß: mit der schönen Dame ist es ein Gang ins Theater, einige kleine Geschenke; dem jungen Mann muß man Dejeuners und Diners zum Besten geben, denn man liebt es nur, sich Leute zu verbinden, die man für wohlhabend hält."

„Ich verstehe: man muß sich vorher völlig zu Grunde richten, ehe sich eine Hülfsquelle eröffnet."

„Das Alles nennt man säen, um zu ernten ..."

„Sie säen schon lange Zeit, mein Herr ..."

„Ich sage Dir, ehe vierzehn Tage vergehen, habe ich eine Stelle."

„An diesem Tage mache ich einen Ausflug mit Strack."

„Gib mir Geld, Bertrand."

„Geld, mein Herr?"

„Ja, ich gebe heute Eugen ein Essen: dem jungen Mann, dessen Oheim Associé eines Handlungshauses ist ... und diesen Abend gehe ich zu der schönen Dame, deren Cousin für mich reden soll ... Ohne Zweifel wird man spielen, und wenn ich mir das Ansehen eines Unglücklichen gäbe, der einige Thaler zu verlieren sich scheuen muß, würde man sich nicht um mich kümmern ..."

„Aha, ich verstehe ... Sie wollen Geld, um zu säen."

„Ja, mein Freund.“

Nachdem er seine Börse gefüllt, traf August mit seinem Freunde an dem verabredeten Orte zusammen und bewirthete ihn nebst einigen Andern, die ihm etwa nützlich sein könnten. Dalville führte seine Gäste zu einem der ersten Traiteure; man müßte ja erröthen, wenn man an einem Ort speiste, wo man zwar ebenso gut bewirthet würde und weniger zu zahlen hätte, der aber bei der Modewelt nicht im Ruf stände.

Während des Mahles dachte man nur an Lachen, Scherzen, Belustigung, und August hütete sich wohl, von seinem Wunsche in Betreff einer Anstellung zu sprechen; das könnte das Ansehen geben, als wäre man in seinen Verhältnissen zurück und würde einen übeln Eindruck machen. Erst beim Nachtisch und nachdem man dem Champagner gehörig zugesetzt, sagte Eugen zu August: „Hast Du fortwährend Lust, Etwas zu treiben?“

„Ja freilich . . . meine Geschäftslosigkeit langweilt mich . . . ich bin der Zerstreuungen müde!“

„In der That, Arbeit bringt etwas Abwechslung und führt die Jugend zur Ordnung. Mein Oheim wird Etwas für Dich finden . . . ich werde mit ihm sprechen . . . sobald ich ihn besuche.“

August wagte nicht, zu sagen, er möchte gerade deßhalb seinen Oheim besuchen. Die jungen Leute, die vortrefflich gespeist hatten, verließen August mit Dienstanerbietungen und mit erneuerten Ergebenheitsversicherungen, und dieser begab sich zu der schönen Dame, die ihn protegiren will und mit ihrem Vetter zu seinen Gunsten gesprochen haben konnte.

In der That sind die Damen bessere Beschützer als die Männer, denn gewiß, das Gelingen wird ihnen viel leichter: mit einem Lächeln erlangen sie, was man häufig dem verborgenen Verdienste, dem verschämten Armen abschlägt. Wenn das auch unserer Gerechtigkeit keine Ehre macht, so spricht es wenigstens für unsere

Galanterie, und es liegt ja in der Natur, sich von der Schönheit bestechen zu lassen.

Madame Valmont interessirte sich sehr für August, der sie vorzüglich am Piano begleitete und mit ausgesuchtem Geschmack Nokturnen bei ihr sang. Sie hatte Wort gehalten und diesen Abend ihren Cousin eingeladen, dessen Bekanntschaft sie August verschaffen wollte. Der Cousin war ein Mann nach der Mode, ein eifriger Besucher der Gesellschaften der großen Welt; er versprach viel, vergaß aber am andern Morgen, was er den Abend vorher versprochen hatte; er wollte jedoch den Protektor spielen, selbst da, wo er nicht protegirte, und hielt sich für ein höheres Wesen, vor dem Jeder sich verneigen müsse. Nachdem er indeß August eine Nokturne hatte singen hören, erklärte er seiner Cousine, daß es ihn freuen würde, Etwas für August thun zu können, und daß derselbe göttlich gesungen habe . . . Nach diesen Aeußerungen erwartete der Cousin sehr unterthänige Danksagungen von Seiten Augusts; dieser jedoch war nicht der Mann, der gerne Bücklinge machte, um irgend Jemands Gunst zu erlangen. Der Mann, der sich seines Werthes bewußt ist, entschließt sich nie, sich vor Seinesgleichen zu erniedrigen, und unwürdige Schmeicheleien an Leute zu verschwenden, deren ganzes Verdienst oft nur in ihrem Rang und Reichthum beruht: ein Verdienst, das in den Augen wahrhaft verdienter Männer allerdings nur sehr unbedeutend, aber in den Augen der Menge, die sich vor Kleidern, Ordensbändern und Thalern in den Staub wirft und selbst vor den Fenstern eines Affen tanzen würde, wenn dieser Affe ihr Geld zuwürfe, um so größer ist. Numerus stultorum est infinitus.

August, der sich nicht aufgelegt fühlte, vor einem Affen zu tanzen, unterließ es, dem Cousin einige Complimente zu machen, um sich nicht den Schein zu geben, als bitte er um seine Protektion, und dieser, an Lobhudelei und Fuchsschwänzerei der armen Teufel gewöhnt, die seiner bedurften, war ganz erstaunt, daß der

ihm Empfohlene seine Pflicht so weit vergaß, ihm den Hof nicht zu machen. Jetzt fand er plötzlich, daß August nicht mehr so göttlich singe; um ihn vollends zu ärgern, erlaubte sich August, der beim Ecarté für ihn parirte, seine Spielweise zu kritisiren, und wollte ihm beweisen, daß er einmal durch seine Schuld verloren habe. Das war zu viel für den Cousin, und er verließ seine Cousine mit der Versicherung, daß ihr junger Schützling selbst für die unbedeutendste Stelle in einer Verwaltung nicht tauglich sei.

„Nun," sagte August zu Madame Valmont am Ende der Soirée, „wann kann ich dem Sekretär des Ministers meine Aufwartung machen?"

„Wahrhaftig, ich weiß nicht . . . mein Cousin schien beim Weggehen nicht sehr zu Ihren Gunsten gestimmt; aber Sie sind auch ein sonderbarer Mensch! . . . Statt daß Sie ihm zu gefallen suchten, waren Sie mehrmals anderer Meinung als er . . . Sie sagten ihm nichts Angenehmes... Sie ärgerten ihn beim Spiele."

„Aha! ich verstehe, Madame: ich bin keiner Stelle mehr würdig, weil ich keine Bücklinge machte und mir erlaubte, dem Herrn zu beweisen, daß er das zweite Mal die Dame nicht hätte spielen sollen . . ."

„Das sage ich nicht, mein lieber August; übrigens war es nur eine augenblickliche Verstimmung; ich werde meinen Cousin wiedersehen, mit ihm sprechen und ich hoffe . . ."

„Nein, Madame, geben Sie sich keine Mühe mehr; ich erkenne recht sehr Ihre Theilnahme für mich, doch will ich lieber ohne Stelle bleiben, als mich zum unterthänigen Diener der Dummheit und der Geckerei hergeben."

Aufgebracht über den Dünkel, die Eitelkeit und Kleinlichkeit der Menschen kehrte August nach Hause zurück. Bertrand, der ihn mit Ungeduld erwartete, rief ihm, sobald er ihn erblickte, entgegen: „Nun, mein Herr! wie steht's mit der Stelle bei der Verwaltung?"

„Mein Freund," sagte August, indem er Bertrand die Hand

kräftig drückte, „wir wollen schwarzes Brod essen und Wasser trinken, aber ich werde mich nicht zum Knecht von Leuten machen, die ich verachte: ich werde der Dummheit und Unverschämtheit keinen Weihrauch streuen . . . ich werde mich vor Meinesgleichen nicht erniedrigen!"

„Nein, tausend Schwadronen . . . das sollen Sie auch nicht, Herr Lieutenant . . . und ich sehe, daß die Stelle zum Teufel ist!"

„Ich hätte einem Herrn den Hof machen sollen, der sich die Miene eines Protektors gab; ich hätte Allem beistimmen sollen, was er sagte, selbst wenn es der größte Unsinn war; endlich hätte ich der Meinung sein sollen, er habe gut gespielt, wenn ich durch seine Schuld dreißig Franken, die ich parirte, verlor."

„Dreißig Franken auf einen Satz! . . . das war sehr hoch gespielt, Herr Lieutenant."

„Was läßt sich machen . . . ich wollte das Glück versuchen!"

„Aber schwarzes Brod und Wasser . . . sind eine traurige Kost! . . ."

„Noch habe ich einige Hoffnung: Eugen wird mit seinem Oheim reden, vielleicht bin ich darin glücklicher . . ."

Einige Wochen verstrichen, und August sah endlich seinen Freund wieder, der zu ihm sagte: „Ich habe mit meinem Oheim gesprochen: Du kannst ihn besuchen; ich glaube, daß er gerade eine Stelle zu vergeben hat."

Des andern Morgens schon begab sich August zu der ihm bezeichneten Person. Er ging durch die Bureaux und gelangte bis zu Eugens Oheim, der, mit Schreiben beschäftigt dasaß und ohne seine Stellung zu verändern, August durch einen Wink bedeutete, er solle warten."

August, den man nicht sitzen hieß, nahm ohne weitere Umstände einen Stuhl, machte sich's darauf bequem und betrachtete bereits den Herrn, der nicht so artig war, ihm einen anzubieten, mit scheelem Blicke.

Fünf Minuten verstrichen und der Herr schrieb fortwährend; endlich sagte August, ungeduldig werdend, zu ihm: „Mein Herr, ich komme wegen einer Stelle ... und Eugen wird Ihnen gesagt haben ..."

„Einen Augenblick ... ich stehe sogleich zu Diensten, mein Herr ... ich habe große Eile."

Noch einmal verstrichen fünf Minuten und August sagte zu sich: „Teufel! ... ich habe meine Zeit schlecht gewählt ... wird der Herr eine Stunde lang so fortschreiben? ... das muß sehr wichtig sein."

Nach Verlauf von fünf weiteren Minuten trat jedoch eine zweite Person in das Bureau und näherte sich dem schreibenden Herrn mit den Worten: „Guten Tag, mein Lieber ... ach, Sie haben zu thun ... nun, ich komme wieder ..."

Alsbald legte der Herr seine Feder nieder, stand auf und hielt den Neuangekommenen mit den Worten zurück. Ah! Sie sind es, mein Freund! bleiben Sie doch! Teufel! ... man sieht Sie ja gar nicht mehr! ... Ich war gestern bei Jemand eingeladen, wo man von Ihnen sprach ... Nun! haben Sie die Partie Martinique-Kaffee verkauft, dessen Sinken ich vorausgesehen hatte? ..."

Der Neuangekommene wollte eben antworten, als August aufstand, sich zwischen ihn und den Chef des Hauses stellte, und, nachdem er den Hut aufgesetzt hatte, den Letztern folgendermaßen anredete: „Mein Herr! seit einer halben Stunde lassen Sie mich warten, ohne daß Sie eine Minute fanden, mir zu antworten, und Sie wollen die Unverschämtheit haben, sich in meiner Gegenwart mit dem eben erst angekommenen Herrn in ein Gespräch einzulassen! Ich habe Ihnen nichts zu sagen, als daß Sie ein Bengel und ein Tropf sind. Finden Sie jetzt Zeit, mir hierauf Etwas zu antworten, so ist hier meine Adresse; ich erwarte Ihre Nachrichten."

Mit diesen Worten ging August weg und verließ den Eile habenden Herrn, ganz verblüfft über das erhaltene Compliment, und unfähig, ein Wort der Erwiederung zu finden.

Bertrand harrte wieder der Rückkehr seines Herrn; gleich auf den ersten Anblick errieth er jedoch den Erfolg des gethanen Schrittes. August's Augen funkelten noch vor Zorn.

„Nicht wahr, mein Herr, es bleibt beim schwarzen Brod und Wasser?"

„Ja, mein Freund, ja ... ach! die Menschen! ... Wahrhaftig, man könnte darüber Misanthrop werden. Nie habe ich die Welt so gut gekannt, als seit ich zu Grunde gerichtet bin! ... Da gibt es Emporkömmlinge, welche sich Alles erlauben zu dürfen glauben, weil sie Millionäre sind; geistreiche Leute, die, nur mit sich selbst beschäftigt, beständig gehätschelt und unterhalten sein wollen, und für alles Uebrige die vollste Gleichgültigkeit an den Tag legen; sehr artige Herren, die uns um unser Geld betrügen; Gecken, welche geschmeichelt; Dummköpfe, welche gelobhudelt sein wollen; Schmarotzer, die uns zum Hause hinausfressen; Intriganten, die uns zu Grunde richten, und Menschen, die uns den Rücken kehren, wenn wir im Unglück sind! ... So sehe ich jetzt die Menschen an ... und so sah man sie, wie man behauptet, zu allen Zeiten ... Die Menschen sind sich überall gleich: sie waren vor der Sündfluth nicht besser als heutzutage, und das Studium der Geschichte ist nur das der Leidenschaften, die seit Jahrhunderten die Triebfedern des menschlichen Geschlechtes waren."

„Bei dem Allem, Herr Lieutenant, haben Sie die Weiber vergessen, die ..."

„Halt! von denen wollen wir nichts Böses reden, mein Freund, sie sind hundert Mal besser als wir! ... Haben uns nicht selbst diejenigen, welche uns betrügen, Vergnügen gemacht? ... Das ist wenigstens eine süße Erinnerung, die uns das Unglück nicht rauben kann."

„Das gemahnt mich an Mamsell Virginie, die Sie heute besuchen wollte, mein Herr.“

„Die arme Virginie! sie kannte meinen Glückswechsel noch nicht. Nun, was sagte sie, Bertrand?“

„Zuerst sagte sie, man dürfe, um bis hier herauf zu kommen, nicht engbrüstig sein; dann fragte sie mich, ob wir, um uns mit dem Fallschirme herabzulassen so hoch heraufgezogen seien; als ich ihr jedoch mittheilte, welcher Schurkerei Sie zum Opfer geworden, o . . . ich muß ihr diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, da schien sie sehr bewegt; vergoß einige Thränen . . . und bat mich um einen Kelch Kirschenwasser zu ihrer Erholung: endlich will sie nächstens zu Ihnen kommen und mit Ihnen frühstücken.“

„Ich werde sie mit Vergnügen sehen; diese wenigstens wird mir nicht ausweichen, wenn sie mir begegnet . . .“

„Und glauben Sie nicht, mein Herr, daß die guten Leute von Montfermeil, die niedliche Denise, Sie ebenfalls mit Vergnügen wieder sehen würden?“

„Ich fürchte, daß die Kälte, mit der ich Denise bei ihrem Hiersein aufgenommen . . .“

„Sie wird sich derselben nicht erinnern, mein Herr, wenn sie erfährt, daß Sie unglücklich sind . . . und das Kind, das Sie liebten, das Sie so hübsch fanden . . . warum wollen Sie es nicht besuchen?“

„Warum? . . . Du bedenkst nicht, Bertrand, daß ich nichts mehr für dasselbe thun kann! . . . Ich hatte versprochen, es zu erziehen, für seine Zukunft zu sorgen . . . und alle meine Pläne sind zerstört!“

„Ei! mein Herr, ich sollte denken, daß Sie bereits nicht wenig für den kleinen Knirps gethan haben; statt nach Paris zu kommen, wird er nun in seinem Dorfe bleiben und darum nicht unglücklicher sein.“

August konnte sich nicht entschließen, vor diesen guten

Leuten arm zu erscheinen, die ihn kannten, als er noch Geld im Ueberfluß spendete; eine falsche Scham hielt ihn von der Rückkehr in's Dorf ab, und der Mann, welcher einen Augenblick zuvor gegen die Leidenschaften der Menschen geeifert hatte, war selbst nicht frei von Stolz und Eitelkeit ...

August verließ Bertrand, um Zerstreuung zu suchen und die düstere Stimmung zu verscheuchen, die seine Betrachtungen in ihm erregt hatten. Als Bertrand allein war, dachte er darüber nach, daß jetzt jede Hoffnung auf Stellen verschwunden sei, und sagte zu sich: „Was werden wir nun anfangen, wenn wir nichts mehr haben, und das wird nicht mehr lange anstehen? Soll ich ihn schwarzes Brod essen und Wasser trinken lassen? ... Nein, Donnerwetter! das darf nicht geschehen . . . ich selbst tauge zu keiner Stelle ... auch würde er mich nicht von sich lassen . . . Kann ich aber nicht arbeiten, ohne daß er es weiß?"

Bertrand sann eine Weile nach, schlug sich dann vor die Stirne, machte eine freudige Bewegung und rief: „Teufel! warum habe ich nicht früher daran gedacht?" Flugs sprang er die Treppe hinab zu seinem Freunde Strack.

„Alter Freund," redete Bertrand den Portier an, „Du machst Hosen ... kurz, Du bist ein Schneider?"

„Ja."

„Hast Du immer Arbeit?"

„Ja ... mehr als ich macha kann."

„Weil Du nicht oft arbeitest... Willst Du mir zu machen geben?"

„Hosen?"

„Was Du willst, wenn ich nur Arbeit habe. Anfangs wird es schlecht gehen, doch Du wirst mir's zeigen, und dann werde ich es besser machen; überdies habe ich den Trieb, zu arbeiten und bin nicht dummer als Du, daher ich glaube, was Du machst, werde ich ebenfalls machen können. Laß sehen, was wirst Du mir zu thun geben?"

„Wie, Sapperment!... Herr Bertrand ... Sie wolla ...“

„Freilich will ich! ich will Etwas treiben, es langweilt mich, immer mit gekreuzten Armen dazustehen; jetzt will ich zur Abwechslung die Beine kreuzen ... gilt's?“

„Ja, Herr Bertrand.“

„Gut; aber kein Wort davon vor meinem Herrn, oder ich fange meine Lehre damit an, daß ich Dir das Maul zunähe.“

„Ich werde nichts saga.“

Schon am gleichen Abend, sobald Dalville ausgegangen war, ging Bertrand zum Portier hinab, und, sich in ein kleines Gemach hinter der Loge setzend, begann er eifrig die Arbeit. Anfangs kostete dem ehemaligen Corporal die Handhabung der Nadel viele Mühe, und oft stach er sich in die Finger. Wenn dann Strack sagte: „Sie sind verwundet, Kamerad,“ dann antwortete Bertrand: „Glaubst Du, ein Bajonettstich thue nicht weher als das?“

So brachte Bertrand einen großen Theil des Tages über der Arbeit zu, und öfters wachte er bis spät in die Nacht hinein. Durch emsiges Bemühen fing er an, sich nützlich zu machen; zwar erwarb er noch wenig, doch hoffte er, mit der Zeit geschickter zu werden.

August ahnte nicht das Geringste; er war selten zu Hause und erkundigte sich nie nach Bertrands Thun und Treiben. Indeß bemerkte er seit einiger Zeit, wenn er seinen treuen Gefährten ansah, daß dessen Augen röther und etwas matter waren als gewöhnlich.

„Bist Du nicht wohl, mein Freund?“ sagte er zu Bertrand.

„Ich, mein Herr, ich war nie so wohl ...“

„Du siehst abgemattet aus, Deine Augen scheinen angegriffen ...“

„Ach, weil ich öfters noch spät lese.“

„Ich kannte Dich nie als einen großen Liebhaber der Lektüre.“

„Je nachdem, mein Herr! ... Ich lese das Leben des großen Türenne.“

„Du mußt es auswendig wissen."

„Ich werde desselben nie überdrüssig, mein Herr."

August fragte nicht weiter. Als er kurz darauf einmal bei Nacht keine Ruhe finden konnte, weil, all seiner Philosophie zum Trotz, seine Betrachtungen minder heiter zu werden begannen, stand August auf und wollte gleichfalls zu lesen versuchen. Er ging in Bertrands Zimmer, um Licht zu holen, fand aber, als es hell wurde, zu seinem Erstaunen seinen Gefährten nicht hier. Bertrands Bett war noch unberührt, er hatte sich also nicht niedergelegt, und doch schien Bertrand, als August spät nach Hause kam, nur dessen Rückkunft abzuwarten, um sich der Ruhe zu überlassen.

Die Abwesenheit Bertrands mitten in der Nacht beunruhigte August. In ihrer dermaligen Lage durfte er nicht annehmen, daß sein treuer Diener mit Strack in der Schenke sei. Um zu erfahren, um welche Zeit Bertrand noch ausgegangen, ging er in die Portiersloge hinab, entschlossen, wenn es nöthig wäre, Strack aufzuwecken: er wollte wissen, was aus Bertrand geworden sei.

Es war drei Uhr Morgens. Jedermann im Hause schlief und doch gewahrte August noch Licht bei dem Portier; die Logenthüre stand halb offen und die Helle kam aus dem innern Gemach.

August trat ein und erblickte Bertrand auf einem Tisch neben dem eingeschlafenen Strack sitzend und emsig an einem Stück Tuch arbeitend, dessen Zuschnitt seine ermatteten Augen kaum mehr zu sehen vermochten.

Beim Anblick seines Herrn hielt Bertrand betroffen inne; August selbst war so bewegt, daß er einige Augenblicke kein Wort hervorbringen konnte. „Wie, Bertrand! . . ." rief er endlich, „Du arbeitest? Bist Du ein Schneider geworden?"

„Und warum nicht, mein Herr? Lange Zeit habe ich eine Flinte gehandhabt, jetzt bediene ich mich einer Nadel; man sagt, einem ehrlichen Manne stehe Alles an, was er treibt."

„Und Du bringst die Nacht dabei zu? ... Du richtest Dein Gesicht zu Grunde, um desto mehr zu arbeiten!“

„Ein Zufall, mein Herr ... diesen Abend war pressante Arbeit da ... und ich wollte ... doch es ist das erste Mal, ich schwöre Ihnen ...“

„Ach! suche nicht länger mich zu täuschen! ... Für mich wachst Du und beraubst Dich der Ruhe ... um unsere Hülfsquellen noch etwas länger zu erhalten, büßest Du Deine Gesundheit ein ... und ich, ich bringe meine Tage im Müßiggang zu ... ich verschwende in einigen Stunden, was Du in mehreren Nächten zu erarbeiten Dich bemühst!“

„Nein, mein Herr, nein ... ich arbeite, weil es mir gefällt ... weil es mich unterhält ... und gesetzt, ich suchte Ihnen weniger zur Last zu fallen, wäre denn das ein Uebel? Thun Sie nicht seit langer Zeit Alles für mich? ... und wollten Sie Ihrem alten Gefährten verbieten, Etwas für Sie zu thun?“

August vermochte nicht zu antworten, allein er schloß Bertrand in seine Arme und drückte ihn mit Innigkeit an sein Herz: dann zwang er seinen treuen Diener, mit ihm heraufzukommen und sich der Ruhe zu überlassen.

Des andern Morgens berief August in aller Frühe einen Tapezier.

„Was beabsichtigen Sie damit, mein Herr?“ fragte Bertrand.

„Ich will unsere Möbel verkaufen, Alles zu Geld machen, was wir besitzen, mit dem Rest unserer Habe Paris verlassen und unter einem andern Himmel einige Hülfsquellen in meinen Talenten suchen. Du wirst mich begleiten, nicht wahr, Bertrand?“

„Ach! lieber Herr, überall, wohin Sie wollen; aber woher dieser plötzliche Entschluß? ... Könnten Sie nicht, ohne Paris zu verlassen ...“

„Nein, mein Freund, in dieser Stadt, wo ich im Schooße des Reichthums lebte, würde es mich, ich fühle es, zu viele

Ueberwindung kosten, mich umzuthun, um aus meinen schwachen Talenten Nutzen zu ziehen ... verzeihe mir diese letzte Schwachheit."

„Ehe wir es dahin kommen lassen, glauben Sie nicht an die Möglichkeit, irgend eine Stelle zu erhalten?"

„Mit Hoffnungen verschwende ich vollends das Wenige, das ich noch habe; überdies bin ich hier nicht genug Herr über mich, meinem Hange zum Vergnügen zu widerstehen. In einem andern Lande werde ich vielleicht gesetzter werden. . . Wenn dieser Versuch mir auch nicht gelingt, so ist es wenigstens der Mühe werth, ihn zu machen."

„Aber, Herr Lieutenant . . ."

„Keine Einrede, Bertrand ... Dein Benehmen hat mir das meinige vorgezeichnet; mein Entschluß ist gefaßt. Morgen verlassen wir Paris."

Bertrand sah wohl, daß er vergebens gegen das Vorhaben seines Herrn ankämpfen würde; zudem fühlte er, daß dies in der That das Einzige sei, was sie thun könnten, denn mit den zwanzig Sous, die er als Schneider verdient, wäre es nicht möglich, das Leben seines Herrn lange zu fristen. Er traf daher seine Vorbereitungen zur Abreise.

August, der seine Entschlüsse gern schnell zur Ausführung brachte, verkaufte an diesem Tage sein gesammtes Mobiliar, dessen Ertrag nebst dem Rest seiner Kasse eine Summe von zweitausend Thalern bildete. „Können wir," sagte er zu Bertrand, „damit unser Glück nicht am Ende der Welt suchen?"

„Gewiß, Herr Lieutenant; viele Leute haben das ihrige mit viel weniger begonnen."

Nachdem Alles beendigt war, miethete August, der zuerst nach Italien wollte, zwei Plätze auf der Diligence nach Lyon. Bertrand nahm von Strack Abschied mit den Worten: „Adieu, alter Freund, wir wollen eine Reise um die Welt machen: wenn ich davon zurückkomme, trinken wir wieder eins zusammen."

„Sakertie! . . . Adieu, Herr Bertrand."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Arme Denise.

August und Bertrand waren bereits seit einigen Stunden fort und Strack stand noch immer unter dem Hofthor und sah ihnen nach, als ein junges Landmädchen, mit einem schweren Geldsack in der Hand, eilends in den Hof trat und nach Herrn Dalville fragte.

„Herr Dalville," sagte Strack, die Pfeife aus dem Mund nehmend, „ischt nicht mehr hier, Mamsell."

„Nicht mehr hier? . . . Wie, mein Herr, er wohnte doch hier . . . ich kam hier zu ihm . . . erinnern Sie sich noch, als Sie mich nicht hinauflassen wollten?"

„Ach ja! . . . Sie hatta damals einen kleinen Knaben bei sich?"

„Ja, mein Herr . . . aber wo wohnt denn Herr Dalville jetzt? . . . Wissen Sie es, mein Herr? . . . Ich muß ihn durchaus sehen und sprechen . . . ach! wenn ich das Geld, das ich ihm schuldig bin, bälder hätte erheben können . . . aber sagen Sie mir, mein Herr, muß ich noch weit gehen?"

„Ich weiß nicht, wie weit es um die Welt herum ischt, Mamsellchen, und glaube daher nicht, daß Sie Herrn Dalville so leicht treffa werda . . ."

„Was verstehen Sie darunter, mein Herr? . . . Ach! ich gehe überall hin . . ."

„Ich sage Ihnen, es ist zu spät! . . . Wie wolla Sie die Adresse eines Menschen finda, der eine Reise um die Welt macht?"

„Was sagen Sie da? . . . Wie! Herr August?"

„Gerade heute früh ischt er mit meinem Freunde Bertrand abgereist."

„Er abgereist?"



Band XIV. Seite 348.
„Herr Dalville," sagte Strack, die Pfeife aus dem Mund nehmend,
„ischt nicht mehr hier, Mamsell."

„Ganz gewiß! . . . Er war hier zu Grunde gerichtet . . . und wollte anderswo sein Glück zu macha sucha.“

„Also doch . . . und Sie wissen nicht wohin?“

„Ei freilich, ich sage Ihnen ja, er macht eine Reise um die Welt.“

„Ach, ich Unglückliche . . . ich bin zu spät gekommen!“

Bei diesen Worten fiel Denise bewußtlos nieder, doch Strack fing sie in seinen Armen auf, und nachdem er zuerst seine Pfeife auf einen Eckstein gelegt, trug er das junge Mädchen in's Haus.

Strack hatte Denise in seine Loge gebracht; während die Kleine das Bewußtsein verlor, ließ sie den Geldsack fallen, er platzte und die Fünffrankenstücke rollten im Hofe umher. Strack, der gerade allein war, gerieth dadurch sehr in Verlegenheit, er lief von Denise zu den Thalern, von den Thalern zu seiner Pfeife und rief dabei: „Sakerment! . . . jetzt muß es der Kleinen juscht übel werda, wo meine Frau nicht zu Hause ischt . . . so, jetzt löscht meine Pfeife aus . . . die Thaler rolla umher . . . Sakerment! . . .“

Zum Glück für den alten Deutschen und für Denise trat in diesem Augenblicke eine Dame in das Haus. Es war Mamsell Virginie, die mit August frühstücken wollte und vom Anblick der im Hofe zerstreut liegenden Thaler überrascht in die Worte ausbrach: „Ach, mein Gott, welcher Luxus! . . . Hier wird ja buchstäblich das Geld zum Fenster hinausgeworfen . . . da komme ich gerade recht . . .“

„Rühra Sie nichts an, rühra Sie nichts an!“ schrie Strack aus seiner Loge, „es gehört der Kleinen, welche die Augen nicht aufschlaga will.“

„Nun, alter Deutscher, rühr' ich denn Deine Thaler an? . . . Wie grob der abscheuliche Schweizer ist! . . . Für wen halten Sie mich, Sie Schwab? . . . Von welcher Kleinen spricht er denn? . . .“

Damit trat Virginie der Portierloge näher und stieß beim Anblick des jungen Mädchens aus Montfermeil, welches Strack

mit Essig besprengte, einen Schrei aus. „Denise ist's!... meine arme Denise!“ sagte sie, drängte Strack hastig zurück und widmete der Kleinen ihre Sorgfalt.

„Arme Denise! . . . sie ist nicht arm, ich sage Ihnen ja, daß der Sack mit den Thalern ihr gehört,“ bemerkte Strack und kehrte in den Hof zurück, um seine Pfeife wieder zu nehmen und das Geld aufzulesen.

Virginiens Bemühungen riefen Denise bald wieder in's Leben zurück; sie schlug die Augen auf, ihr Blick fiel auf Virginien, und schluchzend rief sie aus: „Ach, Madame, er ist fort!“

„Wer denn, meine liebe Freundin?“

„Herr August . . .“

„August ist abgereist? . . . Bah . . . aber er wird gewiß bald wieder kommen.“

„O nein, Madame! . . . ich werde ihn nicht wieder sehen! . . . er ist sehr weit! . . .“

„Sagen Sie einmal, Deutscher, ist's wahr, daß August von Paris abgereist ist?“

„Ja, ja . . . er macht eine Reise um die Welt mit Bertrand.“

„Eine Reise um die Welt? . . . Ach, mein Gott! . . . und ich wollte mit ihm frühstücken! . . . Nun, meine kleine Denise, weinen Sie doch nicht so . . . armes Kind! . . . Sie dauert mich . . . Sie liebten also August, meine liebe Freundin?“

„Ach ja, Madame!“

„Da sehen Sie . . . sie liebte ihn . . . ich dachte es gleich! . . . Und ohne Zweifel schwur er Ihnen, er liebe Sie wieder, denn diese Schurken von Männern schwören das, als ob sie „‚guten Morgen‘“ sagten.“

„Nein, Madame, Herr August liebte mich nicht . . . das weiß ich ganz gewiß.“

„Dann sind Sie sehr gut, daß Sie um ihn weinen! . . .“

„Ach! ich kann nicht anders.“

„Ach ja, das haben wir nicht in der Gewalt! Ich kenne das ... es ist mir auch so gegangen ... es gibt Leute, die man versessen ist, zu lieben! Und Sie sind nach Paris gekommen, um ihn zu sehen?"

„Ja, Madame ... und um ihm dieses Geld einzuhändigen. Als Sie uns vor drei Wochen besuchten, theilten Sie uns mit, daß Herr August zu Grunde gerichtet sei, denn ich wußte es nicht ..."

„Ja, ja, ich erinnere mich ... und ich machte das Gespenst ... und ohne Ihren Hofhund, der mich in die Wade biß, hätte ich den ganzen Ort in Verwirrung gebracht ..."

Vergangenen Sommer hat mir Herr August tausend Thaler für den kleinen Coco übergeben, aber damals war er reich, jetzt ist er es nicht mehr; ich dachte daher, ich müßte ihm diese Summe zurückgeben. Wir hatten sie zum Bau eines Häuschens und zur Anlegung eines Gartens verwendet; ich machte meiner Tante jedoch begreiflich, daß wir Herrn August nicht zu sagen brauchten, daß wir das Geld schon verwendet hätten; meine Tante ist gleichfalls gut ... überdies thaten wir damit nur unsere Pflicht. Gestern erst konnte ich die Summe vollständig machen, und ich reiste damit sogleich hieher, und zwar allein, damit ich durch keine Hindernisse aufgehalten würde, und doch kam ich zu spät! ... Er ist fort ... um nicht wieder zu kommen!"

Denise fing auf's Neue an zu weinen, während Strack mit dem Sack zurückkam, den er ihr mit den Worten anbot: „Es wird kein einziger daran fehla, zähla Sie, Mamsell."

„Ach ... was soll ich jetzt damit thun? Ihm gehörte dieses Geld," sagte Denise seufzend.

„Sie nehmen es wieder mit, meine Kleine, man hat dessen nie zu viel," entgegnete Virginie, während Strack beständig den Sack in der Hand hielt und wiederholte: „Zähla Sie doch, Mamsell, wenn's beliebt."

„Ei, Du siehst ja, daß man nicht zählen will, alter Eigensinn," versetzte Virginie; „überdies weiß man, daß der Deutsche ehrlich ist."

„Gleichviel, zähla Sie nur immerhin, seien Sie so gut, Mamsell."

Virginie entschloß sich, das Geld zu zählen, weil sie sonst Strack nicht in Ruhe gelassen hätte. Inzwischen sagte Denise zu dem Portier: „Sah Herr August bei seiner Abreise recht traurig aus? . . ."

„Traurig? Nein, Mamsell; er war, wie er sagte, sehr froh, fortzukomma."

„Ich wette, er erhebt irgend eine Erbschaft!" rief Virginie, „und deßhalb wird er so schnell abgereist sein! . . . Sagte er Ihnen nichts davon, Deutscher?"

„Nein, er sprach nichts von einer Erbschaft . . . er hat auch Alles losgschlaga, bevor er fort ischt."

„Was sagen Sie da, er hat auf Alles losgeschlagen? . . . hatte er denn einen Wuthanfall?"

„Ach was! er hat seine Möbel losgschlaga, um Geld zu macha."

„Ah! seine Möbel verkauft! jetzt begreife ich . . . Aber des Deutschen schweizerisch versteht der Teufel selbst nicht."

„Mit dem schwätz ich auch nicht . . . Sakerment! . . ."

„Sie sehen wohl," sagte Denise, „er war unglücklich, da er Alles verkaufte."

„Das ist noch kein Beweis, meine liebe Freundin: erstlich brauchte er, weil er Paris verließ, keine Möbel mehr; dann gibt es Leute, die aus Liebhaberei in möblirte Wohnungen ziehen . . . ich zum Beispiel habe meine Möbel schon vier oder fünf Mal verkauft und bin doch in Paris geblieben, das sieht man alle Tage; doch kurz, wohin ist der junge Mann gegangen? Hat er es Ihnen nicht gesagt, Herr Schweizer?"

„Freilich: er macht die Reise um die Welt."

„Nun, das ist eine hübsche Adresse; schreiben Sie also: „An Herrn So und So, dermalen auf der Reise um die Welt . . . und hat er Bertrand mitgenommen?"

„Ja, und es that mir recht leid, weil Bertrand anfing, recht gut zu arbeiten."

„Bertrand arbeitete, und was denn?"

„Er machte Hosen . . . ich hatte es ihm gezeigt."

„Mein guter Freund, ich glaube, Sie träumen in diesem Augenblick . . . Bertrand, der alte Soldat, Augusts treuer Diener, sollte Hosen gemacht haben?"

„Wie ein Roß."

„Sie sind nicht klug."

„Ei, nein, nein; Bertrand arbeitete, er brachte jede Nacht bei der Arbeit zu, und meine Frau sagte mir, es geschehe, um seinem Herrn beizustehen, der Alles durchbringe."

Virginie blieb stumm und Denise rief aus: „Ich verstehe Sie nur zu gut, ich! . . . Der gute Bertrand! ich wußte wohl, daß es ein braver Mensch war . . . er arbeitete, um Herrn August zu helfen, dem ohne Zweifel nichts davon bekannt war."

„Ja, ja, er wollte mir die Zunge festnähen, wenn ich ein Wort davon sagen würde."

„Nun, sehen Sie, Madame! würde, wenn Herr August nicht aller Hülfsmittel beraubt gewesen wäre, Bertrand seine Nächte mit Arbeiten zugebracht haben?"

„Meiner Treu', liebe Freundin, ich verstehe immer noch nichts von der ganzen Sache . . . das letzte Mal, wo ich August traf, regalirte er mich noch mit Punsch, und doch mußte er damals schon in seinem fünften Stocke wohnen; freilich hatte er ein so gutes Herz, er war so großmüthig! . . . Nun, da weint sie wieder! . . . Mein liebes Kind, Sie werden noch Augen bekommen wie ein Kaninchen, ohne daß Sie dadurch August zurückbringen . . . das arme Kind, wie sie ihn liebt! Diese Taugenichtse müssen ein Alte-

weibersmittel haben, daß man sie mit Teufels Gewalt lieben muß. Beruhigen Sie sich doch, Denise, er wird wieder kommen, er ist nicht für immer fort. Sie werden ihn wieder sehen . . . ich bin dessen gewiß, und wenn er weiß, wie sehr Sie ihn lieben, so wird und muß er Sie wieder lieben und werth halten; ich will es so haben, und ich werde ihm sagen: welchen Kummer, welche Leiden er Ihnen bereitete; ich werde ihm sagen, wie gut, sanft und niedlich Sie sind . . . Nun, weinen Sie nicht mehr . . . küssen Sie mich, Denise, August wird Sie lieben, denn Sie verdienen es sehr! . . ."

Virginie war lebhaft bewegt; Denisens Schmerz hatte sie gerührt. Zum ersten Male seit lange entquollen wahre, ungeheuchelte Thränen ihren Augen, als sie das junge Mädchen in die Arme schloß.

Was Unglückliche am schnellsten tröstet, ist, wenn sie ihren Kummer getheilt sehen. Denise hörte auf Virginiens Bitten; sie bemühte sich, all' ihren Muth zusammenzuraffen, trocknete ihre Augen, erhob sich und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Ich will also in mein Dorf zurückkehren . . ."

„Ja, meine liebe Freundin, das ist das Klügste."

„Wenn er aber wieder käme, Madame?"

„Gut, dann setze ich Sie davon in Kenntniß, dann komme ich und sage es Ihnen; ich verspreche Ihnen, mein Möglichstes zu thun, um Nachricht von ihm zu erhalten."

„Ach, Madame, wie gütig Sie sind! . . ."

„Ach nein! Sie sind ein wundergutes Mädchen, das man unter Glas und Rahmen bringen sollte."

„Herr Portier," wandte sich Denise an Strack, „wenn Sie Etwas von Herrn August hören, so vergessen Sie nicht, zu fragen, wo er ist . . . erkundigen Sie sich, wohin man ihm schreiben könnte."

„Ja . . . Mamsell."

„Seien Sie ruhig, meine kleine Denise, ich werde öfters mich bei dem Deutschen erkundigen, ob er Etwas weiß ... Er ist ein guter Kerl, obgleich er beständig raucht . . . Wie nennt man Sie, Herr?"

„Schtrack."

„Strack! Ach, welch ein Name! ... Strack! ... ich glaube, das bedeutet im Deutschen eine Schweinerei... Gleichviel, auf Wiedersehen, Herr Strack! ... Kommen Sie, meine Kleine, ich will Sie bis zum Wagen begleiten ... Strack! Strack! ... unbegreiflich! . . . Wie kann ein vernünftiges Geschöpf Strack heißen! . . ."

Denise verließ Augusts Wohnung, und, auf Virginiens Arm gestützt, erreichte sie den Wagen, den Geldsack mit sich tragend, den sie wieder nach Hause nehmen mußte. Virginie erbot sich, mitzufahren, doch das junge Mädchen dankte, und nach Wiederholung der Bitte, Erkundigung über den einzuziehen, welchen sie in Paris zu finden gehofft hatte, stieg sie ein, und fuhr traurig nach Montfermeil zurück. „Ach!" sagte sie, „ich bin nicht glücklich mit meinen Reisen nach Paris."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Erstes Reiseabenteuer.

August und Bertrand hatten die Diligence nach Lyon genommen. Der junge Mann saß im Innern des Wagens, und sein Begleiter, um mehr Luft zu haben, wie er August versicherte, in der That aber nur aus Ersparniß, auf der Imperiale.

Es war dies das erste Mal, daß sich August in einem öffentlichen Wagen befand; gewohnt, in einem leichten Cabriolet zu reisen, rasche Pferde zu lenken, nur seinem eigenen Willen zu folgen und anzuhalten, wo es ihm gut dünkte, sah er sich nicht ohne

ein peinliches Gefühl in die Lage versetzt, mit unbekannten Leuten gemeinschaftlich den Weg machen zu müssen, von dem Einen auf dieser, von dem Andern auf jener Seite gedrückt und gestoßen, und nebenbei genöthigt, Gespräche mit anzuhören, die für ihn ohne alles Interesse waren.

Zu seiner Linken saß ein dicker Papa von etwa fünfzig Jahren, dessen Kopf in Tücher und Mützen eingehüllt war; zu seiner Rechten eine alte Frau, deren Gesicht glücklicher Weise ein abscheulicher schwarzseidener Hut verbarg, über welchen sie einen grünen Schleier geworfen hatte, den zu lüften sich jedoch Niemand versucht fühlte.

Kaum war der Wagen im Gang, so machte es der Herr zur Linken wie Nachbar Mansfard in Montfermeil, und die Dame rechts ahmte ihm nach. Während des Schlafens stieß jedoch der dicke Papa seinen Ellbogen August in die Seite, und die alte Dame legte ganz behaglich ihren Kopf auf die Schulter des jungen Mannes, so daß er stets genug zu thun hatte, wenn er sich des Armes des Einen und des Kopfes der Andern erwehren wollte. „Das Reisen in der Diligence ist recht lustig,“ sagte er zu sich. „O, mein schönes Cabriolet,“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „mit welchem Bäbel so leicht über den Sand flog, wo bist du? . . . Ach! wäre ich vernünftiger gewesen, so besäße ich dich noch; denn hätte ich nicht angefangen, meine Einkünfte zum Voraus zu erheben, so würde ich mein Kapital selbst nicht angegriffen haben, und hätte ich mein Kapital nicht angegriffen, so hätte ich nicht daran gedacht, meine Gelder zurückzuziehen, die so solid angelegt waren, und hätte gefunden, daß zwanzigtausend Franken gesicherter Renten mehr werth sind, als dreißigtausend, die man erst durch Agiotage erhalten soll ... Madame, behalten Sie doch Ihren Kopf gefälligst bei sich . . . dann hätte ich mein Geld nicht in die Hände des Schurken von Destival niedergelegt, der selbstverständlich dann auch nicht damit durchgegangen

wäre; kurz dann wäre ich noch eben so reich als zuvor; ich könnte Gutes thun, wäre wieder nach Montfermeil gefahren, hätte meine dem niedlichen Kinde gegebenen Versprechungen gehalten... zwar Denisen den Hof nicht gemacht, weil sie Einen aus dem Dorfe liebt, den sie ohne Zweifel jetzt geheirathet haben wird, sie aber als verheirathet wieder gesehen . . . und unter Lachen und Scherzen sie an den Sturz vom Esel mitten im Gehölze wieder erinnert . . . vielleicht . . . ach, mein Herr, um Gotteswillen! bleiben Sie doch mit Ihren Armen ruhig, Sie stoßen mir ja die Rippen ein!"

Augusts Gegenüber bestand aus zwei Herren und einer Dame. Die in der Mitte sitzende Dame befand sich gerade vor ihm: da sie indeß eine sehr große Regenkappe trug und den Kopf beständig senkte, konnte man ihr Gesicht nicht sehen, und unser Reisender dachte: „Ohne Zweifel ist sie nicht hübsch, sonst würde sie schon den Kopf erhoben haben." Uebrigens war der Anzug der Dame sehr einfach: eine Eilwagentoilette. Die beiden Männer an ihrer Seite waren Handlungsreisende; der Eine machte in Wein, der Andere in Leinwand. Sie waren in einem Gespräch begriffen, das erst in Lyon endigen zu wollen schien.

August, ganz betäubt von den zwei Schwätzern, die nicht aus ihren Stückfässern, Mostfäßchen, Weineichen, Ablassen, Baumwollenwaaren, guten Jahren und Bankrotten herauskommen konnten, und der lästigen Nachbarschaft seiner Schläfer müde, bedauerte, daß er nicht neben Bertrand Platz genommen hatte und seufzte schon nach der ersten Station, als die Dame mit der Regenkappe ihren Fuß an den Augusts stieß, wobei sich ein mit angenehmer Stimme vorgebrachtes: „Verzeihung, mein Herr," vernehmen ließ. Dies entriß August seiner Niedergeschlagenheit, indem es in ihm den Wunsch erregte, das Gesicht seines Gegenübers zu sehen, und da seine Beine sich mit denen der Dame kreuzten, dehnte er sie sachte aus, sich dabei über das unbequeme Sitzen in

den Wägen beklagend . . . auch eine Manier, ein Gespräch anzuknüpfen. Die Dame antwortete durch ein: „ja, mein Herr," jedoch ohne den Kopf aufzurichten, wodurch die Neugierde unseres jungen Mannes noch mehr rege wurde. Man schien nicht geneigt, zu schwatzen, zog aber auch die Kniee nicht zurück, welche die des Gegenüber berührten. August empfand das Verlangen, eines dieser Kniee leicht zwischen den seinigen zu drücken; doch hielt ihn der Gedanke zurück: wenn sie häßlich wäre . . . wenn es mir leid sein müßte, ihre Bekanntschaft gesucht zu haben!

Gleichwohl wagte der junge Mann ein leichtes Kniedrücken, man zog das Knie nicht zurück, erhob aber auch den Kopf nicht, und August, der an dem Kniedrücken ein geheimes Vergnügen fand, dachte: „Vielleicht ist es besser, wenn ich ihre Züge nicht sehe . . . wenigstens kann ich mir sie reizend, anbetungswürdig vorstellen! . . . Bei diesen Gedanken erregt das einfache Berühren ihres Kleides in mir ein angenehmes Gefühl, und das Alles läßt mich die Langeweile der Fahrt vergessen! . . . Ach, Madame, wenn Sie häßlich sind, so bitte ich Sie, heben Sie den Kopf nicht auf: Sie würden zu süße Illusionen verschwinden machen!"

Beim Herabfahren von einer steilen Steige warf ein tüchtiger Stoß die Diligence beinahe um. Der dicke Papa und die alte Dame fuhren erschreckt aus dem Schlafe auf; jetzt stieß auch die Dame in der Kapuze einen Angstschrei aus und erhob den Kopf: August erblickte ein hübsches Gesicht von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, frische, regelmäßige Züge, ausdrucksvolle Augen, kurz, ein reizendes Ganze, das ihn entzückte und zu noch zärtlicherem Kniedrücken veranlaßte.

Man senkte jedoch den Kopf gleich wieder; der Schrecken legte sich, die Handelsreisenden nahmen ihr Gespräch wieder auf, Augusts Nachbarn schloßen ihre Augenlider wieder, und er, entzückt über das eben Gesehene, rückte seinem Gegenüber immer

näher, welches jetzt auch die Füße des jungen Mannes auf den seinigen duldete ...

„Sie ist reizend," sagte August zu sich ... allein ihr Benehmen ist sehr sonderbar! ... Um sich so die Kniee drücken zu lassen, muß sie entweder Gefallen daran finden, oder wagt sie nicht, böse darüber zu werden ... im ersten Fall ist sie ein Frauenzimmer, welches die Abenteuer nicht flieht, im andern eine junge Unschuld, die zum ersten Mal in der Diligence sitzt ... überreden wir uns, daß die zweite Vermuthung die richtige ist... man muß die Dinge stets von der guten Seite nehmen."

In Corbeil hielt die Diligence. Die beiden Commis stürzten aus dem Wagen; der dicke Papa wickelte sich mit Mühe aus seiner Ecke heraus; die Alte mit dem grünen Schleier fiel in die Arme eines Mannes, der den Schlag öffnete, und August, der nach den beiden Schläfern ausgestiegen war, bot der jungen Dame die Hand; doch diese entgegnete mit einem leichten Seufzer: „Ich danke, mein Herr, ich steige nicht aus."

„Sie steigt nicht aus!" sagte sich August, am Kutschenschlag stehen bleibend; „die arme Dame! ... Sie will nicht im Gasthause speisen, das beweist gewöhnlich eine unfreiwillige Sparsamkeit! ..."

„Kommen Sie doch zum Essen, Herr Lieutenant," sagte Bertrand, der von seiner Imperiale heruntergeklettert war und August an der Thüre des Gasthauses erwartete.

„Ja, ja, ich komme schon."

„Haben Sie Etwas im Wagen vergessen?"

„Nein ... ich ... ich wollte ..."

„Hören Sie es? Man ermahnt die Reisenden zur Eile..."

Bertrand trat näher, um zu sehen, was seinen Herrn an der Diligence zurückhielt; jetzt erblickte er die junge Dame und murmelte: „Nun, Donnerwetter! schon wieder was Neues! ... Ich hätte es mir denken können, daß irgend ein Unterrock, eine

Haube im Spiele sei! ... Erinnern Sie sich, Herr Lieutenant, daß wir Paris verließen, um gesetzt zu werden ... um unsere Verhältnisse in Ordnung zu bringen?"

„Du hast Recht, mein Freund," versetzte August und entfernte sich mit Bedauern vom Wagen, um Bertrand zum Gasthause zu folgen.

Das Diner der Reisenden war bald beendigt; vom Conducteur getrieben, suchte Jeder wieder seinen Platz im Wagen zu gewinnen, wohin die alte Dame ihren Nachtisch mitnahm. August betrachtete mit mehr Theilnahme das junge Frauenzimmer, das wahrscheinlich mit einer bescheidenen Semmel Mittag gemacht hatte, und er brachte jetzt seine Kniee mit mehr Achtung zwischen die ihrigen, weil die Vorstellung von Unglück den Gedanken an Vergnügen zurückdrängt.

Die alte Dame bat August, ihre Haselnüsse aufzubrechen, die einen Theil des mitgenommenen Nachtisches ausmachten, der dicke Herr bot ihm eine Prise an, auch die Handlungsreisenden würdigten ihn einer größerer Beachtung; Jedes suchte mit seinem Reisegesellschafter in ein näheres Verhältniß zu kommen? nur die junge Dame mit der Regenkappe beobachtete tiefes Schweigen. Doch die Nacht kam; August sehnte sie herbei. Die Nachbarn schliefen wieder ein, die Commis thaten ein Gleiches, und August schob seine Kniee vor, um zu versuchen, sich durch dieses Mittel mit seinem Gegenüber zu verständigen. „Wenn sie unglücklich ist," sagte er zu sich, „so muß ich sie zu trösten suchen ... zudem drückte ich ihr diesen Morgen die Kniee; soll ich mir jetzt das Ansehen geben, als finde ich sie minder hübsch, weil sie nicht im Gasthause ihr Mahl halten konnte? ... So etwas wäre nur eines Herrn von la Thomassinière würdig." Da er diesen Gedanken über sich nicht aufkommen lassen wollte, rückte der junge Mann seinem Gegenüber näher, drückte zärtlich, was man ihm überließ, und wagte sogar, eine Hand zu fassen, die man nicht

zurückzog. Die Nacht erzeugt nicht immer düstere Vorstellungen, und August gedachte einen Kuß von der jungen Dame zu erlangen, die so fügsamen Gemüthes schien: allein seine beiden Nachbarn belästigten ihn: bei der geringsten Bewegung, die er nach vorn machte, fielen ihm die alte Dame und der dicke Papa auf den Rücken, und er konnte alsdann nicht eher wieder an seinen Platz gelangen, als bis er den Herrn und die alte Dame in ihre Ecke zurückgeschoben hatte; auch die beiden schlafenden Commis wankten und nickten nach der sie trennenden Dame herüber, und ihr Kopf berührte häufig die Regenkappe.

„Das Reisen in der Diligence ist nicht lauter Vergnügen," sagte August halblaut, und die junge Dame wiederholte: „O nein, mein Herr ... es ist nicht lauter Vergnügen."

Um jedoch mehr Vergnügen zu haben, rückte der junge Mann noch näher und küßte ganz zärtlich — einen der beiden Handelsreisenden, dessen Gesicht gerade auf die Regenkappe herabgebeugt war. Dieser erwachte, indem er zu errathen suchte, woher ihm dieses Liebeszeichen kommen könne, und August wunderte sich, daß er das Kinn der jungen Dame nicht eben so zart fand, als ihre Hand.

Der Commis dachte, daß nur seine Nachbarin ihn während seines Schlafes geküßt haben könnte, und, obgleich wenig daran gewöhnt, Leidenschaften einzuflößen, überredete er sich, bei dem jungen Frauenzimmer an seiner Seite eine solche erregt zu haben; da er gegen sie nicht zurückbleiben wollte, so fiel es dem Herrn, der bisher nur an seine Muster und Eingangszölle gedacht hatte, ein, auch an etwas Anderes zu denken und mit den Händen über den Knieen des Dämchens zu spielen; diese ließ es geschehen, und die beiden Herren drückten sich gegenseitig die Hand mit einer Kraft, die sie Beide in Erstaunen setzte.

Die ersten Strahlen der Sonne überraschten die Reisenden in dieser Situation. August brach in lautes Lachen aus, der

Commis zog seine Hand ärgerlich zurück, die junge Frau ihr Knie; doch warf sie einen verstohlenen Blick auf August, und dieser nahm sich vor, sich für das Quid pro quo der Nacht zu entschädigen.

Man frühstückte am andern Morgen in Auxerre; das junge Frauenzimmer blieb wieder im Wagen. Abends hielt man in Avallon, wo Mittag gemacht werden sollte; die junge Dame stieg ab, trat aber nicht in den Gasthof, sondern setzte sich, nachdem sie eine Semmel und sonst noch Einiges gekauft, einige Schritte von demselben nieder. August, der ihr mit den Augen folgte, ließ Bertrand eintreten und sagte ihm, daß er noch keinen Appetit habe, ging zu der Reisenden und knüpfte ein Gespräch mit ihr an.

„Sie kommen von Paris, Madame?"

„Ja, mein Herr!" (mit einem Seufzer).

„Wohnten Sie dort längere Zeit?"

„Ich bin dort geboren, mein Herr."

„Und Sie verlassen Ihre Vaterstadt?"

„Ich muß wohl, mein Herr!" (neuer Seufzer).

„Sie wollen sich in Lyon niederlassen, Madame?"

„Ich weiß noch nicht, mein Herr."

„Ah! ... Sie haben noch keinen festen Plan gefaßt? ...."

„Ich bin zu unglücklich, mein Herr!"

„Sie interessiren mich sehr, Madame, doch ließe sich anderswo besser reden, als hier auf der Straße ... wenn Sie meinen Arm annehmen wollten, Madame, so würden wir einen Gang durch den Ort machen, bis man abreist."

„Gerne, mein Herr."

Die Dame faßte Augusts Arm, und plaudernd entfernten sie sich von der Herberge. „Wenn ich nicht fürchtete, für unbescheiden zu gelten, Madame, so würde ich Sie fragen, warum Sie Paris verließen?"

„O! gerne, mein Herr ... Ich bin die Tochter eines ehrbaren Kleinhändlers, wurde sehr frühe an einen Mann verheirathet, den ich nicht liebte; um jedoch meinen Eltern Vergnügen zu machen, mußte ich gehorchen ..."

„Sehr schön von Ihnen, Madame."

„Ein sehr liebenswürdiger Herr hatte mir vor meiner Verheirathung den Hof gemacht ... Ich liebte ihn zwar ebenfalls nicht, aber ich erhörte ihn, um ihm Vergnügen zu machen."

„Ich verstehe, Madame."

„Mein Mann machte mich nicht glücklich; er wollte mich nie ausgehen lassen, und ich blieb immer zu Hause, weil ihm das Vergnügen machte; allein ich erhielt zuweilen Besuche ... unter anderen von dem Herrn, der mir ehemals den Hof gemacht hatte."

„Und das machte Ihrem Gemahl kein Vergnügen?"

„Allem Anscheine nach, mein Herr; denn als er ihn neulich bei mir traf ... warf er ihn zur Thüre hinaus; ich wollte böse werden, da schlug er mich, mein Herr ... mit der Bemerkung, daß er das wiederholen werde, so oft es ihm Vergnügen mache!"

„Dieser Mann hatte eine abscheuliche Manier, sich Vergnügen zu verschaffen."

„Da ich nicht mehr geschlagen werden wollte, verließ ich meinen Gatten und machte mich auf den Weg nach Lyon, hatte aber kaum so viel, um meinen Platz im Eilwagen zu bezahlen..."

„Sie kennen also Jemand in Lyon, Madame? ...

„Ach! ... der Herr, der zu mir kam, sagte mir, er gehe dorthin ... übrigens ist es mir ganz gleichgültig, ob ich nach Lyon komme oder anderswohin ... ich wollte mich nur von meinem Mann entfernen, der mich so unglücklich machte! ..."

Indem unsere Reisenden herumschlenderten, gelangten sie vor die Thüre eines Speisewirths. August erinnerte sich, daß seine Gesellschafterin nicht gespeist habe, er schlug ihr daher vor, ein-

zutreten und Etwas zu genießen, und um ihm Vergnügen zu machen, nahm sie es an.

Man trat ein. August verlangte ein Cabinet, weil man keines Zeugen bedarf, um eine junge Frau zu trösten, die von ihrem Mann geschlagen worden ist; er bestellte ein Diner so köstlich als möglich, weil er stets vergaß, daß er nicht mehr reich war und sich gerne seinen früheren Gewohnheiten überließ.

Der Speisewirth von Avallon setzte eine Ehre darein, die zu ihm gekommenen Fremden mit einem guten Mahle zu bewirthen. Das Diner wird aufgetragen. August bringt in die junge Dame, es zu kosten, und diese unter fortwährenden Versicherungen, daß sie es nur angenommen, um ihm Vergnügen zu machen, ißt von Allem, läßt sich auch nicht sehr bitten, von einem leichten Weine zu trinken, der aber, nach der Behauptung des Traiteurs, aus dem Jahre des großen Kometen stammt.

Während des Essens machte man genauere Bekanntschaft. Anfangs setzte sich August der jungen Dame gegenüber; er bedachte jedoch, daß sie in der Diligence einander viel näher saßen und es jedenfalls höchst sonderbar aussehen würde, wenn man sich in einem Cabinet und unter vier Augen in ehrfurchtsvoller Entfernung hielte, während man sich vor Zeugen die Kniee gedrückt hatte. Er setzte sich somit der jungen Dame zur Seite, die zwar von Zeit zu Zeit noch seufzte, den jungen Mann aber, welcher große Lust zu haben schien, sie zu trösten, nicht zurückstieß.

August drückte ihre weiche Hand zärtlich und wunderte sich, wie ein Mann so barbarisch habe sein können, einem so niedlichen Wesen Kummer zu verursachen.

„Die Männer sind Bösewichte!“ sagte die junge Frau, beständig die Augen niederschlagend.

„Tyrannen sind sie,“ entgegnete August und zog ihre runde Hand an seine Lippen.

„Sie machen unser Unglück!“ nahm die junge Frau auf's Neue das Wort und ließ sich von ihrem Nachbar küssen.

„Ach! sie machen noch ganz andere Dinge!“ rief August und umschlang sie mit seinen Armen.

„Sie machen! ... sie machen! ...“ murmelte die junge Frau, die nicht mehr zu wissen schien, was sie machen, noch was sie selbst machte; doch war es nach so mancher frugalen Mahlzeit kein Wunder, wenn sie über dem Wein des Kometen den Kopf verlor.

Als August den seinigen wieder fand, sagte er endlich: „Aber, die Diligence?“

„Ach ja! es ist wahr, die Diligence!“ antwortete die junge Frau mit einem neuen Seufzer, wahrscheinlich aus Gewohnheit.

„Meine liebe Freundin, ich glaube, es ist hohe Zeit, sie wieder aufzusuchen ...“

„Gut! suchen wir sie wieder auf, mein Freund ...“

Der Leser sieht, daß der angebliche Kometenwein ein sehr inniges Einvernehmen zwischen unsern beiden Reisenden herbeigeführt hatte. Im Allgemeinen führt man indeß Angelegenheiten, die man im Wagen behandelt, schnell zu Ende.

Nachdem der Traiteur bezahlt war und die junge Dame ihre Regenkappe, die sich — ich weiß nicht warum — nicht mehr auf ihrem Kopfe befand, wieder aufgesetzt hatte, ging man Arm in Arm nach dem Gasthause, wo man den Wagen verlassen hatte.

Unterwegs unterhielt sich August mit seiner Begleiterin, die einen sehr sanften Charakter zu haben schien, deren Geisteskräfte jedoch der Erwartung nicht entsprachen, zu welcher ihr ziemlich ausdrucksvolles Gesicht berechtigte. Es gibt Frauen, die ihren ganzen Verstand in den Augen haben; bei diesen muß man sich mit dem Pantomimenspiel begnügen.

Als man sich dem Gasthause näherte, erblickte August seinen Bertrand, der mit großen Schritten auf und ab ging, bald rechts, bald links schaute, Zeichen der Ungeduld von sich gab, und von Zeit zu Zeit einen derben Fluch ausstieß. Als er August gewahrte, lief er ihm entgegen und schnitt gegen die junge Frau, die am Arm seines Herrn hing, ein grimmiges Gesicht.

„Da sind Sie endlich, mein Herr! ... Donnerwetter! ... ich dachte bereits, Sie wollten mich hier lassen, um Spatzen zu schießen! ...“

„Beruhige Dich, Bertrand, hier bin ich ... Du siehst wohl, daß ich nicht verloren gegangen war. Nun, reisen wir?“

„Reisen? ... und wohin, mein Herr?“

„Nun, nach Lyon, denke ich! ...“

„Und deßhalb lassen Sie die Diligence fortfahren, die auf Sie wartete, deren Conducteur Sie rufen und überall suchen ließ?“

„Wie! die Diligence ist fort?“

„Ei ja, zum Henker, und zwar seit mehr als einer Stunde!... aber es scheint, daß Ihnen die Zeit nicht lange vorkam!“

„Die Diligence ist fort!“ wiederholte August und ließ den Arm seiner Begleiterin los. Dieser schien jedoch an seinem Arm viel gelegen; sie erfaßte ihn alsbald wieder und sagte: „Das ist sehr drollig, nicht wahr, mein guter Freund?“

„Ich finde das nicht so drollig,“ versetzte August, und Bertrand entfernte sich einige Schritte und brummte fluchend, mit dem Fuße stampfend: „Ihr guter Freund! ... Tausend Millionen Bajonette! schon wieder eine saubere Geschichte! ...“

„Aber, Bertrand,“ nahm August auf's Neue das Wort, „konnte man nicht ein wenig auf uns warten?“

„Man hat zwei Minuten auf Sie gewartet, und das ist viel für eine Diligence.“

„Und Du bist nicht mit abgereist?“

„Hätte ich ohne Sie gehen sollen? ... Hänge ich nicht von Ihnen allein ab! ... Was hätte ich in Lyon thun sollen, wenn Sie nicht dort sind?“

„Du hast Recht gehabt, Bertrand ... aber unsere Effekten?“

„O! die sind hier ... ich dachte wohl, daß wieder etwas Neues im Spiele sei, daher ließ ich sie ohne uns nicht fort.“

„Nun denn, mein Freund, man muß sich über diesen Vorfall trösten. Es liegt mir überhaupt wenig daran, ob ich nach Lyon oder anderswohin reise und ob ich morgen oder in acht Tagen dort eintreffe.“

„Ach, du lieber Gott, das ist mir auch ganz gleichgültig, bester Freund,“ sagte die junge Frau.

Bertrand runzelte die Stirne und gab seinem Herrn ein Zeichen, daß er ihn allein zu sprechen wünsche.

August machte der jungen Frau begreiflich, daß sie seinen Arm einen Augenblick loslassen müsse, und schritt gegen den alten Corporal vor, der ihm in ernsthaft verweisendem Tone sagte: „Verzeihung, Herr Lieutenant, wer ist diese Frau, die sich an Sie hängt, als hätten Sie Leim an den Kleidern?“

„Eine junge Dame, die mit uns in der Diligence war.“

„Und warum blieb sie nicht darin?“

„Weil ich sie zu einem Spaziergang mit mir nahm ...“

„Was ist es für eine Frau?“

„Eine sehr interessante Person ...“

„Sie sagte Ihnen nicht, was sie treibe?“

„Doch ... sie geht nach Lyon ... um nicht in Paris zu bleiben.“

„Ah, Teufel! wenn das ihr einziger Grund ist, so begreife ich wohl, daß es ihr gleich gilt, wo sie hinkommt. Aber warum verließ sie Paris? ... Ein junges Frauenzimmer reist nicht auf diese Weise allein ... bloß um das Vergnügen der Reise zu haben ...“

„O! sie hatte einen sehr wichtigen Grund ... ihr Mann prügelte sie!“

„Er hatte vielleicht Recht, mein Herr.“

„Ach, Bertrand!“

„Warum nennt sie Sie bereits ihren guten Freund?“

„Weil ... weil ...“

„Ach ja, weil ... ich verstehe wohl; doch kurz, mein Herr, was gedenken Sie mit dieser Frau zu machen?“

„Ich weiß es selbst nicht ... doch Du siehst ein, daß ich sie nicht geradezu verlassen kann, nachdem ich Schuld bin, daß sie die Diligence verfehlt hat.“

„Im Gegentheil, sie ist Schuld, daß Sie den Wagen verfehlt haben, indem sie Ihnen Geschichtchen erzählte...und sie durch Abenteuer rührte, an denen, ich wette, kein wahres Wort ist. Ueberdies, mein Herr, kann ein Frauenzimmer, die so den ersten Besten als Tröster annimmt, nur eine Abenteurerin sein! ... Ich wette, daß Sie nicht einmal ihren Namen wissen?“

„In der That! nein ... doch der thut auch nichts zur Sache ... Kann man sich denn nicht jeden beilegen, den man will? ... Mag mir übrigens die junge Frau die Wahrheit gesagt haben oder nicht, ich werde sie so fern von ihrem Reiseziel nicht ohne Geld lassen.“

„Ah! sie hat kein Geld?“

„Die arme Kleine begnügte sich mit Semmeln statt des Mittagessens.“

„Sie haben da einen recht hübschen Fund gemacht; also, mein Herr, nachdem wir Paris verlassen, um solid zu werden und zu sparen, befinden wir uns nun kaum sechzig Stunden von der Hauptstadt mit einer Frau auf dem Hals!“

„Nun! was willst Du? ... ist das meine Schuld? ... Geh, Bertrand, zanke nicht ... in Zukunft werde ich etwas überlegter sein; inzwischen wollen wir uns unserem Schicksal überlassen.“

August kehrte wieder zu der jungen Frau zurück, und Bertrand folgte ihm, in den Bart brummend: „Ich fürchte, er ist unverbesserlich.“

Die junge Frau faßte Augusts Arm sogleich wieder, der zu ihr sagte:

„Meine liebe Freundin, da die Diligence ohne uns abgefahren ist, so treibt uns jetzt nichts zur Eile.“

„O! gar nichts! ...“

„Wir können sogar einen oder zwei Tage hier zubringen.“

„Gerne, wenn es Ihnen Vergnügen macht.“

„Sodann wollen wir weiter sehen, auf welche Weise wir unsern Weg fortsetzen ... ob durch Gelegenheit, Landkutschen ... oder selbst zu Fuß, um das Land zu beschauen und zu bewundern, für den Fall, daß es der Bewunderung werth sein sollte.“

„Ganz, wie es Ihnen Vergnügen macht, mein Freund.“

„Siehst Du, Bertrand,“ raunte August diesem zu, „dieses Weibchen ist die Gefälligkeit selbst; sie will mir nur Vergnügen machen.“

„Mir, mein Herr, macht sie gar keins.“

„Weil Du eigensinnig bist! ... Nun, da wir hier bleiben,“ fuhr August laut fort, „so wollen wir in dieser Herberge logiren. Bertrand, lasse uns eine Wohnung bereiten.“

„Ja, Herr Lieutenant ... und für Madame auch?“

„Das versteht sich von selbst ... Apropos! ... da wir sparen müssen, so wird e i n Zimmer für uns Beide hinreichen ... nicht wahr, meine liebe Freundin?“

„O, mein Gott, ja! ... wenn es Ihnen Vergnügen macht.“

„Noch eins, meine liebe Freundin, Sie haben mir Ihren Namen noch nicht gesagt.“

„Ich heiße Adele ... oder Madame Florimont ... wie Sie wollen.“

„Oder vielmehr, wie Sie selbst wollen ...“

„Nennen Sie mich Adele, das wird mir mehr Vergnügen machen.“

„Also Adele.“

„Madame Florimont?“ brummte Bertrand und zuckte die Achsel. „Das ist ein Theatername ... den hat sie irgendwo aus den Coulissen geholt.“

„Ich, meine liebe Adele, heiße August, denn Sie müssen gleichfalls wissen, wer ich bin.“

„O, mein Gott! das ist mir gleich ...“

„Ich sehe, daß Sie mehr auf die Person, als auf den Titel halten, und die Leute nach ihrer Physiognomie beurtheilen; wenn diese Wissenschaft Sie nie trügt, so wünsche ich Ihnen Glück. Doch es ist noch hell und das Wetter schön: vor dem Nachtessen wird ein Spaziergang, glaube ich, das Beste sein, was wir vornehmen können. Gehst Du mit uns, Bertrand?“

„Nein, Herr Lieutenant, ich habe keine Lust, spazieren zu gehen.“

August entfernte sich mit der gefühlvollen Adele. Sie durchstreiften das hübsche Städtchen Avallon nach allen Richtungen. August machte seine Bemerkungen über das, was er sah, die junge Frau war stets seiner Ansicht, und unser Held fand am Ende, daß ein Frauenzimmer, das nur Allem beizustimmen versteht, ohne je selbst Etwas zu beobachten, eine etwas einförmige Gesellschaft ist. Allein Madame Florimont hatte sehr schöne Augen, und es ist noch nicht lange her, daß sie dieselben auf August heftete, und wenn dieser eine Zeit lang gesprochen hatte, ohne andere als nichtssagende Antworten zu erhalten, so begann er die Augensprache mit Adelen, in der sie ihm die schönsten Dinge von der Welt sagte.

Nur vor den Kaufläden fand die junge Frau selbst Etwas zu beobachten. Sie blieb stehen, um einen Shawl zu bewundern und stieß dabei einen tiefen Seufzer aus.

„Hast Du Lust darnach?“ fragte August.

„Ach! er würde mir großes Vergnügen machen.“

„Nun gut, kaufen wir ihn.“

Der junge Mann ließ sich von seinen früheren Gewohnheiten hinreißen, kaufte Madame Florimont den Shawl, den sie augenblicklich um ihre Schultern legte und das kleine Tuch, das um ihren Hals hing, eiligst unter den Arm nahm. Etwas weiterhin hielt und seufzte sie vor einem hübschen Häubchen: August ließ sie dasselbe aufprobiren, und da es zum Entzücken unter der Regenkappe saß, wurde es gekauft. Hierauf seufzte die junge Frau vor einem Bijoutier: sie wünschte ein Ringchen als Erinnerung an den Tag, an dem sie August kennen lernte; dieser fand den Wunsch zu liebenswürdig, um ihm nicht zu entsprechen. Nun aber führte er seine Begleiterin zur Herberge zurück, ohne sie irgendwo anhalten zu lassen, aus Furcht, sie möchte noch ferner seufzen.

Die junge Frau nahm sich mit dem Shawl und in der Haube sehr hübsch aus. Als aber Bertrand sie auf diese Weise sah, nahm er August wieder auf die Seite und sagte zu ihm: „Mein Herr, heute Morgen hatte sie diese Toilette nicht.“

„Du wirst zugeben, Bertrand, daß sie heute Abend viel besser aussieht.“

„Aber mein Herr, an was denken Sie?“

„Ich denke an's Nachtessen, denn ich habe starken Hunger, und Sie, meine liebe Freundin?“

„Ich werde ebenfalls mit Vergnügen zu Nacht speisen.“

Bertrand sagte nichts weiter, aber er ging in einen Winkel und rannte mit dem Kopf gegen die Wand. Man trug indeß das Nachtessen auf. August setzte sich mit Adelen zu Tische und lud Bertrand ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen, wobei er der jungen Frau bemerkte, Bertrand sei sein Faktotum, sein Kassier und nicht sein Diener.

Bei dem Wort „Kassier“ schnitt Bertrand ein grimmiges Gesicht, entschloß sich aber endlich ehrfurchtsvoll am andern Ende des Tisches Platz zu nehmen. Um seine gute Laune wieder herzustellen, ließ August einige Flaschen guten Weins herbeibringen. Dieses Mittel that seine Wirkung: beim Trinken fand Bertrand seine Heiterkeit wieder und sah die junge Frau nicht mehr mit scheelen Blicken an.

Als er indeß August nach dem Nachtessen sich mit Madame Florimont in ein Zimmer begeben sah, worin nur ein Bett stand, sagte er zu ihm: „Mein-Herr, man wird Sie sicher für den Mann dieser Dame halten!“

„Meiner Treu', Bertrand, diese Nacht wird es auch darauf herauskommen.“

„Aber alsdann?“

„O, mein Freund, das Eiligste in diesem Augenblicke ist für mich, zu Bette zu gehen; thue ein Gleiches. Gute Nacht! Morgen ist wieder ein Tag.“

„Ja,“ sagte Bertrand zu sich, indem er noch einmal an dem Tisch Platz nahm, um sich einzuschenken, „morgen ist wieder ein Tag und wir werden dieses Weibsbild nicht nur morgen, sondern noch verschiedene andere Tage auf dem Hals haben! ... Da hätte er ebenso gut daran gethan, in Paris zu bleiben und mich mit Strack Hosen machen zu lassen! ...“

Nach dieser Betrachtung trank Bertrand seine Flasche vollends aus und schlief ein.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eine List Bertrands.

Eine Nacht Schlaf reicht hin, um die Dünste des Weins zu verscheuchen und unserem Geist die nöthige Ruhe wieder zu geben;

auch eine Nacht Liebe genügt häufig, um manche Illusionen zu zerstören und unsere Sinne zu beschwichtigen. August und Bertrand dachten nach der in der Herberge mit Madame Florimont zugebrachten Nacht mit mehr Kaltblütigkeit über ihre Lage nach. Der Letztere hatte sich nie verhehlt, in welch' neue Verlegenheit sich August gestürzt, und dieser, vielleicht des Pantomimenspiels mit der jungen Reisenden bereits müde, fühlte, daß er eine Dummheit begangen habe. Wie aber sollte er sich auf anständige Weise eine Dame vom Halse schaffen, die jeden Augenblick zu ihm sagte: „Mein Freund, ich gehe, wohin es Dir Vergnügen macht!"

Nach dem Frühstück erkundigte sich August wegen eines Wagens nach Lyon, denn Extrapost würde Leuten, die auf der Reise sparen wollen, zu kostspielig sein; allerdings läßt sich bei August, der noch immer gern den großen Herrn spielt, diese Absicht nicht leicht erkennen. Ein Lederhändler, der ein großes viersitziges Cabriolet hatte, machte unsern Reisenden den Antrag, sie mitzunehmen. Zwar wird er dazu vier Tage brauchen, weil er seiner Geschäfte wegen an verschiedenen Orten halten muß, da man aber keine Eile hat, so eint man sich mit dem Lederhändler, der unsere drei Reisenden in seinen Wagen einpferchte.

August saß mit der gefühlvollen Adele auf dem Rücksitze, Bertrand nahm seinen Platz an der Seite des Kaufmanns auf dem Vordersitze, und von einem einzigen Pferde gezogen, das in Hinsicht der Dicke zweien gleich kam, aber in Betreff des Durchgehens keine Besorgniß einflößte, machte man sich auf den Weg.

Bertrand unterhält sich mit dem Kaufmann, einer langen Figur von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, der einen ziemlichen Theil seines Lebens in seinem Cabriolet zubringt und die Gasthöfe besser kennt als sein Haus, wo er nur den vierten Theil des Jahres ist; er behauptet, daß noch kein Dienstmädchen auf dreißig Meilen in der Runde sich gleichgültig gegen ihn gezeigt habe.

August betrachtete das Land umher und suchte Madame Florimont zum Sprechen zu bringen.

„Wie finden Sie diese Landschaft?" fragte er sie.

„Ach, sie ist abscheulich! . . ."

„Wie? . . . dieser mit Gehölz bewachsene Hügel . . . dieses Thal links, der Fluß, der es bespült, und das liebliche Dorf im Hintergrund . . . diese Landschaft scheint Ihnen abscheulich?"

„Ach nein, sie ist sehr hübsch!"

„Würde Ihnen das Reisen gefallen?"

„Ich weiß nicht, mein Freund."

„Haben Sie Paris nie verlassen?"

„O doch! ich bin in St. Cloud und Passy gewesen."

„Würden Sie gerne nach Italien gehen?"

„Wenn es Ihnen Vergnügen machte . . ."

„Aber der Herr, der Sie in Lyon erwartet? . . ."

„Kann warten, wenn er mich überhaupt erwartet."

„Ich könnte durch Umstände genöthigt werden, Sie zu verlassen."

„O! ich, ich werde Sie nicht verlassen, mein Freund."

„Wenn ich aber nach Paris zurückkehrte?"

„So würde ich auch dahin zurückkehren."

„Und Ihr Mann, der Sie schlug?"

„O! dem würde ich nicht sagen, daß ich zurückgekehrt bin."

„Man wird sehen," dachte August, „daß ich diese Frau gar nicht mehr losbringen kann! . . . Verfluchte Diligence! . . . verfluchte Regenkappe . . . die Kniee in Berührung mit den meinigen! . . . die Nacht im Wagen! . . . das Alles steigert die Einbildungskraft . . . man stellt sich vor, man habe eine herrliche Begegnung gemacht . . . man glaubt sich verliebt, man ist es auch vierundzwanzig Stunden lang, aber nachher! . . . ach, mein Gott! in welche Patsche bin ich gerathen!"

Bertrand, der einen Theil des Gesprächs Augusts mit Adelen

gehört hatte, beugte sich jetzt zu dem Letzteren und sagte ihm ins Ohr: „Verzeihung, Herr Lieutenant, aber diese Frau scheint mir so dumm wie ein Bund Stroh."

„Es kommt mir auch so vor, Bertrand."

„Werden wir mit dieser Puppe die Reise um die Welt machen? ..."

„Ich fürchte es, mein Freund: sie ist entschlossen, mich nicht mehr zu verlassen."

„Ich stehe Ihnen dafür, daß ich sie von ihrem Entschlusse abbringen werde."

Bertrand sprach nichts weiter. Eine Weile reiste man stillschweigend fort. Von Zeit zu Zeit warf der Lederhändler verstohlene, lüsterne Blicke auf Madame Florimont, und in jedem Flecken, in jedem Dorf, durch die man kam, sagte er zu Bertrand: „Hier kannte ich eine schöne Frau! ... da hatte ich ein Abenteuer! ... dort sprach man lange von mir! ..."

„Es scheint, Sie sind ein lustiger Patron?"

„Ja wohl ... man kennt mich in der ganzen Gegend."

Abends hielt man in einem kleinen Flecken, wo man die Nacht zubringen wollte. Man trat in eine schlechte Herberge; der Kaufmann ging in Geschäften aus, und August, in dem Gedanken, das Beste, was man mit der gefühlvollen Adele thun könne, sei, mit ihr ins Bett zu liegen, that dem so nach dem Nachtessen und ließ Bertrand vor einem Tisch mit seiner Pfeife sitzen.

Als der Kaufmann wieder zurück war, machte sich Bertrand an ihn und schlug ihm vor, ein Glas zusammen zu trinken; ein Antrag, den man nicht von der Hand weist. Der Kaufmann trank beinahe eben so gut als Strack; nach der zweiten Flasche stellte sich die Vertraulichkeit ein, und Bertrand sagte zu seinem Gefährten: „Sie scheinen mir ein guter Kerl."

„Sie sind sehr gütig."

„Sie könnten uns, meinem Herrn Lieutenant und mir, einen Dienst leisten.“

„Wenn es mich nichts kostet, bin ich dabei.“

„Es soll Sie nicht nur nichts kosten, sondern ich gebe Ihnen noch fünfzig Thaler in den Kauf!“

„So sprechen Sie schnell.“

„Nach Allem, was Sie mir sagten, sind Sie kein Feind des schönen Geschlechts?“

„Im Gegentheil, ich bin ein großer Freund desselben.“

„Wie finden Sie die junge Frau, die mit uns reist?“

„Ja aber ...“

„Nun, sprechen Sie aufrichtig.“

„Meiner Treu', ich finde sie sehr hübsch; sie hat Augen, mit denen sie gut umzuspringen weiß ...“

„Kurz, sie gefällt Ihnen?“

„Ohne Zweifel würde sie mir gefallen, wenn sie noch frei wäre, aber Sie sehen wohl ein, daß ich nicht daran denke ...“

„Gut! so hören Sie: Sie könnten uns den größten Gefallen thun, wenn Sie diese Schönheit entführten.“

„Sie scherzen?“

„Nein. Die Sache verhält sich folgendermaßen: Mein Herr ist sehr leichtsinnig; er reist, um gesetzter zu werden, und Sie begreifen wohl, daß man mit einer Reisegefährtin, die, wie Sie sagen, ihre Augen gut herumspringen läßt, nicht sehr zur Solidität gestimmt wird. Ich aber muß für ihn den Verstand haben; das Beste nun, was ich thun kann, ist, daß ich ihn von dieser Landstraßenheldin trenne, die, ich weiß es gewiß, nur darum Anhänglichkeit für ihn bezeugt, weil sie ihn für reich hält.“

„Sie kommt also nicht mit euch von Paris?“

„O nein; es ist ein hübscher Fund in der Diligence von Lyon. Hundert Mal lieber wäre mir's, wenn sie uns umgeworfen, als diese Prinzessin enthalten hätte! ... Sie aber, der Sie

beständig unterwegs sind, wird es nicht belästigen, dieselbe in Ihrem Cabriolet zu behalten; zudem glaubte ich zu bemerken, daß Sie sie als Kenner betrachteten."

„Ich sage nicht nein ... wie aber soll ich ..."

„Sie sind ein schöner Mann, ein gut aussehender Junge ..."

„Gewiß, ich bin nicht übel," sagte der Kaufmann, indem er sich wohlgefällig in dem Fragment eines Spiegels, das auf dem Kamin aufgestellt war, betrachtete.

„Morgen," fuhr Bertrand fort, „werde ich unterwegs Sorge tragen, ihr verstehen zu geben, daß unsere Angelegenheiten schlecht stehen; Sie im Gegentheil lassen Ihre Thaler klingen. In unserem Nachtquartier wird mein Herr Lieutenant den Kranken spielen und erklären, daß er nicht weiter reisen könne. Den andern Tag wird er sich wieder zu Bette legen; während dieser Zeit ergreifen Sie die Gelegenheit zu einem Tête à Tête, bringen Ihre Erklärung an und machen der jungen Dame den Vorschlag, mit ihr vor unserem Erwachen abzureisen ... Sie wird darauf eingehen ... ich wollte meinen Schnurrbart wetten, wenn ich ihn noch hätte."

„Abgemacht, mein Braver ... und die fünfzig Thaler?"

„Zähle ich Ihnen auf, wenn ich Sie abreisen sehe. Sie können nach Lyon gehen. Um nicht mit Ihnen zusammenzutreffen, werden wir nicht dahin reisen."

„Topp! ich entführe Ihre Schöne ... und, wie Sie sagen, sie wird mir nicht widerstehen, weil Ihr Gefährte, obgleich er nicht übel ist; doch diesen Wuchs ... diesen Schnitt ... kurz dieses verführerische Wesen ... nicht hat, was Sie zugeben werden?"

„Ich glaube wohl! Sie kommen mir vor wie ein Regimentstambour."

Nachdem dergestalt das Geschäft zwischen Bertrand und dem Kaufmann abgeschlossen war, leerten Sie noch ein Glas auf das Gelingen ihres Planes und begaben sich dann ebenfalls zur Ruhe.

Den andern Morgen machte man sich wieder auf den Weg. August schien durch die Gesellschaft der Madame Florimont noch mehr gelangweilt: er wagte nicht, es Bertrand zu sagen; dieser aber bemerkte das schlechtverhehlte Gähnen, die erstickten Seufzer des jungen Mannes wohl, während die gefühlvolle Adele ihm wiederholte, es werde ihr viel Vergnügen machen, beständig bei ihm zu sein. Nach einiger Zeit überließ sich der junge Mann dem ihn überwältigenden Schlaf, und schlummerte in der Ecke des Cabriolets an der Seite der jungen Frau ein, die kein Wort mehr sprach. Bertrand that, als glaube er, sie schlafe gleichfalls, und sagte halblaut zu dem Kaufmann: „Der arme junge Mann! ... wenn doch der Schlaf seine Unruhe beschwichtigen und seine Schulden bezahlen könnte.“

„Er hat Schulden?“ fragte der Kaufmann.

„Deßhalb verließen wir Paris, und ich fürchte sehr, man möchte uns auch in Lyon verfolgen ...“

„Das ist miserabel! ... Da lasse ich mir ein Geschäft gefallen wie das meinige: das geht immer ... das Leder kommt nie ab! es ist wie das Brod.“

„Gar kein Unterschied ... namentlich das altgebackene ... und reich sind Sie auch?“

„Gottlob ... ich habe mein gutes Auskommen.“

Bertrand bemerkte, daß Madame Florimont ihre Regenkappe lüftete, um den Kaufmann besser zu sehen. „Ach!“ dachte er bei sich, „die beißt an,“ sprach aber kein Wort mehr, sondern schaute auf die Straße, um den Blicken keinen Zwang aufzuerlegen, welche sein Nachbar der jungen Frau zuwarf, und die diese lächelnd aufnahm, wahrscheinlich, um ihm Vergnügen zu machen.

Man gelangte an den Ort, wo man die Nacht über bleiben sollte. Noch hat Bertrand nicht mit August über seinen Plan gesprochen; aber der Zufall scheint ihm zu Hülfe kommen zu wollen, denn Dalville fühlte beim Absteigen aus dem Cabriolet ein hef-

tiges Kopfweh, daher er sich gleich bei seinem Eintritt in die Herberge in sein Zimmer zurückzog, um der Ruhe zu genießen, und Madame Florimont aufforderte, sich nach Wunsch bedienen zu lassen.

Bertrand fand einen Vorwand, um den Kaufmann mit ihrer Reisegefährtin allein zu lassen; er schlenderte umher und kam erst spät zurück. Der Kaufmann war allein und betrachtete sich in einem Spiegel.

„Nun?“ begann Bertrand.

„Sie können mir die fünfzig Thaler aufzählen.“

„Wahrhaftig?“

„Die Sache ist abgemacht: morgen, sobald der Tag graut, entführe ich Ihre Schöne; sie wird Ihrem Gesellschafter sagen, daß er Zeit habe, zu schlafen, und daß wir erst um zehn Uhr abreisen.“

„Donnerwetter! ein Sieg würde mir nicht mehr Vergnügen machen! ... Mein armer Herr! ich möchte ihn so gerne vernünftig, von seinen Thorheiten geheilt sehen! ... Ich lasse mich's gerne noch eine — zwei Flaschen darüber kosten.“

„Ich nehme es an.“

„Sie hat also nicht viel Umstände gemacht? ...“

„Gehen Sie doch! ... Ich habe sie vollständig erobert; überdies sagte sie zu mir, ihr Zartgefühl erlaube ihr nicht, mit Jemand zu reisen, der Schulden habe.“

In seiner Freude ließ Bertrand noch einige Pfröpfe springen und zahlte dem Kaufmann die fünfzig Thaler auf der Stelle. Er legte sich nicht in's Bett, um insgeheim Zeuge der Abreise von Madame Florimont zu sein, die mit Anbruch des Tages leise und ohne August zu wecken, aufstand, und in dem Cabriolet des Lederhändlers davon fuhr.

„Glückliche Reise!“ rief Bertrand, dem Wagen nachsehend. Als er denselben aus dem Gesicht verloren hatte, eilte er in Au-

gusts Zimmer, den er mit dem Ruf aufweckte: „Victoria, Herr Lieutenant! ... ich habe den Feind aus dem Felde geschlagen!"

„Was gibt's denn?" fragte August, sich die Augen reibend.

„Was es gibt? Ich habe Ihnen Ihre gefühlvolle Reisende vom Halse geschafft: diesen Morgen ist, sie mit unserem Lederhändler durchgegangen."

„Ist es möglich, Bertrand?"

„Ja wohl, mein Herr, ich sage Ihnen, sie ist fort ... Hoffentlich haben Sie keine Lust, ihr nachzulaufen?"

„Gott bewahre mich davor!... Sie liebte mich also nicht mehr?"

„Hat diese Abenteurerin Sie jemals geliebt? ... Sie folgte dem ersten Besten, der ihr reich schien ... und doch, mein Herr, hätten Sie dieses Weibsbild auf dem Halse behalten! ... Sie verlieben sich in der Diligence ... und Knall und Fall machen Sie Bekanntschaft! ... Sehen Sie, Herr Lieutenant, ich gehe nicht aufs Verführen aus; aber es scheint mir, in einem öffentlichen Wagen muß man zwei Dinge in's Auge fassen: ist die Frau ehrbar, so gibt sie mir kein Gehör, ist sie es nicht, so ist es nicht der Mühe werth, mit ihr zu sprechen."

„Du hast Recht ... hundert Mal Recht! Doch diese Thorheit soll die letzte sein."

„Wissen Sie, daß mit allen Ausgaben für Fahren, Geschenke und Reisekosten Ihr Abenteuer uns wenigstens fünfhundert Franken kostet? Ein hübscher Anfang für Leute, welche reisen, um ihre Vermögensverhältnisse wieder herzustellen!"

„Ach, Du wirst jetzt sehen, Bertrand, daß ich von nun an exemplarisch solid sein werde ..."

„Amen, wenn es dabei bleibt ... Um jedoch dieser Dame nicht mehr zu begegnen, wird es meiner Ansicht nach besser sein, wenn wir nicht über Lyon reisen."

„Gerne! gehen wir sogleich nach Italien ... unter dem schönen

Himmel, in dem Vaterlande Virgils und Tibulls, der Heimath der Künste will ich, von edler Nacheiferung erfüllt, Nutzen aus meinen Talenten ziehen und neue zu erlangen streben. Vielleicht lächelt das Glück meinen Bestrebungen. Die Musik und die Malerei bieten mir Hülfsquellen dar, vor deren Benützung ich nicht erröthen darf! ... Wir werden wenig ausgeben, ich werde suchen, viel zu verdienen; denn in jedem Lande mißt man den Leuten, die sich am Besten bezahlen lassen, das meiste Verdienst bei. Habe ich dann endlich ein hübsches Sümmchen zusammengebracht, so kehren wir nach Frankreich zurück, um hier die Früchte meiner Arbeit zu genießen."

„So sei es, Herr Lieutenant; und glücklicher als der große Türenne, der auf dem Schlachtfelde getödtet wurde, wollen wir uns nach beendigtem Kriege der Süßigkeiten des Friedens erfreuen."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Hochzeit.

Unsere Reisenden ließen dem Lederhändler hinlänglich Zeit, sich zu entfernen, denn ein Wiederzusammentreffen mit Madame Floriment lag durchaus nicht in ihrem Plan. Der Eigenthümer einer kleinen Carriole erbot sich, sie zu führen, wohin es ihnen beliebte, indem er sich für einen Vetturino ausgab und versicherte, daß sein Gefährt im Stande sei, sie bis nach Neapel zu führen, in welcher Stadt er schon fünfzehnmal gewesen sein wollte. Obgleich nun die Carriole keineswegs einem guten Reisewagen glich, so bequemten sich unsere Reisenden doch dazu. Vor ihrem Einsteigen überzeugte sich noch Bertrand, daß sie kein Frauenzimmer enthalte; jeder Unterrock jagte ihm Furcht ein; nicht einmal in der Gesellschaft einer Säugamme hätte er seinen Herrn lassen mögen.

Die Carriole enthielt aber nur einen ehrlichen Landmann von etwa fünfzig Jahren, den Bertrand jedoch lange und genau examinirte, um versichert zu sein, daß er kein verkleidetes Frauenzimmer sei. August stieg, über die Furcht seines Gefährten lächelnd, in den Wagen.

„Gehen Sie auch nach Italien, braver Mann?“ fragte August den Bauer.

„O nein, mein Herr,“ antwortete dieser, „so weit gehe ich nicht; ich fahre nur zu meiner Schwester, drei kleine Stunden von Lyon; sie verheirathet ihren jüngern Sohn Eustachius, meinen Neffen.“

„Ach, Sie gehen zu einer Hochzeit! ... Das ist ja herrlich ... da macht man sich lustig, man lacht!“

„Ja freilich, mein Herr, denn bei uns zu Hause sind wir alle Spaßvögel und verschlagene Bursche.“

„Das sieht man Ihnen beim ersten Blick an.“

„Und trinken kann ich, daß es eine wahre Lust ist.“

„Das ist schön,“ bemerkte Bertrand, „Sie haben also auch guten Wein?“

„O, famosen! ... Meine Schwester hat eigene Weinberge; sie ist eine der reichsten Grundbesitzerinnen des Orts, und beim Blitz, wenn man seinen Sohn verheirathet, dann sehen Sie wohl ein, schlägt man den Spunden aus den Fässern. Die Hochzeit wird mindestens acht Tage dauern. Wenn Sie gerne dabei wären, meine Herren, so kommen Sie mit mir: Sie werden gut aufgenommen werden und zu braven Leuten kommen, dafür stehe ich. Meine Schwester wird erfreut sein, Sie zu sehen, und der Junge auch, denn er liebt die Stadtleute sehr! ... Sie sind aus Paris, nicht wahr, meine Herren?“

„Wie Sie sagen, Herr ...“

„Rondin, Ihnen zu dienen ... Nun! nehmen Sie meinen Vorschlag an?“

August sah zu Bertrand hinüber. Der Gedanke, einer Bauernhochzeit beizuwohnen, lächelte ihn ziemlich an. Seinerseits empfand der alte Corporal eine geheime Versuchung, den Wein des jüngern Herrn Eustachius kennen zu lernen; allein die Besorgniß, sein Herr möchte wieder eine Bekanntschaft mit Frauenzimmern auf der Hochzeit machen, veranlaßte ihn, diesem Reiz zu widerstehen; er sagte daher ganz leise zu August: „Schlagen Sie es aus, Herr Lieutenant; glauben Sie mir, das ist das Klügste. Wenn wir uns jeden Augenblick unterwegs aufhalten, so wird unsere Reise um die Welt sich auf einen Ausflug nach Burgund beschränken, welches Virgils und Tibulls Vaterland nicht ist, und wir werden nach Paris zurückkommen, ohne unser Glück gemacht zu haben."

„Es thut mir leid, daß ich Ihren freundlichen Vorschlag nicht annehmen kann, Herr Rondin," sagte August, „allein mein Gefährte brachte mir eben in Erinnerung, daß unsere Geschäfte uns so schnell als möglich nach Italien rufen . . . Wenn wir übrigens dieses Fuhrwerk behalten, so glaube ich überhaupt nicht, daß wir so bald hinkommen, denn der Schlingel fährt, scheint es, im Schritt; wahrscheinlich will er mit seinem Kasten noch ein sechzehntes Mal nach Neapel reisen . . . He, Kamerad! seid Ihr eingeschlafen? . . . Treibt Ihr Euern Spaß mit uns, so zu fahren?"

Der Kutscher drehte sich um und antwortete ganz gemüthlich, daß seine Pferde ihren gewöhnlichen Schritt gingen, aus dem sie nicht zu bringen seien, daß er aber dafür stehe, daß sie ohne Unfall an dem Ort ihrer Bestimmung ankommen würden. „Das ist artig," sagte Bertrand, „das heißt, wir werden im Leichenschritt nach Italien fahren; wenn der Kutscher die Reise schon fünfzehnmal auf diese Weise gemacht hat, so muß er das erste Mal noch blutjung gewesen sein. Und Sie, Herr Rondin, der Sie zu einer Hochzeit reisen, müssen doch auch Eile haben?"

„O, man wartet auf mich! . . . Ueberdies muß der Junge auch ausruhen, ehe er Hochzeit macht.“

„War der Bräutigam auch erst verreist?“

„Ja, mein Herr, er kommt von Paris; von wo er seine Braut mitbringt.“

„Ah, er hat sich eine Frau aus Paris geholt?“

„Ich will Ihnen sagen, meine Herren: Eustachius ist ein Pfiffikus, der sich nicht anführen läßt! . . . Die Mädchen seines Orts sind sehr frei, und um versichert zu sein, daß er etwas Gutes bekomme, holte er sich eine Frau in Paris.“

„Das muß einmal ein gescheiter Bursche sein.“

„O! das ist der feinste Verführer auf sechs Meilen in der Runde; seine Mutter läßt ihm in Allem seinen Willen: so reiste er denn nach Paris, wo er überdies Geschäfte hatte. Nach einiger Zeit schrieb er nach Hause, er habe eine Frau gefunden, die ihm anstehe! . . . Wahrlich, Sie sehen wohl ein, daß das die Tugend und Unschuld selbst sein muß, denn der Junge versteht sich nicht schlecht auf die Weiber.“

„Und einen solchen Schatz hat er in Paris selbst gefunden?“

„Nein, nicht gerade in Paris, sondern in der Umgegend. Da er seiner Schönen gefiel, nahm er sie mit sich und wird sie nun heirathen. Deßhalb hätte ich gewünscht, daß Sie auch bei der Hochzeit gewesen wären, um mir Ihre Meinung über die Wahl meines Neffen zu sagen.“

August hätte zu gerne die Braut gesehen, die der junge Herr Eustachius sich in der Umgegend von Paris geholt; er dachte an Denise und stellte sich vor, Rondins Neffe habe ein eben so schönes, eben so frisches, eben so verführerisches Landkind gefunden, als das kleine Milchmädchen. Dieser Gedanke machte ihn seufzen. „Vielleicht ist sie auch jetzt verheirathet,“ sagte er zu sich, „denn sie liebte Jemand, das sagte sie mir, als sie mir gestand . . . daß sie mich nie lieben würde.“

Seit seine Erinnerungen ihn wieder nach Montfermeil geführt hatten, lachte August nicht mehr. Erstaunt über die Traurigkeit seines Nachbars, wagte der Bauer nicht mehr, von der Hochzeit zu reden, und Bertrand dachte: „Gewiß, es wäre etwas sehr Unterhaltendes, acht Tage lang zu tafeln, allein bei einer Hochzeit gibt es stets ein oder das andere hübsche Geschichtchen, und ich darf meinen Herrn Lieutenant keiner neuen Versuchung aussetzen; er könnte wieder Eine entführen wollen, und da wäre nicht gerade wieder ein bereitwilliger Lederhändler zur Hand."

Man sprach nichts weiter, und die Carriole setzte ihren Schneckenschritt fort, bei dem man vier Stunden zu einer Postmeile brauchte. Vater Rondin, der gerne schwatzte, begann endlich auf's Neue zu August: „Gewiß, wenn Sie in Geschäften nach Italien reisen, werden Sie mit diesem Wagen nicht zeitig genug ankommen. Sie sind Prokurator?"

„Nein, ich bin Musiker und Maler."

„Musiker und Maler! Wahrlich, das wäre Etwas für uns! Sie würden unsern Mädchen zum Tanze aufspielen, und das Portrait der Braut malen . . . das wäre eine prächtige Ueberraschung für Eustachius!"

„Meiner Treu'," dachte August, „es wäre in der That drollig, wenn ich den ersten Versuch mit meinen Talenten bei diesen guten Leuten machte . . . Was sagst Du dazu, Bertrand? das Portrait einer Braut zu malen stände mir nicht übel an."

„Ueberdies schrieb mir der Junge, sie sei ein wahres Muster von einer Weibsperson," bemerkte Vater Rondin weiter; „sind Sie glücklich im Treffen von schönen Mädchen?"

„Ich habe mich zwar darin erst versucht; male übrigens Alles, was Sie wollen. Nun, Bertrand, das ist entscheidend: Wir gehen zur Hochzeit."

„Also zur Hochzeit, mein Herr. Aber um Gotteswillen keine Thorheiten! denken Sie an Ihre Entschlüsse!"

„Sei ruhig, Du wirst zufrieden mit mir sein.“

Vater Rondin war sehr erfreut, daß er die Reisenden zum Besuche der Hochzeit bewogen hatte; er wollte gerade auch den Kutscher dazu einladen, als der nur im Schritt fahrende Wagen in einen Graben fiel, den einzigen, der sich am Wege befand, und die Reisenden über einander hinrollten. Glücklicher Weise kam man mit einigen Quetschungen davon, und der Kutscher richtete ganz gemächlich den Wagen wieder auf, indem er zu den Reisenden sagte, daß es ihm leid thue, sie nicht darauf vorbereitet zu haben, da er, seit er diese Straße befahre, nur sehr selten an dieser Stelle nicht umwerfe, weil seine Pferde es nicht anders wüßten.

Dieser Unfall entleidete den Reisenden die garstige Carriole vollends. „Von hier bis zu uns,“ sagte Rondin, „ist es nur ein Tagmarsch; wir wollen zu Fuße gehen! . . . Wir kommen auf diese Weise schneller an, sofern Sie es aushalten.“

Der Vorschlag des Bauern wurde angenommen. Man ließ die Carriole zurück, Bertrand lud sich einen Mantelsack auf, August wollte durchaus den andern tragen, und so begab man sich auf den Weg.

Die Gegend ist herrlich; man war froh, daß man zu Fuß ging. Vater Rondin kannte die Wege genau; nur einmal hielt man an, um sich wieder zu stärken, und den andern Morgen langte man auf dem Hofe des jüngern Herrn Eustachius an.

Als man noch etwa hundert Schritte davon entfernt war, kam ihnen ein großer Bengel entgegen und sprang dem Vater Rondin an den Hals mit dem Ruf: „Ach, da seid Ihr, lieber Onkel! . . . Kommt doch, lieber Onkel! Ich warte nur auf Euch, mich zu verheirathen, und wahrlich, ich habe höllisch Lust dazu! . . .“

„Guten Tag Junge; schau', ich bringe Dir hier zwei gute Kerls, mein Junge! Der Herr hier macht Malereien und Musik, und dann Herr Bertrand, der nicht gerne trocken schluckt, das sag' ich Dir zum Voraus.“

Der jüngere Herr Eustachius machte vor den Reisenden tiefe Bücklinge, dann sagte er zu seinem Oheim: „Weiter bringt Ihr Niemand mit?"

„Wie so, mein Junge?"

„O wahrlich! hättet Ihr noch mehr bei Euch gehabt, so wäre das nur um so besser gewesen, weil wir uns belustigen wollen. Doch gleichviel, das macht immer Zwei weiter."

„Hast Du nicht viele Leute bei Deiner Hochzeit?"

„Ach, wir sind erst unserer achtzig."

„Ei, das ist nicht übel."

„Man muß doch lustig sein! .. ich will lachen! ... und dazu gehören ihrer viele, ich z. B. kann nie recht lachen, wenn wir nicht wenigstens ein Dutzend beisammen sind ..."

„Habe ich Ihnen nicht vorausgesagt, daß mein Neffe ein Spaßvogel ist?" sagte Vater Rondin, zu August gewendet, welcher lächelnd auf Bertrand sah, während dieser vor sich hin brummte: „Der Bräutigam hier scheint mir ein rechter Einfaltspinsel."

„Aber so führ' uns doch in's Haus, Junge; wir sind müde und brauchen Erfrischung."

„Ach! um Verzeihung, Oheim, seht, meine Zukünftige steckt mir immer im Kopf! ... O! Sie werden sehen, meine Herren, mehr sage ich Ihnen nicht, Sie werden ein Mädchen sehen, das so frisch ist, wie ... wie ... ach! wie eine Zuckerrübe ... und üppige Reize hat! ... O, ich sage Ihnen ... an allen Orten!"

„Ah, Schlingel! es scheint, daß Du auf dem Weg von ihrer Heimath hierher das Alles kennen gelernt hast?"

„O, lieber Onkel ... was das betrifft, so hütete ich mich wohl ... sie ist die Unschuld selbst, seht, sie hätte mir eine tüchtige Ohrfeige gesteckt; denn meine Zukünftige ist handfest... eine hübsch runde Tugend ... kurz, sie ist nach meinem Wunsch, und da Ihr hier seid, werden wir gleich Morgen Hochzeit machen."

Unter diesem Gespräch gelangte man in das schöne, Wohlhabenheit verkündende Hofgut. Eustachius rief einen seiner Knechte. „Hieronimus, geh' und verkündige in der ganzen Gegend, daß morgen Hochzeit ist und daß Jedes sich auf das Essen und den Tanz vorbereiten soll: dann gehst Du zu den Musikanten, die ich bestellt habe ... Lieber Oheim, ich hole meine Braut: sie ist mit meiner Mutter bei einer unserer Nachbarinnen, aber Ihr sollt sie gleich sehen, und diese Herren auch."

„Der Junge ist ja schrecklich verliebt," sagte Vater Rondin und führte die Reisenden in eine große Stube, wo er sie Platz nehmen ließ. Bald traf Frau Eustachius ein; sie küßte ihren Bruder, hernach auch die Neuangekommenen, weil man auf dem Lande stets auf diese Weise die Bekanntschaft anfängt.

„Und wo ist denn die Braut?" fragte Vater Rondin, „kriegen wir sie nicht zu sehen?"

„Sogleich, Bruder, sie macht nur ein wenig Toilette für die Gesellschaft ... ach! potz Tausend, sie ist ein hübsches Mädchen, und der Junge versteht sich darauf."

„Und hat sie Thaler?"

„Sie hat ein artiges Stümpchen Geld von dem Herrn, bei dem sie diente, erhalten, der unserem Jungen sagte, da gebe er ihm eine wahre Rosenjungfer, und Ihr wisset, der Junge ist ein listiger Fuchs, der sich nicht prellen läßt."

„Donnerwetter!" meinte Bertrand gegen August, „wenn die Rosenjungfer dem Bräutigam gleicht, so wette ich, bekommen wir irgend eine derbe Kuhmagd aus Pontoise zu sehen."

Endlich vernahm man die Stimme Eustachius des Jüngern, der seine Zukünftige der Gesellschaft vorstellte; und August war nicht wenig überrascht, als er in der Braut des Hofbauern Mamselle Tapotte, die Gärtnerin la Thomassinières, erkannte.

Mamselle Tapotte ist größer geworden und immer noch sehr beleibt, was sie in der That ziemlich sauber macht; wobei sie,

wie früher, ihre Augen gesenkt hält und sich verbeugt, ohne Jemand anzusehen.

„Prächtig!“ rief Vater Rondin, „bravo, Junge, Du bist ein Pfiffikus, da hast Du was Hübsches aufgefunden!... Da sieht man doch noch die Kennzeichen der Schamhaftigkeit auf den Backen.“

Lächelnd nahm Eustachius die Complimente an und erwiderte: „Ich habe die Ehre, Euch Mamselle Susanne Tapotte vorzustellen, die morgen Madame Eustachius werden wird, wenn Gott uns das Leben erhält.“

Man küßte die Zukünftige; das war wieder so der Brauch. Und Bertrand, der Augusts Abenteuer auf dem Landgute in Fleury nicht kannte, beruhigte sich beim Anblick der Braut, weil er der Hoffnung lebte, diese werde seinen Herrn zu keinen Thorheiten hinreißen.

Als indeß an August die Reihe gekommen war, Mamselle Susanne Tapotte zu küssen, erhob diese ungeachtet ihres zimperlichen Wesens die Augen und ein leichter Schrei entfuhr ihr bei Wiedererkennung des jungen Mannes.

„Ich bin recht ungeschickt,“ sagte August alsbald, „daß ich Ihnen auf den Fuß trat! Verzeihung, schöne Braut.“

„Ah, deßhalb hat sie geschrieen!... lachte Eustachius der Jüngere; „o! wenn man bei uns die Mädchen tritt, schreien sie nicht ... sie wissen, was das bedeutet, bei Susanne aber ist es nicht so. Eben recht, mein Herr, mein Oheim sagte mir, Sie machen Portraits; können Sie auch Gesichter machen?“

„O! ich schneide Ihnen Gesichter wie ein Grimassier.“

„Ach! ich wollte sagen: einen Kopf mit Augen, einer Nase und so weiter.“

„Auch das, wenn nämlich eine da ist.“

„Der Tausend, mein Herr, wenn Sie Zeit hätten, das Bild meiner Braut so recht ... zum greifen zu machen... versteht sich, nur das Gesicht ...; das würde mir viel Vergnügen machen.“

„Auf der Reise habe ich nichts als Bleistifte bei mir, doch ich kann versuchen, sie zu zeichnen.“

„Sie zeichnen? Ist das aber auch dasselbe?“

„Gewiß.“

„Mamselle Susanne Tapotte, der Herr will Sie aufs Papier werfen; so recht zum greifen.“

Die Zukünftige machte Umstände, sich zeichnen zu lassen, doch Herr Eustachius bestand darauf, und so willigte sie endlich ein, August ihr Gesicht zu zeigen; dieser verlangte ein Zimmer, um ruhig und ungestört arbeiten zu können.

Man führte ihn sofort in ein kleines Gemach im obern Stock des Hauses, gab ihm alles Nothwendige, und Herr Eustachius führte ihm seine Braut zu, die sich mit gesenkten Augen vor den Tisch setzte, an welchem August arbeitete. Herr Eustachius schickte sich an, zuzusehen, wie man seine Schöne treffe, als August zu ihm sagte: „Es thut mir sehr leid, daß ich Sie fortschicken muß, allein vor Andern kann ich nicht zeichnen; wenn Sie das Portrait Ihrer Frau haben wollen, müssen Sie mich allein mit ihr lassen, das ist so der Brauch: ein Maler läßt nicht gerne seine Arbeit betrachten, ehe er sie fertig gemacht hat.“

„Ah! das ist richtig,“ antwortete Eustachius der Jüngere; „in der That, wenn ich zusähe, wäre es keine Ueberraschung mehr ... machen Sie sie also zuerst fertig!“

„Ganz recht.“

„Nun, ich gehe ... Mamselle Tapotte, Sie dürfen keine Furcht haben, mit dem Herrn allein zu bleiben ... er ist ein Künstler, er wird Sie auf's Haar treffen und mich überraschen. Ach, wie hübsch das sein wird!“

Mamselle Tapotte lächelte, ohne die Augen aufzuschlagen, und der verliebte Bräutigam ließ sie mit August allein und traf alle Vorbereitungen zu seiner Hochzeit.

Bertrand saß bereits mit Vater Rondin bei Tische; bald

kamen einige Bauern der Umgegend dazu. Sobald es Abend wurde, rückten Nachbarn, Nachbarinnen, Verwandte und Freunde in das Hofgut von Eustachius ein. Man stellte lange Tische zurecht und bedeckte sie mit Fleisch und großen Weinkannen; man lachte, sang, schrie, lärmte, denn die Heiterkeit der Bauern ist geräuschvoll. Es sah aus, als sei man bereits bei der Hochzeit, und Bertrand, der den Wein gut fand und unter den Bäuerinnen keine Gesichter bemerkte, die seinen Herrn zu entflammen geeignet schienen, dachte, daß man ohne Gefahr acht Tage auf dem Hofe bleiben könne.

Indeß fragte Jedermann nach der Zukünftigen, und Herr Eustachius sagte: „In diesem Augenblicke wird sie gemacht, ich soll damit überrascht werden ... man reißt ihr Gesicht ab. Ich will übrigens sehen, wie weit man ist."

Eustachius ging nach dem Zimmer hinauf, wo er August und Mamselle Tapotte gelassen. Allein man hatte sich eingeschlossen, ohne Zweifel, um nicht gestört zu werden. Der Bräutigam klopfte leicht an die Thüre und sagte: „Ich bin's ... ist's fertig?"

„Nein, noch nicht," erwiderte August.

„Kommen Sie vorwärts?"

„Ja, es geht gut."

„Was machen Sie ihr jetzt gerade?"

„Ein Ohr."

„Ist es ähnlich."

„Zum Sprechen."

Damit verfügte sich Eustachius wieder zur Gesellschaft zurück und rief: „Ich konnte nicht eintreten: er war gerade damit beschäftigt, ihr ein Ohr zu machen, das sprechen wird. O! es scheint, daß dieser Maler kein Unrechter ist ... ich wollte durch das Schlüsselloch sehen, aber wahrscheinlich machte er sie von der Seite, denn statt eines Ohrs schien mir's als sehe ich ein Auge. Ich werde das Bild meiner Frau in unserer großen Stube auf-

hängen, dem Portrait der wilden Sau gegenüber, die mein seliger Großvater erlegt hat."

Nach Verlauf von zwei Stunden endlich erschien August, die Braut an der Hand führend, welche die Augen nicht aufgeschlagen hätte und wenn sie einen Diamant hätte sehen können, aber noch röther war als gewöhnlich. Jedermann brach in Verwunderung über ihre Schönheit, ihre Frische und ihre unschuldige Miene aus! und Herr Eustachius schmunzelte dazu.

Der Bräutigam verlangte das Bild zu sehen, worauf ihm August einen Kopf zeigte, der wie zwei Tropfen Wasser dem der Piekdame glich, was aber nicht hinderte, daß Jedermann über die Aehnlichkeit in Erstaunen gerieth und dabei noch den Vortheil rühmte, daß das Bild zu gleicher Zeit auch noch dem Bräutigam und dem Vater Rondin ähnlich sehe.

Herr Eustachius konnte sich vor Entzücken kaum fassen, und August empfing die Glückwünsche der ganzen Gesellschaft.

Der übrige Theil des Tages verging mit Tanzen und Jubeln. Viele verließen den Tisch nur, um sich in's Bett zu legen, und Bertrand gehörte zu dieser Zahl.

Endlich brach der Hochzeittag an. Mit dem frühesten Morgen war im Hofgut Alles auf den Beinen. Herr Eustachius steckte in einem Anzug, den er sich in Paris hatte machen lassen; Rock, Weste und Beinkleider von nußbraunem Stoffe; Mutter Eustachius kleidete die Braut an, und bald erschien Mamselle Susanne Tapotte mit dem jungfräulichen Kranze, worauf man sich, die Musikanten an der Spitze, nach der Kirche in Marsch setzte.

Bertrand belustigte sich sehr bei der Hochzeit, auch August schien sich hier nicht zu mißfallen; er tanzte mit den Mädchen, während sein Gefährte die Pfröpfe springen ließ.

Die ganze Nacht verging mit Spielen, Gelagen und Festlichkeiten. Um Mitternacht jedoch führte Eustachius seine Frau in das Brautgemach, während man unten zu tanzen und zu trinken

fortfuhr. Nach zwei Stunden war man sehr erstaunt, den Bräutigam im Nachtwamms mit der Zipfelmütze im Ballsaal erscheinen und der Gesellschaft aus vollem Halse zuschreien zu hören: „Meine Freunde! ich bin der glücklichste der Männer, weiter sage ich Euch nicht."

Damit kehrte Eustachius der Jüngere zu seiner Ehehälfte zurück, begleitet von dem Geschrei, den Glückwünschen und derben Scherzen aller seiner Freunde; Vater Roubin aber sagte zu August: „Sagte ich Ihnen nicht, mein Neffe sei ein Pfiffikus ... und habe so zu sagen eine Rosenjungfer aus Paris mitgebracht?"

August verband seine Glückwünsche mit denen der Gesellschaft und legte sich sodann bei anbrechendem Tage, des Tanzens und Tafelns müde, zu Bette, während der unerschütterliche Bertrand drei reichen Bauern, wovon zwei nahe daran waren, unter den Tisch zu fallen, beim Trinken die Stange hielt.

Während der acht Tage, welche die Hochzeit währte, blieben August und sein treuer Begleiter auf dem Hofgute Eustachius', und in dieser Zeit widmete unser junger Mann der Neuvermählten die stets etwas an ihrer Nase, ihrem Auge oder ihrem Ohre zu ändern fand, noch einige Sitzungen.

Nach dieser Zeit begaben sich unsere Wanderer auf's Neue auf den Weg, nicht ohne dringende Einladungen des Herrn Eustachius, ihn doch auf dem Rückwege wieder zu besuchen, und August sagte, sich vom Hofe entfernend: „Beati pauperes spiritu," worauf Bertrand antwortete: „Ja, Herr Lieutenant. An diesem Orte wenigstens waren Sie solid."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Skizze aus Italien.

Ohne weitere Reiseabenteuer trafen August und Bertrand in Turin ein, wo sie ein bescheidenes Hôtel bezogen. Ehe sie ihre

Reise weiter fortsetzten, wünschte August mit dieser schönen Stadt Italiens, in welcher man sich noch in Frankreich glauben kann und wo eine liebliche Mischung des französischen Wesens mit den italienischen Sitten herrscht, näher bekannt zu werden.

Die Turiner Frauenzimmer sind schön, liebenswürdig, reizend; sie verbinden mit der Anmuth der Französinnen mehr Feuer in den Blicken, mehr Wohllaut in der Stimme, mehr Hingebung in der Haltung. Bertrand, der wohl merkte, daß sein Herr viel nach den Italienerinnen sah, wiederholte ihm unablässig: „Nehmen Sie sich in Acht, Herr Lieutenant, wir reisen, um Glück zu machen und nicht um neue Eroberungen zu suchen; wir sind nicht nach Italien gekommen, um schwarze Augen und griechische Nasen zu bewundern."

„Nein, Bertrand, das sind wir nicht, da wir sie aber einmal hier finden, so hindert uns nichts, sie zu bewundern."

„Bedenken Sie, mein Herr, daß die schönen Künste allein Sie beschäftigen sollen."

„Soll ich darüber die schöne Natur vernachlässigen? ... der Anblick einer schönen Frau entflammt das Genie! Raphael war in das Modell seiner Madonna verliebt."

„Das war vielleicht nicht das Beste, was er that, Herr Lieutenant."

„Bertrand, Du verstehst nichts von den schönen Künsten."

„Wohl möglich, aber ich verstehe etwas von der Rechenkunst und möchte gerne, daß bei uns die Spezies Subtrahiren der Spezies Multipliciren Platz machte."

„Ich will einen jener schönen Köpfe malen, die mein Auge bestochen haben; ich will eines jener reizenden Gesichter zum Modell nehmen, welche mir die jungen Mädchen dieses Landes bieten."

„Dann werden Sie es wie Raphael machen und sich in Ihr Modell verlieben."

„Desto besser, wenn ich dadurch ein Meisterwerk erzeuge!"

„Ich fürchte, Sie werden etwas Anderes erzeugen."

„Hast Du sie schon singen hören, Bertrand?"

„Wen, mein Herr?"

„Die jungen Mädchen der Umgegend, die Landmädchen, gewöhnliche Arbeiterinnen; alle singen mit einem Geschmack, einer Harmonie! . . . Auf dem Spaziergang höre ich jeden Abend die herrlichsten Concerte. Wir sind in dem Lande der Musik, mein Freund."

„Ich wollte lieber, wir wären in dem Lande der Goldminen."

„Hier zu Lande sind die Leute aus dem Volke, die Arbeiter, geborene Musiker: die Krämerin erholt sich Abends von ihren Arbeiten mit ihrer Guitarre; der Schiffer wie der Vornehme, die Bäuerin wie die reiche Städterin vereinigen ihre Stimme mit den Akkorden, die sie diesem Instrumente entlocken."

„Es scheint also, daß Jedermann Guitarre spielt."

„Und die Italienerinnen singen mit einer Ungezwungenheit, welche einen reizenden Contrast zu dem Feuer ihrer Augen bildet."

„Ich sehe, mein Herr, es wird das Beste sein, wenn ich heimkehre und Hosen mache."

August verließ Bertrand und ging in den Umgebungen der Stadt spazieren. Unter diesem schönen Himmelsstrich bot der frühzeitige Frühling bereits saftiges Grün; Gesträuche, lieblich duftende Gehölze, welche der Italiener mit gleichgültiger Gewohnheit betrachtet, die aber die Bewunderung des Fremden erregen, der zum erstenmal diesen schönen Himmel, diese herrliche Landschaft und die köstliche Wohlgerüche verbreitenden Orangenbäume sieht, prangten überall.

An einem heitern Orte muß Alles Lust und Freude einflößen; Italiens Klima scheint das der Liebe zu sein. Der Anblick einer verwilderten Landschaft, einer dürftigen und unfruchtbaren Natur stimmt das Gemüth zur Traurigkeit, zum Trübsinn; der eines

frischen Gehölzes, eines mit Blumen besäeten Thales macht unser Herz von süßeren Gefühlen schlagen und erzeugt nur Gedanken der Lust und Liebe.

August, der zur Steigerung seiner Einbildungskraft Italiens nicht bedurfte, empfand gleichwohl den süßen Einfluß des Klima's: er seufzte, wenn er die reizenden Frauengestalten sah, die flüchtig an ihm vorüberglitten, und da der junge Franzose ein schöner Mann war, so antwortete man auf seine Seufzer mit sehr ausdrucksvollen schmachtenden Liebesblicken.

Unter den schönen Gesichtern, die an ihm vorüberkamen, bemerkte August ein junges Frauenzimmer von anständiger, aber bescheidener Kleidung am Arm einer ältlichen Frau.

Das Gesicht der jungen Dame war von entzückender Schönheit, aber ihre schüchternen Blicke, weit entfernt, die des jungen Fremdlings herauszufordern, senkten sich schamhaft, wenn sie denselben begegneten. August folgte indeß den beiden Damen; die Aeltere sah sich zuweilen um und trieb, wenn sie den jungen Mann gewahrte, ihre Begleiterin zu schnelleren Schritten an. So gelangte man in eine entfernte Vorstadt, wo die Damen in ein kleines, einsam gelegenes Haus traten. Die junge Person ließ noch einmal ihre reizenden Züge halb erschauen, ihre Augen blickten noch verstohlen auf August; aber die Alte schloß die Thüre, und das Zauberbild war verschwunden.

Eine Weile blieb August vor dem Hause, in welches die schöne Italienerin eingetreten war, stehen, doch müde, Thüre und Fenster zu betrachten, die sich nicht öffneten, kehrte er nach Hause zurück, mit dem Gedanken: „Das ist ein Engel, das Ideal des Schönen, das Modell einer mediceischen Venus, einer Galatea, einer Psyche, einer Dido . . . und mit all' diesen muß ich Bekanntschaft machen."

Den andern Tag kam er wieder auf die Promenade und sah abermals die beiden Damen vom vorigen Abend. Diesmal

kühner, näherte er sich der älteren und bat, als Fremder, um Auskunft über Alles, was ihm auffiel. Man antwortete ihm mit Artigkeit, und die junge Dame erhob zuweilen, ohne sich in's Gespräch zu mischen, ihre schönen Augen auf den Franzosen. Die ältere Dame war sehr gesprächig, und bald erfuhr unser junger Mann, daß sie Signora Falenza heiße, daß die junge Person ihre Nichte sei, sich Cäcilia nenne, daß sie wenig Vermögen besitzen, deßhalb in einem abgelegenen Stadtviertel ihre Wohnung aufgeschlagen haben und einen Theil derselben vermiethen, wenn sich ruhige Leute zeigen, weil das ihr geringes Einkommen etwas mehre.

Noch hatte die Alte nicht ausgesprochen, als August die kleine Wohnung zu miethen begehrte, indem er sagte: „Ich kam nach Italien, um mich dem Studium der Malerei, die ich ein wenig vernachläßigt habe, hinzugeben; ich habe nur einen alten Militär bei mir, doch wir sind gesetzt wie junge Frauenzimmer. Ich schmeichle mir, daß Sie es nicht zu bereuen haben werden, uns als Miethsleute genommen zu haben.“

Signora Falenza machte einige Umstände, August wurde jedoch so dringend, daß sie einwilligte, ihm die Wohnung zu zeigen. Man gelangte zu dem kleinen Haus und ließ den jungen Franzosen die Wohnung sehen, die man ihm abtreten konnte. Sie bestand aus zwei ziemlich dürftig möblirten Zimmern; allerdings war auch der Preis, den man verlangte, sehr bescheiden. August fand die Lokalität herrlich, man einigte sich über Alles, und nachdem er noch einen leidenschaftlichen Blick auf die schöne Cäcilia geworfen, traf er eiligst seine Anstalten, um noch am gleichen Abend zu den Damen zu ziehen.

„Packe unsern Koffer und zahle unsern Wirth, Bertrand, wir ziehen aus.“

„Verlassen wir Turin, mein Herr?“

„O nein, mein Freund, es gefällt mir hier mehr

„Und warum denn dieses Hôtel verlassen, wo wir uns gut befinden und nicht theuer sitzen?“

„Aus Ersparniß, Bertrand; ich habe eine weit angenehmere Wohnung gefunden, die uns die Hälfte weniger kostet; ich hoffe, daß Du mich diesmal nicht tadeln wirst.“

Bertrand runzelte die Stirne und sagte ganz leise vor sich hin: „Darunter steckt wieder ein Unterrock, ich wollte wetten! ...“ Gleichwohl packte er ein, zahlte den Wirth und folgte seinem Herrn, der ihn nach der Vorstadt führte.

„Es scheint mir nicht, mein Herr, daß wir nach dem schönen Stadttheile gehen?“

„Was liegt daran, wenn uns nur die Wohnung ansteht.“

„Ganz richtig.“

„Sieh', hier ist das Haus.“

„Es ist sehr abgelegen von allen andern. Bedenken Sie, mein Herr, daß wir in Italien sind . . . das kommt mir wie eine Mördergrube vor!“

„Fürchtest Du Dich, Bertrand?“

„Ach, Herr Lieutenant!“

„Du wirst lächerlich mit Deinem Argwohn. Dieses Haus ist sehr angenehm, die Aussicht geht in's Freie, in Gärten: es ist so ruhig, was mir ausnehmend gefällt.“

„Ah! Sie lieben jetzt die Ruhe?“

„Sehr.“

August klopfte. Signora Falenza öffnete ihnen, und bei ihrem Anblick sagte Bertrand zu sich: „Wenn wir hier keine anderen Gesichter zu sehen bekommen, werden wir es allerdings recht ruhig haben.“

Die Alte führte die Fremdlinge unter vielen Complimenten in ihre Wohnung. Im Hausgang traf man die schöne Cäcilia, welche vor dem jungen Franzosen eine anmuthige Verbeugung machte.

„Da haben wir die Ersparniß, von der der Herr Lieutenant gesprochen hat,“ seufzte jetzt Bertrand.

Die Reisenden nahmen von ihrer neuen Wohnung Besitz, und Signora Falenza verließ sie mit den Worten: „Wenn die Herren Etwas benöthigen, so dürfen Sie sich nur zu uns bemühen: ich und meine Nichte werden stets zu Ihren Diensten bereit sein.“

„Dann hoffe ich sehr,“ sagte August zu sich, „daß wir dieselben öfters in Anspruch nehmen müssen.“

Bertrand untersuchte nun die beiden Gemächer genauer, und bei jedem Gegenstande, den er betrachtete, runzelte er die Stirne und brummte: „Schöne Anstalt!“

„Nicht wahr, Bertrand?“

„Ja . . . ein abscheuliches Bett . . . kein Kopfkissen.“

„Desto besser! . . . dann gehen wir hinüber und verlangen eines.“

„Zerbrochene Stühle.“

„Desto besser! . . . wir lassen uns ganze dafür geben.“

„Commoden, die nicht schließen . . .“

„O, für das, was wir hineinzulegen haben! . . .“

„Ein Sekretair, woran ich keinen Schlüssel sehe.“

„Ich hole ihn bei den Damen.“

„Nicht eine Kerze auf dem Kamin.“

„Die Damen werden uns welche geben.“

„Nicht einmal ein Wasserkrug.“

„Vielleicht ist es so der Landesbrauch.“

„Sauberer Landesbrauch, sich die Hände nicht zu waschen! Kurz, mein Herr, es fehlt uns hier nichts als Alles.“

„Es wird uns an Nichts fehlen, wenn wir uns an die Damen wenden.“

„Diese Damen! . . . diese Damen! . . . wenn sie nur nicht auch ungewaschene Hände haben!“

„Bertrand, nimm mir nicht übel, aber Du hast jedenfalls ein ungewaschenes Maul, was hast Du z. B. gegen die Hausfrau, mit der Du nie eine Silbe gewechselt, einzuwenden?“

„Ihre katzenartige Höflichkeit erinnert mich an die übertriebenen Artigkeiten des Erzgauners Destival, und gestehen Sie, wenn das alte Fratzengesicht allein im Hause gewesen wäre, so hätten Sie diese, wie Sie sagen, billige Wohnung nicht genommen, wäre sie sogar noch billiger gewesen."

„Wohl möglich; wenn ich jedoch die Gesellschaft eines so süßen Mädchens genießen und dabei noch wohlfeil leben kann, so wirst Du, Bertrand, wie mir scheint, nichts dagegen einzuwenden haben."

„Gebe Gott, daß wir mit diesem süßen Mädchen nicht wieder bittere Erfahrungen machen!"

Weiter sagte Bertrand nichts, sondern stopfte seine Pfeife in einer Ecke, und da der Tag sich neigte, begab sich August zu seiner Hausfrau, um Licht zu verlangen. Die Alte war abwesend, die Nichte aber befand sich zu Hause, und unser Franzose, erfreut über ein Zusammentreffen mit der schönen Cäcilia unter vier Augen, setzte sich zu ihr; in ihrem Hause schien sie minder schüchtern als auf dem Spaziergange und beantwortete die feurigen ihr gemachten Geständnisse durch ein Lächeln. Die Unterhaltung währte sehr lange. August vergaß Bertrand, der sich ohne Licht befand; er würde vielleicht noch Manches vergessen haben, wenn die Signora Falenza ihm nicht durch ihre Rückkunft das Gedächtniß gestärkt hätte. Bertrand hatte sich inzwischen auf sein Bett geworfen und war eingeschlafen. August hielt es nicht für passend, ihn aufzuwecken, und von dem Bilde der verführerischen Cäcilia erfüllt, schlief er gleichfalls ein, sich überredend, daß er nie ein besseres Lager gehabt habe.

Drei Tage verstrichen in der neuen Wohnung, während welcher August fast gar nicht ausging; er lauerte auf Gelegenheit zu einem Alleinsein mit Cäcilia, allein die Tante war seltener abwesend und wachte strenger über ihre Nichte. August erlangte gleichwohl ein süßes Geständniß: er wußte, daß er geliebt

war; allein das war ihm nicht ausreichend, und Cäcilia's Augen schienen ihm mehr zu versprechen.

Bertrand gewöhnte sich an seine neue Wohnung, aber täglich sagte er zu seinem Herrn: „Sie sind nach Italien gekommen, um zu studiren und zu arbeiten, mein Herr; statt dessen sind Sie fortwährend hinter unserer jungen Hauswirthin her! . . .“

„Cäcilia lehrt mich besser italienisch sprechen, und ich lehre sie das Französische.“

„Ich sehe nicht ein, was Ihnen dieser gegenseitige Unterricht einbringen wird.“

„Und das Vergnügen, Rechenmeister Bertrand, rechnest Du das für nichts?“

„Also um des Vergnügens willen reisen wir?“

„Das nicht gerade, wenn es sich jedoch bietet, warum es nicht benützen?“

„Bedenken Sie, mein Herr, daß Ihre Vergnügungen Sie stets theuer zu stehen kamen.“

„Du kannst nicht sagen, daß ich hier mein Geld vergeude; ich war nie so gesetzt, so ruhig; ich komme nicht aus dem Hause. Meinen Antrag, sie in's Schauspiel zu führen, nahmen die Damen nicht an . . .“

„Ich gebe zu, daß sie häuslich sind und Sie nicht zu Partien veranlassen . . . aber ich traue, wie gesagt, der alten Falenza nicht . . . mit ihren Reverenzen, ihren Höflichkeiten.“

„Ach, gewiß, Bertrand, Du wirst gar zu kitzlich. Auf Reisen, mein Freund, muß man sich gewöhnen, andere Sitten und Gebräuche anzutreffen.“

„Ja, mein Herr, aber ich fürchte sehr, die Grundlage ist überall die gleiche! . . . Selbstsüchtige Männer, kokette Frauen, Ränkeschmiede, die eine große Pracht zur Schau tragen, um Andere desto leichter zu prellen, Schurken, die nichts als Lug und Trug sind, und so hie und da einige gute Leute, die indeß vor

Allem ihren Vortheil in's Auge fassen: das ist's, was wir, glaube ich, allenthalben finden werden."

„Bertrand, das Reisen macht Dich bereits sehr beredt ... Schreibe Deine Betrachtungen nieder, ich werde sie lesen ... wenn wir wieder nach Frankreich zurückgekehrt sind."

„Da wird es wohl Zeit sein, mein Herr!"

August hörte nicht mehr auf seinen Gefährten: er vernahm die Stimme der schönen Cäcilia und verfügte sich zu ihr. Allein die junge Italienerin hatte nur einen Augenblick für ihn, denn sie erwartete ihre Tante jede Minute; sie gab indeß den dringenden Bitten des jungen Mannes nach und gewährte ihm für den andern Tag ein Stelldichein. Ein hübsches, eine Viertelstunde von der Stadt gelegenes Wäldchen ist der Ort, wohin sich Cäcilia insgeheim begeben sollte. Die Stunde wurde ausgemacht, und man trennte sich, um den Verdacht der Tante nicht zu erregen.

August kehrte mit jener innern Befriedigung in sein Gemach zurück, welche man stets bei Annäherung eines ersehnten Augenblicks empfindet. Nie kam ihm ein Abend länger vor, und um am andern Tag bälder munter zu sein, ging er sehr frühzeitig zu Bette.

Endlich brach der Tag an; August stand auf, kleidete sich sorgfältig an und ging, während Bertrand noch schlief, hinweg. Der Ort, den man ihm als Stelldichein bestimmt hatte, war von der Wohnung der Signora Falenza sehr entfernt; August dachte jedoch, Cäcilia habe diesen Ort aus Vorsicht gewählt. Er durchschritt einen Theil der Stadt, folgte den Ufern des Po und gelangte endlich in das Wäldchen, wo er bald seine junge Wirthin zu treffen hoffte.

August wartete lange in Geduld, die Hoffnung hielt ihn aufrecht; irgend ein Hinderniß konnte Cäcilia in ihrer Wohnung zurückgehalten haben. Aber mehrere Stunden verstrichen, und die schöne Italienerin kam nicht. August müde, unaufhörlich an

demselben Orte hin und her zu gehen, entschloß sich endlich zur Rückkehr in seine Wohnung, das Hinderniß verwünschend, das sich dem Kommen Cäcilia's entgegengestellt hatte.

In der Nähe der Vorstadt, die sie bewohnten, erblickte er Bertrand, der vor ihm herging und gleichfalls ihrer Wohnung zuzueilen schien. August verdoppelte seine Schritte, um Bertrand einzuholen, und als der alte Corporal seinen Herrn sah, stieß er einen Freudenschrei aus.

„Alle Donnerwetter!“ rief er, „Sie sind nicht verwundet?“

„Warum zum Teufel sollte ich denn verwundet sein?“

„Was wäre denn dabei wohl zu verwundern, mein Herr, da Sie sich so eben geschlagen haben?“

„Ich mich geschlagen?“

„So sagte mir wenigstens diesen Morgen unsere Wirthin, indem sie mich versicherte, es habe Sie ein junger Mann bei Anbruch des Tages abgeholt, und aus einigen Ihnen entschlüpften Worten habe sie errathen, daß es sich um ein Duell handle.“

„Wahrhaftig! das ist sonderbar! ...“

„Sie bezeichnete mir sogar mehrere Orte, wohin Sie sich begeben haben könnten, um Ihren Streit auszufechten, so daß ich seit diesem Morgen nach allen Richtungen umher renne und mir alle Leute in's Gesicht lachen, die ich frage, ob sie zwei Männer sich haben schlagen sehen.“

„Das ist mir ganz unklar, Bertrand!“

„Das Alles ist also nicht wahr?“

„Kein Wort davon ...“

„Ha! ich will die alte Signora lehren, so ihr Gespötte mit mir zu treiben.“

„Bertrand, laß uns schneller gehen.“

„Was haben Sie denn, Herr Lieutenant, Sie scheinen unruhig?“

„Ja ... ich fürchte, die Nichte möchte mich auch zum

Besten gehabt haben ... seit mehr als drei Stunden erwarte ich sie vergebens am andern Ende der Stadt..."

„Ha, tausend Bomben! hinter dem Spaziergange, den sie uns Beide haben machen lassen, steckt Etwas ... Ich habe Ihnen ja mehrere Male gesagt, Herr Lieutenant, die vielen Reverenzen der Alten ..."

„Vielleicht sind unsere Besorgnisse ungegründet ... doch hier sind wir ... klopfe, Bertrand."

Bertrand klopfte an, aber Niemand kam, um zu öffnen. Er klopfte auf's Neue, daß alle Fenster klirrten, keine Antwort. „Was soll das heißen, Herr Lieutenant?"

„Das will ohne Zweifel so viel heißen, daß Niemand zu Hause ist."

„Wir müssen jedoch hinein." Bei diesen Worten stieß Bertrand mit einem kräftigen Fußtritte die Thüre ein und trat, gefolgt von seinem Herrn, in's Haus; es stand öde und leer. Außer einigen schlechten Möbeln war Alles weggeschafft und das Gemach der beiden Reisenden geleert.

„Wir sind bestohlen, mein Herr!" rief Bertrand.

„So hat es ganz das Ansehen, mein Freund."

„Sie hatten all' unser Geld hier gelassen?"

„Leider ja! im Sekretair ... mit Ausnahme von zehn Goldstücken, die ich bei mir habe, war Alles da!"

„Ha, die schurkischen Weiber! ... zum Teufel mit den Signora's! mit den schönen Augen! mit den Complimenten! ... Warum haben wir auch unser Hôtel verlassen!"

„Das ist meine Schuld, Bertrand, ich fühle es wohl ... an diesem Unglück ist wieder meine Unbesonnenheit Schuld!... Aber was hilft es? ... das Uebel ist geschehen."

„Wir müssen Klage führen, mein Herr ... man muß uns Recht schaffen."

„Uns beklagen, mein Freund, in einem fremden Lande, und

ohne Geld, die Gerichtskosten zu zahlen, die überall sehr theuer sind?"

„Demnach, mein Herr, muß man sich bestehlen lassen und darf nichts sagen!"

„Das ist hier das Klügste, Bertrand."

„Bei Gott, sehr lustig!"

„Wir müssen uns sogar beeilen, dieses Haus zu verlassen, dessen Thüre wir eingetreten haben und das man ohne Zweifel an diese verschmitzten Dirnen vermiethet hatte, denn man könnte uns noch fragen, mit welchem Rechte wir hier seien, und uns strafen, daß wir auf diese Weise eingezogen."

„Das fehlte noch ... ach, mein armer Strack! es wäre besser gewesen, unter Deiner Obhut zu bleiben."

„Muth, Bertrand, laß' uns über das Unglück erhaben sein. Wir haben nichts mehr ... nun gut, jetzt bin ich gezwungen zu arbeiten ... Wir werden jetzt zu Fuße reisen und dadurch keinen schlechten Bekanntschaften wie in der Diligence mehr ausgesetzt sein. Unser Gepäcke endlich ist leichter, aber jeder von uns kann jetzt mit jenem Weltweisen Griechenlands sprechen: Omnia mea mecum porto."

„Das will wohl heißen, daß er keinen Sou mehr hatte; nicht wahr, Herr Lieutenant?"

„So ungefähr, Bertrand."

„In diesem Falle werden wir teufelmäßig philosophisch."

„Verlassen wir Turin und suchen anderswo die Weisheit."

„Ach mein Herr! wo werden wir da Halt machen?"

Siebenundzwanzigstes Kapitel,

das drei Jahre währt.

Wir wollen nun August und Bertrand in der Welt herumstreifen lassen, den Einen mit dem Vorsatze, sich nicht mehr durch die Blicke des nächsten besten schönen Gesichtchens verführen zu lassen; den Andern fluchend und scheltend, daß man nicht auf seine Rathschläge hört, und ein Geschlecht verwünschend, das seinen Herrn zu so vielen Thorheiten verführt. Sie müssen Bertrand entschuldigen, meine Damen, und ihm seine üble Laune verzeihen: er hatte wohl einigen Grund zum Mißtrauen gegen die Schönheit ... Wäre er jedoch zwanzig Jahre jünger gewesen und hätten hübsche Gesichtchen seine Eroberung unternommen, wer weiß, ob er nicht wie sein Herr unterlegen wäre? Jetzt wollen wir in's Dorf zu dem kleinen Milchmädchen zurückkehren, von dem uns Augusts tolle Streiche nur zu oft entfernt haben, und möge uns das Bild der wahren Liebe und Unschuld für das der Leidenschaften, der Intriguen der Städte, der Falschheit und Selbstsucht der Welt entschädigen. Es heißt dies zu einer schönen Landschaft Regniers übergehen, nachdem man bei einem Sturme Gudins verweilt hat; wenn der Anblick des Kampfes der Elemente lebhafte Gemüthsbewegungen in uns erregt, versenkt sich dagegen unser Gemüth bei der Betrachtung eines klaren Himmels, einer lachenden Wiese in sanfte Ruhe und schwelgt in angenehmen Gefühlen.

Denise brachte ihrer Tante die tausend Thaler, die sie August wieder hatte zustellen wollen, zurück; tief seufzend händigte sie ihr den Geldsack ein.

„Er hat es also nicht angenommen?“ fragte Mutter Fourcy.

„Ach, liebe Tante, es war zu spät, er war fort! ... er

macht eine Reise um die Welt! ... und Gott weiß, wann er wieder kommen wird."

„Unsere Schuld ist es nicht, liebe Kleine; wir eilten, so viel wir konnten, das Geld zusammenzubringen; aber wahrlich, tausend Thaler ... das macht man nicht so geschwind wie einen Käse ... da er auf Reisen gegangen ist, so brauchte er ohne Zweifel kein Geld, wenigstens haben wir uns nichts vorzuwerfen, und wenn er wiederkommt und uns besucht, so wird er sehen, daß ich für Caco ein schönes Häuschen habe bauen lassen."

Denise schmeichelte sich, Virginie werde ihr Versprechen halten, und es ihr gelingen, zu erfahren, wohin August sich gewendet, und sie werde ihr Nachricht von ihm geben; diese Hoffnung machte den einzigen Reiz ihres Lebens aus. Die Hoffnung ist das Gefühl, das wohl am meisten zu der Freude beiträgt, die uns auf Erden beschieden ist. Wie viele Leute haben nie eine andere Freude gekannt, als welche ihnen die Hoffnung gewährte.

Nur um Denise zu trösten, hatte Virginie zu ihr gesagt: „Sie werden August wiedersehen, und wenn er erfährt, wie sehr Sie ihn lieben, so muß er Ihre Liebe erwiedern." Diese Worte blieben dem jungen Mädchen in's Herz gegraben. „Diese Dame," sagte sie sich jeden Tag, „wird ihn überzeugen, daß ich ihn liebe; wie werde ich erröthen, wenn er wieder hierher kommt! Ich werde ihn nicht mehr anzublicken wagen ... vielleicht macht ihn das böse ... aber es ist seine Schuld; warum sagte er mir, daß er mich liebe? ... Darf man so etwas sagen, wenn man nicht daran denkt?... Ich that, als ob ich lachte, als ich ihn anhörte ... aber im Grunde meines Herzens fühlte ich, wie viel Vergnügen es mir machte! ... Ohne Zweifel wollte er nur Scherz mit mir treiben ... denn so sagte er wohl zu Allen, die er hübsch fand; ... er weiß nicht, wie wehe er mir damit gethan hat!"

An der Stelle, wo die elende Hütte der Familie Calleux ge-

standen hatte, erhob sich jetzt ein schönes kleines Haus, das nur aus einem Stockwerk zu ebener Erde und Speichern bestand; hinter dieser kleinen Wohnung befand sich ein ziemlich geräumiger, mit einem hölzernen Zaun umgebener Garten. Mit den tausend Thalern, welche Dalville zurückgelassen, war dieses Häuschen erbaut worden, welches Coco gehörte, obgleich derselbe noch viel zu jung war, dasselbe zu bewohnen. Denise gefiel sich, diesen Zufluchtsort zu verschönern, den das Kind seinem Wohlthäter verdankte; hier brachte sie täglich, nach Vollendung ihrer Morgenarbeiten, einen Theil ihrer freien Zeit zu, von Demjenigen träumend, dessen Wiederkunft sie fortwährend mit so großer Sehnsucht erwartete. Hier, allein mit dem Kinde, sprach sie mit demselben von August, pflanzte ihm Liebe für ihn ein, stete Erinnerung an all' das Gute, das es ihm verdankte, und lehrte es, wie unter das Dach des Häuschens zu treten, ohne seine ersten Gefühle der Dankbarkeit zu weihen.

Der Garten wurde mit großer Sorgfalt unterhalten. Denise zog Blumen darin: sie erinnerte sich dessen, was sie in den schönen bürgerlichen Häusern ihrer Kundschaft gesehen hatte, und wollte den Garten nach diesem Muster anlegen. August sollte, wenn er hier eintrete, angenehm überrascht werden und ihren guten Geschmack rühmen. „Er wird dieses Boskett sehen . . . diese Rasenstücke," sagte sie zu sich, „und erstaunt sein, daß Bauern das Alles so gut anzulegen wissen, wie Leute von Paris . . ." Doch bald seufzte das junge Mädchen wieder und sank in Trauer zurück: „Wenn er bis ans Ende der Welt gereist ist . . ." fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort, „kann es sehr lange anstehen, bis er meinen Garten sehen wird."

Der Winter machte der schönen Jahreszeit Platz, und Denise hörte noch immer nichts von Virginien. „Sie hat nichts über ihn erfahren," dachte die Kleine, „sonst hätte sie mich davon unterrichtet! . . ."

Die Hoffnung, Nachrichten über August zu erhalten, veranlaßte Denise, noch eine Reise nach Paris zu unternehmen. Die Erlaubniß dazu von Seiten ihrer Tante erhielt sie leicht, und so langte sie eines Morgens in der ehemaligen Wohnung Augusts an.

Strack rauchte, wie er zu thun pflegte, auf einer Bank vor seiner Loge. Er erkannte das junge Mädchen, und obgleich es beinahe vier Monate her war, daß die Kleine ohnmächtig in seine Arme gefallen, rief er, als er sie erblickte: „hat was in dem Sacke gefehlt?"

„Wie mein Herr? .... welcher Sack? ... Ist Herr August zurück? ..." fragte Denise, den alten Deutschen mit Aengstlichkeit ansehend.

„O! nein, nein ... Der junge Mensch ischt noch immer auf der Reise mit Bertrand ... Ich glaubte, Sie käma von wegen des Sacks mit Thalern, die im Hofe herumgerollt sind ... und Sie hätta nicht alle Stück gefundá! ... A Sackerdie! ... da würde Schtrack keinen Spaß verstaha! ..."

„Ach, glauben Sie, ich würde um so etwas kommen? ... haben Sie nichts von ihm gehört? ..."

„Von wem, Kleine? ..."

„Von Herrn August."

„Wie Teufels sollte ich, da er um die Welt herum reist! ..."

„Und haben Sie die Dame nicht gesehen?"

„Eine Dame? ..."

„Das Frauenzimmer, das bei meiner letzten Reise mit mir hier war ... die mir zu Hülfe kam."

„Ach ja! ... den Dämon! ... der Hitzkopf! ... der kleine Grenadier! ..."

„War sie da?"

„Ja! zweimal ... sie wollte auch Nachricht über den jungen Menschen haba."

„Und sie hat Ihnen nichts von Herrn August gesagt?"

„Aber, zum Teufel! wenn ich Ihnen doch sage, daß sie selbst Nachricht haba wollte. Sie versteha auch gar nicht?“

„Wissen Sie ihre Adresse?“

„Von dem Dämon?“

„Ja mein Herr.“

„Nein, ich weiß sie nicht.“

Strack fing wieder an zu rauchen, und Denise, die nichts aus dem Portier herausbringen konnte, ging verstimmt darüber, daß sie auch Virginiens Wohnung nicht erfahren konnte, fort, sie hätte sie so gerne gesehen, nicht weil sie glaubte, Virginie sei vom Schicksale der Reisenden besser unterrichtet, als sie selbst, sondern um wenigstens mit ihr von August zu sprechen; es ist ein so großes Vergnügen, von Personen zu sprechen, die man liebt, besonders zu solchen, die uns verstehen.“

Mehrere Monate verflossen, ohne daß irgend eine Nachricht von August angelangt oder Virginie in's Dorf gekommen wäre; die Hoffnung wurde schwächer in Denisens Herzen, doch die Liebe erlischt nicht. Dieses Gefühl, wenn es wahr und ächt ist, trotzt den Hindernissen, der Zeit, der Abwesenheit, und Liebe allein vergeht nicht, wenn auch Alles rings um sie vergeht.

So vollendete Denise ihr siebenzehntes Jahr. Sie wuchs nicht mehr, aber ihre Züge schienen noch reizender, ihre Physiognomie ausdrucksvoller zu werden; das geheime, sie belebende Gefühl verlieh ihren Blicken eine sanfte Melancholie, die ihrem schönen Gesichtchen herrlich stand; bei Landmädchen findet sich dies so selten! Und gerade deßhalb vielleicht fanden die jungen Bursche von Montfermeil und der Umgegend an Denisen Etwas, das sie verführte und ihnen den Kopf verdrehte. Sie sprach indeß wenig, lachte und scherzte nicht mehr mit ihnen, floh ihre Tänze, ihre Spiele, und die übrigen jungen Mädchen spotteten über das kleine Milchmädchen und sagten zu einander: „Sie macht die Stolze ... sie gibt sich das Ansehen einer Dame ... sie will den Stadtleuten

nachäffen! ... Aber mit ihrer sauertöpfischen Miene wird sie keine Liebhaber finden."

Dem Prognostikon der Bauernmädchen zum Trotz machte Denise, ohne es zu wollen, ohne es zu suchen, täglich neue Eroberungen, und die Landmädchen sahen ihres lauten Lachens, ihrer Lustigkeit und der derben Püffe, die sie an die schönsten Bursche austheilten, ungeachtet, wie diese für Denise seufzten, welche nichts that, sie an sich zu ziehen. Da Denise außer ihrem hübschen Gesichtchen auch eine sehr gute Partie war, so hielten bald mehrere Bauernbursche bei Mutter Fourcy um ihre Hand an.

Die gute Tante bemerkte wohl, daß ihre Nichte schon längere Zeit etwas Außergewöhnliches hatte; allein sie war überzeugt, daß die Ehe ihr dieses Etwas, nach welchem sie Tag und Nacht seufzte, benehmen werde. Mutter Fourcy that sich viel auf ihre große Erfahrung zu gut und erinnerte sich, daß sehr viele junge Mädchen, als sie einen Mann nahmen, ihre gute Gesichtsfarbe, die bereits zu schwinden begann, wieder erhielten. Eines schönen Morgens suchte sie daher ihre Nichte auf, die ihrer Gewohnheit gemäß allein in dem Garten von Coco's Häuschen saß. „Liebe Kleine," begann Mutter Fourcy, und nahm neben Denisen Platz, „ich möchte gerne Etwas mit Dir sprechen."

„Was Ihnen beliebt, liebe Tante," versetzte das junge Mädchen, fortwährend auf ein eben gepflücktes Gänseblümchen blickend, aus welchem sie herausgefunden hatte, daß der junge Reisende um die Welt sie liebe.

„Liebe Kleine, an Peter und Paul warst Du siebenzehn Jahre alt. Ein Mädchen von siebenzehn Jahren ist kein Kind mehr! ... verstehst Du das Denise?"

„O ja, liebe Tante."

„Ueberdies stehst Du schon lange einer Haushaltung vor, arbeitest mit der Nadel, daß es eine wahre Lust ist! ... und machst Käse, daß man den ganzen Tag davon fortessen könnte,

ohne genug zu bekommen!... kurz, Du verstehst ein Hauswesen aus dem Fundament, bist thätig und arbeitsam; hast dreimal mehr Verstand als dazu gehört, um einen Mann, der nebenhinaus wollte, wieder in Ordnung zu bringen... und alle Wetter, der, welcher Dich bekommt, wird es nicht bereuen!..."

Denise sah verwundert auf Mater Fourcy und stotterte: „Ich verstehe Sie nicht, liebe Tante."

„So, liebe Kleine, dann will ich's kurz machen: Du bist in dem Alter, Dich zu verheirathen, und es zeigen sich mehrere Partien für Dich. Da ist erstlich der dicke Fanfan Jollvet, ferner der Neffe des Nachbar Manslard, und dann der lange Claudius Hans Peter Niklas Lathuille, der eben erst seinen Vater beerbt hat... es sind wohl noch Andere da, die Dich gerne möchten, diese Drei sind aber die Solidesten... brave Bursche, tüchtige Arbeiter, gerade wie sie für Dich passen; wähle nun, welchen Du zum Manne willst."

Während dieser Rede ihrer Tante war Denise blaß und verlegen geworden; sie warf indeß einen neuen Blick auf die Ueberbleibsel ihres Gänseblümchens und flüsterte leise: „Ich will keinen von ihnen, liebe Tante."

„Wie sagtest Du, liebe Kleine?"

„Ich sage, daß... ich mich nicht verheirathen will."

„Du Dich nicht verheirathen? Geh' doch! Du sagst das nicht im Ernst: Müssen die Mädchen sich nicht verheirathen?... Ich sage Dir im Gegentheil, die Heirath wird Dir gut thun. Seit lange bist Du nicht mehr die alte: Du lachst nicht mehr, Du singst nicht mehr... Ein Mann wird Dich singen machen, mein Kind, das heitert auf und... ach, mein Gott! Du weinst, liebe Denise, glaubst Du, ich wolle Dir Kummer machen? O nein, da schickte ich eher alle Heirathslustigen zum Teufel... mein armes Kind weint... das wollte ich nicht!... Geh, sag' mir sogleich, weßhalb Du weinst..."

„Weil ich Ihnen eine abschlägige Antwort geben muß, liebe Tante."

„Mußt Du darum weinen? ... Werde ich Dich je zu Etwas zwingen, das Du nicht willst?"

„O nein, liebe Tante, Sie sind zu gut ..."

„Wenn Du aber weinst, so werde ich mit Dir zanken! Du willst diese Männer nicht, nun, sprechen wir nicht mehr davon, Kind; aber wahrhaftig, Du hast doch irgend Etwas! . . . ein Mädchen seufzt nicht den ganzen Tag und denkt dabei an Fliegen."

„Ach, liebe Tante!"

„Sag' mir, was Du hast, meine Kleine? ..."

„Ich wage nicht ..."

„Ich will, daß es Du wagst. Du hast Kummer im Herzen ... das ist gewiß."

„Ach! ich bin recht dumm! ich weiß es wohl! ..."

„Du dumm? Du, das verständigste, feinste, geschickteste Mädchen! ... Ueberdies, meine liebe Denise, ist das kein Grund zum weinen, wenn man dumm ist! ... Bist Du vielleicht in Jemand geschossen?"

Denise stieß einen tiefen Seufzer aus und antwortete endlich mit gesenkten Augen: „Ja, liebe Tante."

„Nun, liebe Kleine, das ist keine Sünde! Und wenn es keiner von Denen ist, die Dich heirathen wollen, so gilt es gleich, wenn es nur ein ehrlicher Bursche ist ... und er Dich glucklich macht; ... denn er liebt Dich ohne Zweifel auch?"

„Nein, liebe Tante, er liebt mich gar nicht . . . er denkt nicht mehr an mich! ..."

„Wahrlich! ... dann kratze ich ihm die Augen aus! ... Er sollte von meiner Denise geliebt werden und sich nicht überglücklich schätzen, sie heirathen zu dürfen? ..."

„Aber, liebe Tante, er hat mir nie vom Heirathen gesprochen."

„Es ist also ein schmeichlerischer Betrüger . . . ein liederlicher Geselle . . .“

„Nein, liebe Tante . . . aber es ist . . . es ist der Herr aus Paris . . .“

„Herr Dalville?“

„Ja, liebe Tante.“

„Ach, mein Gott! . . . an was denkst Du, Denise? Du liebst einen vornehmen Pariser Herrn, einen Mann aus der großen Welt! einen Mann, der ein Bauernmädchen gar nicht ansehen wird!“

„O doch, liebe Tante, ich versichere Sie, er hat mich viel angesehen! . . .“

„Aber Du überlegst gar nicht, liebes Kind! . . . Herrn Dalville zu lieben!“

„Ach! ich kann nichts dafür, es geschieht ganz wider meinen Willen.“

„Und wie kam Dir denn diese Liebe, meine Kleine?“

„Als ich von meinem Esel fiel, liebe Tante.“

„Ist's möglich?“

„Mein Gott, ja! Ich traf Herrn August auf dem Wege; er saß in seinem Cabriolet, und ich ging zu Fuß hinter Granhans.“

„Das hast Du mir erzählt, mein Kind.“

„Er sah mich häufig an und ich that, als merke ich nicht darauf . . . Da stieg er aus und folgte mir in den kleinen Fußpfad des Gehölzes; er sagte mir, ich sei schön, und ich lachte über seine Complimente.“

„Das hast Du mir auch gesagt.“

„Er wollte mich küssen, da wehrte ich mich und zerkratzte ihm das Gesicht.“

„Das hattest Du mir nicht gesagt, liebe Kleine.“

„O! damals war ich recht zornig! . . . ich verabscheute den

Herrn. Ich stieg auf meinen Esel, um schneller fortzukommen, aber Grauhans schlug den Galopp an und warf mich zu Boden ... ich fiel ... wie, weiß ich nicht ..."

„Ach, mein Gott! mein Kind, und weiter?"

„Der Herr sprang herbei, aber er hob mich so anständig auf ... mein Fall schien ihm so leid zu thun ... er war blässer und zitterte mehr als ich ... Jetzt weiß ich nicht, was in mir vorging: all' mein Zorn war augenblicklich vorüber ... und ich glaube, ich liebte ihn bereits."

„Weiter."

„Wahrlich! Sie wissen wohl, liebe Tante, daß wir nachher erfahren haben, was er Coco und seiner Großmutter geschenkt hatte, und ich fühlte, daß ich ihn darum noch mehr lieben mußte. Bei Madame Destival sah ich ihn wieder: er beauftragte mich, für Coco Sorge zu tragen, und seit dieser Zeit besuchte er uns, wie Sie wissen, nur ein einziges Mal."

„Sagtest Du ihm, daß Du ihn liebest?"

„Nein, im Gegentheil: da Herr Bertrand mir gesagt hatte, das werde ihn abhalten, uns zu besuchen, so versicherte ich ihn, ich würde nie Liebe für ihn empfinden."

„Daran hast Du wohl gethan, liebe Kleine."

„O nein, liebe Tante, ich glaube eher, daß ich übel daran that, und daß er deßhalb böse wurde, denn seit jener Zeit ist er nicht wieder gekommen und abgereist, ohne uns Lebewohl zu sagen!"

„Nun, da weint sie schon wieder! ... aber mein Kind, wozu dient Dir diese Liebe?"

„Zu nichts, liebe Tante."

„Herr August hätte nie ein unbedeutendes Landmädchen geheirathet. Jetzt ist er fort, und wir werden ihn ohne Zweifel nicht wiedersehen."

„Kann er nicht zurückkommen und ... Coco wieder sehen

wollen? ... Ja, er wird wiederkommen, liebe Tante, ich hoffe es zuversichtlich."

„Selbst wenn er wiederkäme, so bedenke nur, daß er ein Stadtherr ist, ein vornehmer Herr, siehst Du, der an schöne Damen gewöhnt ist, während Du ... nun, was siehst Du denn auf diese Blume?"

„Sie sagte mir, Herr August liebe mich sehr."

„Wer sagte Dir das?"

„Dieses Gänseblümchen, liebe Tante."

„Entblättere ein anderes, mein Kind, das wird Dir morgen das Gegentheil sagen."

„O! ich blättere jeden Morgen welche ab, liebe Tante."

„Und die Blume sagt Dir immer, daß er Dich liebe?"

„Wenn es die eine nicht sagt, dann befrage ich eine andere, und bleibe bei der stehen, die nach meinem Wunsch antwortet."

„Auf diese Weise also wahrsagen sich die jungen Mädchen; aber sieh', mein Kind, es wäre weit klüger, Du vergäßest einen Mann, der nicht an Dich denkt."

„Ich kann nicht, liebe Tante."

„Wenn Du einen Mann nähmest, anstatt Gänseblümchen zu entblättern, so stehe ich Dir dafür, würde Deine Liebe vergehen."

„Nein, liebe Tante, ich will mich nicht verheirathen ... Lassen Sie mich ungehindert an ihn denken, die Blumen um Rath fragen ... und ich verspreche Ihnen, nicht mehr zu weinen..."

„Wie Du willst, meine liebe Denise; und da es Dir mehr behagt... so bleibe ledig ... wenn man aber so schön, so hübsch gewachsen ist ... ach! es wäre Schade, wenn Deine Jugend unter lauter Blumenzupfen verflöße!"

Die gute Tante sprach mit Denise nun nicht mehr vom Heirathen, und die Bewerber wurden verabschiedet. Die Leute im Dorfe stellten allerlei Betrachtungen über das Benehmen des

jungen Mädchens an; die Bauernmädchen spotteten über die abgewiesenen Liebhaber, und diese hofften, Denise werde mit der Zeit weniger hartherzig werden; aber die Zeit verstrich, und Denise wurde nicht andern Sinnes.

Mutter Fourcy wurde gebrechlich; ihre Nichte sorgte indeß auf's Zärtlichste für sie, und Coco, der, größer werdend, seine Wohlthäterinnen eben so lieben lernte, als er seine Ziege liebte, suchte sich bereits nützlich zu machen, und verscheuchte häufig durch sein kindliches Geplauder Denisens Trübsinn. Gerne betrachtete und liebkoste sie das Kind, das August liebte; sie lehrte es Alles, was man im Dorfe lernen konnte, bildete sein Herz zur Tugend und wollte, daß es seinem Wohlthäter Ehre mache.

Zwei Jahre waren inzwischen seit Augusts und Bertrands Abreise verflossen. Denise war während dieser Zeit sechsmal in Paris gewesen, um Nachricht über die Reisenden einzuziehen, nie aber hatte sie von Strack Etwas erfahren können, und von Virginien hörte sie nichts mehr. Jetzt wurde Mutter Fourcy ernstlich krank, und der sorgfältigsten Pflege ihrer Nichte ungeachtet, starb sie bald in ihren Armen.

Der Verlust ihrer Tante betrübte Denise auf's Tiefste; man muß um diejenigen gewiß trauern, die ihr ganzes Leben hindurch uns glücklich zu machen strebten, ohne uns je das Gute vorzuhalten, das sie uns gethan haben: eine Art von Anmahnung an Verbindlichkeiten, wodurch die Dankbarkeit erkaltet; denn es gibt viele Leute, die Gutes thun, aber sehr wenig gute Leute.

So stand denn Denise mit dem erst achtjährigen Coco allein auf Erden. Sie vermiethete ihr Haus, das ihr zu groß war, und bezog Coco's Häuschen, das sie noch durch einen Anbau erweitern ließ. Hier fühlte sich Denise behaglicher, und sie dachte sich August näher gerückt. Sie hatte nun nicht mehr nöthig, Milchmädchen zu sein, und nahm eine alte Bäuerin zu sich, welche die Arbeiten im Hause besorgte. Denise beschäftigte sich im Garten und suchte

sich aus Büchern neue Kenntnisse zu erwerben. So lange ihre Tante lebte, hatte sie nur selten ihrer Leselust genügen können, weil Mutter Fourcy der Meinung war, ihre Nichte sei für ein Landmädchen bereits zu gelehrt; allein jetzt stand dem Hange des jungen Mädchens, ihren Geist auszubilden, nichts mehr entgegen.

Nach und nach legte Denise den plumpen Wollenrock, die Schürze und das grobe Mieder ab; sie nahm dafür einfache Kleidung, die sich jedoch der städtischen Tracht mehr näherte. Jetzt sagten die Dorfschönen untereinander: „Seht, Denise Fourcy will die Dame spielen; seit dem Tode ihrer Tante trägt sie sich nicht mehr wie wir, gibt sich ein Ansehen und macht absonderliche Redensarten, wenn sie spricht."

Denise kümmerte sich wenig um die Reden und Gedanken der Dorfbewohner; ihr einziges Verlangen war, Demjenigen zu gefallen, den sie noch immer erwartete. „Vielleicht," sagte sie zu sich, wenn sie in ihren Spiegel blickte, „wird er mich auf diese Weise mehr lieben ... Er wird mich nicht mehr so linkisch, so verlegen finden; doch das wird ihm ganz gleichgültig sein, denn er liebt mich nicht und glaubt, ich liebe ihn gleichfalls nicht! ... Mein Gott, warum habe ich ihm auch das gesagt? ... Herr Bertrand ist daran Schuld ... er täuschte mich mit dem Vorgeben, August würde nicht mehr in's Dorf kommen, wenn ich ihn liebte ... Ach! ja ... er hat mich sicherlich hintergangen; denn seit dieser Zeit hat mich August so schlecht in Paris empfangen und ist nicht mehr hierher gekommen. Wenn ich ihn jedoch wieder sehe, ach! dann will ich ihm die Wahrheit sagen; das Lügen ist immer ein Unrecht ... und ich werde ihn bitten, mich gleichfalls nicht zu belügen ..."

Ein weiteres Jahr verstrich; Denise zählte zwanzig und Coco neun Jahre. Das Kind war glücklich; Heiterkeit und Gesundheit strahlten aus seinem hübschen Gesichte. Denise war immer traurig und suchte umsonst die Erinnerung an August, den sie wiederzu-

sehen die Hoffnung aufgegeben hatte, von sich zu entfernen. „Vielleicht hat er sich in einem fremden Lande niedergelassen ...“ dachte sie, „vielleicht ist er verheirathet . . . und wird nie wiederkehren!“

Dann benetzten Thränen ihre Augenlider, und die Liebkosungen des Kindes vermehrten nur ihren Kummer, denn es sagte unaufhörlich zu ihr: „Werde ich meinen guten Freund bald wieder sehen?“

Oft nahm sich Denise vor, vernünftig zu werden, eine thörichte Leidenschaft aus ihrem Herzen zu entfernen und nicht mehr an August zu denken. Dann ging sie aus, um im Freien Zerstreuung zu suchen, aber war es Zufall, war es Liebhaberei: beinahe immer gerieth sie auf den kleinen Fußpfad im Gehölze, wo sie vom Esel gefallen war.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Zurückkunft.

An einem schönen Frühlingsabend saß Denise in einer Gartenlaube und las; Coco spielte vor dem Häuschen an der Seite der alten Bäuerin, die auf einer Bank eingeschlafen war.

Coco, der gerade auf die vorbeiführende Straße hinaussah, bemerkte einen Mann, welcher das Haus zu betrachten schien und so sehr in seine Gedanken vertieft war, daß er das unfern von ihm spielende Kind nicht bemerkte.

Dieser Mann trug keine bäuerische Kleidung: eine Jacke von grauer Leinwand, Hosen mit Kamaschen und ein kleiner Tornister auf dem Rücken bezeichneten einen Wanderer; auf seinem Kopf saß ein schlechter runder Hut und in der Hand hielt er einen Knotenstock, auf welchen sich zu stützen Bedürfniß für ihn schien; denn sein bleiches und mattes Gesicht, sein langer Bart und der Ausdruck seiner Augen verriethen Dürftigkeit und Kummer.

Coco näherte sich leise dem Unbekannten, blickte ihn mit kindlicher Neugierde an und sah zu seiner Ueberraschung, daß ihm bei Betrachtung des Hauses Thränen aus den Augen rollten.

Das Kind hatte von Denise Mitgefühl für fremdes Unglück gelernt; es stellte sich vor den Unbekannten und sagte zu ihm in herzlichem Tone und mit dem Ausdruck der Güte: „Haben Sie Kummer, mein Herr? . . . Wenn Sie bei uns ausruhen wollen, so kommen Sie, wir werden Ihnen ein Nachtessen geben.“

Die Stimme des Kindes machte den Fremden betroffen; mit einer Bewegung des Erstaunens faßte er Coco schärfer in's Auge, nahm ihn sodann bei der Hand, die er zärtlich drückte, und rief mit einer von Gemüthsbewegung ergriffenen Stimme aus: „Wie . . . Du bist's mein Freund? . . .“

„Kennen Sie mich denn, mein Herr?“ entgegnete das Kind, über diese Anrede verwundert, mit freundlicher Miene.

Der Wanderer stieß einen Seufzer aus und antwortete nach einer Weile: „Ja . . . ich habe Dich früher hier gesehen . . . an dieser Stelle; aber damals war statt dieses schönen Häuschens nur eine alte verfallene Hütte da . . . welche Veränderung ging hier vor!“

„Ach! mein guter Freund hat mir so viel geschenkt, daß ich das Alles erhalten konnte . . . denn das Haus gehört mir, mein Herr; wenn er aber wiederkommt, werde ich ihm auch recht sehr danken! . . .“

Hier drückte der Fremde dem Kinde auf's Neue die Hand; dieses fuhr fort: „Wollen Sie nicht eintreten? . . . kommen Sie, ich will Denise sagen, daß Sie mit uns zu Nacht essen werden.“

„Denise! . . . wie, ist Denise hier?“ fragte der Unbekannte und hielt das Kind zurück.

„Ja, mein Herr; seit ihre gute Tante gestorben ist, wohnen wir beisammen.“

„Und ist Denise verheirathet?"

„Nein, mein Herr ... so kommen Sie doch ... kommen Sie!"

Nach kurzem Zögern entschloß sich der Fremde, dem Kinde zu folgen, das ihn bei der Hand nahm und in's Haus zog.

„Denise, Denise!" schrie Coco, „da ist Jemand ... da ist ein Herr, der Hunger hat ... nicht wahr, Sie haben Hunger? ... Denise herbei!"

Aber das junge Mädchen saß im hintersten Ende des Gartens und hörte des Kindes Stimme nicht; der Knabe lief nun in das Gebüsche, um sie zu suchen, und der Unbekannte folgte ihm langsamen Schrittes.

„Lieb' Denischen," sagte Coco, „ich habe so eben auf der Straße einen Herrn gesehen, der mir sehr traurig schien ... ich lud ihn ein, bei uns auszuruhen; wir geben ihm zu Nacht zu essen, nicht wahr?"

„Ja, mein Freund."

„Ich habe wohl gethan, ihn herzuführen ... denn er sah arm aus ... und doch verlangte er nichts."

„Ja, Du hast wahl gethan ... wir wollen zu ihm gehen."

„Sieh', er ist mir gefolgt ... da ist er ..."

Der Fremde war in einiger Entfernung stehen geblieben und betrachtete Denisen; die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen gerade auf sein Gesicht und das junge Mädchen sah ihn mit Theilnahme an und näherte sich ihm. Doch kaum hatte sie einige Schritte gemacht, als ihr ein Schrei entfuhr; sie eilte, flog dem Fremden entgegen. „August! ... mein Herr! ... Sie sind's! ..." war Alles, was sie hervorbringen konnte, und August, denn er war es, fing sie in seinen Armen auf.

„Denise! gute Denise!" sagte August, die Jungfrau an sein Herz drückend, welche Freude und Ueberraschung beinahe der Besinnung beraubt hatten; endlich faßte sich Denise wieder und

rief: „Coco, es ist Dein guter Freund, Dein Wohlthäter, der zurückgekommen ist! ... eile, ihn zu küssen! ...“

Das Kind blickte verwundert auf August: nur schwer konnte es sich an den Gedanken gewöhnen, daß es sein Wohlthäter sei, den es mit einem langen Bart und in armseliger Kleidung wiedersah. Wenn aber seine Augen seinen guten Freund nicht wieder erkannten, so redete dagegen sein Herz, das es zu dem Fremden trieb; deßhalb lief es in freudiger Hast zu August hin und küßte ihn; und mehrere Minuten schwelgte dieser in dem Vergnügen, das Kind und das junge Mädchen in seine Arme zu drücken.

„Sie haben mich also wieder erkannt, Denise?“ sagte August endlich.

„O! ich werde Sie immer erkennen ... selbst wenn Ihr Gesicht nicht mehr dasselbe wäre, so würde mein Herz mir doch sogleich sagen, daß Sie es sind.“

„Theure Denise!“

„Ich, mein guter Freund, habe Dich nicht wieder erkannt,“ sagte Coco, „weil Du einen Bart hast ... und weil Du weintest ...“

„Ach! in diesem traurigen Aufzuge erwartetet Ihr mich nicht, nicht wahr? ...“

„O, wir erwarteten Sie, gleichviel wie! Sind Sie uns nicht in jeder Gestalt theuer? Aber wenn ich Sie so sehe, fürchte ich, Sie möchten unglücklich gewesen sein, und das macht mir Kummer.“

„Ja, Denise, ja, ich bin unglücklich gewesen ... aber ich habe es verdient! ... meine Thorheiten haben mich in meine jetzige Lage gebracht! ... Da ich aber Ihre Freundschaft ... und die des Kindes besitze, so fühle ich, daß ich noch nicht Alles verloren habe! ...“

„Ach, mein Herr, konnten Sie an unsern Herzen zweifeln? ...“

„Mein Gott! das Unglück macht oft ungerecht; ich sehe

wohl, daß ich Unrecht hatte. Ich werde Ihnen Alles erzählen, was mir widerfahren ist, liebe Denise, und Ihnen offenherzig sagen, was ich gethan ... Ihnen möchte ich meine Fehler nicht verbergen, denn ich bin zum Voraus überzeugt, daß Sie mir verzeihen werden."

„Ach, mein Herr, ich bin so vergnügt, Sie wiederzusehen! ... aber kommen Sie doch und ruhen Sie aus im Hause ... Sie werden einer Erquickung bedürfen ..."

„Allerdings habe ich seit gestern nichts zu mir genommen."

„Seit gestern?" rief Denise, und Todesblässe überzog ihr Gesicht, in ihren Augen perlten Thränen, sie konnte nicht mehr sprechen ... lehnte ihren Kopf auf Augusts Schulter und ließ den sie beinahe erstickenden Thränen freien Lauf.

„Denise, theure Denise, beruhigen Sie sich! ... ich bin bei Ihnen! ... ich habe bereits einen Theil meiner Leiden vergessen ... beruhigen Sie sich! überdies war ich nicht von jeder Hülfsquelle entblößt. Wenn ich seit gestern nichts genossen habe, so war es, weil mir traurige Betrachtungen den Appetit raubten. Es blieb mir noch einiges Geld, aber ich sparte es für meinen Aufenthalt in Paris; denn nichts macht sparsamer als das Unglück! Ach! der Verlust meiner Reichthümer war nicht mein schwerster Kummer; Sie wissen es: begabt mit einem glücklichen Temperament, waren Hoffnung und Heiterkeit noch immer meine Begleiter, selbst als meine Börse leicht geworden war; allein die Undankbarkeit der Menschen, das Verlassenwerden von Dem, den ich wie einen Bruder liebte, das that mir am Wehesten, das benahm mir allen Muth! ... Ich fühlte, daß man die Schläge des Schicksals mit philosophischem Gleichmuth ertragen könne; für den Verlust eines Freundes aber, für die Leiden des Herzens fand ich diesen nicht! ..."

„O! mein Gott!" sagte Denise, „wäre es möglich! ... sind Sie in der That allein? ... was ist denn aus Bertrand geworden?"

„Er hat mich verlassen! ... er ist meiner tollen Streiche müde geworden ... und doch bin ich es, der ihn im Glück wie einen Freund und nicht wie einen Diener behandelte ...“

„Bertrand hat Sie verlassen! ... er ist von Ihnen gegangen, als Sie unglücklich und fern von Ihrer Heimath waren! ... O nein, mein Herr, nein, das ist unmöglich! ... er liebte, er ehrte Sie! ... Bertrand ist ein alter Soldat, er hat nicht vergessen, was er Ihnen verdankt; ich wollte für sein Herz stehen, wie für das meinige.“

„Gleichwohl, Denise, ist es, wie ich Ihnen gesagt. Doch treten wir in Ihr Haus, später werde ich Ihnen meine Reisen erzählen.“

„Ach, Verzeihung, mein Herr ... ich vergaß ganz ... treten wir schnell ein, ach, ruhen Sie aus.“

Denise geleitete August in's Haus. Coco folgte ihnen hüpfend und jubelnd. „Mein guter Freund ist zurückgekommen; Denise wird nun nicht mehr traurig sein!“ Das junge Mädchen weckte schnell die alte Dienerin und setzte Alles in Bewegung, dem Wanderer ihr Bestes anzubieten, und im Ab- und Zugehen blieb sie noch mehrmals stehen, um ihn zu betrachten und sich zu überzeugen, daß es keine Täuschung sei; dann rief sie aus: „Ja, das ist er ... endlich ist er wieder gekommen ... er hatte uns nicht vergessen! ...“ Dabei trocknete sie eine Thräne ab, welche die Gemüthsbewegung ihr ausgepreßt hatte, und die im Augenblick einem Lächeln Platz machte. August war tief ergriffen von der Freude, die seine Ankunft im Häuschen erregte; er konnte nicht müde werden, Denisen zu betrachten, und bemerkte die Veränderungen bald, die in ihrer Sprache, ihren Manieren, ihrem Anzuge vorgegangen waren; als er dann einen Blick auf sich selbst zurückwarf, seufzte er und sagte: „Die drei letzten Jahre haben große Veränderungen hervorgebracht: statt eines etwas linkischen Milchmädchens, einer Bäuerin, finde ich Sie als junges Frauenzim-

mer voll Anmuth wieder, und ich, den Sie so glänzend, so elegant gekannt haben, stehe hier als ein armer Teufel, der zu Fuße wandert und nicht immer so viel hat, um sein Nachtlager zu bezahlen! ..."

„Was macht das? sind Sie darum weniger der Wohlthäter Coco's ... und derjenige, der das kleine Milchmädchen so zu fesseln wußte?"

„Sie werden zugeben, Denise, daß ich in diesem Aufzuge weder einem Wohlthäter, noch einem Verführer allzusehr gleiche."

„Was mich betrifft, so nehme ich, wenn ich Ihnen auf diese Weise nicht gefalle, schnell wieder mein wollenes Mieder und das kleine Häubchen zur Hand."

„Sie werden immer hübsch sein ... zudem habe ich kein Recht ... ich darf nicht vergessen ..."

August hielt inne; Denise sah ihn mit Unruhe an; aber er schien eine peinliche Erinnerung von sich entfernen zu wollen und setzte sich daher an den Tisch mit den Worten: „Denken wir jetzt nur an das Vergnügen, das ich hier genieße! Denise, Coco, ach! kommt zu mir her ... ein Abend des Glücks wird mich mondenlange Leiden vergessen lassen."

Man saß zu Tische, August war der Gegenstand der sorgfältigsten Aufmerksamkeit der Bewohner des Häuschens; die Gegenwart eines Monarchen würde sie nicht so glücklich gemacht haben, als die des armen Wanderers.

Als August sich ein wenig von den Mühseligkeiten der Reise erholt hatte, setzte er Coco auf seinen Schooß, nahm bei Denisen Platz und begann seine Erzählung: „Ich wollte reisen, in der Hoffnung, es werde dies meinen Verstand zur Reife bringen; überdies mußte ich wohl suchen, aus meinen Talenten Nutzen zu ziehen. Ich kann malen, bin kein schlechter Musiker, allein es fiel mir schwer, in Paris Zöglinge zu suchen, auf dem Schauplatz meines Glanzes, wo ich keinen Schritt thun konnte, ohne

auf alte Bekannte zu stoßen, welche, seit Sie mich zu Grunde gerichtet wußten, die Augen abwandten, um mich nicht zu grüßen; ich reiste also mit Bertrand ab ..."

„Ja, und ohne mir Lebewohl zu sagen!" bemerkte Denise mit einem schweren Seufzer.

„Ich fürchtete mich, Sie wiederzusehen ... ich glaubte Sie verheirathet. Ich habe nicht vergessen, was Sie mir in Ihrem Garten sagten, als ich Sie das letzte Mal besuchte!"

Hier erröthete Denise und August fuhr fort: „Ich reiste also ab. Wir hatten noch etwa zweitausend Thaler übrig; bei rechter Sparsamkeit konnten wir damit weit kommen; allein es wird mir so schwer, keine Unbesonnenheiten zu begehen."

„Und gesetzt zu sein!" sagte Denise halblaut.

August lächelte und fuhr fort: „In Turin stahlen uns Abenteurerinnen unser ganzes Vermögen bis auf einige Goldstücke, mit denen wir nach Rom gelangten. Hier arbeitete ich: mit meiner Violine verdiente ich einiges Geld, und Bertrand ertheilte Fechtunterricht. Von Rom begaben wir uns nach Neapel, wo mich der Zufall mit einer Dame zusammenführte, die ich in Paris gekannt hatte; sie wollte mir wohl und verschaffte mir reiche Zöglinge. Seit einem Jahre lebten wir ziemlich glücklich, als ich wegen der schönen Augen einer Italienerin einige Dolchstiche erhielt! ..."

„Ach, mein Gott!" rief Denise, „was hatten Sie nöthig, auch noch eine Italienerin zu lieben! ..."

„Ich mußte wohl einige Zerstreuungen suchen. Dieses Abenteuer entleidete mir den Aufenthalt in Italien, wo ich überdies kein glänzendes Glück vor mir sah. Ich beschloß nach England zu gehen, wo häufig mittelmäßige Talente sehr gut belohnt werden. Bertrand war fortwährend geneigt, mir zu folgen; wir verließen Italien und gelangten ohne Unfall nach England. Hier erwarb ich mir in sehr kurzer Zeit die Freundschaft eines Mannes

aus der großen Welt: er brachte mich in die Mode, und ich erhielt mehr Unterrichtsstunden, als ich geben konnte. Ich ließ mich sehr theuer bezahlen und sah bald mit Freuden, daß ich eines Tages mit einem hübschen Vermögen würde in mein Vaterland zurückkehren können; aber ach! ... ich hatte das Unglück, mit einer jungen Engländerin Bekanntschaft zu machen."

„Sehen Sie! ... schon wieder ein Frauenzimmer!" rief Denise ärgerlich.

„Sie war bei ihren Eltern, die, wie sie sagte, sie sehr schlecht behandelten: sie machte mir den Vorschlag, ich solle sie entführen ... ich wagte keine abschlägige Antwort. Der Rathschläge Bertrands ungeachtet, beging ich auch diese Tollheit. Aber die Entführung machte Aufsehen, und man hing mir einen Prozeß an den Hals; ich sollte das Mädchen heirathen oder eine bedeutende Summe Geldes zahlen; denn in England ist man gleich mit Entschädigungsansprüchen bei der Hand. Verheirathen wollte ich mich nicht, daher zahlte ich."

„Ach! ... das war weit besser ... als gezwungener Weise zu heirathen," sagte Denise.

„Dieses Abenteuer brachte mich jedoch um meine Zöglinge und um die Frucht meiner Arbeit. In Verzweiflung über diese Unfälle, deren ich nur mich selbst anklagen konnte, schlug ich Bertrand eine Reise nach Schottland vor, ehe wir in unsere Heimath zurückkehrten. Einer meiner Schüler hatte mir ein Pferd zum Geschenk gemacht; ich kaufte ein zweites für Bertrand, und so verließen wir London. In einem schönen Dorfe, ich glaube, es heißt Newington, machten wir Halt. Nachdem wir im Gasthause gefrühstückt hatten, blieb ich allein bei Tische, der Rückkunft meines Begleiters harrend, den ich mit der Bezahlung der Zeche beauftragt hatte. Erstaunt, ihn nicht wieder kommen zu sehen, gehe ich hinab und erkundige mich. „‚Ihr Begleiter ist abgereist,'" sagte man mir, „‚er ist so eben zu Pferde gestiegen und

im größten Galopp davon gesprengt.'" Da ich mir seine Abwesenheit nicht erklären konnte, so blieb ich in der Herberge und wartete den ganzen Tag auf ihn. Ich konnte nicht glauben, daß Bertrand mich verlassen habe; aber auch den andern Tag wartete ich vergebens. Ich fragte die Leute des Gasthauses aus; sie konnten mir nichts sagen, als daß er nach Berichtigung unserer Zeche durch den Hof geeilt sei, und man ihn einen Augenblick darauf mit verhängtem Zügel davon habe reiten sehen. Endlich mußte ich wohl zur Einsicht gelangen, daß er sich freiwillig von mir entfernt habe. Ach, Denise! ich kann Ihnen nicht sagen, wie vielen Kummer mir dieses Verlassensein machte. Gewohnt, an der Seite meines alten Freundes zu leben, hatte ich oft nur zu wenig auf seine Rathschläge gehört, aber seine Freundschaft galt mir viel. Ohne Zweifel hat er, meiner Thorheiten müde... die Geduld verloren, und, die Hoffnung aufgebend, mich vernünftig zu machen, mein Mißgeschick nicht länger theilen wollen ... und doch hatte er mir oft geschworen, mich nur mit dem Tode zu verlassen, und ich traute seinem Schwur, denn der eines Freundes ist heiliger, als der einer Geliebten! ..."

„Bertrand sollte Sie verlassen haben? ... Ich kann das immer noch nicht fassen!" sagte Denise.

„Ich änderte jetzt mein Vorhaben: es gelüstete mich nicht mehr nach Schottland, und ich beschloß, nach Frankreich zurückzukehren .... Ach! es war mir Bedürfniß, den Boden meines Heimathlandes zu betreten ... ich empfand ein inniges Verlangen, Sie wiederzusehen und dieses Kind zu küssen! Ich verkaufte mein Pferd und bezahlte mit dem Erlös die Ueberfahrtskosten. In Calais angelangt, ging ich mit meiner Börse zu Rath und entschloß mich, meine Reise zu Fuß fortzusetzen; aber ich gestehe es, meine Kräfte ließen häufig meinen Muth im Stich! ... An den Reichthum, an die Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt, ist mein Körper noch zu verweichlicht, wenn auch mein einfaches

Aeußere nur einen bescheidenen Wanderer verkündet, und mehr als ein Mal mußte ich unterwegs Halt machen; endlich bin ich bis hierher gelangt. Ehe ich wieder nach Paris gehe, trieb es mich, diesen Ort wiederzusehen, zu hören, wie es Ihnen gehe, Denise! Hier bin ich nun an Ihrer Seite ... Kummer und Mühseligkeiten, Alles ist vergessen, und morgen werden Sie mit Hülfe eines Rasirmessers, weißer Wäsche und einiger Aenderungen in meiner Toilette zwar nicht den glänzenden Dalville von ehemals, doch wenigstens den armen August wiedersehen, dem Sie Ihre Freundschaft bewahrt haben."

August küßte das Kind. Denise, welche an der Erzählung des Reisenden lebhaften Antheil genommen hatte, fragte jetzt: „Hoffentlich reisen Sie nun nicht mehr in der Welt herum?..."

„Du bleibst bei uns, mein lieber Freund," sagte Coco.

„Ja, ich sehe, daß ich auf die Hoffnung verzichten muß, mit meinen Talenten Glück zu machen. An's Reisen denke ich nicht mehr. Was ich treiben werde ... weiß ich selbst noch nicht recht, doch unter meinen Pariser guten Freunden, die mich keines Blickes mehr würdigen, sind viele, gegen die ich gefällig war und die noch meine Schuldner sind ... Man schuldet mir wohl an die zwölftausend Franken; ich will suchen, wenigstens die Hälfte einzutreiben, dann ..."

„Kommen und bleiben Sie bei uns, nicht wahr, mein Herr?"

„Wenigstens werde ich Sie häufig besuchen, Denise."

„Aber Sie gehen nicht so bald nach Paris ... Sie verlassen uns noch lange nicht ..."

„Nein, ich verspreche es Ihnen."

„Bedenken Sie, daß Sie hier zu Hause sind. Mit dem, was Sie Coco geschenkt, haben wir dieses Häuschen erbauen lassen; es ist Ihr Eigenthum."

„Nein, Denise, diese Wohnung bildet das Vermögen dieses

Kindes; ich fühle mich überglücklich, daß ich Etwas zu seinem Glück beitragen konnte, und beklage nur, daß ich nicht Alles, was ich für meine Vergnügungen ausgab, auf ähnliche Weise verwendet habe. Von meinen Thorheiten ist mir nichts übrig geblieben; aber von dem Guten, das man thut, bleibt immer Etwas zurück."

„Aber Sie sind doch jetzt ganz geheilt! . . . Sie werden nicht mehr alle Frauen lieben wollen, nicht wahr?"

„Meiner Treu', Denise, ich möchte noch nicht darauf schwören. In meinem fünften Stock hatte ich eine große Lehre erhalten!... und doch auf meinen Reisen keinen Nutzen daraus gezogen. Ach! wäre ich von einem aufrichtigen, guten, gesetzten Mädchen . . . wie Sie, Denise, wahrhaft geliebt worden, vielleicht wäre ich bereits besser geworden!"

„Wie, mein Herr!" sagte Denise erröthend, „liebe ich Sie denn nicht?"

„Doch . . . wie man einen Bruder liebt, ich weiß es, und Ihr rührender Empfang, die Freude, die Ihnen meine Rückkunft verursachte, beweisen mir, welche innige Freundschaft Sie für mich hegen. Aber, liebe Denise, es gibt ein süßeres, zärtlicheres Gefühl, das ich Ihnen einzuflößen hoffte, ehe Sie mir mit Bestimmtheit gesagt hatten, daß Sie mich nie lieben würden . . . schlagen Sie die Augen nicht nieder, Denise, ich mache Ihnen damit keinen Vorwurf: man ist nicht Herr über sein Herz, und ich gestehe, daß ich des Ihrigen nicht würdig war. Ich will mich daran zu gewöhnen suchen, Sie wie eine Schwester zu betrachten; das lasse ich mir seit unserem Gespräch in dem Garten Ihrer Tante angelegen sein. Es wird mir schwer werden, doch mit der Zeit vielleicht gelingen. Aber lassen wir das! ich bin jetzt so glücklich, bei Ihnen zu sein! . . . Aber wie? Sie sprechen nicht mehr, Denise?"

„Doch mein Herr . . . doch . . . aber Sie werden der Ruhe bedürfen."

„In der That: die Reise hat mich angegriffen, und meine Erzählung Sie lange hingehalten."

„Kommen Sie, mein Herr, ich will Sie in den kleinen Pavillon führen, den ich nach dem Garten hin habe bauen lassen ... dort ist das schönste Zimmer des Hauses; ich wünschte Ihnen eine noch bessere Wohnung anbieten zu können."

„Sie vergessen, Denise, daß ich nicht mehr der Stutzer der Chaussée d'Antin bin! ... Werfen Sie doch einen Blick auf meinen Anzug."

„Ach! mein Herr, für mich sind Sie immer derselbe."

Das junge Mädchen führte August in den Pavillon und verließ ihn sofort, ihm noch ein zärtliches „Auf Morgen" zurufend, alsdann ging sie in ihr Zimmer, indem sie zu sich sagte: „Er glaubt, ich fühle nur Freundschaft für ihn, aber er irrt; was ich für ihn empfinde, ist wahre, innige Liebe! ... Mein Gott! warum habe ich damals dem Herrn Bertrand geglaubt? Warum ihm gesagt, daß ich ihn nicht liebe? ... Das kommt vom Lügen; aber ich werde ihm die Wahrheit sagen, weil ich nicht will, daß er so ein Gewicht darauf lege, mich als seine Schwester zu betrachten."

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Geständnisse. — Der Antrag.

Wenn man drei Jahre lang die Welt durchwandert hat, um sein Glück zu suchen, wenn man in allen Ländern dieselben Laster, dieselben Leidenschaften, dieselben Thorheiten gefunden, wenn man endlich noch ärmer zurückgekehrt ist, als man fortgegangen war ... wie süß ist es da, am Morgen unter einem gastfreundlichen Dache zu erwachen, bei treuen Freunden, die unser Mißgeschick nicht verändert hat, und die unsere Rückkunft glücklich macht! Das

ist der Hafen nach dem Sturme, ein heiterer Himmel nach dem Ungewitter, ein Lichtstrahl nach langer Finsterniß.

So war Augusts Erwachen; für ihn ist das Häuschen ein Palast, ja noch mehr, denn es umschließt Denise und Coco. Er stand auf, und nachdem er sich eine Weile an der reinen Gartenluft gelabt hatte, dachte er an seine Toilette. Nicht ungestraft wohnt man mit einem reizenden jungen Mädchen, das man geliebt hat, das man noch liebt, obgleich man nur ihr Freund sein will, unter einem Dache. Uebrigens ist es auch ganz natürlich, wenn man wieder einige seiner angeborenen Vorzüge geltend machen will, nachdem man sich zuvor als armer Reisender vorgestellt hat.

In kurzer Zeit verschwand der große Reisebart unter der Schärfe des Rasirmessers, aber das bescheidene Felleisen Augusts enthielt nur einen Frack, eine Weste, ein Paar Beinkleider und beinahe keine Wäsche. Seufzend durchsuchte er seine geringe Habe, als man leicht an die Thüre pochte, und Coco's Stimme sich vernehmen ließ: „Ich bin's, mein guter Freund!“

August öffnete dem Kinde, das einen ziemlich starken Pack trug und auf sein Bett niederlegte.

„Was ist das, mein Kind?“ fragte August, nachdem er es geküßt hatte.

„Ich weiß nicht, mein guter Freund; Denise sagte mir, ich soll Dir's bringen ... Adieu, ich will meiner Ziege zu frühstücken geben ... Du hast sie gestern nicht gesehen: kleide Dich recht schnell an und sage ihr dann guten Morgen.“

Als das Kind wieder fort war, öffnete August das Paket, welches feine Männerwäsche enthielt, nebst einem Zettelchen mit den Worten: „Coco bietet Ihnen das an; bedenken Sie, daß er Ihre Wohlthaten einst nicht von sich wies.“

„Gute Denise!“ sagte August, „welche Aufmerksamkeit!... Und wie sie sich das verschaffen konnte! Sie kann nicht geschlafen haben und muß bereits im Dorfe umhergerannt sein! ... Wenn

ihre Freundschaft schon so zu Werke geht, wie wäre es erst, wenn man ihre Liebe besäße! ..."

Indeß fiel es August sehr schwer, die Geschenke des jungen Mädchens anzunehmen. Wenn man zu Geben gewohnt ist, so fällt das Nehmen etwas hart. Endlich kämpfte er seinen Stolz nieder, der ihn noch schwanken machte; er fühlte, daß eine Weigerung Denisen wehe thun würde, und das bewog ihn zur Annahme.

Nach Beendigung seiner Toilette begab er sich in den Garten, wo er Denise fand, die ihm mit dem holdseligsten Lächeln und einem Blick, in dem nicht bloß der Ausdruck der Freundschaft lag, entgegen kam. Coco sprang auf ihn zu und rief: „Ah! jetzt kenne ich Dich ganz wieder, jetzt bist Du wie früher."

„Das danke ich Ihnen, Denise," flüsterte Dalville dem Mädchen zu; doch die Kleine legte ihm die Hand auf den Mund ... er ergriff sie und drückte sie lautlos an sein Herz.

Man besichtigte nun das Häuschen, den Garten, jeden Pfad rings um die Wohnung, und stets wiederholte die Kleine: „Finden Sie das gut? ... sind Sie zufrieden mit der Verwendung Ihres Geldes?"

„Was mich überrascht," sagte August, „ist, daß man mit tausend Thalern ein Haus bauen kann."

„Erstlich, mein Herr, hatten wir den Grund und Boden, und dann bemerken Sie, daß das Häuschen nur vier Gemächer und die Speicher oben hat."

„Aber der hübsche Pavillon, wo ich diese Nacht wohnte! ..."

„Ah, den ließ ich nach dem Tode meiner guten Tante aufführen. Ich wollte lieber hier, als in unserem Hause wohnen ... ich glaubte mich hier weniger fern von Ihnen."

Diese Worte waren wieder von einem holden Lächeln begleitet, und das Alles war nicht sehr geeignet, August zu bestimmen, daß er in dem jungen Mädchen nur seine Schwester erblicke.

Nach dem Frühstück setzte man sich in den Schatten einer Siringenlaube. Man plauderte; nach einer langen Abwesenheit hat man sich so Vieles zu sagen. Die Kleine wurde nicht müde, August von seinen Reisen erzählen zu hören. Bei dem Namen Bertrand entrang sich jedesmal ein Seufzer seiner Brust; Denise ergriff dann seine Hand und drückte sie zärtlich, zum Zeichen, daß er noch Freunde habe; er fuhr in seiner Erzählung fort, aber die Hand der Kleinen war in der seinigen geblieben, und sie dachte nicht daran, dieselbe zurückzuziehen.

Ganz dem Glücke lebend, in Denisens Nähe zu sein und zärtliche Blicke mit ihr zu tauschen, schien August nicht daran zu denken, daß er das Mädchen nur mit den Augen eines Freundes betrachten solle. Denise strebte keineswegs nach Verhüllung ihrer Gefühle; sie wünschte im Gegentheil, er möchte im Grunde ihres Herzens lesen. So verstrichen mehrere Tage mit unerwarteter Schnelligkeit. Morgens ergingen sich Beide im Freien; Coco begleitete sie beständig: seine Gegenwart belästigte sie nicht, denn ihre Augen allein verriethen ihre Gefühle, und eine unschuldige Liebe scheut die Zeugen nicht. Abends im Häuschen wieder beisammen, sahen sie die Stunden rasch dahin fliehen, und bei der Trennung sprachen sie ein zärtliches „auf Morgen!“

Doch August konnte sich nicht verhehlen, daß er Denise anbete. In der Ueberzeugung, sie fühle nur Freundschaft für ihn, sagte er zu sich: „Diese Kleine wird mir den Kopf verrücken ... und doch liebt sie mich nur wie ihren Bruder; sie weiß nicht, wie gefährlich ihre zärtlichen Blicke, ihre Liebkosungen für meine Ruhe sind ... ich muß sie verlassen und nach Paris zurückkehren: noch einige Tage, und ich würde die Kraft dazu nicht mehr haben.“

Denise ihrerseits dachte: „Mein Gott! sieht er denn nicht, daß ich ihn liebe? ... Ich thue doch mein Möglichstes dafür! ... Will er nicht verstehen? ... Dann werde ich es ihm wohl sagen

müssen, und jetzt, wo er kein Vermögen besitzt und ich Etwas habe, wird ihm vielleicht das kleine Landmädchen schon genügen."

Obgleich August öfters wiederholte, daß er sich von Denisen entfernen müsse, verließ er doch das Häuschen nicht, wo er sich so wohl befand. Eines Abends jedoch, als er sich allein mit dem jungen Mädchen befand, sagte er zu ihr: „Wie kommt es, Denise, daß Sie nicht verheirathet sind?"

„Weil ich nicht wollte, mein Herr," antwortete Denise, und heftete ihre schönen Augen auf August.

„Aber Sie liebten doch Jemand!... Sie haben mir es selbst gesagt! Hat sich Ihrer Heirath mit dem, welchem Sie den Vorzug gaben, irgend ein Hinderniß entgegengestellt?"

Denise erröthete und wagte nicht mehr, August anzusehen; endlich stotterte sie mit zitternder Stimme die Worte hervor: „Mein Herr . . . ich habe Ihnen damals nicht die Wahrheit gesagt."

„Wie so, Denise?"

„Erinnern Sie sich noch ... im Garten meiner Tante. . . als ich Ihnen sagte, ich hätte einen Liebhaber ... das geschah, weil Herr Bertrand mich versichert hatte, Sie kämen nicht mehr in's Dorf, weil Sie fürchteten, mich zu lieben ... und ich, ich wünschte so sehr, Sie zu sehen, daß ich Ihnen deßhalb sagte, ich liebe Sie nicht."

„Theure Denise! ... wäre es möglich? . . ." rief August, die Kleine an sein Herz drückend.

„Ja, das ist die Wahrheit, und seither haben mir diese Worte vielen Kummer gemacht, denn Sie kamen darum nicht mehr und dachten, ich liebe einen Andern, als Sie."

August blickte das junge Mädchen zärtlich an; bald aber umzog sich seine Stirne mit düstern Wolken, er schlug die Augen zur Erde und schien in tiefe Gedanken versunken. Verwundert über seine Stille und seine Niedergeschlagenheit, näherte sich ihm

mit einander gesprochen; von da konnte sie den Pavillon sehen. Ungeduldig harrte sie, daß August erscheine, allein die Thür that sich nicht auf, und Coco, den Denise noch nicht gesehen hatte, kam, mit einem Brief in der Hand, auf sie zugelaufen.

„Hier, lieb' Denischen, das hat mir mein guter Freund für Dich gegeben," sagte Coco, ihr den Brief überreichend.

„Dein guter Freund? Du hast also Herrn August schon gesehen?"

„Ja; o, er stand auf, schon ehe es Tag war!"

„Wo ist er denn jetzt?"

„Er hat mich sehr geküßt und ging dann aus; wohin, weiß ich nicht."

Denise fühlte sich bereits beengt; zitternd erbrach sie das Schreiben und las: „Ich liebe Sie, theure Denise, zweifeln Sie nicht an meiner Liebe! Soll ich jedoch Ihr Geschick an mein Elend ketten, nachdem ich durch eigene Schuld mein Vermögen verloren habe? soll ich Ihnen die Hand eines Mannes bieten, der nicht einmal die ländlichen Arbeiten versteht, mit deren Hülfe man allein Ihr Gut umtreiben kann? Nein, Denise, ich bin nicht würdig, Ihr Gatte zu sein; ich kann mich nicht entschließen, auf Kosten einer Frau zu leben, die mir eine glückliche Zukunft zum Opfer brächte. Ihr gutes Herz hat Sie ohne Zweifel getrieben, mir Ihre Hand anzubieten. vielleicht gaben Sie sich den Schein, als liebten Sie mich, nur in der Absicht, mich zur Annahme Ihrer großmüthigen Anerbietungen zu veranlassen . . . aber ich darf es nicht. Leben Sie wohl, Denise; wenn ich wieder reich würde, würde ich zu Ihnen fliegen; aber ich hoffe es kaum mehr. Leben Sie wohl! ich werde Sie wiedersehen, sobald ich die Kraft habe, Sie nur noch als eine Schwester zu betrachten."

Todesblässe überzog hier das Gesicht des jungen Mädchens, dessen Händen der Brief mit dem Ausdruck entsank: „Er glaubt nicht an meine Liebe!"

„Nun denn? und wie ist's mit meinem guten Freund? ... schreibt er nicht, wohin er gegangen ist?“ fragte Coco.

„Ach! er verläßt, er flieht uns ... er denkt, wir lieben ihn nicht! ...“

Hier brach Denise in Thränen aus. Das Kind eilte in ihre Arme, sie drückte es an ihr Herz und sagte schluchzend zu ihm: „Ach, ich werde darüber vor Kummer sterben! ... Sage ihm dann nur, er sei Schuld daran ... vielleicht wird ihn das überzeugen, daß ich ihn liebte!“

Dreißigstes Kapitel.

Noch einmal Virginie.

Am frühen Morgen schied August von dem Häuschen, worin er vierzehn Tage zugebracht hatte, die er als die schönsten seines Lebens betrachtete. Nicht ohne Selbstüberwindung riß er sich von Denisen los: es gehört viel Muth dazu, eine Frau zu verlassen, die man liebt, wenn diese uns so eben selbst ihr Herz anbot. Aber man darf nicht vergessen, daß August einst reich war, und noch nicht jede Regung des Stolzes in ihm erloschen ist; sein Stolz gestattete ihm nicht, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, Denisen nur die Hand als ein jeder Hülfsquelle beraubter Unglücklicher zu bieten; kurz, er fürchtete, daß nur die Anerkennung dessen, was er für Coco gethan, Herzensgüte, ja selbst Menschlichkeit das junge Landmädchen bewogen haben könnten, ihm ihre Hand zu reichen. Ein vom Unglück getroffenes Herz ist leicht verletzt; die Furcht vor einer Erniedrigung macht ungerecht; eine Wohlthat erscheint als ein Almosen; Tröstungen gelten nur für Mitleid.

Mit seinem kleinen, an den Stock gehängten Bündel machte sich August auf den Weg nach Paris. Als er die große Stadt wiedersah, konnte er einen Seufzer nicht zurückhalten, er drückte

seinen Hut tiefer in's Gesicht und ging gesenkten Hauptes einher, aus Furcht, irgend einem alten Bekannten zu begegnen. Armuth ist doch kein Verbrechen! Warum also scheint ein Unglücklicher den Blicken ausweichen zu wollen, während so viele Schurken den Kopf aufrecht tragen? Warum schämt man sich der Worte: „Ich habe keinen Sou!“ mehr als der Erklärung: „Ich habe hundert tausend Franken Schulden?“ Weil man in der Welt nur Leute, die Geld haben, besucht, sich zu ihnen drängt und ihnen anhängt; weil man nur zu häufig die Augen zudrückt über die Quelle der Reichthümer einer Menge von Ränkeschmieden, die auf Kosten von zwanzig durch sie zu Grunde gerichteten Familien prunken und aus ihrer Kalesche und glänzenden Equipage hochmüthig auf Diejenigen herabsehen, die sie an den Bettelstab gebracht haben; weil man jedes Laster bei dem entschuldigt, der es mit Gold zu bedecken versteht, einem armen Teufel aber nicht einmal einen Irrthum verzeiht; weil man vor einer mit Diamanten und Caschemiren geschmückten Messaline Complimente macht, einem jungen Mädchen aber, das sich aus Liebe einem Manne hingab, der sie nicht unterhalten kann, die Thüre verschließt. Das Alles ist zwar traurig, aber wahr.

August hütete sich wohl, durch die Rue St. Georges zu gehen; er schlug den Weg nach dem Marais ein. Er muß mit großer Sparsamkeit zu Werke gehen, deßhalb miethete er sich in einem alten Hause der Rue de Berry ein, wo er ein sogenanntes möblirtes Cabinet im sechsten Stocke fand, das ihn monatlich fünfzehn Franken kostete, wovon er die Hälfte vorausbezahlte.

Jener glänzende Dalville, der seine Tage in Vergnügungen hinbrachte, der in Manieren und Eleganz den Ton angab, der gesucht, der festlich empfangen wurde, um den man sich in den Cirkeln stritt, den zu fesseln die Frauen stolz waren, der nämliche Dalville sah sich jetzt auf einen Dachboden als Wohnung, auf ein schlechtes Lager als Bett beschränkt. Bei seinem Eintritt in

diesen armseligen Aufenthalt konnte er ein schmerzliches Gefühl nicht überwältigen; er sank auf einen Stuhl, der unter ihm schwankte. Als er die Augen auf die kaum mit einigen Fetzen beklebten Wände warf, die halb in Trümmern liegende Dachstube und die hinfälligen Mobilien seines Kabinets betrachtete, da gedachte August der Kammer des alten Dorfeuil und erinnerte sich besonders seiner Erzählung; dann ließ er seinen Kopf auf die Brust herabsinken und seufzte: „Auch das hat mich nicht gebessert!"

Nach einigen Augenblicken nahm er, seinen Muth zusammenraffend, aus seiner Brieftasche eine Liste, die er von all' den Personen, die ihm schuldeten, gefertigt hatte und ging sie durch mit dem Vorsatz, den kommenden Tag zum Besuche seiner Schuldner zu verwenden. In diesem Augenblicke wäre ihm der Eingang einer einzigen Schuld eine große Hülfe: aller Sparsamkeit auf seiner Reise ungeachtet, blieben ihm nach Bezahlung der ersten Monatshälfte seiner Miethe nur elf Franken übrig. Er empfahl sich der Herrin des Hauses zum Musik- und Zeichenunterricht; allein wird er Schüler finden, und wovon soll er, ehe er die erste Bezahlung erhält, leben? Solche Betrachtungen waren nicht geeignet, seiner ohnehin traurigen Wohnung ein lachendes Ansehen zu geben. Wäre mindestens sein ehemaliger Gefährte noch da gewesen, um ihn zu trösten und seinen Muth aufzurichten!... Oefters wandte sich August, von der Gewohnheit getrieben, um, und suchte Bertrand in seiner Nähe; aber im Begriff, ihn zu rufen, erinnerte er sich seines Verlassenseins, und sein Herz blutete auf's Neue.

Er hatte einen Augenblick den Gedanken gehabt, in seine frühere Wohnung zu gehen und sich zu erkundigen, ob Strack etwa Bertrand gesehen habe und dieser in Paris sei; allein er verzichtete auf diesen Schritt, wenn er bedachte, daß er Bertrand bei dem alten Portier treffen könnte und weil er einem Menschen nicht

begegnen mochte, der sich durch seine Undankbarkeit der Sehnsucht nach ihm unwürdig gezeigt hatte.

In den Gedanken an Denise, in der Erinnerung an die süßen mit ihr verlebten Augenblicke suchte August seine traurige Lage zu vergessen. Er weiß wohl, daß er bei Denisen stets eine Zufluchtsstätte finden wird; allein er kann sich nicht entschließen, auf Kosten des jungen Mädchens zu leben. „Vielleicht," sagte er immer wieder zu sich, „war es nur aus Mitleid, daß sie mir ihre Hand anbot."

Nachdem August den andern Tag seinen alten Frack sorgfältig ausgebürstet und sein Elend möglichst zu verbergen gestrebt hatte, machte er sich auf den Weg, um seine Schuldner aufzusuchen. Die beiden ersten Gänge waren nicht glücklich: der Eine ist todt, der Andere nach Bordeaux abgereist, wo August ihn nicht aufsuchen kann. Bei einem Dritten war er glücklicher: es ist dies ein junger Mann, der gleich August stets dem Vergnügen lebte; er war gerade bei seiner zweiten Toilette, als sein Gläubiger bis zu ihm gelangte.

Mit einem armselig gekleideten Menschen macht man nicht viele Umstände, und der junge Mann, der Dalville nicht erkannte, fuhr in Anlegung seiner Halsbinde fort. „Was wollen Sie?" fragte er barsch.

„Zuerst Sie besuchen ... erkennt mich Leo nicht mehr?"

Verwundert, sich bei seinem Taufnamen nennen zu hören, warf der junge Mann einen verächtlichen Blick auf August. „Der Teufel soll mich holen," sagte er, „wenn ich Sie kenne: sollten je Beziehungen zwischen uns stattgefunden haben?"

„Ja, mein Herr, denn August Dalville hatte mehrmals Gelegenheit, Ihnen Dienste zu leisten."

„August Dalville!" rief der junge Mann, sich auf's Neue umdrehend aus, „wie, mein Lieber, Du bist's?"

„Ich selbst."

„O! nicht möglich! ... Du siehst aus wie ein Räuber! ... Kommst Du aus dem Gefängniß?"

„Nein, Gott sei Dank; obgleich sehr unglücklich, kam ich doch nie in den Fall, verhaftet zu werden."

„Hör' einmal, mein Lieber, deßhalb kann man doch ganz ehrlich sein ... ich war schon mehr als einmal in St. Pelagie, und werde wahrscheinlich wieder hinkommen ... Du armer August ... die verdammte Cravatte, ich komme nie damit zu Stande! ... und welcher Zufall führt Dich her, mein Freund? Man hat Dich schon seit hundert Jahren nirgends mehr gesehen."

„Es sind jetzt drei Jahre, daß ich Paris verlassen habe; ich war in Italien, in England ..."

„O Teufel! sage mir, ist es wahr, daß die Engländer ihre Halsbinden en groom anlegen?"

„Darnach fragte ich auf meinen Reisen nicht. Ich habe Dir schon gesagt, Leo, daß ich nicht glücklich bin; als ich reich war, nahmst Du mehr als einmal Zuflucht zu meiner Börse, ich habe Dir mehr als tausend Franken geliehen; die Hälfte dieser Summe wäre mir jetzt sehr nothwendig, und ich komme, Dich um diese Abschlagszahlung an meinem Guthaben zu bitten."

„Wahrlich, mein lieber August, Du wählst Deine Zeit sehr schlecht: Ich habe gestern Alles, was ich noch hatte, im Roulette verloren ... ich wollte mein Glück versuchen! ... Ich habe nichts mehr, und wenn ich heute nicht mindestens zehn Louisd'or auftreibe, um eine reizende Dame in's Boulogner Wäldchen zu führen, bin ich ein verlorener Mann ... ohne Zweifel wird dann meine Schöne mit einem Andern in's Gehölz gehen, und da siehst Du wohl ein... findest Du, daß meine Cravatte gut sitzt?"

„Leo, ich glaubte, Du habest ein besseres Herz ... Du willst zehn Louisd'or auftreiben, um Deine Schöne spazieren zu führen, und für mich, dem Du schuldig bist, der sich in einer traurigen Lage befindet, willst Du sie nicht auftreiben!"

„Ich sage Dir nicht, mein Lieber, daß ich sie nicht auftreiben wolle ... Komm' in einigen Tagen wieder, ich verspreche Dir, Alles, was ich im Spiel gewinne, für Dich auf die Seite zu legen ... Mein armer Dalville, auf Ehre, es thut mir herzlich leid ... nun, diese Schleife hält einmal schlecht, es ist zum Verzweifeln ... das stört die ganze Harmonie einer Toilette!..."

August verließ den jungen Gecken und wunderte sich, wie er früher die Gesellschaft eines Menschen habe suchen können, dessen Kopf eben so leer ist wie sein Herz. Er begab sich noch in die Wohnungen anderer Schuldner: die einen waren abwesend, die andern ausgezogen.

Von Müdigkeit erschöpft und mit geringen Hoffnungen auf glücklichern Erfolg für den andern Tag kam August nach Hause zurück. Mehrere Tage nacheinander lief er unablässig seinen Schuldnern nach; allein die Mehrzahl ist unauffindbar oder unsichtbar. Diejenigen, die er trifft, haben nie Geld, und es ist ihm unmöglich, des jungen Leo wieder habhaft zu werden. Eben so vergeblich suchte er die Wohnung des Marquis von Cligneval. Als er jedoch eines Tages nach Hause zurückkehrte, erblickte er den Herrn Marquis: August eilte auf ihn zu und hielt ihn an.

„Was wollen Sie von mir?" sagte Herr von Cligneval hochmüthig.

„Ich habe Etwas mit Ihnen zu sprechen, mein Herr."

„Ich kenne Sie nicht ..."

„Sie kennen mich nicht?" rief August wüthend aus und vertrat dem Marquis, der sich entfernen wollte, den Weg. Augusts Ton, das Feuer seiner Augen gaben ohne Zweifel dem Herrn von Cligneval das Gedächtniß wieder, der sich zu einem Lächeln zwingend wieder begann: „Ach, Verzeihung ... Millionen Mal Verzeihung! ... Herr Dalville ist's ... ich war so in Gedanken ... ich war gerade im Begriff, zum Essen zu gehen ... man erwartet mich und ..."

„Mein Herr,« seit langer Zeit sind Sie mir Geld schuldig, das Sie nur auf einige Tage von mir entlehnten."

„Ich Ihnen Geld schuldig? ... O! ich versichere Sie, da sind Sie im Irrthum."

„Wie, mein Herr?"

„O! erlauben Sie ... ich habe Sie bezahlt ... ich stehe Ihnen dafür, daß ich Sie bezahlt habe ... es ist schon lange her und deßhalb werden Sie es vergessen haben ..."

„Sie wagen es, zu behaupten ..."

„Mein lieber Freund, Sie verwechseln meine Schuld mit der eines Andern; ich habe Sie in der That bezahlt! ... Besinnen Sie sich ... Sie werden sich erinnern ... solche Dinge trügen, wenn man Vielen borgt ... man vergißt es, es ist gerade wie beim Boston: es gibt Leute, die immer zweimal den Satz verlangen ... leben Sie wohl! ... auf Wiedersehen! ich muß zu Tische."

Herr von Clignevаl war bereits weit. August stand versteinert über die Unverschämtheit seines Schuldners; was sollte er aber mit einem Menschen machen, der seine Schuld abläugnet und gegen den er keine Urkunden besitzt? Ihn beohrfeigen wäre mindestens eine Entschädigung, und doch würde man vor Gericht damit Unrecht erhalten.

Noch trauriger und niedergeschlagener kehrte August nach Hause zurück, und um das Maß seines Unglücks voll zu machen, haben Mattigkeit und Unruhe sein Blut entzundet. Ein Fieber verzehrt ihn; er liegt allein auf einem elenden Lager, und bald wird es ihm unmöglich sein, sich das zu Wiedererlangung seiner Gesundheit Nothwendige zu verschaffen.

Auf seinem Bette ausgestreckt, wo er den ganzen Tag zubrachte, suchte August den Schlummer, der seine Augenlider floh. Er litt sehr; nur mühsam vermochte er zu athmen, und fröhliche Töne störten die Stille seines einsamen Asyls. Die unter ihm

wohnende Person schien während der Arbeit zu singen, ihre Stimme drang durch den dünnen Bretterboden herauf, der sie von dem armen Kranken trennte, und auf seinem Schmerzenslager unterschied dieser von Zeit zu Zeit den Schlußreim eines Liedes oder eine Vaudeville-Arie. „Diese Leute," sagte er zu sich, „haben nicht das Fieber wie ich! ... Ach, in diesem Falle sollte man Philosoph sein; allein die Natur spricht lauter als die Philosophie."

Nach einer ruhelos verbrachten Nacht bemerkte der Unglückliche, den der Durst quälte, daß er kein Wasser mehr zu dessen Löschung habe. Er nahm alle seine Kräfte zusammen, raffte sich von seinem Bette auf und schleppte sich bis zur Pförtnerin, denn er wagte nicht, sich an seine Nachbarn zu wenden, und überdies befand er sich in seinem sechsten Stocke zwischen zwei Speichern allein. Bei Augusts Anblick rief die Pförtnerin: „Ach, Sie sind krank, mein Herr!"

„Ja, seit gestern leide ich sehr."

„Sie müssen sich pflegen, Sie dürfen nicht ausgehen."

„Ja, das wäre mir auch völlig unmöglich."

„Lassen Sie den Schlüssel an Ihrer Thüre stecken, mein Herr; ich werde diesen Abend nachsehen, ob Sie Etwas bedürfen."

August dankte der Pförtnerin, gewann mühsam seinen Speicher wieder und warf sich erschöpft auf sein Lager.

Die Pförtnerin schwatzte gerne wie alle ihres Gleichen, und bald wußten die Leute des Hauses, die sich in ihrer Loge zu schaffen machten, daß im sechsten Stock ein junger Mann von äußerst feinem Wesen wohne, der wahrscheinlich eine Brustentzündung bekommen werde.

Unter den Personen, die bei der Pförtnerin eintraten, befand sich auch die unterhalb des Kranken wohnende Sängerin: diese war keine andere als Virginie, welche mit allen ihren Thorheiten und Eroberungen ebensowenig das Glück hatte erhaschen können,

Ein leichtsinniges Leben raubt schnell die Frische der Haut, die Nachtwachen bilden Ringe um die Augen, Mühseligkeiten jeder Art schaden der Schönheit, und Schönheit war beinahe Virginiens einziger Reichthum; um was sie an Jahren zulegte, verminderte sich die Zahl ihrer Liebhaber. Das Alles war Schuld, daß man in einem sehr bescheidenen Gemache im fünften Stock des Marais wohnte, häufig seine Abende mit Arbeiten zubrachte, weil man nicht mehr für jeden Abend eine Lustpartie fand, und endlich, daß man während der Arbeit sang, weil man seine Heiterkeit und seine Stimme bewahrt hatte.

Virginie hatte ein gutes Herz: alle ihre Sünden entsprangen nur aus einem Uebermaß von Gefühl; allein es gibt Weiber, die nur Gefühl für das Vergnügen haben, Virginie aber fand auch noch welches für Unglückliche. Als sie hörte, daß über ihr ein junger Mann wohne, der krank und allein sei, sagte sie zu der Pförtnerin: „Haben Sie nach ihm gesehen, ob er nichts bedarf?"

„Noch bin ich nicht hinauf gegangen, weil ich meinen Topf am Feuer stehen habe, diesen Abend aber werde ich nachsehen."

„Nun ja, Sie sind auch ein braver Kauz! und wenn der arme Herr bis dahin schlimmer geworden ist? ... Ich will zu ihm gehen; es thut mir nur leid, daß ich das nicht früher erfahren habe, denn ich sang gestern den ganzen Abend, und wenn man das Fieber hat, ist man kein Freund von Rouladen; allein ich war bei Stimme, ich hätte die Armida singen können! ... ich werde meinen Nachbar besuchen ... Sie sagen, er sei jung?"

„Ja, gewiß, ein Mann von etwa neunundzwanzig Jahren."

„Der arme Junge! er ist vielleicht liebeskrank! ... Doch nein, darüber verlieren die Männer nie die Gesundheit ... ich bin begierig, ihn zu sehen ... übrigens ginge ich auch zu ihm, wenn er alt wäre; aber ein junger Mann ist natürlich verführerischer."

Virginie eilte flüchtigen Schritts und ohne sich in ihrer Wohnung aufzuhalten bis in den sechsten Stock; der Schlüssel stack in der Thüre von Augusts Kabinet. „Wenn man hier wohnt," sagte sich Virginie, „so ißt man im Januar keine grüne Erbsen!" Sie klopfte leise an die Thüre und rief: „Mein Herr, Ihre Nachbarin von unten ist da, um zu fragen, ob Sie Etwas bedürfen?"

Keine Antwort. Jetzt entschloß sie sich, leise die Thüre zu öffnen, trat in die schlechte Dachwohnung, neben welcher ihr Zimmer ein Palast ist, und nähert sich dem Bette des Kranken, dessen Fieber zugenommen hatte und der nicht mehr im Stande war, die Augen aufzuschlagen; sie beugte ihren Kopf zu ihm herab und stieß einen Schrei aus, als sie August erkannte.

Auf diesen Schrei öffnet der Kranke die Augen und versucht es, Virginien die Hand entgegenzustrecken, während sich diese auf ihn wirft, ihn zu wiederholten Malen küßt, den Schweiß von seiner Stirne trocknet und den Augenblick darauf sein Gesicht mit ihren Thränen benetzt. „Du bist's, August!" ruft sie, „Du, ach, mein Gott! . . . auf diesem Dachboden . . . auf diesem elenden Lager! . . . Mein armer Freund! . . . allein und krank! und ich wußte es nicht! Armer August! . . . und ich sang gestern, während er seufzte! . . . Ach, ich fühle, das erstickt mich . . . ich kann nicht mehr sprechen."

Virginie sah jedoch bald, daß ihre Thränen und Küsse nicht für den Kranken ausreichten, der ihr durch Zeichen bedeutete, daß ihn der Durst verzehre.

„Warte! . . . warte, mein Freund," sagte sie zu ihm, „ich will Dir zu trinken geben . . . ei! mein Gott! da ist nichts als Wasser! . . . aber das taugt nicht für Dich, das vermehrt das Fieber . . . ich eile fort . . . der Arzt muß auf der Stelle kommen . . . ich hole ihn . . . ich . . . werde nicht ungeduldig, mein Freund; o, ich bleibe nicht lange aus und von nun an wirst Du nicht mehr allein sein; ich verlasse Dich nicht mehr."

Damit eilte Virginie der Thüre zu, kam dann wieder zum Bett zurück, bedeckte den Kranken sorgfältig, machte ihm das Kopfkissen zurecht, sprang in größter Eilfertigkeit die Treppe hinab und kam beinahe athemlos bei der Pförtnerin an. „Ein Arzt! wo ist ein Arzt?“ rief sie dieser zu.

„Es gibt mehrere im Viertel ... ist der Herr kränker?“

„Seine Adresse, schnell!“

„Die Adresse eines Arztes? ... Erstlich haben wir einen in der Straße ... dort unten neben der Obsthändlerin; ferner einen, der mir zur Ader gelassen hat ... aber ...“

Virginie hörte nicht mehr auf die Pförtnerin; schon ist sie bei der angegebenen Adresse, steigt zu dem Arzt hinauf und beschwört ihn, auf der Stelle einen Kranken zu besuchen, mit jenem Ausdruck der Stimme, den die Frauen allein anzunehmen wissen, wenn es sich um den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit handelt. Der Arzt antwortete nicht, sondern griff nach seinem Hut, was besser war, und folgte Virginien zu August; beinahe eben so schnell wie sie war er die sechs Stockwerke oben und trat in die armselige Wohnung, ohne, wie es schien, etwas Anderes als den Kranken zu bemerken. Ehre den Männern, die ihr Leben dem Heile der Menschheit weihen und denselben Eifer für den Armen wie für den Reichen zeigen! Ihre Zahl ist groß, und wenn Molière zu seiner Zeit über die Aerzte scherzte, so wäre er ohne Zweifel in unsern Tagen der Erste, der ihnen Gerechtigkeit widerfahren ließe.

Voll Unruhe betrachtete Virginie das Gesicht des Doctors, während er den Puls des Kranken fühlte. Die Augen des Arztes verkündeten nichts Gutes; August dagegen, für Alles, was um ihn her vorging, gleichgültig, schien nichts zu sehen und nichts zu hören.

„Nun, mein Herr?“ fragte endlich Virginie.

„Der junge Mann befindet sich schlimm: das Fieber ist

stark . . . und Alles deutet noch auf Zunahme desselben; bei großer Sorgfalt hoffe ich indeß, daß wir ihn retten."

„Ach, mein Herr, ich bitte Sie, versäumen Sie nichts."

„Aber hier ist er nicht gut . . . der enge Raum dieses Cabinets, die wenige Luft, die er hier einathmet . . . die Glut der auf die Dächer fallenden Sonne, welche diese Mansarden brennend heiß macht . . . All das bewirkt, daß dieser Aufenthalt sehr ungesund ist."

„Ach, gleich heute soll er diesen Speicher verlassen . . . er soll, so lange er krank ist, mein Zimmer bewohnen: es ist gerade hier unten . . . dort läge er weit besser, wenigstens ist es größer und man kann sich darin umdrehen. Er wäre bereits dort, wenn ich allein ihn dahin bringen könnte . . . wollten Sie wohl so gütig sein und mir helfen, mein Herr, so wäre es bald geschehen."

„Versuchen wir es, Mademoiselle."

Damit trat der Arzt dem Lager näher, faßte die eine Seite der einzigen, auf dem Strohsack liegenden Matratze, Virginie die andere, und so trugen sie zusammen August in den untern Stock und legten ihn auf das einzige im Zimmer befindliche Bett nieder.

„Wo werden aber Sie schlafen, Mademoiselle?" fragte der Arzt Virginie.

„O, mein Herr, das kümmert mich wenig . . . ich werde den Strohsack von oben herunter holen; überdies werde ich, so lange er krank ist, wenig Lust zu schlafen haben."

Der Arzt sah sie auf's Neue an, schrieb dann ein Recept und entfernte sich mit dem Versprechen, morgen mit dem Frühesten wieder zu kommen.

Als Virginie allein war, suchte sie das Recept zu entziffern. „Gott, wie schlecht schreiben unsere Aerzte!" sagte sie, „gerade wie Katzen! Sirup von . . . Aufguß von . . . gleichviel, der

Apotheker wird's verstehen . . . so viel ist klar, daß man Sirup, Heiltränke . . . folglich Geld braucht. Armer August! ich bin überzeugt, daß er keines hat! . . . ich habe auch keines! das macht aber nichts: ich muß welches auftreiben. So lange er reich war, hat er mir oft genug gegeben! . . . Holen wir das Nöthige schnell herbei."

Virginie nahm ihre Börse und kaufte, was zu dem vom Doctor verordneten Trank nöthig war. Sie hielt sich nicht mit Schwatzen bei der Pförtnerin auf, sondern eilte zurück, den Kranken zu pflegen. Augusts Fieber hatte sich inzwischen bis zum Delirium gesteigert; er kannte sie nicht mehr und schien viel schlimmer. Virginie verdoppelte ihren Eifer und ihre Sorgfalt. Nicht ohne Mühe brachte sie es dahin, ihm den verordneten Trank eingeben zu können; die ganze Nacht genoß sie keinen Augenblick der Ruhe. Unablässig vor dem Bette des Kranken verließ sie dasselbe nur, um zu ihrer Arbeit zurückzukehren; sie war Weißnähterin geworden, denn, seit die Lustpartien weniger wurden, sah sie ein, daß zum Leben nicht bloß schöne Augen und ein holdes Lächeln gehören. Diese Arbeit brachte ihr wenig ein; seit sie jedoch August zu pflegen hatte, machte sie sich mit verdoppeltem Eifer daran.

Während der Arbeit blickte Virginie öfters auf den Kranken und sagte zu sich: „Der arme Junge! . . . es scheint, seine Reisen waren nicht glücklich; doch wie kommt es, daß der brave Bertrand nicht bei ihm ist? Bertrand muß todt sein, sonst wäre er bei August . . . das war ein Freund, nicht wie jene Laffen, welche ihn betrogen . . . und Denise, die ihn so sehr liebt! . . . wenn sie wüßte, daß er in diesem Zustand ist! Wenn ich ihr schriebe . . . doch nein, das könnte August erzürnen; er hat sie vielleicht wiedergesehen, sie haben sich vielleicht entzweit! . . . man kann nicht wissen! . . . zuerst muß er gesund sein, nachher soll er mir seine Abenteuer erzählen."

Der Doctor war pünktlich am nächsten Morgen; noch kann er sich nicht bestimmt über den Kranken ausdrücken, allein er

verspricht, auf den Abend wiederzukommen und empfiehlt Virginien dieselbe Sorgfalt.

Drei Tage lang schwebte August in größter Lebensgefahr. Der Doctor war nicht sparsam mit seinen Besuchen, und Virginie handelte genau nach seinen Vorschriften. Aber gegen den Abend des dritten Tages hatte sie kein Geld mehr in ihrem Beutel und keine Arbeit vollendet, die sie hätte abgeben können. Sie brauchte indeß Geld zu tausend dem Kranken nothwendigen Dingen! Aber Virginie kommt nie in Verlegenheit: sie macht ihre Bracelets und Ohrenringe los, das einzige Geschmeide, das ihr aus den Zeiten ihres früheren Glanzes geblieben war, und eilt damit zu einem Juwelier, dem sie solche eben so heitern Sinnes verkauft, als ginge sie in eine feine Abendgesellschaft.

Virginiens und des Arztes Sorgfalt waren nicht fruchtlos: am vierten Tage befand sich August besser; das Delirium war vorüber, und zu seiner Verwunderung sah er sich in einem ihm unbekannten Zimmer. Er drückte Virginien die Hand und wollte sprechen, allein der Doctor hat Ruhe empfohlen, und Virginie sagt zu August: „Sei still, warte mit dem Reden, bis Du wieder hergestellt bist; inzwischen kümmere Dich um nichts; Du bist bei mir und ich werde Dich eben so gut pflegen, als wenn Du zwölf Mohren hättest; Alles, was ich von Dir verlange, ist, daß Du Deinen Trank gut schluckst und Dir den Himmel voll Baßgeigen denkst. Wenn Du Dich dann noch besser befindest, so singe ich Dir was Du immer willst, ich tanze sogar, wenn es Dir Freude macht, um Dir Deine Heiterkeit wieder zu geben.“

August lächelte und schwieg. Die Besserung hielt an, aber die völlige Wiedergenesung erforderte voraussichtlich längere Zeit, und da man für einen Kranken unablässig tausenderlei Dinge bedarf, so war das Geld für das Geschmeide bald zu Ende. Jetzt untersuchte Virginie, während August schlief, ihre Garderobe, um das Ueberflüssige auszuscheiden; streng genommen hatte sie eigent-

lich jetzt schon nur das Nothwendige. Doch fand sie noch Verschiedenes, das sie zusammen packte, indem sie zu sich sagte: „Damit schaffe ich mir eine Menge altes Zeug vom Halse, welches mich schon lange belästigte," und das Paket wanderte den Schmucksachen nach.

Als August etwas mehr Kräfte erlangt hatte, konnte er Virginien sein Abenteuer erzählen. Bei der Nachricht, daß Bertrand seinen Herrn freiwillig verlassen habe, ließ sie eine Tasse Thee, den sie August geben wollte, aus der Hand fallen, indem sie ausrief: „Die Arme versagen mir! dieser Bertrand, den ich für werth hielt, nach seinem Tode ausgestopft zu werden!... für einen wahren Pudel von Treue! ... Da traue man noch den Menschen!... Lieber Freund, ich glaube, daß das englische Bier alle seine Gefühle verändert hat!"

Als jedoch August von seinem Aufenthalt bei Denisen erzählte, unterbrach ihn Virginie, um ihm den Kummer der Kleinen und ihre Verzweiflung bei der Nachricht von seiner Abreise, kurz ihre ganze Liebe für ihn zu beschreiben. „Wäre es möglich," sagte August, „sie liebt mich wirklich!... sie hat mich also nicht betrogen! ... Also nicht aus Mitleid nur bot sie mir ihre Hand?"

„Wie, ob sie Dich liebt?... Sie betet Sie an, mein Herr; die arme Kleine dauert mich herzlich ... sie weinte so sehr! ... Aber die Männer sind einzig! liebt man sie, so wundert sie das; liebt man sie nicht, so wundert sie das wieder."

„Ach, Virginie, welche Freude Du mir verursachst! ...."

„Dann mache, daß Du bald gesund wirst und tröste die arme Denisen"

„O nein! ... ich werde nicht zu ihr gehen."

„Wie, Sie wollen nicht zu ihr gehen? und wissen doch, daß sie Sie liebt, wegen ihrer Abwesenheit untröstlich ist, das wäre sonderbar!"

„Ich bin im Elend und kann ihre Hand nicht annehmen."

„Mein guter Freund, das ist eine Delikatesse, die aller Vernunft entbehrt. Wenn uns die Leute recht innig lieben, so gehört das, was sie haben, auch uns, und wenn sich heute ein Prinz in mich verliebte, so würde ich, obgleich ich auch nichts habe, doch nicht die mindeste Schwierigkeit machen, ihn zu heirathen."

August schwieg und Virginie sprach nicht mehr mit ihm über eine Sache, die ihm Kummer zu machen schien. Damit der Kranke wieder zu Kräften komme, bedarf er jetzt keiner Arzneien mehr, sondern alten Weines, guter Fleischbrühen, die ihm der Arzt verordnet; dazu aber gehört Geld, und Virginie suchte umsonst welches in ihren Schubladen; sie entschloß sich daher, einen Shawl zu verkaufen, der ihr schönster Putz war und den sie beinahe nie ablegte.

August sah indeß wohl, wie viel er Virginien koste; sein Kummer darüber war seiner Wiedergenesung gleichfalls hinderlich. Er sah, wie sie unermüdlich arbeitete, ja einen Theil der Nächte darüber hinbrachte; seufzend sprach er dann zu sich selbst: „Meinetwegen arbeitet sie sich beinahe zu Tode . . . und ich werde so viele Plage und Sorgfalt nicht einmal vergelten können! . . ."

Bei Virginiens Zurückkunft von dem Verkauf des letzten Gegenstandes von Werth, der ihr geblieben war, bemerkte August, daß sie den gewohnten Shawl nicht mehr trug; mit schwacher Stimme redete er sie an: „Woher kommen Sie, Virginie?"

„Ich war ein wenig spazieren, um frische Luft zu schöpfen . . . ich sah, daß Du schliefst und mich nicht brauchtest."

„Warum haben Sie denn Ihren Shawl nicht um?"

„Meinen Shawl? . . . Ich habe ihn nicht angezogen, weil es zu warm ist."

„Sie hatten ihn doch beim Ausgehen."

„Ich hatte ihn . . . die Wahrheit zu gestehen, ich habe ihn einer Freundin geliehen, die diesen Abend in große Gesellschaft geht: . . aber sie wird mir ihn wiederbringen."

„Virginie, Sie hintergehen mich."

„Nein, mein Herr, ich hintergehe Sie nicht."

„Ich koste Sie viel ... und um mich zu pflegen, damit es mir an Nichts fehle, berauben Sie sich Alles; verkaufen Sie Ihre Habe!"

„Was sind das für Einfälle, Herr August? ich beraube mich Alles! Ich beraube mich gar Nichts, verstehen Sie mich, mein Herr; wer hat Ihnen gesagt, daß ich nicht mein gutes Auskommen, daß ich nichts Erspartes habe?"

„Und Du arbeitest einen Theil der Nacht hindurch!"

„Zu meinem Vergnügen und weil ich nicht gerne schlafe. Uebrigens fehlt es mir an nichts ... ich hatte Moneten und es steht mir frei, sie auszugeben! ... Mir sagen: er genire mich; pfui! wie garstig! Wie oft hat er mir ausgeholfen und will jetzt böse sein, weil ich ihn pflege! ... Nein, das geht nicht; oder möchte der Herr vielleicht lieber, daß eine Andere dies thäte. Wenn Sie noch einmal solche Dummheiten sagen, so werfe ich meinen Fleischtopf zum Fenster hinaus. Was meinen Shawl betrifft, so ist es wahr, daß ich ihn nicht mehr habe, aber er gefiel mir nicht mehr: erstlich ist die Farbe nicht mehr Mode, dann mag ich keine Rosen mehr, das gehört nicht zum guten Geschmack."

August sagte nichts weiter, er seufzte nur, drückte Virginien die Hand, und diese stellte sich lustiger als je und trillerte den ganzen Tag, um ihm zu beweisen, daß sie ihren Shawl keineswegs vermisse.

Der Arzt, der seine Besuche fortsetzte, fand jetzt seinen Kranken weit besser, sagte Virginie viel Schmeichelhaftes über ihre gute Pflege und Wartung, und diese bat ihn, obgleich sie nicht wußte, wie sie ihn bezahlen sollte, ihr zu sagen, was er anzusprechen habe. Doch der Doctor entgegnete ihr, daß er sich höher hinauf als bis zum vierten Stock nie bezahlen lasse, und entzog sich Augusts und Virginiens Danksagung dadurch, daß er

dem Genesenden auf's Neue Schonung empfahl, und daß er nicht ausgehen möge, ehe seine Kräfte wieder hergestellt seien.

„Ein braver Mann, ein wahrer Ehrenmann," rief Virginie aus, als der Doctor wegging. „Schön ist er nicht, man kann durchaus nicht sagen, daß er schön sei . . . eines seiner Augen ist sogar kleiner als das andere, aber ich fühlte doch etwas wie Liebe über mich kommen, als ich sah, mit welcher Sorgfalt er Dich behandelte."

August lächelte; Virginiens Reden brachten häufig wieder Heiterkeit in seine Blicke zurück. Wenn er jedoch an seine Lage dachte, umwölkte sich seine Stirne und er seufzte, aller Bemühungen seiner Wärterin zum Trotz, die ihm beständig wiederholte: „So viel seufztest Du nicht einmal, als Du mir den Hof machtest."

August möchte bereits aufstehen und ausgehen; allein dazu gebricht ihm noch die Kraft, und doch gab ihm Virginie Alles, was der Arzt verschrieb; aber die Genesung zog sich in die Länge, und ungeachtet Virginie ihren Patienten täglich versicherte, er möge sich um nichts bekümmern, sie habe noch Geld auf lange hinaus, gewahrte sie eines Morgens, daß ihr nichts mehr von dem Erlös ihres Shawls übrig war.

Zudem hatte der Doctor, der am vorigen Abend wieder gekommen war, gesagt, der Kranke dürfe ein Huhn essen, und Virginie, die weder in ihren Schubladen, noch in ihrem Beutel Etwas fand, sagte leise vor sich hin: „Gleichviel, der Doctor hat gesagt, er dürfe ein Huhn essen und ich will, daß er heute eines esse! Ich habe gut suchen . . . nichts, aus dem man Geld herausklopfen kann . . . nicht um eine Lerche davon zu kaufen . . . und meine Arbeit wird erst übermorgen fertig! Um so schlimmer! . . . und wenn ich mich selbst in Versatz geben müßte, ein Huhn muß heute her."

Damit setzte Virginie ihren Hut auf, zog ihr kleines Halstuch an, das an die Stelle des großen Shawls getreten war und ging,

den noch schlafenden August allein lassend, leise aus ihrem Zimmer mit dem Vorsatz: „Ohne ein Huhn komme ich nicht nach Hause."

Einunddreißigstes Kapitel.

Der, den man erwarten durfte; Rückkehr in's Dorf.

Virginie ging, ohne gerade zu wissen, wohin sie sich wenden wollte; sie besann sich, wer ihr wohl einen Gefallen erweisen könnte; aber das Gedächtniß verläßt uns häufig, wenn man den Namen eines wahren Freundes von ihm zu wissen begehrt. Wäre Cäsarine noch in Paris gewesen, so würde Virginie, die Güte ihres Herzens kennend, ohne Anstand zu ihr gegangen sein; allein Cäsarine war gerade hinter ihrem Theodor her, der die Hauptstadt verlassen hatte, und die Verfolgung des lieben Theodors führte sie sehr weit ab.

Virginiens übrige Bekanntschaften boten ihr zu wenig Hoffnung auf Erfolg, und an mehrere derselben hätte sie sich keinesfalls wenden mögen. Uebrigens war der Schluß jeder Betrachtung, die sie anstellte, immer: „Ich muß ein Huhn für August haben, und ich werde eines erhalten; wie ich dazu komme, weiß ich zwar noch nicht . . . aber so oft ich mir Etwas in den Kopf gesetzt habe, ist es mir stets gelungen, und es handelte sich häufig um interessantere Dinge als ein Huhn; es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich mit einem elenden Stück Geflügel durchfiele!"

Vor den Läden der Geflügelhändler und Garköche blieb sie stehen, ging hin und her, zerbrach sich den Kopf, fand aber kein Geld darin und stieß tiefe Seufzer aus beim Anblick eines Huhns, womit sie ihren Reconvalescenten gerne regalirt hätte.

Die drollige Miene Virginiens, deren anständige Kleidung

keine Noth andeutete, und die Augen, die sie auf die gebratenen Hühner warf, zwangen den Vorübergehenden, die in der Aufregung der Grisette nur ein leckeres Gelüste sahen, zuweilen ein Lächeln ab; Virginie aber, wenn sie die Gaffer lächeln sah, brummte zwischen den Zähnen: „Die Dummköpfe! . . . mögen sie mir unter die Nase lachen . . . was kümmert's mich? Es ist doch keiner so galant, mir ein Huhn anzubieten! . . . die Männer werden von Tag zu Tag weniger liebenswürdig."

Seit zehn Minuten drehte und wendete sich Virginie vor der Bude eines Garkochs hin und her; nebenan befand sich der Laden einer Tabuletkrämerin. Virginie hatte die Besitzerin des Ladens nicht bemerkt, weil sie nur nach den jungen Hühnern schielte, aber die Tabuletkrämerin hatte durch ihren mit Handschuhen, Schnüren und Bändern behängten Auslegekasten hindurch Virginien wahrgenommen, deren sonderbare Miene in der That die Neugier erregen mußte. Die Frauen haben einen Gefühlsinstinkt, der sie augenblicklich eine Sache begreifen läßt, welche zu errathen die Männer eine Stunde brauchen würden, ja die sie häufig gar nicht errathen. Die junge Tabuletkrämerin las in den Augen Virginiens, daß es nicht ein Gelüste der Leckerhaftigkeit war, was diese in Betrachtung vor den Waaren ihres Nachbars gefesselt hielt; sie ging daher durch die Hinterthüre des Ladens in den Hof, den sie mit dem Garkoch gemeinschaftlich hatte, trat bei diesem ein, ließ sich ein schönes, fettes Huhn geben, umwickelte es gut mit Papier und kehrte auf demselben Wege in ihren Laden zurück. Hierauf stellte sie sich unter ihre Thüre und blickte Virginien an, ohne zu wissen, wie sie dieser ihr Geschenk anbieten sollte. Virginie verweilte einige Zeit, ohne der jungen Händlerin Aufmerksamkeit zu schenken; diese blickte sie indeß mit so ausdrucksvoller Miene an und schien so große Lust zu haben, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, daß Virginie ihr näher trat.

Sogleich sagte die junge Tabuletkrämerin ganz leise und über

und über erröthend zu ihr: „Sie haben ohne Zweifel Ihre Börse vergessen, Madame ... wenn Sie mir erlauben wollen, Ihnen dieses anzubieten ..."

Und zu gleicher Zeit schob sie Virginien das Huhn unter den Arm, zitternd, als habe sie eine Dummheit begangen; allein man zittert öfters noch stärker, bei Ausübung einer guten Handlung. Virginie vermochte der jungen Frau nur die Hand zu drücken. „Sie haben mich errathen," sagte sie zu ihr; „ach! wenn Sie wüßten, welches Vergnügen Sie mir machen . . . wenn Sie wüßten, warum ich . . . doch Sie werden mich wiedersehen. . . ich werde wiederkommen, um Ihnen zu danken und mich meiner Schuld zu entledigen."

„Ja, ja, Madame ..." sagte die junge Frau und war bereits ganz verwirrt in ihren Laden zurückgetreten, während Virginie, leicht wie ein Vogel, mit ihrem Huhn unter dem Arm heitern Sinnes den Rückweg nach ihrer Wohnung einschlug. „Ich wußte wohl," dachte sie, „daß ich eines erhalten würde ... die Hoffnung verläßt mich nie! ..."

Das Huhn war indeß noch nicht bis zu August gelangt. Bei der Wendung einer Straße stieß Virginie, die wahrscheinlich jetzt nur noch auf ihre Füße sah, mit einem Manne plötzlich so heftig zusammen, daß das Geflügel auf das Pflaster rollte. „Verfluchter Dummkopf!" rief Virginie und bückte sich, um das Huhn wieder aufzuheben. Aber diese Stimme fiel dem Manne, von dem sie den Stoß erhalten, und der eine leichte Entschuldigung stotternd, seinen Weg fortsetzen wollte, auf. Er blieb stehen, kam wieder einige Schritte zurück und rief: „Ei, ei! ... tausend Bajonette! . . . Das ist ja Mamselle Virginie . . . Ha, Donnerwetter! sie wird mir vielleicht Nachricht von ihm geben können."

„Wahrhaftig! ... und das ist ja Bertrand! ..." rief nun Virginie ihrerseits, den alten Corporal ebenfalls erkennend, aus,

„der brave Ber.... ach! was sage ich da ... ein Abscheulicher, ein Undankbarer, ein schlechtes Herz ist er, ich mag ihn nicht mehr. Lassen Sie mich mein Huhn heimtragen ... halten Sie mich nicht auf, mein Herr."

„Ob Sie mich mögen oder nicht, Mamsell, darum handelt es sich in diesem Augenblicke nicht. Ein Wort, wenn's beliebt: haben Sie ihn gesehen, wissen Sie, wo er ist ... was aus ihm geworden ist? ..."

„Wer?"

„Ei! zum Teufel, mein Herr Lieutenant, Herr August!"

„Nun, das gefällt mir! ob ich wisse, wo er ist ... diese Frage! ... und, seit vierzehn Tagen wohnt er in meinem Zimmer."

„Er ist bei Ihnen? ... Nun, dann habe ich ihn wieder gefunden! ... ich werde ihn wiedersehen!"

In seiner Freude drückte Bertrand Virginie heftig in seine Arme und warf das arme Huhn nochmals zu Boden, das diesmal bis in die Gosse rollte. Virginie war nahe daran, zu weinen. „Wollen Sie mich in Ruhe lassen! ..." rief sie, „das Huhn ist für August, und nachdem ich es mich so viele Mühe kosten ließ, es zu erhalten, sind Sie Schuld, daß er es nicht mehr wird essen können!"

„Ah! ... weinen Sie nicht ... ich kaufe Ihnen andere, zehn, zwanzig Hühner ... einen Ochsen, wenn Sie wollen!... Aber um Gotteswillen, führen Sie mich recht schnell zu meinem Herrn Lieutenant ... es drängt mich, ihn zu umarmen!"

„Wie! Sie lieben ihn also doch noch?"

„Ob ich ihn liebe! ... Wer hat an meiner Anhänglichkeit, an meiner Ergebenheit für seine Person zweifeln können?"

„Sie haben ihn also in England nicht absichtlich verlassen?"

„Verlassen! ... Wenn es geschah, um ihm zu dienen ... ihm wieder Glück zu bringen?"

„Ach! Sie armer Bertrand! ... ich war vollkommen überzeugt, daß Sie stets ein braver Mensch geblieben! ... Kommen Sie, mein kleiner Mann, kommen Sie schnell zu August; ach! wie vergnügt wird er sein, wenn er erfährt, daß Sie noch immer seiner Freundschaft würdig sind.“

Virginie und Bertrand schritten der Rue de Berry zu. Unterwegs unterrichtete Erstere den alten Soldaten von Augusts Elend und seiner eben erst überstandenen schweren Krankheit. Bei Anhörung der Einzelheiten trocknete sich Bertrand öfters die Augen und rief: „Donnerwetter! warum habe ich ihn nicht früher getroffen! ... allein ich bin erst seit vorgestern wieder in Paris und war schon im Begriffe, morgen nach Montfermeil zu gehen, in der Hoffnung, dort glücklicher zu sein als hier, wo wir, Strack und ich, seit zwei Tagen alle Stadtviertel durchstreiften, ohne meinen Herrn Lieutenant entdecken zu können.“

Auf der Treppe in Virginiens Hause angelangt, war Bertrand so bewegt, als sollte er einen verlorenen Sohn wiedersehen, und Virginie sagte zu ihm: „Sie dürfen sich nicht sogleich vor August zeigen; er ist noch sehr schwach, und Ihre Gegenwart könnte ihm eine zu starke Gemüthsbewegung verursachen ... Sie verstehen mich, Bertrand?“

„Ja, Mamselle.“

„Ich will zuerst hinein gehen und August allmählig vorbereiten, dann werde ich Ihnen ein Zeichen geben.“

„Recht, Mamselle, ich will inzwischen in einem andern Zimmer warten.“

„Das geht nicht, da ich nur ein einziges habe ... warten Sie auf dem Gange ... ich lasse die Thüre angelehnt.“

„Sehr gut, aber lassen Sie mich nicht zu lange auf das Zeichen warten, denn ich brenne vor Verlangen, ihn in meine Arme zu schließen.“

Man war an Virginiens Thüre angekommen, sie ließ sie

halb offen und trat ein; Bertrand schmiegte sich fest an die Thüre an und wagte kaum zu athmen. August war aufgestanden und saß an einem Fenster, ungeduldig der Rückkunft Virginiens harrend, deren lange Abwesenheit ihn beunruhigte.

„Hier bin ich, mein Freund," sagte Virginie beim Eintritt in ihr Zimmer und ging eben so verlegen um August herum, als vorhin um die Bude des Garkochs. „Hier bin ich, ich war etwas lange aus ... allein ich ... es ist mir etwas begegnet, das weit besser ist als ein Huhn."

„Es ist Dir etwas begegnet?"

„Ja ... ich habe Jemanden getroffen ... Jemand der..."

Ehe Virginie wußte, was sie sagen wollte, stieß Bertrand, der sich nicht länger zurückhalten konnte, die Thüre vollends auf, stürzte auf August zu und drückte ihn fest in seine Arme. „Ich bin's, Donnerwetter!" rief er, „ich bin's ... ich kann nicht länger versteckt bleiben, ich muß ihn umarmen."

Eine Weile hielten sich August und Bertrand fest umschlungen, und Virginie rief:

„Jetzt seht! ... er konnte nicht einmal warten, bis ich ihm das Zeichen gab; das wird August schaden."

„Nein," sagte der Genesende, „nein, das Glück schadet nicht ... mein armer Freund! ... Du bist also zurück!"

„Und Sie konnten glauben, ich hätte Sie verlassen?" entgegnete Bertrand, Augusts Hand ergreifend; „Sie zweifelten an dem Herzen Ihres alten Gefährten, Ihres treuen Dieners ... nun, ich gestehe, mein schleuniges Verschwinden mußte Sie überraschen ... wenn Sie jedoch erfahren ..."

„Du bist da, Bertrand, Alles ist vergessen! ..."

„O! hören Sie mich zuerst, und Sie werden dann sehen, ob ich mich schlecht aufgeführt habe. Sie erinnern sich, daß ich Sie in einem Zimmer der Dorfschenke ließ, wo wir gefrühstückt hatten. Ich bezahlte eben unsere Zeche, als ich, über den Hof

gehend, einen Menschen erblickte, dessen Gesicht mir auffiel, und den ich auf der Stelle als unsern Betrüger Destival erkannte."

„Destival! ..." rief August.

„Dein Dieb! ..." sagte Virginie.

„In dem Moment, wo ich ihn erblickte, stieg er in die Postchaise. Mich hatte er nicht sehen können, aber der Wagen war abgefahren, ehe ich mich von meinem Erstaunen erholen konnte. Jetzt lief ich, ohne mir Zeit zu nehmen, Sie von meinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen, und da ich aus Furcht, unser Mann möchte uns entkommen, keine Minute verlieren wollte, nach dem Stall, sattelte mein Pferd, stieg auf und ritt im größten Galopp davon, um auf der Spur unseres Schurken zu bleiben. Ich holte die Postchaise bald ein; allein ich wußte, daß es im fremden Lande nicht leicht sein würde, unsern Schuft zu einer Herausgabe zu bringen, und daß ich nur durch mich selbst Gerechtigkeit erwarten dürfe. Ich folgte daher dem Wagen, indem ich einen günstigen Augenblick abwartete, um meinen Mann unter vier Augen sprechen zu können. Zwei Tage lang spannte der verfluchte Wagen nur um; am dritten endlich hielt man in einem kleinen Flecken im Posthause an, und mein Spitzbube, der ohne Zweifel der Ruhe bedurfte, stieg aus und trat in die Herberge, ich unverweilt ihm nach und verlangte den eben angekommenen Fremden zu sprechen. Man wies mir sein Zimmer. Ich ging hinauf, trat ein und begann damit, mich mit unserem Manne einzuschließen, der bei meinem Anblick beinahe ohnmächtig in einen Lehnstuhl sank. Ich gehe auf ihn zu, nehme ihn beim Arm und sage ihm: „Sie sind ein Dieb, Sie haben meinen Herrn zu Grunde gerichtet, aber Sie sollen Niemand mehr zu Grunde richten. Ich habe Sie früher den Gebrauch des Feuergewehrs gelehrt, wir wollen jetzt sehen, ob Sie sich meiner Lectionen noch erinnern ... hier sind zwei Pistolen, nehmen Sie eine davon ... in diesem Zimmer geht es recht gut... vier Schritte Entfernung reichen hin, wenn man einander nicht fehlen

will; vorwärts.“ Aber statt die dargebotene Pistole zu ergreifen, fällt der Elende vor mir auf die Kniee und bittet um Gnade. Ich fordere Ihr Vermögen zurück. Da zieht er eine Brieftasche heraus, läßt mich für hundertundsechszigtausend Franken französische Bankbillets sehen und schwört mir, das sei Alles, was ihm von seinem Raub in Paris noch übrig geblieben. Ich denke, Etwas sei besser, als nichts, und daß es nöthiger sei, Ihnen das Geld zuzustellen, als unsern Spitzbuben umzubringen: ich nehme die Brieftasche und gehe, den Schurken mehr todt als lebendig zurucklassend, aus dem Zimmer, wo ich ihn einschließe, steige auf's Pferd und sprenge im größten Galopp nach dem Orte zurück, wo ich Sie verlassen hatte. Bei meiner Ankunft fällt mein Pferd aus übergroßer Anstrengung todt nieder, Sie aber finde ich nicht mehr. Ich eile nach allen Richtungen hin: nirgends kann ich Nachricht über Sie erhalten; jetzt schlage ich den Weg nach Schottland ein, wohin wir zu reisen gedachten. Drei Wochen streife ich überall umher und besuche jeden, selbst den unbedeutendsten Flecken, bin indeß nicht glücklicher; endlich entschließe ich mich, nach Frankreich zurückzukehren, und vorgestern kam ich in Paris an. Meine erste Sorge war, Strack auszufragen: er hatte Sie nicht gesehen, wußte die Adresse von Mamselle nicht, und so suchten wir von Straße zu Straße nach, um Sie zu entdecken ... doch hier sind Sie ... ich habe Sie wieder gefunden! ... Ich kann Ihnen nun übergeben, was ich noch von Ihrem Vermögen gerettet habe ... So habe ich mich aufgeführt, Herr Lieutenant; sind Sie mir noch böse?“

Statt aller Antwort drückte August den alten Freund an sein Herz; dieser bot ihm die Brieftasche, während Virginie im Zimmer umhersprang, mit Sesseln und Stühlen tanzte, ihre Haube in die Höhe warf und ausrief: „Es lebe Bertrand! ... August ist nicht mehr arm! ... jetzt wollen wir uns hübsch lustig machen!“

Als der erste Freudentaumel vorüber war, erzählte August

Bertrand seine Begegnisse seit ihrer Trennung, und verbarg ihm nicht das Elend, in das er gerathen war, als Virginie in seiner Dachkammer zu ihm kam. Er theilte ihm mit, was sie für ihn gethan: ihre Arbeit, ihre Nachtwachen, alle die Opfer, die sie ihm täglich gebracht hatte, um ihn mit dem Nothwendigen zu versehen.

Während dieser Erzählung wollte Virginie August Schweigen auferlegen. „Es ist nicht wahr," sagte sie, „er sagt viel zu viel, glauben Sie es nicht, Bertrand, und wenn ich auch das Alles gethan habe, so geschah es wahrscheinlich, weil es mir Vergnügen machte."

Doch Bertrand, der Augusts Erzählung nicht ohne Rührung anhören konnte, eilte auf Virginie zu, riß sie in seine Arme und küßte sie mit den Worten: „So ist's recht! so ist's recht!"

„Ja, aber Sie drücken mich zu stark, Bertrand."

Die düstern Gedanken haben denen der Freude und des Glückes Platz gemacht; nicht mehr mit Seufzen dachte jetzt August an Denise. Schon möchte er bei ihr sein; er brannte vor Verlangen, sie wiederzusehen, ihre Liebe zu belohnen, denn nach Allem, was ihm Virginie gesagt hatte, zweifelte er nicht mehr an dem für ihn in Liebe glühenden Herzen des jungen Landmädchens. Er konnte indeß nicht augenblicklich nach Montfermeil abreisen; da aber das Glück schnell wieder zur Gesundheit verhilft, so war August in zwei Tagen, die man in herrlichen Planen für die Zukunft und bedeutenden Einkäufen für die Gegenwart verbrachte, im Stande, das Zimmer zu verlassen. Ehe er in's Dorf ging, von wo er nicht sobald wieder nach Paris zurückzukommen gedachte, wollte August seine Angelegenheiten ordnen: er besuchte deßhalb seinen früheren Notar und übertrug demselben die zweckmäßige Anlage seiner Kapitalien, von denen er nur so viel behielt, als er zur Ausführung seiner Plane gerade bedurfte. August wollte Virginiens Zukunft sichern; seit sie nicht mehr so jung war,

wünschte sie sich ein kleines Etablissement. Bertrand miethete ihr einen Laden; August versah denselben mit einem Vorrath von Stickereien und Modeartikeln, und so war denn Virginie als Weißzeughändlerin etablirt; stolz setzte sie sich hinter ihren Ladentisch und ließ über ihrer Thüre einen Aushängeschild anbringen mit der Aufschrift: „zur Jungfrau," wobei sie August schwur, sich von nun an nur noch mit ihrem Handel beschäftigen zu wollen.

August empfing Virginiens Danksagungen und ihre Complimente für Denise, die sie nicht eher besuchen wollte, als bis ihre neue Lebensweise die frühere ganz in Vergessenheit gebracht habe. Eben war er im Begriff, mit Bertrand in das Cabriolet zu steigen und nach Montfermeil abzufahren, als Virginie ausrief: „Ach, mein Gott! . . . ich vergaß die kleine Tabuletkrämerin und ihr Huhn . . . ich wollte sie Dir empfehlen, damit Du ihr mindestens Deine Kundschaft in Betreff der Handschuhe zuwendest."

„Welche Händlerin? welches Huhn?" fragte August.

Virginie erzählte, was ihr an dem Tage begegnet war, wo sie mit Bertrand zusammentraf. Nachdem er ihr nochmals seinen vollen Dank für Alles bezeugt, was sie während seiner Krankheit für ihn gethan hatte, wollte er die junge Frau, die so viel Zartgefühl in der Art, Andere zu verbinden, an den Tag legte, kennen lernen und ihr danken. Er ließ Virginie mit in sein Cabriolet steigen und fuhr nach der Wohnung der jungen Krämerin.

Beim Anblick des Cabriolets vor ihrem Laden und der drei Personen, die herausstiegen, war die Tabuletkrämerin nicht wenig erstaunt; sie hatte noch nie Leute in Equipagen bei sich ankommen sehen, um Nadeln und Faden zu kaufen. Aber der Anblick Virginiens, die zuerst eintrat und von ihr erkannt wurde, machte sie erröthen. „Das hier ist Madame," sagte Virginie zu August, „die sich so gütig gegen mich bewies, als Sie in der Genesung begriffen waren."

August trat näher, um die junge Frau zu begrüßen, welche

über die erhaltenen Danksagungen ganz beschämt wurde. Ehe er jedoch sprechen konnte, eilte ein Greis, der sich im Ladenstübchen befand und den man noch nicht bemerkt hatte, auf August zu und rief: „Anna, meine Tochter, an uns ist es, diesem edelmüthigen Manne zu danken! es ist unser Wohlthäter; ihm schulde ich mein Leben und Dein Glück!"

August betrachtete den Greis genauer und erkannte in ihm den alten Dorfeuil; ehe er noch von seiner Ueberraschung zurückkam, lagen Vater und Tochter zu seinen Füßen und benetzten seine Hände mit Thränen der Dankbarkeit.

Jetzt war es an Bertrand und Virginien, um Aufklärung zu bitten. August wollte sich derselben entziehen; doch der alte Dorfeuil hielt ihn zurück, erzählte, was er ihm verdanke, und schloß seinen Bericht mit den Worten an August: „Sie sehen, Ihre Wohlthaten haben uns Glück gebracht, ich habe meine Schuld bezahlt, und seit drei Jahren konnte sich endlich meine Anna, die in allen ihren Unternehmungen glücklich war, hier etabliren, wo ich an ihrer Seite meine alten Tage in Frieden verlebe."

Bertrand küßte August auf's Neue; Virginie küßte Jedermann, worauf man sich mit dem Versprechen baldigen Wiedersehens trennte. Virginie kehrte in ihren Laden zurück, den sie nicht mehr verlassen will, und August schlug mit seinem Cabriolet den Weg nach Denisens Dorf ein.

Je näher man gegen Montfermeil kam, um so stärker fühlte August sein Herz pochen; er blickte Bertrand an und sagte: „Bald werden wir sie sehen ... ach! wenn Du wüßtest, wie sie mich in meinem Unglück empfangen und gefeiert haben!"

„Und Sie konnten sie verlassen?"

„Mein Freund, ich hatte Denisen nichts mehr zu bieten."

„Und wenn Denise jetzt, wo Sie viel reicher sind als sie, es ebenso machte? da würde das kein Ende nehmen! Verliebte sind doch recht unverständig."

Statt der Landstraße, die ihn in's Dorf geführt hätte, zu folgen, konnte August dem Verlangen nicht widerstehen, den Nebenweg durch das Gehölz einzuschlagen, wo er einst das kleine Milchmädchen geküßt hatte. Bei dem Orte angelangt, wo Graubaus durchgegangen war, bemerkte August im Wald einen kleinen Knaben auf einem Esel; in einiger Entfernung davon saß ein junges Mädchen unter einem Baume.

„Da sind sie!“ ruft August, springt aus seinem Cabriolet, eilt ins Gehölz und steht an der Seite des jungen Mädchens. Er wirft sich vor ihr auf die Kniee, bedeckt ihre Hände mit Küssen und ruft aus: „Ich bin's, Denise, ich komme zurück zu Dir, um Dich nie mehr zu verlassen.“

Das junge Mädchen weiß nicht ob sie wacht oder träumt: sie betrachtet August, sieht ihn elegant wie ehemals, und Coco springt herbei mit den Worten: „Das ist ja mein guter Freund! er ist angezogen wie an dem Tage, wo ich die Suppenschüssel zerbrach.“

„Sie sind's,“ sagte Denise; „ach! wenn Sie wüßten, welchen Kummer mir Ihr Schreiben gemacht hat. Der Böse! mich zu verlassen, weil er arm ist! . . . zu sagen, ich liebe ihn nicht! . . . er werde mich erst wieder besuchen, wenn er mich nicht mehr liebe! . . . Kommen Sie auf diese Art wieder? Ach! sagen Sie es sogleich, lassen Sie mich nicht wieder ein trügerisches Glück hoffen! Es thut zu wehe, in seinen Hoffnungen getäuscht zu werden.“

Statt aller Antwort drückte sie August zärtlich an seine Brust, und seine Augen sagten dem lieblichen Mädchen, daß nicht Freundschaft allein ihn zu ihr zurückführe.

Bertrand war inzwischen gleichfalls ausgestiegen und begrüßte jetzt Denise.

„Bertrand auch!“ rief sie verwundert, „er ist zurück! . . .“

„Ja, und ihm, den ich beschuldigte, mich verlassen zu haben, verdanke ich mein gegenwärtiges Glück.“

Einige Worte klärten Denise bald über Alles auf. „Ach,

mein Herz hat nie an dem seinigen gezweifelt," rief sie und reichte ihm die Hand. „Kann man denn aufhören, die Leute zu lieben, weil sie unglücklich sind?" Da fiel ihr ein, daß August einen Theil seines Vermögens wieder erlangt habe, und sie rief aus: „O, mein Gott! jetzt werde ich Ihre Frau nicht mehr werden können! . . ."

„Doch, Denise, Sie sollen meine Frau werden," entgegnete August und ergriff sie bei der Hand, „denn Sie allein können mich glücklich machen, und an der Aufrichtigkeit Ihrer Liebe darf ich nicht zweifeln."

„Aber ich bin nur ein Landmädchen . . ."

„Das ich allen Stadtdamen vorziehe."

„Ich werde mich linkisch in der Gesellschaft benehmen."

„Was diese werth ist, habe ich erfahren und kümmere mich sehr wenig um ihre Urtheile. Ueberdies wird die Welt genöthigt sein, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, meine liebe Denise, wenn sie Sie kennen wird."

„O! ich will sie nicht kennen lernen, ich; wenn Sie mich heirathen, mein Freund, dann sei es abgemacht, daß ich stets hier bleibe; wollen Sie nach Paris, dann gehen Sie allein, und wenn Sie der Stadt überdrüssig sind, dann kommen Sie zurück zu Ihrem kleinen Milchmädchen."

August küßte Denise und man machte sich auf den Weg nach dem kleinen Hause.

Wenn man glücklich ist, findet man Alles herrlich. Für die beiden Liebenden war das kleine Haus zum Palast geworden; Bertrand aber, der nicht verliebt war und beständig an die Zukunft dachte, sagte zu August: „Herr Lieutenant, dieses Haus ist nicht groß genug für Sie; zudem gehört es Coco, es ist sein Eigenthum . . . Sie müssen sich ein anderes hübsches, nicht zu theures, und das Sie von hier aus erblicken können, kaufen, da werden Sie anständig wohnen und zuweilen einige Freunde empfangen können,

weil man sich doch nicht ganz von jedem Umgang fern halten darf; denn soll ihre Liebe von Dauer sein, so dürfen Sie sich nicht sechs Monate lang mit Ihrer Frau einschließen. Nun kennen Sie die Welt und werden sich nicht mehr von ihr täuschen lassen; Sie werden die Menschen für das nehmen, was sie sind, werden mit solchen zusammenkommen, deren Gesellschaft Sie anspricht, und werden nicht mehr so hohes Spiel spielen, denn jetzt oder nie ist die Veranlassung für Sie gegeben, solid zu werden."

August stimmte Bertrands Vorschlag bei. Das hübsche Haus wurde gemiethet, und nach Verlauf von acht Tagen wurde Denise, strahlend von Liebe und Vergnügen, den bescheidenen Putz, den sie gewählt, durch ihre Anmuth und ihre Reize noch verschönernd, von dem Manne ihrer Liebe zum Altare geführt. Sämmtliche Dorfbewohner waren bei der Hochzeitsfeier des kleinen Milchmädchens anwesend. Die Bäuerinnen sagten untereinander, „jetzt wird sie erst recht die große Dame spielen: sie heirathet einen „vornehmen" Herrn ... wie stolz sie sein wird!"

Allein die Bäuerinnen irrten sich: Denise blieb als Madame Dalville eben so sanft und gutmüthig, eben so bescheiden, als sie als einfaches Landmädchen gewesen war.

August warf, als er seine junge Gattin heimführte, wohl noch hie und da einige Blicke auf schöne Frauen, die ihm begegneten, doch nur aus Gewohnheit; Denise allein besaß sein Herz.

Ihrem Vorsatze getreu, wollte Denise ihr Dorf nicht verlassen, und lange entfernte sich August nicht von seiner Frau. Später machte er jedoch einige Reisen nach Paris. Bei einem seiner Besuche in der Hauptstadt erfuhr er, daß die lebhafte Athalie sich von ihrem Gatten getrennt habe, weil Mutter Thomas eine zweite Reise nach Paris unternommen hatte, und daß Herr von la Thomassinière, der zuletzt schlechte Spekulationen gemacht und sich von Herrn von Clignеval hatte zu Grunde richten lassen, sich genöthigt gesehen habe, seine sämmtlichen Besitzungen seinen

Gläubigern abzutreten, und selbst Cabrioletkutscher geworden sei, ein Stand, in dem er weit besser an seinem Platze war als inmitten eines Salons.

Der Marquis von Cligneval, der sich bei einer Partie Ecarté einige Taschenspielerstückchen erlaubt hatte, welche der Gesellschaft keineswegs zusagten, mußte sich duelliren und wurde von seinem Gegner getödtet.

Was Destival betrifft, so wollte dieser in England Geschäfte derselben Art machen wie in Paris; einer seiner Clienten aber, mit dessen Geld er durchgegangen war, holte ihn ein und versetzte ihm einen Boxerstoß, von dem er nicht wieder aufstand.

Herr Monin war es, der August alle diese Nachrichten mittheilte, nicht ohne vorher gefragt zu haben, wie es mit seiner Gesundheit stehe, und der, nachdem er seiner Dose öfters zugesprochen, zu seiner Bichette zurückkehrte, die er in einer Gartenlaube des türkischen Kaffeehauses mit Herrn Bisbis verlassen hatte.

Auch nach Dorfeuil und seiner Tochter sieht August wieder; doch geht er nur selten zu der jungen Tabuletkrämerin, weil sie sehr schön ist. Dagegen besucht er Virginie sehr häufig, die zwar nicht mehr schön, aber völlig solid ist, und deren vortreffliches Herz ihre früheren Thorheiten vergessen läßt.

Wenn August einige Zeit in Paris zugebracht hat, kehrt er nach Montfermeil zurück; mit stets neuem Vergnügen findet er sich dann wieder an der Seite seines kleinen Milchmädchens, seines treuen Bertrands und Coco's, der, indem er größer wird, sich öfters Glück wünscht, seine Suppenschüssel in einem so günstigen Augenblicke zerbrochen zu haben.

Inhalt.

Ein charmanter junger Mann.

Von

Paul de Kock.

Motto: Im geselligen Verkehr gefallen wir oft mehr durch unsere Fehler, als durch unsere guten Eigenschaften.
Maximen von Larochefoucauld.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Dritte Auflage.

Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1859.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Ein Cabriolet auf einer Nebenstraße.

„Werden wir bald in diesem verwünschten Landhause ankommen, wo wir uns so sehr ergötzen sollen, wo Du mir eine Menge Vergnügungen und hübsche Frauenzimmer, einen guten Tisch, ausgezeichnete Weine, eine heitere unterhaltende Gesellschaft, einen Wirth, der nicht viele Umstände macht, Spiele aller Art und dergleichen Dinge versprochen hast? Kurz, Du hast mir so viel versprochen, daß mich dieses zum Mitgehen bewogen hat, obwohl ich das Landleben nicht besonders liebe, bloß in unserem Tivoli den Landmann spiele, und die Bäuerinnen nur in der Oper, wenn sie geschminkt sind und kurze Röckchen tragen, bewundere."

„Ach, Herr Theophilus, Sie sind wahrhaftig ein schlimmer Kamerad; Sie rangiren mit einem Roué, einem Faublas!... Weil Sie ein Cabriolet und fünfzehntausend Franken Renten haben, nehmen Sie einen Ton, Stutzermanieren an, träumen von Eroberungen, Glück bei den Frauen!... Wahrhaftig, wenn ich Sie nicht im Zaume hielte, würden Sie mich am Ende übertreffen und gar in den Hintergrund stellen! Ha, ha, ha! der arme Minot, der durchaus ein junger Mann nach der Mode sein will!"

„Nun, und warum sollte ich denn kein junger Mann nach der Mode sein? Was findest Du Lächerliches daran?"

„Was ich Lächerliches daran finde, mein Guter? Ach, wenn ich Dich ansehe, Deine runden, hervorstehenden Augen betrachte, die sich vergeblich so viel Mühe geben, etwas sagen zu wollen, aber auch nicht das Geringste sagen, Deine dicke Nase ansehe, Theophilus, denn Du hast eine sehr dicke Nase, Deinen immer halboffenen Mund, Dein viereckiges Kinn, Deine vollen rothen Backen, Deine krausen Haare

ins Auge fasse ... ha, ha, ha! dann denke ich, Du mußt ganz besondere Verdienste haben, um ein Frauenzimmer verführen zu können!"

„Verdienste! gewiß habe ich Verdienste. Du siehst aus, als wolltest Du meiner spotten; Du entwirfst ein Portrait, das mir durchaus nicht gleicht: behaupten, meine Augen sagen nichts, potz Teufel! das ist anders! Wenn Du gehört hättest, was mir vor zwei Tagen eine junge, höchst interessante Person gesagt hat, die Tänzerin auf dem Theater am St. Martinsthore ist!"

„Ach, Du gibst Dich jetzt mit Tänzerinnen ab? ... Armer Minot, das ist das Wahre!"

„Ich gebe mich mit Allem ab, was mir gefällt: ich bin volljährig, Herr meines Vermögens und meines Herzens."

„Gewiß, Du hast sogar die Freiheit, es zu verlieren, wenn es Dir gefällt."

„Das thue ich auch sehr häufig."

„Nun, und was sagte Dir diese interessante Tänzerin?"

„Zuerst muß ich Dir sagen, daß ich hinter den Coulissen war ... ich habe Zutritt auf die Bühne, weil ich drei Plätze für mich allein bezahle."

„Der Teufel! kannst Du denn in drei Logen zugleich sitzen?"

„Nein, aber ein Mann, welcher mehrere Plätze bezahlt, wird eine Person von Wichtigkeit; das gibt einem ein Ansehen, und man läßt ihn auf die Bühne gehen."

„Ach, Wüstling ... um die Schauspielerinnen in der Nähe zu sehen, haben Sie drei Plätze gemiethet?"

„Zum Henker, das verberge ich nicht! Doch um auf meine Tänzerin zurückzukommen, so ist dieselbe eine kleine, sehr hübsche Blondine; sie ist in dem Kasten des Souffleurs, ihres Onkels, aufgewachsen ... sie wirft mir Blicke zu, Lockungen, und neulich in dem Augenblicke, ehe sie auf die Bühne trat, sagte sie zu mir: „„Herr Theophilus (man kennt mich nämlich dort nur unter

meinem Taufnamen) ... Herr Theophilus, ich bitte Sie, sehen Sie mich nicht an, während ich auf dem Theater bin!'" — Und warum das? antwortete ich ihr. — „'Weil Sie Augen haben, welche mich beim Tanzen hindern, meine Beine so hoch als gewöhnlich aufzuheben.'"

„Das ist ein außerordentlich schmeichelhaftes Geständniß."

„Nicht wahr? Aber Du meinst, Arthur, Niemand als Du könne gefallen! ... Ich gestehe, daß Du ein hübscher Junge bist, ich bestreite keinen Deiner Vorzüge: Du bist groß, wohlgestaltet, hast schöne schwarze Augen und einen Blick, einen jener kühnen Blicke, welche ihres Sieges gewiß sind ..."

„Genug, genug, mein lieber Theophilus, ich erlasse Dir alle weiteren Complimente. Wenn ich Dir zuhöre, so fange ich an zu glauben, daß ich Unrecht hatte, über Dein Gesicht zu lachen; denn die Männer sind so wenig im Stande, sich einander zu beurtheilen, als die Frauen. Nun, ich glaube, daß die Männer in diesem Punkte gerechter sind. Die Hauptsache ist, daß wir denen gefallen, welche uns gefallen. Bis jetzt habe ich noch nicht Ursache gehabt, mich zu beklagen, aber ich fürchte, ich wage noch nicht zu hoffen . . . ach, und doch möchte ich jetzt mehr als je meiner Verführungsmittel sicher sein."

„Aha! ich verstehe: Du hast eine neue Flamme, eine neue Intrigue im Zug ... verteufelter Weg! wo sind wir? Man sieht keine Spanne weit, kein Mondschein . . . wenn wir uns verirrten? ..."

„Fürchte Nichts; Du hast immer Angst. Habe ich nicht so eben einen Bauern gefragt, ob dies der rechte Weg nach Draveil sei?"

„Kann man sich denn auf die Bauern verlassen, um den rechten Weg zu finden? Sie machen sich ein boshaftes Vergnügen daraus, die Städter irre zu leiten. Jetzt ist es dunkel; es würde mir durchaus kein Vergnügen machen, die Nacht in den Gehölzen oder in dem Wald von Senart zuzubringen. Als ich klein war,

hat man mir eine Menge Räubergeschichten erzählt, und diese passirten alle im Wald von Senart."

„Ha, ha! mein guter Minot, die Tapferkeit scheint nicht Deine starke Seite zu sein."

„Ist es etwa Tapferkeit, die Nacht in einem Walde zuzubringen, um sich von Räubern plündern zu lassen? Das ist Verwegenheit, Tollheit!"

„Aber, da Du die Damen so gerne fesselst, so böte sich hier eine herrliche Gelegenheit dar: angegriffen werden, sich mit Räubern schlagen . . . welche schöne Beschreibung wäre davon zu machen, wenn wir in Draveil ankommen! Welchen Eindruck würden wir auf die Damen machen!"

„Ach ja! besonders wenn wir gänzlich ausgeplündert und nackt wie die Christkindlein dort ankämen!"

„Nun, das wäre am Ende nicht das Schlimmste!"

„Aber ich will um diesen Preis keinen Eindruck machen . . . Trinker, Trinker! bist Du noch hinten?"

Diese Frage war an den Diener gerichtet, welcher hinten auf dem Wagen stand. Trinker war ein großer Lümmel, à la Spartakus gebaut, der seinen Herrn leicht gegen den Angriff mehrerer Männer vertheidigen konnte; aber Trinker hatte den großen Fehler, daß er den Wein liebte, und sei es nun, daß er dem Namen Ehre machen wollte, den ihm der Zufall gegeben hatte, oder daß eine unwiderstehliche Neigung ihn fortriß, selten verging ein Tag, wo sich der Diener des Herrn Theophilus Minot nicht völlig berauschte. Das hatte er denn auch bei der letzten Einkehr seiner Herren gethan; allein seine Trunkenheit verhinderte ihn nicht, sich hinter dem Cabriolet aufrecht zu halten. An diese Stellung gewöhnt und seine Hände fest an die zu diesem Gebrauch vorhandenen ledernen Riemen geklammert, schloß Trinker die Augen und schlief ganz fest, während er sich hinten an seinem Wagen hielt, welcher immer fortrollte.

Weil ich gerade von unsern Reisenden spreche, so muß ich noch einige Worte über die, welche in dem Cabriolet sitzen und deren Unterhaltung wir so eben gehört haben, hinzufügen.

Arthur Gervillier ist sechsundzwanzig Jahre alt; sein Reisegefährte schmeichelte ihm nicht, wenn er ihn einen sehr hübschen Jungen nannte. Arthur ist groß, wohlgestaltet; seine gefällige und ungezwungene Haltung hat Grazie und Eleganz; sein feines, regelmäßiges Gesicht verführt beim ersten Anblick; seine großen schwarzen Augen sind voll Feuer und Ausdruck; zuweilen haben sie dessen sogar zu viel, und wenn er sie auf ein junges und hübsches Frauenzimmer heftet, so ist es eine Seltenheit, wenn sie nicht betroffen oder verlegen darüber wird und erröthet. Denkt euch dazu noch einen Mund mit perlweißen Zähnen, eine feine und wohlgeformte Nase, Haare, welche in glänzend schwarzen Locken auf eine hohe Stirne niederfallen, und ihr habt das Portrait des Herrn Arthur Gervillier, welchen man überall als einen charmanten Jungen bezeichnete.

Entsprach aber auch das Innere dem Aeußeren? Darüber mögt ihr selbst urtheilen. Arthur hatte Geist, aber jenen sarkastischen, feinen Geist, welcher um jeden Preis glänzen will und sich wenig darum bekümmert, ob er Andere verwundet. In einem Salon verführte, blendete Arthurs Unterhaltung durch ein fortwährendes Feuer von Spöttereien und Witzen. Man lachte, klatschte Beifall. Die Gesellschaft hat die Leute so gern, welche sie unterhalten. Aber war unter dieser glänzenden Außenseite ein hoher Geist verborgen? Fast möchte man daran zweifeln. Leute von gediegenem Verstande pflegen zu denken, ehe sie sprechen, deßhalb haben sie auch manchmal nicht eben so schnell eine Antwort in Bereitschaft, als viele Leute, welche ihnen an Verstand nachstehen. Da man aber in der großen Welt nur nach der Oberfläche urtheilt, ohne sich die Mühe nehmen zu wollen, auf den Grund zu gehen, so gefiel Arthur den Damen durch seinen

eleganten Anzug und seine Galanterie, den Männern durch seinen Geist, seine Witze und seine heitere Laune, und daher nannte man ihn in geistiger und in körperlicher Beziehung einen charmanten Jungen.

Arthur besaß großes Selbstvertrauen; er kannte seine körperlichen Vorzüge und gab sich nicht die Mühe, es zu verbergen. Er hatte einen leidenschaftlichen Hang zum Vergnügen, und sein Glück bei den Frauen hatte ihn gewöhnt, die Liebe sehr leichtfertig zu behandeln. War er gefühlvoll? Hatte er ein gutes Herz? je nachdem man es versteht! Jene Leute, welche alle Augenblicke gefühlvoll sind, hören endlich ganz auf, es zu sein. Jene Frauenzimmer, die man Abends allein in den Straßen von Paris antrifft, haben immer, wie man zu sagen pflegt, ein sehr gutes Herz; aus diesem könnt ihr sehen, ob man den gefühlvollen Leuten trauen darf!

Arthur hatte frühzeitig seine Eltern verloren; nur ein einziger Verwandter blieb ihm: ein Onkel, ein ehemaliger Hauptmann unter dem Kaiser, welcher sich niemals um seinen Neffen bekümmert hatte. Da Arthur sich im achtzehnten Jahre im Besitze von sieben- bis achttausend Franken Renten sah, so hatte er Neigung zum Militärstande gefühlt; er war in ein Husarenregiment getreten, weil ihm die Uniform gefiel, und weil er glaubte, daß ihm in der prächtigen Husarenjacke mit glänzenden Knöpfen und die Säbeltasche an der Seite keine Frau widerstehen könne. Arthur hatte sich unter den Husaren häufig im Duell geschlagen und war dann bei dem Gefecht am Trocadero gewesen, worauf er zum Unterlieutenant ernannt wurde, und als einige Zeit hernach die Revolution von 1830 ausbrach, hatte der junge Mann diese Gelegenheit ergriffen, um das Militär zu verlassen, an dem er genug hatte, und war wieder in das Privatleben zurückgetreten. Er befand sich in dem Augenblicke, wo wir seine Bekanntschaft machen, ungefähr seit einem Jahre in demselben, woraus hervorgeht, daß

es im Sommer des Jahres 1831 war, als unsere beiden jungen Leute im Cabriolet saßen, um sich nach Draveil, einem sieben Stunden von Paris und ganz nahe bei dem Walde von Senart gelegenen Dorfe, zu begeben.

Sehen wir jetzt nach Arthurs Reisegefährten. Theophilus Minot war ein dicker Junge von sechs- bis siebenundzwanzig Jahren, häßlich und einfältig, was ihn aber nicht hinderte, große Ansprüche auf Verstand zu machen; denkt euch dazu noch jene Zuversicht, welche ein großes Vermögen verleiht, und ihr werdet einen Begriff von Herrn Minot haben, welcher der Sohn eines reichen Fabrikanten war und nach dem Tode seines Vaters das Geschäft aufgegeben hatte, um sein Vermögen zu genießen, und sich dann in der großen Gesellschaft Zutritt zu verschaffen suchte, wo seine Witze, seine Haltung und sein Anzug oft Stoff gaben, auf seine Kosten zu lachen.

Wir kennen jetzt unsere Reisenden, wollen uns also wieder mit ihnen auf den Weg machen.

„Trinker... Trinker! Er antwortet nicht, der Dummkopf!" sagte Theophilus, sich aus dem Cabriolet neigend; „ist er nicht mehr da? wäre er vielleicht heruntergefallen?"

„O nein, dann hätte er gerufen, geschrieen; Trinker ist an seinem Platze, er wird Dich nicht gehört haben."

„O, das scheint mir auffallend ... Teufel! wenn Trinker nicht mehr bei uns wäre! Mein Freund, ich bitte Dich, halten wir einen Augenblick, ich will einmal sehen ... ich will wissen, ob man mir meinen Bedienten gestohlen hat."

Arthur, welcher kutschirte, hält das Pferd an, und nachdem Minot einen unruhigen Blick auf die Bäume geworfen hat, welche den Nebenweg, auf dem sie sich befinden, begrenzen, entschließt er sich, halb aus dem Cabriolet zu steigen und ruft mit ängstlicher Miene:

„Trinker! bist Du da? ... Antworte doch!"

Ein langgezogener dumpfer Ton ist die einzige Antwort, welche Theophilus erhält. Weit entfernt, beruhigt zu sein, erblaßt er und verkriecht sich zitternd unter das Spritzleder des Cabriolets, indem er murmelt:

„Ach! mein Freund, hast Du dieses dumpfe Stöhnen ganz nahe hier gehört? Das ist Einer, der angegriffen wird, oder verwundet worden ist; vielleicht mein armer Diener, der uns ruft. Ich hatte es Dir doch gesagt, es werde uns ein Unglück begegnen; diese Wälder sind voll Bösewichte."

„Du bist ein Narr!" sagte Arthur, indem er ärgerlich aufstand, „ich will zum Ueberflusse selbst nachsehen, was es ist."

Mit diesen Worten springt Arthur aus dem Cabriolet, obgleich ihm sein Reisegefährte zuruft:

„Wo willst Du hin? Verlasse mich doch nicht! Ich will nicht allein in diesem Walde bleiben; ich weiß nicht, wo ich bin!"

Aber Arthur ist schon auf der Straße, und nach einem Augenblick lenkt er in einen kleinen Fußpfad ein, den man kaum unterscheiden konnte, weil die Nacht dunkler geworden war, und läuft so schnell, daß bald der Ton seiner Schritte verhallt.

Theophilus Minot hat sich in den Grund seines Cabriolets niedergekauert und murmelt immer:

„Arthur, entferne Dich nicht, begehe keine Unvorsichtigkeit, ich bitte Dich, steige wieder ein, ich werde das Pferd peitschen, und wir werden im größten Galopp weiter fahren."

Einige Augenblicke verfließen: Theophilus erhält keine Antwort, er hört keine Schritte mehr. Ein neuer Schreck bemächtigt sich seiner, mit Angst erwartet er die Rückkunft seines Freundes; allein mehrere Minuten verstreichen, und Niemand kommt.

„Ach, mein Gott! was bedeutet denn das? Nun ist Arthur verloren!" sagte Theophilus zu sich selbst, indem er ängstlich horchte, in der Hoffnung, seinen Freund kommen zu hören. „Gewiß, das geht nicht mit natürlichen Dingen zu. Er kann doch

nicht so lange Zeit brauchen, um Trinker zu suchen ... er muß auch angehalten, angegriffen worden sein, und in einigen Augenblicken wird nun die Reihe an mich kommen. Man wird mich in meinem Cabriolet erwürgen; aber ich will die Räuber nicht abwarten, ich will mein Pferd peitschen ... wenn es mit mir durchgeht, wird mich das sehr freuen."

Indem er so sprach, suchte Minot nach den Zügeln und der Peitsche. Er zitterte und fand Nichts; endlich gelingt es ihm, die Peitsche zu ergreifen, aber die Zügel sind aus dem Cabriolet herausgefallen, als es geöffnet wurde, und um sie wieder zu ergreifen, ist es durchaus nothwendig, auf den Boden zu steigen. Der dicke junge Mann weiß nicht, welchen Entschluß er fassen soll. Mit gespitzten Ohren und furchtsame Blicke auf die Straße werfend, wo er sich befindet, kriecht er bei dem geringsten Geräusch der Blätter, beim unbedeutendsten Wind, der die Zweige bewegt, voll Schreckens wieder in den Hintergrund seines Cabriolets zurück, aus dem er gerade im Begriffe war, zu steigen.

„Ich muß aber doch einen Entschluß fassen," sagt Theophilus zu sich, indem er sich selbst zu ermuthigen sucht. „Je länger ich warte, desto gefährlicher wird meine Lage. Es ist spät, es muß wenigstens neun Uhr sein ... ich muß machen, daß ich aus diesem verwünschten Nebenweg herauskomme, in welchen Arthur den dummen Gedanken gehabt hat, einzulenken. Ich kenne den Weg nicht; aber wenn ich immer im strengsten Galopp fahre, so muß ich nothwendig zuletzt auf Wohnungen stoßen."

Nachdem Theophilus seinen Muth zusammengenommen, steigt er aus dem Cabriolet; einmal auf dem Boden, tastet er umher, und es gelingt ihm, die Zügel zu finden. Entzückt über sich selbst, will er eben wieder in den Wagen steigen, als das dumpfe Gestöhn, das er schon einmal gehört hat, wieder zu seinen Ohren dringt, und dieses Mal noch stärker.

Theophilus stößt einen Schrei aus, man antwortet ihm durch

ein Riesen; in seinem Schrecken schüttelt er die Zügel: das Pferd rast davon, und eine schwere Masse fällt auf die Straße neben dem armen Minot nieder, der in dem Augenblicke, als das Pferd durchging, auf den Boden gefallen ist.

Geschrei, Flüche lassen sich hören. Theophilus glaubt eine Räuberbande auf dem Halse zu haben; er verbirgt sein Gesicht in beide Hände und schreit:

„Ich will euch meine Börse geben, es ist unnöthig, daß ihr mir was zu Leide thut ... ich werde keinen Widerstand leisten, ihr könnt mich berauben, ich widersetze mich nicht."

„Warum geht denn dieser Teufelsbibi auf einmal wie der Blitz durch? Das hat mir einen Stoß gegeben, und beim Aufwachen bin ich heruntergefallen, weil ich nicht darauf gefaßt war. Tausend Millionen Pfropfzieher! ich habe eine ganz anständige Beule über dem linken Auge bekommen!"

Trotz seines Schreckens ist Minot doch von der Stimme betroffen, welche so eben diese Worte sprach. Er hebt den Kopf ein wenig auf und stammelt:

„Wer ist denn da?"

„Nun, was machen Sie denn selbst auf der Erde wie ein Maulwurf?"

„Gott verzeihe mir, es ist Trinker, der Schlingel Trinker, den ich für verloren, für ermordet hielt."

„Was, Sie sind es, mein Herr, der sich zu seinem Vergnügen der Länge nach auf die Landstraße hinlegt?" sagte Trinker, sich seinem Herrn nähernd.

„Ja, Dummkopf, ich bin es," antwortet Theophilus, indem er vollends ganz aufstand, „und wo kommst denn Du her auf diese Weise? Seit einer Stunde rufe ich Dir."

„Ich, mein Herr? Ich habe den Hintertheil des Wagens nicht verlassen, nur muß ich gestehen, daß ich eingeschlafen war; ich schnarchte hinter Ihnen ... was mich aber nicht hinderte, fest auf

meinem Posten zu bleiben, und gewiß wäre ich auch nicht herunter=gefallen, wenn das Pferd nicht einen Sprung gemacht hätte, einen plötzlichen Sprung. Aber wo ist denn das Cabriolet, mein Herr?"

„Wo es ist? Zum Teufel ... es ist fort! Dein verfluchtes Schnarchen ist an all' dem Schuld."

„Und Ihr Freund Arthur läßt Sie mitten im Weg liegen und geht mit Ihrem Cabriolet davon? Das heiß' ich ungenirt..."

„Ach nein, Arthur ist nicht mehr im Wagen: er stieg aus, um Dich zu suchen. Schon seit einer ganzen Viertelstunde ist er fort und noch nicht zurückgekommen. Es muß ihm irgend ein Unfall begegnet sein: man wird ihn überfallen, in den Wald geschleppt haben, und ... und ... nun Trinker ... Trinker, wo gehst Du denn wieder hin?"

Trinker hörte nicht mehr das Ende der Rede seines Herrn; sobald er vernommen hatte, daß das Pferd ohne Führer fort sei, eilte er den Spuren des Wagens nach, dessen Geroll man von der Ferne hörte. Vergebens schreit ihm Theophilus zu, er solle halten; der Diener glaubt, man befehle ihm, das Pferd anzuhalten und rennt um so hitziger davon, um Bibi zu erreichen, bevor er das Cabriolet in irgend einer Schlucht zertrümmert habe.

Theophilus ist wüthend; er sieht sich von Neuem Nachts mitten in einer Nebenstraße, in einer Gegend, die er nicht kennt, allein, und jetzt hat er nicht einmal mehr seinen Wagen, um sich darin zu verbergen, noch sein Pferd, um mit ihm im Galopp davon zu fahren. Er bebt vor Zorn, gibt den Bäumen Fußtritte, flucht und wirft sich endlich verzweiflungsvoll auf den ersten Erdhaufen, den er bemerkt.

Was er aber für eine kleine Rasenbank gehalten hatte, war ein ziemlich dichtes Gebüsch von Dornen und Disteln, und was Theophilus empfand, als er sich darauf setzte, war nicht geeig=

net, seine üble Laune zu besänftigen. Er sprang rasch auf und schrie:

„Es ist um mich geschehen; es scheint mir, daß sich diesen Abend Alles verschworen hat, mich niederzubeugen. Au weh! wie das sticht! Gewiß sind mir einige Dornen an den Hosen hängen geblieben! Aber ich verdiene das! Warum hatte ich nöthig, Paris zu verlassen, wo ich mich so gut befinde, wo ich drei Plätze im Theater de la Porte St. Martin habe, wo ich den Schauspielerinnen den Hof mache, sogar Zutritt auf die Bühne habe, und das Alles, um mit Arthur auf das Land zu gehen, der sich immer über mich lustig macht und mich vielleicht in ein Haus führt, wo ich mich recht langweilen werde. Wenn ich wenigstens in diesem Haus angekommen wäre, aber ich verliere meinen Reisegefährten, mein Cabriolet und meinen Bedienten, sogar noch meinen Hut, denn ich bin ohne Hut: er ist auf dem Polster im Wagen liegen geblieben, und dann, um das Maß voll zu machen, setze ich mich noch auf Dornen! Wer weiß, was der Himmel noch mit mir vor hat, und ob ich nicht vielleicht die Nacht in diesem Walde zubringen muß!“

Theophilus hat mit seinen Klagen aufgehört, aber er bleibt niedergebeugt mitten im Wege stehen. Er wagt nicht mehr, sich zu setzen; von Zeit zu Zeit langt er unter seinen Rockschoß und reibt sich an seinen Zwillichhosen, während er schreit:

„Gott, wie das beißt!“

Aber bald läßt sich eine Stimme hören, welche eine Melodie aus der Braut trillert, einer Oper, welche damals neu war, und das Echo des Waldes wiederhallt:

„Troubadour und Schäfer,
„Euer Loos kann variiren,
„Laßt darum Euch in der Garde
„Mit mir engagiren.“

Theophilus hebt vor Freude, denn er hat die melodische

Stimme, welche in dem Walde ertönt, erkannt; zugleich dringen die Schritte eines Pferdes und das Rollen eines Wagens zu seinem Ohr und nähern sich mit jedem Augenblicke mehr.

„Ich bin gerettet!" ruft Minot aus.

Und in der That waren kaum einige Minuten verflossen, so befand er sich bei seinem Freund, seinem Diener und seinem Cabriolet.

„Aber wo Teufels kommst Du denn her?" sagte Theophilus, als er Arthur sah.

Das will ich Dir erklären, mein Guter: Als ich ausgestiegen war, um Trinker zu suchen, war das Erste, was meine Augen auf sich zog, ein kleines Licht, welches aus der Ferne glänzte. Da ich nicht sicher war, ob wir auf dem rechten Wege nach Draveil sind, sagte ich zu mir selbst: „‚Ein Licht kündigt eine Wohnung von Menschen an, ich will machen, daß ich sie erreiche, um mir den rechten Weg bezeichnen zu lassen.'" Deßhalb entfernte ich mich eiligst; allein das Licht schien vor mir zu fliehen, manchmal verschwand es gänzlich."

„Es war ein Irrlicht."

„Nein, es war ganz einfach eine Laterne, welche ein Waldschütz trug.. Es gelang mir, ihn einzuholen; er hielt mich zuerst für einen Räuber und zog seinen großen Säbel; allein ein Hundertsousstück, welches ich ihm in die Hand drückte, machte ihm begreiflich, daß er sich irre. Er gab mir alle Belehrungen, welche ich verlangte und sogar seine Laterne, welche er morgen bei dem Obersten von Melleval wieder abholen wird, denn wir sind dem Orte unserer Bestimmung ganz nahe; noch zehn Minuten auf diesem Wege, dann wenden wir uns rechts, sehen Draveil vor uns und kommen bei Herrn von Melleval an, wo uns die schmeichelhafteste Aufnahme zu Theil wird. Nun, bist Du jetzt immer noch untröstlich?"

„Nein . . . was mir an Deinem Bericht besonders gefällt, ist die Laterne, welche Du mitgebracht hast."

„Ich," sagte Trinker, „habe Bibi in dem Augenblicke erreicht, wo er umwenden und in die Weinberge eindringen wollte. Das wäre eine schöne Geschichte gewesen! Er wäre verwundet worden, hätte sein Geschirr zerrissen und Alles zertrümmert."

„Nun, weil uns also kein Unglück geschehen ist, wollen wir wieder in den Wagen steigen und uns beeilen, zu dem Obersten zu kommen."

„Ach ja," sagte Theophilus, indem er sich in das Cabriolet neben seinen Freund setzte, „machen wir, daß wir ankommen. Vorwärts, Bibi, im starken Trab! . . . und Du, Trinker, schlafe nicht noch einmal hinten ein."

„O nein, mein Herr, jetzt bin ich fertig."

„Ehe wir ankommen," nimmt Theophilus, sich an seinen Freund wendend, wieder das Wort, „gib mir doch einige Nachrichten über die Personen, zu denen Du mich führst. Ich weiß, daß wir zu einem ehemaligen Obersten des Kaisers kommen, aber wen werde ich weiter dort sehen? Ich möchte doch ein wenig wissen, mit wem ich zu thun haben werde."

„Du hast Recht. Höre mich an, Herr von Melleval hat lange unter Napoleon gedient. Es ist ein Mann von fünfundfünfzig Jahren, ernsthaft, ein wenig streng, nicht sehr liebenswürdig, welcher sich zu Hause immer in der Mitte seiner Soldaten glaubt, den befehlshaberischen Ton beibehalten hat und verlangt, daß Alles, was ihn umgibt, ihm gehorche und wie bei seinem Regiment marschire."

„Wenn dies die angenehme Gesellschaft ist, welche Du mir versprochen hast . . ."

„Ach nein; was kümmert mich Herr von Melleval. Ich lasse ihn gravitätisch von seinen Feldzügen sprechen und seine Herrschergewalt auf die Freunde und Nachbarn, welche seine Gesellschaft bilden, ausüben; ihn will ich nicht besuchen, sondern seine Tochter, die reizende Caroline."

„Ah, es gibt dort eine Tochter! Ich verstehe."

„Ja, es gibt dort eine junge Person von siebzehn bis achtzehn Jahren . . . denke Dir alle Reize, alle Anmuth vereint . . . einen Engel . . . man kann sie nicht sehen, ohne sich in sie zu verlieben."

„Ich werde mich also auch in sie verlieben."

„Liebe sie meinethalben, das ist mir sehr gleichgültig. Sie ist ein sehr gut erzogenes, schüchternes, zurückhaltendes Mädchen, nicht kokett; aber sie hat ihre Mutter frühzeitig verloren und ihr Geist eine etwas romantische Richtung genommen, wie zu den Zeiten des Amadis oder Rolands. Ueberdies hat Caroline eine Freundin bei sich, ein höchst schwärmerisches Wesen, eines jener Frauenzimmer, welche sich in ihrer Einbildungskraft eine Welt und Menschen schaffen, wie sie gar nicht existiren, und welche sich in überschwänglichen, unverständlichen Phrasen ergehen. O! bei dieser wirst Du Dir recht gut gefallen, Du kannst bei Fräulein Ophelia glänzen! Du darfst Dich nur in das Unbestimmte verirren, in Dunstkreisen schweben, die Phrasen so verdrehen, daß sie kein Mensch verstehen kann, und sie wird Dich entzückend finden. Ich lasse Dir Ophelia, für mich nehme ich nur Caroline in Anspruch."

„Du lässest mir Ophelia? . . . das ist erstaunlich! Es scheint, Du nimmst Dir die Frauen wie die Karten beim Piquet! . . . Man läßt Einem eine liegen, wenn man sie selbst nicht brauchen kann, nicht wahr?"

„Ach, mein armer Minot, es kommt daher, weil ich verliebt bin . . . närrisch verliebt in die reizende Caroline."

„Hast Du einige Hoffnung, ihr zu gefallen?"

„Ha, ha, einige Hoffnung? Es ist köstlich! . . . Als ob ein Mann wie ich, wenn er geliebt sein will, nicht sicher wäre, zum Zwecke zu kommen?"

„Ah, sicher! Wenn aber das Mädchen eine andere Neigung im Herzen hätte?"

„Die würde ich ihr vertreiben, mein Nebenbuhler wäre im Augenblicke ausgestochen; aber ich werde mir diese Mühe nicht zu geben brauchen. Ich wiederhole Dir, daß Caroline ein noch ganz unschuldiges Mädchen, ein ganz reines Herz ist, welches aber das Bedürfniß fühlt, zu lieben, ein Herz sucht, das dem ihrigen entspricht, eine Seele, welche mit der ihrigen übereinstimmt. Ach, welches Glück, aus einem solchen hübschen Mund ein zärtliches Geständniß zu vernehmen, die ersten Liebesworte von solch rührender Stimme zu hören, bei deren Tönen uns ein süßes Schauern durchrieselt! Du wirst Caroline sehen . . . nie hast Du etwas Reizenderes erblickt.“

„Uebrigens habe ich, seit ich im Porte St. Martin-Theater drei Plätze gemiethet, gar manches gesehen!“

„Caroline ist blond, doch weder zu hell, noch zu dunkel...“

„Ja, ich verstehe, sie ist eine wahrhafte Blondine, sie muß blaue Augen haben.“

„Keineswegs: sie hat sehr schwarze Augen, das ist eben das Göttliche, das Seltene.“

„O, das Seltene! Nicht so sehr, als Du glaubst. Ich habe oft schwarze Augen bei blonden Haaren gesehen. Freilich waren das Frauen, welche falsche Locken trugen.“

„Minot, Du kannst Dir ersparen, mich immer zu unterbrechen, wenn Du Dummheiten schwatzen willst. Ich bin sehr gutmüthig, Dir Carolinens Portrait zu entwerfen. Kannst Du denn je dieses göttliche Gesicht würdigen?“

„Ist der Oberst von Melleval reich?“

„Ja . . . das heißt wohlhabend. Ich glaube, daß er seine acht- bis zehntausend Franken Einkünfte hat.“

„Wenn das Fräulein das einzige Kind ist, so ist es keine üble Parthie.“

„Was liegt daran? handelt es sich denn um das? . . . Armer Minot, glaubst Du denn, man müsse immer an's Heirathen

denken, wenn Liebe im Spiele ist? Ich, der ich schon mehr als fünfzig Mal geliebt habe, müßte also fünfzig Frauen haben."

„Nein, fünfzig wäre zu viel, aber eine, eine, welche eine gute Mitgift hätte ..."

„Schweige doch mit Deinem Unsinn! ... In meinem Alter, mit sechsundzwanzig Jahren, Herr eines hübschen Vermögens, ich, mit allen Vorzügen, die in der Welt beliebt machen, ausgestattet, sollte mich verheirathen, mich in eine Haushaltung begraben, vielleicht meine Kinder wiegen und mit meinem Schwiegervater Piquet spielen? Ha, ha, das wäre rührend! Du siehst mich schon im Geiste mit einem solchen Taschenkrebs an der Hand spazieren gehen ... und am Kaminfeuer bei meiner Frau sitzen!"

„Es gibt Leute, welche das für ein Glück halten."

„Möglich, aber meines wäre es nicht; ich muß Abwechslung, Unruhe, ein bewegtes Leben, unaufhörlich neue Vergnügungen, Leidenschaften, Hindernisse zu übersteigen haben, und in diesem Augenblicke ist es Carolinens Liebe, und ich werde sie besitzen, sie wird mir ihr Herz schenken, ich will es! Niemals habe ich noch Widerstand gefunden, den zu besiegen mir nicht gelungen wäre. Das Einzige, was mich ärgert, ist, daß Herr von Melleval Paris ganz verlassen hat, um sich auf sein Besitzthum in Draveil zurückzuziehen. Früher verbrachte er den Winter mit seiner Tochter in Paris, da habe ich Caroline vor sechs Monaten zum ersten Mal gesehen; aber er hat Paris für immer verlassen, und man muß nach Draveil kommen, um des Obersten Tochter zu sehen ... Das Besitzthum des Herrn von Melleval ist sehr hübsch, das Haus ist reizend, er empfängt Einen sehr artig, und abgerechnet seine Sucht, beständig den Commandanten zu spielen, kann es Einem dort gut gefallen. Aber es ist weit von Paris entfernt, sieben starke Meilen ... doch Caroline ist wohl werth, daß man sich etwas Mühe gibt. Es ist jetzt der dritte Sommer, an welchem ich das Landhaus des Obersten besuche. Da mein

Onkel gegenwärtig dort ist, so ist dies eine Veranlassung, länger zu bleiben, und ich hoffe . . . doch halt . . . hier ist das Dorf, wir sind angekommen, das Haus des Herrn von Melleval ist da unten rechts."

„Ah, wir sind doch endlich da," schreit Theophilus; meiner Treu, das geschah nicht ohne Mühe; ich glaubte, wir würden niemals ankommen."

Zweites Kapitel.

Die Gesellschaft in Draveil.

Bevor wir die beiden jungen Leute bei dem Obersten eintreten lassen, wollen wir vorher Bekanntschaft mit den neuen Personen machen, welche wir dort antreffen werden.

Erwähnen wir zuerst, daß das Gut des Herrn von Melleval eine sehr schöne Lage hat. Das Haus, im neuesten Styl gebaut, bietet Alles dar, was die Augen erfreuen und die Personen, die es bewohnen, befriedigen kann. Schönheit und Bequemlichkeit sind darin geschickt gepaart: es ist der Aufenthalt eines wohlhabenden Mannes, welcher gerne Besuche empfängt; denn es gibt reiche Leute, die wie die Wölfe leben, bei welchen im Allgemeinen eine Düsterheit und Einsamkeit herrscht, welche sich sogar in der Wahl der Möbel, in der Farbe der Tapeten kund gibt und sich bis auf die Eintheilung der Zimmer erstreckt.

Außerdem gibt es noch Leute, welche auf ihren Landgütern gerne Besuche empfangen, euch einladen, euch nöthigen, zu kommen, und es euch dann, wenn ihr der Einladung Folge leistet, an dem Nöthigsten fehlen lassen! Kommt ihr bei solchen ermüdet und ermattet von der Hitze an, so bietet man euch vor der Stunde des Essens nichts zur Erfrischung an. Ihr geht in einem Garten spazieren, in welchem schöne Früchte wachsen; man gibt euch aber

zu verstehen, daß es sehr unbescheiden wäre, davon zu pflücken, man wolle sie aufsparen. Ihr seht einen schönen Rasenplatz, auf welchem hohes und frisches Gras wächst; dies erweckt die Lust, euch darauf zu werfen, man sorgt aber dafür, euch zuvor zu benachrichtigen, daß man ihn nicht mit den Füßen berühren solle, weil dieses den Heuertrag, den man an den benachbarten Pächter verkaufe, beeinträchtigen würde. Endlich erhaltet ihr ein Schlafzimmer, worin sich nicht einmal ein kleines Zuckerbüchschen befindet; man gibt euch nur ein einziges Licht, welches auf nicht länger als einige Viertelstunden berechnet ist, wodurch bedeutet wird, man solle sogleich zu Bette gehen und sich nicht schmeicheln, in demselben noch ein wenig lesen zu können.

Bei Herrn von Melleval war es aber nicht so: außer der Gewohnheit, zu befehlen, welche er beibehalten hatte und die seinen Manieren etwas Strenges und Imposantes gab, empfing der Oberst seine Besuche sehr gut. Er wollte, daß es Einem in seinem Hause an Nichts fehle, und hauptsächlich, daß man sich bei ihm amüsire; er hätte Einen dazu commandirt, wenn es der Anstand erlaubt hätte. Herr von Melleval war ein tapferer Kriegsmann, eben so streng in Beobachtung seiner Pflichten als der Disciplin; er erinnerte sich nicht, während der ganzen Dauer seiner militärischen Laufbahn auch nur ein einziges Mal im Arrest gewesen zu sein. Da der Oberst aber eben so gerecht gegen die Andern war, als er wollte, daß man es gegen ihn sein solle, so hatte er sich die Achtung aller seiner Waffengefährten und die Freundschaft derjenigen zu erwerben gewußt, welche zu beurtheilen Gelegenheit gehabt hatten, daß Herr von Melleval unter einer rauhen und strengen Außenseite ein gutes, edles und großmüthiges Herz barg.

Wir kennen bereits die Tochter des Obersten. Arthur hat uns ihr Portrait entworfen, und er hat Nichts bei ihren Reizen und ihrer Anmuth übertrieben; fügen wir bloß noch hinzu, daß

Caroline, welche ihren Vater innig liebte, doch vor ihm zitterte. An unbedingten Gehorsam gewöhnt, erstarb das Wort auf ihren Lippen, wenn sie zufällig einmal eine Einwendung oder eine leichte Bemerkung über die Befehle des Obersten zu machen wagen wollte; ihre Wangen wurden purpurroth, und sie entfernte sich, ohne ein Wort gesagt zu haben.

Bei Carolinen, die das Unglück gehabt hatte, ihre Mutter frühzeitig zu verlieren, befand sich Marianne, ein gutes Mädchen; sie war eine jener Dienstboten, welche die Kinder erzogen haben und niemals von ihrer Seite gekommen sind, sie lieben, verderben, in ihren kleinen Widerwärtigkeiten trösten, ihre Freuden und ihre Vergnügungen theilen, mit ihnen Kegel und Ball spielen und später ihre ersten vertraulichen Mittheilungen erhalten und ihre geheimen Seufzer errathen, kurz, eine jener Dienstboten, die man nicht fortschicken könnte, ohne eine unbillige Handlung zu begehen, und welchen man tausend Dinge nachsieht und verzeiht, weil man weiß, daß sie an unsere Kinder wirklich anhänglich sind.

So war Marianne, ein gutes Mädchen von etwa vierzig Jahren, die bei Carolinens Geburt zugegen gewesen war, sie auf den Armen getragen und gewiegt hatte, die in der Welt nichts Schöneres, nichts Liebenswürdigeres als ihr Fräulein kannte, die für sie durch's Feuer gegangen wäre, um ihr angenehm zu sein oder ihr einen Verdruß zu ersparen, und welche hoffte, ihr das Hochzeitgewand anzuziehen und einst ihr erstes Kind zu wiegen.

Caroline vergalt ihrerseits Mariannens treue Anhänglichkeit mit der zärtlichsten Liebe: bei ihr weinte sie sich aus, wenn der Oberst streng mit ihr gesprochen; ihr erzählte sie ihre kleinen Sorgen, ihre kleinen Geheimnisse, Geheimnisse, welche noch sehr unschuldig waren, denn Caroline war rein und unverdorben, und ihre Gedanken waren keusch wie ihre Stirne. Marianne weinte oder

lachte mit ihrem Fräulein, wie es die Umstände mit sich brachten, und nie hatte Jemand den Namen Bonne* mit größerem Rechte verdient.

Ferner finden wir bei dem Obersten Herrn von Bieussec, einen ehemaligen Beamten, welcher mit zunehmendem Alter fast blind, beinahe taub und ganz engbrüstig geworden war, was seine Gesellschaft eben nicht zu der angenehmsten macht.

Herr von Bieussec hat eine Nichte, Fräulein Ophelia, das romantische, überspannte Mädchen, deren Portrait Arthur ebenfalls seinem Freunde entworfen hat. Sie ist eine sehr lange, dürre, schmächtige Person, der es aber, ungeachtet sie sich zum Ersticken einschnürte, nicht gelang, eine Taille und Hüften herausspringen zu lassen. Fräulein Ophelia hat regelmäßige, aber etwas zu markirte Züge; sie muß hübsch gewesen sein, aber ihr mageres, gelbes und knöchernes Gesicht hat nichts mehr, was Jugend anzeigt; und dennoch ist die Nichte des Herrn von Bieussec erst siebenundzwanzig Jahre alt; aber sie hat das Unglück oder Glück, schon mehr als dreißig Jahre alt zu scheinen.

Man versicherte, daß der Aerger, noch nicht verheirathet zu sein, viel beitrage, die große Ophelia mager und gelb zu machen. Aber als diese Dame achtzehn Jahre alt und in ihrer Blüthezeit war, waren ihre Ansprüche so lächerlich, ihre Unterhaltung so unverständlich, daß sich viele Liebhaber entfernt hatten, weil sie ihre schöne Sprache nicht verstehen konnten; ihrerseits hatte sie mehrere sehr vortheilhafte Parthien ausgeschlagen, weil sich die Freier zu bürgerlich ausdrückten, oder weil sie ihre Haare nicht gut zu ordnen wußten.

Arthurs Onkel, der Capitän Gervillier, ist auch einer der Gäste des Herrn von Melleval. Der Capitän ist für die Gesellschaft des Obersten ganz geschaffen, da er die Gewohnheit der Subordination gegen seinen Obersten beibehalten hat, und sich sehr

* Wörtlich: Gute; wird im Französischen für Kindsfrau gebraucht.

geehrt-fühlt, in dessen Hause zu sein. Indem er seinen Ehrgeiz auf den Grad, den er erhalten, beschränkte, weil er wohl fühlte, daß er niemals auf einen höhern hoffen dürfe, war der Capitän Gervillier in einem Salon, wie ehemals im Quartier, stets bereit, sich vor seinem Vorgesetzten zu beugen. Er hätte einen ganzen Tag zugebracht, ohne sich zu setzen, wenn ihn sein Oberst nicht dazu aufgefordert hätte; und so war er in Allem.

In der Umgebung von Herrn von Mellevals Gute befanden sich mehrere hübsche Landhäuser, deren Bewohner den Obersten öfters besuchten.

Unter Andern ein alter Banquier mit seiner Frau. Diese war einst sehr hübsch und sehr kokett gewesen; jetzt war sie zwar nicht mehr hübsch, aber ihre Koketterie hatte in dem Maße zugenommen, als ihre Reize abnahmen. Man muß sich doch bestreben, Etwas zu erhalten.

Herr Dugrandet, so heißt der Banquier, war den Sechzigen nahe, oder vielleicht schon darüber hinaus. Da er aber ein sehr hübscher Mann und bei dem schönen Geschlecht ziemlich glücklich gewesen war, wollte er nicht alt werden; seine Manie bestand darin, stets beweisen zu wollen, daß er noch immer seine Jugendkräfte besitze, und er rühmte sich, niemals krank und besonders ein unermüdlicher Läufer zu sein.

Madame Dugrandet lächelte zuweilen spöttisch, wenn ihr Mann von seiner Kraft und den Vorzügen seiner Constitution sprach.

Außer diesen war die Familie eines ehemaligen Kaufmanns dort, sehr vermögliche Leute, welche aber die Lächerlichkeit an sich hatten, den Stand, in welchem sie sich bereichert hatten, zu verachten, und für Landedelleute gelten wollten. Dieses gab Fräulein Ophelia vielen Stoff zum Lachen, welche behauptete, daß es mit dem Namen Troussard (so hieß der Ex-Kaufmann) unmöglich sei, die geringste Achtung in der Gesellschaft zu erwerben.

Ich gestehe, daß der Name Troussard dem Ohre nicht sehr melodisch klingt, aber was liegt daran, aus welchen Buchstaben, aus welchen Silben ein Name besteht: er ist es ja nicht, der das Ansehen gibt, bloß das Verdienst der Person ist es, welches ihrem Namen Ruhm verleiht, und die härtesten Silben scheinen dem Ohre angenehm, wenn sie uns einen geistreichen Menschen oder einen großen Philosophen ins Gedächtniß zurückrufen.

Marie, Margarethe sind sehr gewöhnliche Namen; wenn sie aber schönen Frauen angehören, werden sie euch angenehm und süß scheinen.

Kommen wir zu den Troussards zurück. Der Mann ist fünfzig Jahre alt; er schmeichelt sich, eine gute Erziehung erhalten zu haben, und bringt sein Leben in seinem Keller zu, wo er seine Weinflaschen zählt und immer wieder zählt, weil er äußerst mißtrauisch ist und unaufhörlich fürchtet, seine Dienerschaft möchte ihn bestehlen. Das Mißtrauen ist fast immer der Begleiter des Geizes, und Herr Troussard ist in der That mehr als sparsam; er knausert an den unbedeutendsten Dingen, was sich wenig mit der vornehmen Miene verträgt, welche sich Madame Troussard geben will. Wie wir indessen alle unsere Schwachheiten haben, so hat Herr Troussard auch seine verwundbare Seite: die Tafel und besonders ein guter Wein haben unendlich viele Reize für den Ex-Kaufmann, und das Sonderbare dabei ist, daß Herr Troussard am Ende einer guten Mahlzeit, wo er sich beinahe immer in eine gute Laune hineintrinkt, außerordentlich verschwenderisch und großmüthig wird; dann ist er ein Lebemann, ein Mann, welcher nichts mehr für sich selbst hat; er macht euch tausend Dienstanerbietungen, stellt sein Haus, seine Kasse zu eurer Verfügung, und ladet alle Gäste, sogar Leute, welche er zum erstenmal sieht, zum Essen ein. Sobald er aber wieder nüchtern geworden ist, beeilt sich Herr Troussard, alle Einladungen zurückzunehmen.

Madame Troussard ist zehn Jahre jünger als ihr Mann; ihre Blicke strahlen immer und ein ewiges Lächeln umschwebt ihre Lippen. Ehe sie damit fertig ist, euch guten Tag zu wünschen, hat sie schon eine Geschichte zu erzählen angefangen; diese Geschichte verschlingt sich in eine andere, welche wieder mit einer dritten zusammenhängt, ganz wie in Tausend und Eine Nacht: man kann das Ende davon nicht absehen. Wenn Madame Troussard in einem Salon angekommen ist, so wird sie bis zum Augenblicke ihres Weggehens fortschwatzen; da aber die Herrschaft des Hauses keine Lust in sich fühlt, ihr immerwährend zuzuhören, so überläßt man ihr gewöhnlich eine Ecke und eine Person, die ihre Ohren zum Opfer bringen muß.

Dazu kommen jetzt noch ein Fräulein Troussard und mehrere kleine Troussards. Fräulein Therese, welche ihre Mutter nur Theresinette oder Theresina nennt, ist ein Mädchen von achtzehn Jahren, mit einem runden aufgeweckten Gesicht, frischen, rothen Wangen, eine Brünette mit lebhaftem Auge, lachlustig, fröhlich, zwanglos, die nichts von den lächerlichen Ansprüchen ihrer Eltern geerbt hat. Fräulein Therese hat kein ausgezeichnet schönes Gesicht, aber sie ist artig, angenehm, und es kann ihr an Anbetern und Freiern nicht fehlen. Ihr einziger Fehler ist: unbarmherzig falsch und sehr gerne zu singen; aber ihre Mutter findet, daß ihre Tochter eine köstliche Stimme habe und meint, daß man sie nie genug hören könne.

Die kleinen Troussards brauche ich euch nicht näher zu bezeichnen; ich sage bloß, daß es deren drei sind von fünf bis neun Jahren, daß sie in Gesellschaft immer schlafen und zu Hause immer essen wollen.

Außer diesen sind noch mehrere andere Personen da, welche wir vielleicht vergessen haben, aber später bei Herrn von Melinval treffen werden.

Treten wir jetzt, Abends, einige Augenblicke vor der Ankunft Arthurs und seines Freundes Minot, in das Gesellschaftszimmer des Obersten.

Drittes Kapitel.

Eine Abendgesellschaft bei Herrn von Melleval.

„Ich habe heute mehr als fünf Stunden gemacht ... ich bin in Montgeron gewesen, bin zurückgelaufen, habe einen Umweg gemacht, um ein Landgut zu besehen, von dem man mir gesprochen hatte ... o ja! ich habe gut sechs Stunden gemacht und denke gar nicht daran, bin nicht im Geringsten müde."

Das ist Herr Dugrandet, der auf einem Divan sitzt und mit dem Obersten plaudert. Der Capitän Gervillier steht aufrecht vor ihnen; ein wenig entfernter, in einer Ecke des Zimmers, sprach Madame Troussard mit Herrn von Vieussec, welchen man ihr beinahe immer in die Kur gab, denn da der ehemalige Präsident fast taub war, so litt er weniger als ein Anderer unter dem uneingedämmten Redefluß der Madame Troussard.

Caroline, an einem Stickrahmen beschäftigt, sprach mit der großen Ophelia, die ein Buch in der Hand hielt, aber nicht las. Die artige Therese stand am Piano und unterhielt sich damit, die Musikalien zu mustern. Madame Dugrandet machte eine Partie Imperial mit Herrn Troussard, dessen Söhne da und dort im Salon herumlagen und ungenirt schliefen.

„Ich bin kein großer Fußgänger mehr," sagte der Oberst, sich zu dem Capitän wendend, „wahrscheinlich, weil ich früher zu viel gehen mußte ... ah! der Kaiser ließ uns nicht viele Zeit zum Ausruhen ... nicht wahr, Gervillier?"

„Sehr wahr, Herr Oberst, er ließ uns oft forcirte Märsche machen, aber man beklagte sich nicht darüber."

„Weil man bei ihm immer sicher war, am Ende des Weges den Ruhm zu finden."

„Das ist vollkommen wahr, Herr Oberst."

„Aber, Capitän, warum bleiben Sie denn immer vor uns stehen und setzen sich nicht?"

Der Capitän verbeugt sich ehrerbietig und nimmt einen Stuhl, indem er sagte:

„Ich setze mich, Herr Oberst."

„Noch einmal verloren!" schreit Herr Troussard; „Madame läßt mich immer in dem Augenblicke fallen, wo ich zu steigen hoffte. Ich konnte noch kein einziges Imperial in der Partie nehmen."

„Papa, Du bist nicht sehr stark in diesem Spiel, Du gewinnst nie! ... Ah! „‚am Tajoflusse'" ... welch' eine alte Romanze! man wiegte mich damit ein."

„Sie ist sehr schön," sagte Caroline.

„O ja, aber ich liebe mehr das Neue ... tra la la la!"

„Lauter, meine Tochter," sagte Madame Troussard, ohne aufzuhören mit dem alten Herrn, den man ihr überlassen, zu plaudern.

„Aber, Mama, ich singe ja nicht; ich betrachte ja nur die Noten von Fräulein von Melleval."

„Ah, das ist ein Unterschied; ich glaubte ... weil Du stets die üble Gewohnheit hast, zu leise zu singen ... man hört Dich nicht gut."

„Mir scheint, man höre sie viel zu sehr," sagte Fräulein Ophelia, indem sie Caroline mit spöttischer Miene ansah. „Mein Gott, wie lächerlich diese Familie Troussard ist! Ist das nicht auch Deine Meinung, Caroline?"

„O nein, es sind recht gute Leute, wie mir scheint."

„Ah, meine Liebe: gute Leute, will heißen: dumme Leute; das ist ganz dasselbe."

„So meine ich es nicht. Therese ist sehr hübsch und liebenswürdig ... sie thut Alles, was man will, lacht immer ..., ach, das ist ein glücklicher Charakter!"

„Sie lacht ... das ist natürlich, sie hat nichts im Kopfe! ... Ach! wenn Du das liebenswürdig nennst! ... Wo ist ihr Verstand? wo sind ihre Gedanken, wenn sie spricht? worauf stützt sie ihr Urtheil? zu welcher Höhe kann sich denn ihre Einbildungskraft erheben?"

„Ach, das habe ich noch nicht untersucht! Ich finde sie fröhlich, gefällig; ist das nichts in Gesellschaft? Aber Du, Ophelia, Du bist schwer zu befriedigen, Du verlangst zu viel."

„Und ihre Mutter ... welch' eine unerträgliche Schwätzbase! Ah, mein Onkel darf von Glück sagen, daß er taub ist; ich gratulire ihm dazu, so oft ich Madame Troussard sich neben ihn setzen sehe ... und der Mann, das ist auch ein prächtiger Gesellschafter: er weint, wenn er fünf Sous im Imperial verloren hat!"

„Ah, hier ist eine Arie aus dem Rothkäppchen ... ich werde sie einmal versuchen," sagte Fräulein Therese, auf dem Piano präludirend.

„Nun will sie wieder singen! Welche schreckliche Sängerin ... man kann nicht ungestört mit einander sprechen."

„Aber mir scheint, Ophelia, daß wir ganz gut sprechen können, während Therese singt."

„Wenn diese Stimme mir in die Ohren dringt, beunruhigt sie mich, greift mir die Nerven an! ... Ach Gott, sage doch, Caroline, erwartet ihr nicht noch Gesellschaft, junge Leute von Paris?"

Caroline senkt die Augen auf ihre Arbeit und antwortet:

„Nun ja, das heißt ... ich glaube, der Neffe des Capitäns Gervillier hat meinem Vater ... und seinem Onkel versprochen, in einigen Tagen zu kommen."

„Ah, Herr Arthur, welcher vor einiger Zeit acht Tage hier zugebracht hat?“

„Ja.“

„Das ist ein hübscher Junge... ein Mann von Geschmack... hat elegante Manieren und seine Augen haben ein Feuer, einen Ausdruck, der Einen durchdringt. Er hat mir viele Artigkeiten gesagt... allein ich halte ihn für ein wenig eitel und materiell, ich wünschte mehr Poesie in seinen Reden!... Und Du, Caroline, was hältst Du von diesem jungen Mann?“

„Ich?... was soll ich denn von ihm halten?“ antwortet Caroline, welche sehr mit einem Knoten beschäftigt scheint, den sie in dem eingefädelten Garn gemacht hat. „Herr Arthur ist sehr artig... sehr höflich... Ach, mein Gott! werde ich denn diesen Knoten nicht aufmachen können?“

Fräulein Ophelia murmelt mit einem schweren Seufzer:

„Ach! wie glücklich bist Du, Caroline, daß Du diese Unruhe, diese Leere und diese Melancholie nicht empfindest, welche seit mehreren Jahren den Stiel meiner Lebenspflanze vertrocknen und welken machen.“

Caroline antwortet nichts; vielleicht hat sie die Phrase der Fräulein Ophelia gar nicht verstanden, welche auch in der That viel zu gedehnt gefunden werden könnte.

„Vorgestern,“ sagte Herr Dugrandet, während er an seinen Beinen rieb, „habe ich mehr als dreißig Bäume in meinem Garten ausgerissen, verpflanzt und versetzt, und das hat mich nicht im Geringsten ermüdet; es gibt Gärtner, die sicher nicht das Gleiche thun würden!“

„Und Ihr Neffe, Capitän? Ich glaubte, er werde uns dieser Tage besuchen,“ sagt Herr von Mellevel, ohne dem nicht zu ermüdenden Dugrandet zu antworten.

„Ich hoffe, Herr Oberst, daß er Ihre ehrenvolle Einladung benützen und bald die Ehre haben wird, Ihnen seine ergebenste Aufwartung zu machen.“

„Was treibt er denn jetzt, da er die militärische Laufbahn verlassen hat?“

„Was er treibt, Herr Oberst? ... Ich glaube, er treibt gar nichts.“

„Er hat also Vermögen?“

„Sechs- bis siebentausend Franken Rente.“

„Das ist nicht genug, um müßig zu leben, wenn man erst sechsundzwanzig Jahre alt ist; die jungen Leute müssen eine Beschäftigung, ein Amt haben, oder irgend eine Kunst ausüben, sonst machen sie Thorheiten, Schulden und oft recht dumme Streiche.“

„Sie haben Recht, Herr Oberst.“

„Warum sagen Sie denn Ihrem Neffen nicht, daß er Etwas thun soll?“

„Ich würde es ihm gerne sagen, Herr Oberst, aber das wäre gerade, als ob ich es ihm nicht sagte, denn er pflegt nicht auf mich zu hören.“

„Ah, zum Henker, das ist ärgerlich.“

„Und dann, Herr Oberst, sagt ihm Jedermann, er sei ein charmanter Junge; da scheint es mir denn, daß ich Unrecht hätte, nicht wie Jedermann zu denken.“

„Nun, wirst Du denn Deinen Knoten nicht aufbringen?“ fragte Ophelia Carolinen, welche sehr aufgeregt schien und deren niedliche Händchen zitterten und das Garn zerzupften, während ihr Vater von dem charmanten jungen Manne sprach.

„Nein, ich bin aber sehr ungeschickt heute Abend.“

Fräulein Therese hatte angefangen zu singen:

„Hübscher Ring, so furchtbar den Schönen!“

sang aber unter fortwährenden Rouladen bei jeder Note, ihrer Gewohnheit nach so falsch, daß man das Lied nicht mehr erkennen konnte. Da hört man an dem Gitterthore klingeln, und eine allgemeine Bewegung entsteht in dem Salon.

„Wir bekommen Besuch,“ sagt Herr von Melleval: „es ist ohne Zweifel Ihr Neffe, Capitän.“

„Das ist sehr wahrscheinlich, Herr Oberst.“

„Lauter, meine Tochter, lauter doch!“ schreit Madame Troussard, die in dem Feuer der Unterhaltung das Läuten am Gitter nicht gehört hatte; aber Fräulein Therese hat, ohne ihrer Mutter zu antworten, das Klavier bereits verlassen und hüpfte zu Carolinen hin mit den Worten:

„O, desto besser, wenn es junge Leute sind, so werden wir wenigstens tanzen können ... denn es ist nicht unterhaltend, stets nur ... bei Alten zu sein ... Herr Dugrandet, der niemals müde wird, wie er sagt, kann doch nicht einmal den kleinsten Contretanz tanzen, ohne blau zu werden.“

Ophelia wirft auf Therese einen ironischen Blick und antwortet:

„Ich mache mir sehr wenig aus dem Tanz, ich.“

„Ah! aber ich mache mir sehr viel daraus ... und Du, Caroline?“

Caroline antwortet nicht; seitdem man an dem Gitter geklingelt hat, konnte sie ihren Faden und ihre Nadel nicht mehr auseinander bringen.

Es waren wirklich Arthur und sein Reisegefährte Theophilus Minot, welche so eben bei Herrn von Melleval angekommen waren und gleich darauf in den Salon treten, wo die Gesellschaft versammelt ist.

Arthur stellt seinen Freund dem Obersten mit den Worten vor:

„Ich habe mir erlaubt, Herrn Theophilus Minot mitzubringen, einen jungen Capitalisten, großen Liebhaber des Landlebens, der Jagd, der Fischerei und Gärtnerei. Ich hatte ihm ihre reizende Besitzung gerühmt, Herr Oberst, wie auch alle die Annehmlichkeiten, welche man bei Ihnen vereinigt findet, und er hat mich schon längst um die Gunst gebeten, bei Ihnen eingeführt zu werden.“

„Er lügt wie ein Zahnarzt," sagte Theophilus zu sich, als er die Rede seines Freundes hörte; „ich liebe weder die Jagd, noch den Fischfang, noch die Gärten, und er hat mich mit aller Gewalt hierher geschleppt. Nun, wenn ich mich nur amüsire!"

Herr von Melleval empfängt die jungen Leute sehr freundlich und nöthigt sie, sogleich einige Erfrischungen anzunehmen, bis die Stunde des Souper komme; denn bei dem Obersten speiste man präcis um vier Uhr zu Mittag und um zehn Uhr zu Nacht. Es war dies eine Gewohnheit, die er schon lange eingeführt hatte und bei der er sich gut befand; die Leute, die ihn besuchten, waren nicht gehalten, sie zu befolgen, allein fast Alle machten dem Obersten nach.

Die jungen Leute dankten Herrn von Melleval. Arthur klopft dem Capitän auf die Schulter, grüßt Dugrandet, lächelt Theresen zu, verbeugt sich vor Ophelia und nähert sich Carolinen mit den Worten:

„Wird Fräulein von Melleval mir wohl erlauben, ihr meine Huldigungen darzubringen?"

Caroline blickt den jungen Mann schüchtern an und stammelt einige höfliche Worte der Erwiderung, während Arthur, der sich ihr genähert hat, flüsternd hinzufügt:

„Endlich sehe ich Sie wieder!... Ach! wenn Sie wüßten, wie lange mir die Zeit, entfernt von Ihnen, schien! Aber Ihr Bild war immer hier... hier in meinem Herzen."

Da sich Ophelia eben ihrer Freundin näherte, wendete sich Arthur rasch zu ihr und ruft in dem ihm eigenthümlichen leichtfertigen Tone aus:

„Wie beherrscht denn Fräulein Ophelia gegenwärtig die Romane, die Poesie, den Mondschein und den Sonnenaufgang?"

„Den Mondschein!" antwortet das große Fräulein; „ach! wenn ich einige Macht über dieses Gestirn hätte, so würde es fortwährend glänzen... und sein süßes Licht unaufhörlich jene

phantastischen Bilder wiederstrahlen, welche so lebendige Rührungen erwecken."

„Und wie steht's mit der Musik, mein Fräulein?" fragte Arthur Therese; „treiben Sie dieselbe noch immer häufig?"

„Ich treibe sonst nichts, aber ich möchte lieber tanzen. Wird der Herr, den Sie mitgebracht haben, nächsten Sonntag auf dem Balle im Dorfe mit uns tanzen?"

„Er wird darüber entzückt sein ... o! mein Freund Theophilus Minot ist ein kostbarer Junge; er weiß sich nützlich zu machen. Zudem hätte ich ihn nicht mitgebracht, wenn er nicht wenigstens zu Etwas zu gebrauchen wäre."

Dann neigt sich Arthur zu Carolinen und fügt leise bei:

„Während er mit diesen Frauenzimmern plaudert, wird er sie beschäftigen, und ich werde mehr Gelegenheit haben, mit Ihnen zu sprechen; deßhalb habe ich ihn mitgebracht."

„Der Herr heißt ... wie haben Sie gesagt?" fragte Ophelia Arthur.

„Theophilus Minot."

„Theophilus? das lasse ich mir gefallen, das ist einmal ein harmonischer Name; aber Minot ... ach! wie kann man auch Minot heißen? ... darin liegt gar kein Sinn ..."

„Sie haben Recht, und mein Freund hätte dies seinem Vater bei seiner Taufe sagen sollen; aber wahrscheinlich hat er damals diese Betrachtungen noch nicht angestellt. Nun, Theophilus! ... was thust Du denn an dem Spieltisch? ... Komm doch her, um mit den liebenswürdigen Damen Bekanntschaft zu machen, welche diesen Aufenthalt verschönern."

Herr Theophilus tritt mit [illegible]haftem Gange und unter dem eifrigsten Bestreben, seinem Gesicht einen lieblichen und zugleich pikanten Ausdruck zu geben, näher; seine Anstrengung erzeugt aber nur eine sehr häßliche Grimasse, die Fräulein Therese Reiz zum Lachen gibt, während Fräulein Ophelia den Neuangekommenen

von Kopf bis zu den Füßen mißt, und ihn durch die Macht ihres Blickes magnetisiren zu wollen scheint. Aber der dicke Junge fühlt sich nur wenig von der Aufmerksamkeit angezogen, mit der ihn das lange Fräulein betrachtet, und läßt seine Blicke vorzugsweise auf dem runden und fröhlichen Gesichte des Fräuleins Troussard ruhen.

„Ich wollte sehen, welches Spiel man spielt,“ sagt endlich Minot, welcher nichts Besseres gefunden hat, um die Unterhaltung zu eröffnen.

„Man spielt Imperial, mein Herr,“ antwortet Fräulein Therese; „mein Vater spielt mit Madame Dugrandet, der Gemahlin des Herrn, welcher . . . da unten . . . auf dem Divan sitzt. Mein Vater ist übler Laune, weil er verliert . . . o, das sehe ich im Augenblick.“

„Dies macht Ihrem Scharfblick Ehre, mein Fräulein. Ich bin ein guter Spieler . . . ich ärgere mich niemals . . . hauptsächlich wenn ich gewinne.“

„Sie sind sehr spät angekommen, meine Herren,“ sagt Ophelia, „der Weg muß um diese Stunde köstlich sein.“

„Ich gestehe Ihnen, mein Fräulein, daß ich ihn sehr lang gefunden habe . . . mein Freund hatte einen Nebenweg eingeschlagen.“

„O, ich liebe die Nebenwege! . . .“ schreit Madame Troussard, indem sie näher tritt, um sich der Unterhaltung der Fräulein anzuschließen, weil Herr von Vienssec ein Kopfleiden benützt hat, um sich zurückzuziehen. „Wovon ist die Rede, meine Damen? was sagte man so eben?... erzählte Ihnen der Herr Etwas?... o, ich möchte es auch gerne hören! . . . Nun, Theresina, Du singst ja nicht mehr. Warum singst Du denn nicht, meine liebe Freundin? Wenn man eine schöne Stimme hat, so muß man sie üben . . . überdies verlangt man hier keine Bravoursängerin... o, meine Damen, betrachten Sie einmal meine drei Jungen,

welche dort unten schlafen ... O, wie artig sie sind, wenn sie schlafen ... Mein Aeltester hat etwas Römisches, etwas Grandioses in seinem Profil ... die armen Kleinen, sie bilden eine niedliche Gruppe, wie Liebesgötter! ... Da, jetzt verliert mein Mann schon wieder ... ich sehe das an seinen Lippen, in welche er mit aller Macht beißt. Ich, ich liebe das Spiel nicht, ich ziehe vor, einer geistreichen Unterhaltung zuzuhören."

Minot macht große Augen, während Madame Troussard diesen Strom von Worten losläßt, aber Arthur hat ein Mittel gefunden, sich hinter Caroline zu setzen und er kann, ohne daß es bemerkt oder gehört werden könnte, einige Worte mit ihr wechseln.

„Haben Sie seit meiner Abreise auch ein wenig an mich gedacht? ... Sie antworten nichts ... Sie wollen mich also recht unglücklich machen?"

„Nein... aber ... ich sollte es Ihnen nicht sagen... und dann, was liegt Ihnen an meinen Gedanken? ... Ich glaube, daß Sie sich in Paris wohl wenig der Bewohner von Draveil erinnern!"

„Ach, mein Fräulein, können Sie so schlimm von mir denken? ... Sagen Ihnen meine Augen nicht Alles, was ich empfinde ... die Liebe, welche ich für Sie fühle?"

„Nun, Herr Arthur, was gibt es Neues in Paris?" fragt der Oberst, indem er sich an den Neffen des Capitäns wandte.

Arthur dreht sich schnell um, um nicht den Anschein zu haben, mit Carolinen leise zu sprechen, und antwortet:

„Nichts, das ich wüßte und das verdiente, Ihnen erzählt zu werden, Herr Oberst."

„Fand nicht eine Wette zwischen zwei berühmten Läufern statt?" fragte Herr Dugrandet.

„Ah doch ... es war ein Engländer, der gegen einen Belgier wettete ... Es handelte sich darum, zweimal das Marsfeld zu umlaufen; der Engländer hat gewonnen."

„Es ärgert mich, nicht dabei gewesen zu sein," versetzt der alte Banquier; „ich hätte mir ein Vergnügen daraus gemacht, ihnen nachzugehen, wenn auch nur von Weitem. Ich behaupte nicht, daß ich eben so schnell gewesen wäre als sie... doch laufe ich recht gut."

„Sie hätten ein Schnellläufer werden sollen, mein Gemahl," sagt Madame Dugrandet lachend.

„Wieder verloren!... ich spiele nicht mehr!" schreit Herr Troussard und steht auf.

„Capitän, spielen Sie doch die Partie mit Madame Dugrandet zu Ende," sagte der Oberst, sich an den alten Schnauzbart wendend, und der Capitän, obgleich ihm das Kartenspiel verhaßt ist, beeilt sich, aufzustehen und sagt:

„Mit dem größten Vergnügen, Herr Oberst."

Da Arthur sieht, daß man sich nicht mehr mit ihm beschäftigt, nähert er sich Carolinen und sagt ihr ganz leise:

„Gehen Sie morgen früh nicht im Garten spazieren? neben dem kleinen Wäldchen?"

„Ja, ich gehe fast jeden Morgen spazieren, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ich es auch morgen thue, wenn schönes Wetter ist."

„Ja, aber Sie haben stets Ihre Begleiterin bei sich: diese Marianne verläßt Sie nicht: das ist unerträglich!... Vor einem Dritten kann man sich nicht Alles sagen, was man denkt."

„Marianne liebt mich so sehr; es ist natürlich, daß sie stets bei mir ist. O! Marianne ist sehr gut und niemals würde sie mich in Kummer oder in Thränen sehen wollen."

„Kummer! Sollten Sie Kummer haben? Ach! wenn ich die Ursache davon wüßte, wenn ich glauben könnte, das Ihre Thränen..."

Die Annäherung des Obersten verhindert Arthur, seine Phrase zu beenden; Herr von Melleval wendet sich an Caroline mit den Worten:

„Nun, wollen wir diesen Abend nicht ein wenig musiciren?"

„O ja, mein Vater . . . ich werde Alles thun, was Sie wünschen."

„Ach ja," schreit Madame Troussard, „es lebe die Musik! es lebe der Gesang! Dies wiederhole ich unaufhörlich Theresinetten. Meine Tochter, Du hast eine prächtige Stimme; aber man muß sie pflegen . . . ah, Oberst, betrachten Sie doch meine drei Jungen . . . wie hübsch sie sind . . . wie tief sie schlafen!"

„Aber mir scheint, daß das stets ihre Gewohnheit in Gesellschaft ist," antwortet der Oberst.

„Ja, ich habe sie daran gewöhnt . . . Ich denke, es ist besser, als wenn sie Lärm machten."

„Wie viel Bouteillen hat man heute bei Tische gebraucht?" fragt Herr Troussard seine Frau leise.

„Wie viele Bouteillen? Ach, ich weiß es nicht! Sie langweilen mich mit Ihren Bouteillen! Was geht mich Ihr Keller an?"

„Weil ich nämlich drei heraufgeholt und nur noch eine in dem Korb gesehen habe . . . . man kann doch nicht zwei geöffnet haben."

„Ach mein Gott, mein Herr, Sie wählen Ihre Zeit gut, mir von Ihren Bouteillen vorzuschwatzen! . . . Gehen Sie in Ihren Keller, wenn es Ihnen gefällt, und bleiben Sie den ganzen Tag darin . . . schlafen Sie sogar dort, ich versichere Sie, daß ich nichts dagegen haben werde."

Herr Troussard verläßt seine Gemahlin, indem er murmelt:

„Gewiß werde ich in meinen Keller gehen, wenn wir heimgekehrt sein werden . . . . ich will nicht, daß mir meine Dienerschaft meinen Wein stehle."

Unterdessen waren die Mädchen zum Klavier getreten; Caroline präludirt, und Therese blättert in den Noten, indem sie ausruft:

„Ach, Fräulein Caroline, Sie werden mich begleiten, nicht wahr?"

„Sehr gerne," antwortet die Tochter des Obersten, während dieser sich Theophilus nähert und zu ihm sagt:

„Sind Sie auch musikalisch, mein Herr?"

„Ja, mein Herr Oberst, das heißt: ich verstehe die Noten nicht; aber ich singe sehr stark."

„Sie kennen wenigstens doch Ihre Noten?"

„Ja, Herr Oberst, das heißt . . . ich kenne sie nicht . . . aber ich sehe gut, wenn es hinauf oder hinunter geht, und das leitet mich hinreichend."

„Gerade wie ich," sagte Madame Troussard, „ich habe niemals die Noten gekannt und habe doch das feinste Ohr, das man finden kann . . . ein falscher Ton macht mich beben."

„Da sollte sie jedesmal Nervenzufälle bekommen, wenn ihre Tochter singt," sagte Ophelia zu Arthur, welcher neben ihr steht; aber der glänzende junge Mann antwortet ihr nicht: er ist ganz mit Carolinen beschäftigt und folgt allen Bewegungen des reizenden Mädchens, welche, vor einem Spiegel sitzend, der hinter dem Klavier befindlich ist, stets darin sehen kann, wie die Augen Arthurs unaufhörlich die ihrigen suchen.

Therese wartete nicht, bis man sie bitten würde, zu singen: sie schreit die Arie aus dem Rothkäppchen, wobei die Gesellschaft mit jener Artigkeit und Aufmerksamkeit zuhört, welche man in guter Gesellschaft selbst für die Leute, die uns langweilen, immer hat. In den Momenten, wo die Stimme der jungen Sängerin die Ohren der Zuhörer am meisten zerreißt, sagt ihre Mutter:

„Höher, meine Tochter, höher doch . . . laß doch Deiner Stimme den Lauf."

„Nun, mein Gott, wie hoch soll sie denn noch hinauf? ihre jetzige Höhe macht mich schon schwindeln!" sagte Ophelia zu Dugrandet. Dieser! welcher neben dem Klavier steht, begnügt sich, ein kleines zustimmendes Lächeln zu zeigen und sagt:

„Wenn morgen schönes Wetter ist, so werde ich vor dem Frühstück zwei Meilen laufen."

Therese hat ihre Arie beendigt und Minot ruft begeistert aus: „Meiner Treu! eine solche Stimme habe ich noch nie gehört; es ist wahrhaft betäubend."

„Nicht wahr, mein Herr?" sagte die Mama, welche von dem Effekt, den ihre Tochter hervorbrachte, ganz entzückt schien, während Herr Troussard sich in eine Ecke des Salons gesetzt hat, wo er vor sich hin spricht:

„Ich hatte noch hundertzweiundvierzig Flaschen in der Schichte rechts und zweihunderteinundzwanzig in der Schichte links . . . ich werde sie vor dem Schlafengehen nachzählen."

Nach der Arie aus dem Rothkäppchen singt Caroline eine einfache Romanze. Ihre Stimme hat keinen bedeutenden Umfang. allein sie ist sanft, biegsam, ausdrucksvoll und immer rein. Für die Ohren, welche so eben Fräulein Troussard singen gehört haben, ist sie wie ein linderndes Oel, welches man auf Wunden, welche mit Weinessig verbunden waren, träufelt; man athmet wieder, man kommt wieder in's rechte Geleis, wenn man Carolinen zuhört; es ist die Windstille nach dem Sturme.

Arthur singt ebenfalls eine Romanze; er legt viel Geschmack und Ausdruck hinein, denn die Romanze spricht natürlich nur von Liebe. Fräulein Ophelia weigert sich, sich hören zu lassen; seit einiger Zeit singt sie nicht mehr. Zuletzt beginnt auch Theophilus, der sich gerühmt hat, sehr stark zu singen, zwei Arien aus Opern, von denen er sich aber nur einiger Takte erinnern kann; er besinnt sich schon auf den dritten, den er aber zum großen Glück für die Gesellschaft nicht finden kann, als die Uhr auf dem Kamin zehn Uhr schlägt. Fast in demselben Augenblicke öffnet sich die Thüre des Salons und ein Diener meldet, daß aufgetragen sei.

„Wie, schon zehn Uhr?" sagt Madame Dugrandel, „wir müssen gehen, mein Freund."

„Wahrhaftig! ich glaubte nicht, daß es schon so spät sei," antwortet der alte Banquier, „ich bin durchaus nicht ermüdet."

„Das glaube ich wohl, Du bist den ganzen Abend auf dem Divan gesessen."

„Wir müssen auch nach Hause," sagt Madame Troussard; „die lieben Kleinen schlafen . . . wir sind diesen Abend lange geblieben; wenn man aber spricht und singt, so vergeht die Zeit sehr schnell."

„Ich hoffe, daß Sie mich noch nicht verlassen," sagte der Oberst, „sondern mit mir zu Nacht speisen werden. Was drängt Sie so sehr, nach Hause zu kommen? Der weite Weg ist es nicht, Sie brauchen bloß zwei Schritte; auch werden Sie keine Furcht haben, auf dem Wege angegriffen zu werden, denn es gibt keine Räuber in diesem Gebiete. Außerdem werde ich Sie, falls Sie Furcht haben, mit dem Capitän nach Hause begleiten. Bleiben Sie also beim Abendessen, wir haben zwei neue Gäste und wollen ihren Willkomm mit einer Flasche Champagner feiern."

„Ich bin immer dem Herrn Oberst zu Befehl," sagte der alte Capitän, entzückt, die Imperialpartie verlassen zu können.

„Aber Sie wissen wohl, daß wir nicht die Gewohnheit haben, zu Nacht zu speisen," sagte Madame Dugrandet, sich zierend; „es bekommt mir nicht gut, wenn ich Abends etwas esse."

„Nun, dann sehen Sie uns zu und plaudern mit uns. Was mich betrifft, so finde ich, daß das Abendessen eine jener alten Gewohnheiten unserer Väter ist, welche man mit großem Unrecht aufgegeben hat; besonders auf dem Lande, wo man immer Zeit genug hat, wünsche ich mir Glück, diese Gewohnheit beibehalten zu haben."

„In der That! Herr von Melleval ist zu artig, als daß es möglich wäre, seinen Wunsch abzuschlagen," sagt Herr Troussard, welchen die Ankündigung des Abendessens wieder in gute Laune versetzt hat. „Ich nehme es an, ich gehe noch nicht."

„Nun, Theresinette, weil Dein Vater es will, so lege Deine Noten hin, Du kannst sie ja später wieder nehmen."

Herr und Madame Dugrandet willigen ebenfalls ein, beim Abendessen zu bleiben.

Was den Capitän betrifft, so wohnte dieser bei dem Obersten, wie auch Herr von Bieussec und seine Nichte Ophelia; allein der alte Präsident zog sich immer sehr frühe in sein Zimmer zurück und blieb niemals bei dem Abendessen.

Die ganze Gesellschaft verfügt sich in den Speisesaal. Arthur hat sich neben Caroline an den Tisch gesetzt, und Herr Theophilus Minot beeilte sich, neben der muthwilligen Therese Platz zu nehmen. Als die ganze Gesellschaft sich niedergelassen, ruft Madame Troussard aus:

„Ach, mein Gott! . . . ich vergesse ja meine drei Jungen."

„Da sie schlafen," sagte Herr von Melleval, „so scheint mir, daß es eben so gut wäre, sie nicht zu stören."

„O nein, Herr Oberst; man wird sie ja jedenfalls aufwecken müssen, um sie nach Hause zu bringen, und wenn sie erfahren, daß wir ohne sie zu Abend gespeist haben, so würden sie ein schönes Geschrei erheben . . . Ich werde sie suchen, die lieben Herzchen."

Madame Troussard verläßt den Speisesaal und kommt bald mit ihren drei Jungen zurück, von denen der Eine gähnt, der Andere sich die Augen reibt und der Jüngste weint, weil man ihn aufgeweckt hat. Allein der Anblick der Tafel trocknet die Thränen und erweckt diese Herren schnell. Man setzt alle Drei neben ihren Vater und bekümmert sich nicht mehr um sie.

Das Abendessen geht sehr gut vorüber. Der Oberst achtete genau darauf, daß seinen Gästen nichts fehlte, und es machte ihm ein besonderes Vergnügen, wenn man keine der Speisen, die er anbot, zurückwies. Um seinem ehemaligen Obern angenehm zu sein, hätte sich der alte Capitän lieber eine Unverdaulichkeit

zugezogen, als Etwas nicht anzunehmen, und er hatte unaufhörlich das Auge auf der Lauer, um zu sehen, ob er seinen Nachbarn einschenken und anbieten solle.

Fräulein Ophelia aß beinahe nichts; ihr Körper schien sich eben so gern als ihr Geist nur von dunstigen und geistigen Speisen nähren zu wollen.

Madame Dugrandet, welcher es Uebelsein verursachte, Abends zu essen, erwies jedoch Allem, was auf die Tafel kam, volle Ehre. Herr Theophilus beschäftigte sich viel mit sich selbst und nebenbei mit seiner hübschen Nachbarin; wer sich aber von allen Gästen am behaglichsten bei Tische fühlte, war Herr Troussard. Von Allem nehmend, viel trinkend, sprach er nie ein Wort beim Beginne einer Mahlzeit; aber nach und nach belebte er sich mehr und mehr, wurde lustig, plauderte, stachelte Andere ebenfalls zur Heiterkeit an, sang jedes Mal, wenn er sein Glas erhob, vor sich hin, kurz, er war ein ganz anderer Mensch, und einige volle Gläser reichten hin, diese Veränderung hervorzubringen.

Zwei Personen aßen sehr wenig und sprachen fast nichts; man erräth, daß damit Caroline und Arthur gemeint sind. Die Erste war ganz mit dem Gefühl beschäftigt, welches in ihrer Seele entstanden war, und der Andere, seinen Sieg errathend, suchte nur die Herrschaft, welche er schon über ihr junges Herz erhalten hatte, zu vergrößern.

Während er seiner Nachbarin Aufmerksamkeiten bewies, wollte Theophilus den Liebenswürdigen spielen und in der Unterhaltung glänzen; allein wenn er eine Geschichte oder eine Begebenheit zu erzählen anfing, so ging es ihm wie mit seinen Gesangstücken: er konnte sich nicht mehr auf das Ende besinnen. Dann sagte Fräulein Ophelia, welche schon erzürnt war, daß der dicke Junge der Macht ihrer Blicke nicht erlegen war, mit spöttischem Tone:

„Der Herr wird uns die Fortsetzung wahrscheinlich ein anderes Mal erzählen."

Am Ende des Abendessens sagt Herr Troussard, welchen ein Glas Champagner plötzlich ganz lustig gemacht hat, zu der Gesellschaft:

„Ha! ja, wir sind heute Abend recht lustig, das ist sehr gut; aber morgen müssen wir wieder zusammenkommen. Ich habe ausgezeichnete Weine in meinem Keller . . . ich werde Sie dieselben versuchen lassen. Morgen müssen Sie bei mir speisen . . . Sie, Herr von Melleval, und Ihre Gäste, Herr und Madame Dugrandet; ich erwarte Sie Alle morgen zum Mittagessen . . . das ist abgemacht, nicht wahr?“

„Wir wollen sehen,“ antwortete Madame Dugrandet lächelnd, „ich glaube nicht, daß wir können.“

„Sie weiß, was die Einladungen des Herrn Troussard werth sind,“ sagte Fräulein Ophelia zu dem alten Capitän, „allein man kann sie annehmen, ohne in Verlegenheit zu kommen; morgen wird er schon absagen lassen.“

„Sie glauben?“ antwortet der Capitän, indem er den Obersten ansieht, um zu beobachten, ob der Augenblick gekommen sei, seinen Nachbarn einzuschenken.

„O, ich erwarte Sie Alle morgen! Das ist abgemacht, das ist fertig,“ sagt Herr Troussard aufs Neue. „Auf die Gesundheit unseres Wirthes! Köstlicher Champagner! Flon, flon, flon, lariradondaine! Lustig, lustig, lustig, lariradondon!“

„Nun, mein Herr, was singen Sie uns da?“ sagt Madame Troussard, indem sie ihren Mann ansah. „Dies sind keine Arien für Damen . . . ach! meine Kleinen sind auf ihren Tellern wieder eingeschlafen: das beweist, daß sie keinen Hunger mehr haben. Wir müssen jetzt gehen, es ist hohe Zeit, scheint es mir.“

Herr von Melleval steht auf; die ganze Gesellschaft thut dasselbe.

Herr und Madame Dugrandet nehmen Abschied, und der alte Banquier, unter steter Betheurung, daß er niemals müde

werde, scheint viele Anstrengung nöthig zu haben, seine Beine in Bewegung zu bringen. Madame Troussard hat ihre Söhne wieder aufgeweckt, welche sich murrend und weinend zu gehen anschicken. Alle Nachbarn entfernen sich und die Gäste des Obersten ziehen sich in ihre Zimmer zurück.

Theophilus Minot wurde ein Zimmer angewiesen, welches neben dem Arthurs war.

„Nun, was hältst Du von den Bewohnern dieses Hauses und der Gesellschaft, welche Du hier gesehen hast?" fragt Arthur seinen Freund, als sie in ihren Zimmern angelangt sind.

„Die Bewohner... nicht übel. Dieser Herr von Melleval hat ein wenig ein strenges Aussehen, aber er läßt sehr gut auftragen."

„Und seine Tochter . . . welch' ein Engel!"

„Seine Tochter . . . ja, sie ist hübsch; aber ich ziehe das Fräulein, welches gesungen hat, vor: Mademoiselle Theresinette . . . das ist ein lebhaftes, pikantes Gesicht!"

„Welche Lästerung! Eine solche plumpe, gemeine Schönheit einem edlen, anmuthigen und lieblichen Gesichte vorzuziehen!"

„Sage was Du willst! Ich ziehe die Andere vor; Jeder hat seinen Geschmack. Und die schöne Stimme... Gott! wie das in einem Salon tönt . . . gewiß werde ich von der hübschen Brünette träumen."

„Und ich, ich werde von der reizenden Blondine träumen. Du bist ein Narr, Theophilus, sie mit der plumpen Therese zu vergleichen."

„Ach, laß mich zufrieden, ich bitte Dich! Erstens liebe ich die üppigen Formen . . . man weiß da wenigstens, woran man sich zu halten hat . . . und überdies ist das meine Sache . . . gute Nacht, Arthur, ich gehe zu Bette; ich werde suchen, mir für morgen eine große Arie in's Gedächtniß zurückzurufen."

Theophilus geht in sein Zimmer und Arthur legt sich ins Bett, indem er zu sich selbst sagt:

„Morgen früh, bei Sonnenaufgang, werde ich in dem kleinen Wäldchen am Ende des Gartens sein . . . ich bin sicher, daß sie kommen wird!“

Viertes Kapitel.

Gefahren der Morgenspaziergänge.

Die gute Marianne war in Carolinens Zimmer, als diese, nachdem sie ihrem Vater gute Nacht gesagt hatte, dahin kam. In den Zügen des jungen Mädchens lag Etwas, das die Unruhe ihres Herzens errathen ließ, und Marianne, welche „ihr liebes Kind“ sehr gut kannte, bemerkte es sogleich.

„Es gibt also allerhand Neues hier?“ sagte sie, während Caroline sich anschickte, ihr Nachtkleid anzuziehen.

„Neues, meine gute Marianne? Du willst sagen: Gesellschaft . . . ja, diesen Abend ist Herr Arthur, der Neffe des Capitäns Gervillier, mit einem seiner Freunde, einem dicken, jungen Manne, welcher ein sonderbares Aussehen hat, hier angekommen.“

„Ist es die Ankunft dieser jungen Herren, welche Sie so sehr bewegt, mein Kind? Denn Sie haben Etwas . . . Sie sind nicht so heiter wie gewöhnlich.“

„Nein, meine Liebe, ich habe nichts . . . ich versichere Dich, daß Du Dich täuschest.“

„Hat Sie Ihr Herr Vater gezankt? Hat man Sie diesen Abend erzürnt? O! ich will durchaus nicht, daß man meinem Kinde den mindesten Kummer mache.“

„Ich habe keinen Kummer, Marianne. Niemand, ich glaube es wenigstens, will mir hier Kummer machen.“

Mit diesen Worten faßt das junge Mädchen Mariannen bei der Hand, welche sie zärtlich in der ihrigen drückt, wie um sie von der Wahrheit ihrer Worte zu überzeugen; und doch bringt

dieses Benehmen die entgegengesetzte Wirkung hervor, denn in ihrer Stimme, in ihrem Blick, sogar in ihrem Händedruck lag etwas Schwermüthiges, welches die glückliche Ruhe, welche Caroline heucheln wollte, Lügen strafte. Aber ein Mutterherz täuscht sich selten, und Marianne war eine Mutter für Carolinen, welche seit so langer Zeit nur sie zur Vertrauten hatte; sie blickte das Mädchen traurig an, schüttelte den Kopf und murmelte:

„Sie können sagen, was Sie wollen: Sie haben Etwas, mein Kind, und nicht erst diesen Abend bemerke ich es; aber ich habe nicht mehr Ihr volles Vertrauen, wie es mir scheint! Es wäre übrigens nicht recht, vor Ihrer armen Marianne Geheimnisse zu haben."

„Ich habe ja keine . . . ich habe ja keine, meine Liebe!" ruft Caroline, sich zum Lächeln zwingend, aus.

„Ach, Sie sagen Ihre Gedanken lieber Ihrer Freundin, Fräulein Ophelia, welche immer so spricht, daß man sie nicht verstehen kann. Eine curiose Art, liebenswürdig zu sein! Deßhalb kann sie auch nicht fett werden. Ach, ahmen Sie ihr nicht nach, mein Kind. Sie sprechen so gut, Alles, was Sie sagen, ist so natürlich, so leicht zu verstehen; Sie suchen Ihre Worte nicht in den Sternen, in den Wolken . . . das ist viel besser, denn wir sind einmal keine Bewohner der Wolken, wir Menschen."

„Sei ruhig, meine Liebe, ich werde immer die gleiche bleiben und Dich immer lieben."

„Nun, das ist schön gesprochen! Darin liegt mehr Verstand, als in allen Reden des Fräuleins von Bieussee."

„Gute Nacht, Marianne, gehe jetzt zu Bette."

„Sie bedürfen nichts mehr?"

„Nein, ich danke."

„Ah, werden Sie frühe aufstehen? . . . Wollen wir vor dem Frühstück einen Morgenspaziergang machen?"

Caroline zögert mit der Antwort: ihre Wangen bedecken sich mit einer leichten Röthe, dann stottert sie:

„Morgen? ... ich weiß nicht, ob wir Zeit haben werden ... wir haben so viele Gesellschaft im Hause."

„Das ist richtig ... Man wird ohne Zweifel den Tag über spazieren gehen; man muß sich nicht vorher ermüden, mein Kind. Gute Nacht, schlafen Sie wohl!"

Marianne zieht sich in ihr Zimmer zurück, welches ganz nahe an dem Carolinens liegt.

Als Caroline allein ist, bleibt sie lange Zeit in Nachdenken vertieft; sie ist traurig und zürnt mit sich selbst, daß sie gegen Marianne nicht aufrichtig gewesen ist. Warum wagt sie nicht, ihr das Geheimniß, welches dieselbe zu wissen verlangt, anzuvertrauen? Warum hat sie ihr noch nicht gesagt, daß Arthur mit ihr von Liebe spricht und daß seine Worte Unruhe in ihre bis dahin so ruhige und glückliche Seele gebracht haben?

Sollte Caroline errathen, daß diese Liebe ein Fehler ist? Aber ist es denn eine Sünde, eine Liebe zu erwidern, die man Einem einflößt? Hat ihr Arthur nicht hundert Mal geschworen, sie sein ganzes Leben lang zu lieben? und verdient er nicht geliebt zu werden, da ihn alle Frauen liebenswürdig finden?

Solche Betrachtungen und Gedanken kreuzen sich in diesem siebenzehn Jahre alten Köpfchen. Das ist nicht das Alter der Vernunft. Kann man viel Vernunft von Menschen verlangen, welche das Leben erst anfangen? Wie viele Leute beschließen es, ohne nur einen einzigen Tag vernünftig gewesen zu sein!

Caroline geht zu Bette; allein vergebens sucht sie den Schlaf; das Bild Arthurs verfolgt sie und der Gedanke an die Zusammenkunft morgen frühe läßt ihr wenig Ruhe. Die aufkeimende Liebe kennt keinen Schlaf. Die Leidenschaften ermüden gleichzeitig den Verstand, die Seele und den Körper.

Die Nacht ist verflossen. Schon dringt der Tag durch die

Läden in Carolinens Zimmer. Schon lassen sich die Vögel hören, welche in einem Garten, wo man niemals jagt, so glücklich, so fröhlich sind, und ohne Furcht denen nahe kommen, welche ihnen nichts zu Leide thun. Caroline horcht, steht auf und blickt durch die Läden. Der Tag verspricht schön zu werden; aber mitten im Sommer ist die Zeit auf dem Lande die schönste, wo die Sonne sich noch schwach und mild zeigt. Caroline bewundert die Blumen der Terrassen; niemals hat sie so sehr gewünscht, ihren Duft einzuathmen. Sie kleidet sich an, während sie immer zu sich selbst sagt: „Ich kann ganz gut in den Garten hinab und... vor dem Hause spazieren gehen . . . ich werde nicht weiter gehen . . . ich will nicht mit Herrn Arthur zusammentreffen... aber das Wetter ist zu schön, als daß ich nicht die Morgenluft genießen sollte."

Und nach einem Augenblick war Caroline im Garten, und als sie an Mariannens Thüre vorbeikam, ging sie ganz leise, aus Furcht, Geräusch zu machen; denn Marianne wäre aufgestanden und hätte sie begleiten wollen; aber dies wäre dem jungen Mädchen nicht angenehm gewesen: wahrscheinlich hätte die Anwesenheit ihrer Wärterin sie verhindert, den Duft der Blumen eben so gut einzuathmen.

Es ist also wahr, daß man sich selbst belügt, wenn man Etwas thut, von dem man fühlt, daß es nicht recht gethan ist, man müßte denn alle Scham, alle Unschuld verloren haben und dahin gekommen sein, daß man überhaupt nicht mehr erröthen kann. Es gibt Leute, welche sehr schnell zu diesem Grade gelangen.

Nachdem Caroline einige Augenblicke nur um die Blumenbeete herumgegangen ist, macht sie unwillkürlich einige Schritte weiter. Bald stößt sie einen kleinen Schrei aus: Arthur kommt hinter einer Hecke hervor und eilt auf sie zu.

„Da sind Sie endlich, reizende Caroline," sagt der junge Mann, indem er sich einer Hand des jungen Mädchens bemäch-

tigt, welche zugleich vor Vergnügen und Furcht zittert. „Schon lange erwarte ich Sie da unten ... bei dem Wäldchen.“

„Da unten? ... ich ging ja nicht dahin ... ich war nur herabgekommen, um meine Blumen zu sehen.“

„Ach, ich verstehe, mein Fräulein, das heißt, Sie wollten mich vermeiden, Sie wünschten nicht, mir zu begegnen.“

„Ich vermied Sie nicht ... allein mir scheint, daß ich Sie nicht suchen darf.“

„Ach, mein Fräulein, erwidern Sie so die aufrichtige Liebe, die Sie mir eingeflößt haben!“

„Sie lieben mich, Herr Arthur, Sie sagen es mir ... und ich habe Ihnen geglaubt. Aber es scheint mir, daß unsere Liebe kein Geheimniß zu sein brauche; wozu Etwas verbergen, an dem nichts Verbrecherisches ist? Warum sprechen Sie nicht mit meinem Vater von Ihrer Liebe? ... Man wird es ihm ja doch sagen müssen.“

„Ja, ja, ohne Zweifel! ... aber der Augenblick dazu ist noch nicht da ... Herr von Melleval kennt mich erst seit kurzer Zeit; ehe ich ihm meine Gefühle für Sie mittheile, will ich seine Freundschaft gewinnen ... Wenn ich anders handelte, so würde ich Gefahr laufen, ihm zu mißfallen; ich dürfte dann vielleicht nicht mehr so oft hieher kommen... Sie weniger oft sehen!... Ach, Caroline, wie sehr wäre ich da zu beklagen! Glauben Sie mir, wir wollen unser Glück genießen ... das Geheimniß fügt der Liebe einen neuen Reiz bei; berauben Sie mich nicht dieser süßen Zusammenkünfte, wo ich Ihnen den Schwur wiederholen kann, niemals eine Andere zu lieben, als Sie!“

Wenn man geliebt wird, ist man sehr beredt, und der verführerische Arthur hatte Carolinens Herz zu fesseln gewußt. Aber diese reine Liebe, um welche ihn so Viele beneidet hätten, genügte ihm nicht; Arthur wollte [illegible]digeren Triumph, und deßhalb wünschte er die Zusammenkünfte [illegible] dem Wäldchen,

wo das junge, liebende und vertrauende Mädchen sich von dem hinführen ließ, welchen sie schon als ihren künftigen Gatten betrachtete.

Die beiden Liebenden gingen schon einige Zeit spazieren. Arthur wollte sich stets in einem Gebüsch oder in einer Hagenbuchenlaube niedersetzen; Caroline fand aber, daß man eben so gut während des Spazierengehens von Liebe sprechen könne, und Arthur, welcher die Scham des jungen Mädchens zu verletzen fürchtete, begnügte sich damit, ihre Hand zu küssen, sie mit dem Arm zu umschlingen und von Zeit zu Zeit diejenige an sein Herz zu drücken, welche seinen Schwüren traute und vor Freude über seine zärtlichen Worte lächelte.

Plötzlich erscheint beim Umbiegen in einer düstern Allee ein Mann vor den Blicken der beiden Liebenden. Arthur fährt zurück ... wenn es der Oberst wäre! Sein Gewissen sagt ihm, daß Carolinens Vater das Recht hätte, diesen Spaziergang in dem Wäldchen übel zu finden.

Aber schon hat ein Ausruf Arthur beruhigt: es ist Theophilus Minot, der vor das verliebte Paar tritt. Caroline erröthet und fühlt sich verlegen, während der dicke Junge ausruft:

„Ei! schon auf dem Spaziergang? ... Gerade wie ich? ... Mein Fräulein, ich wünsche Ihnen einen guten Morgen ... Haben Sie gut geschlafen?"

„Sehr gut, mein Herr ... ich danke Ihnen."

„Ich habe auch sehr gut geschlafen, bin aber sehr früh aufgewacht, weil, wenn man gewohnt ist, vielen Lärm zu hören und nun gar keinen hört ... das Einen aufweckt; das ist die Wirkung, welche das Land auf mich hervorbringt."

„Was willst Du denn so frühe hier thun?" fragte Arthur seinen Freund mit einer Miene, welche ausdrückte: „Dummkopf, Du hattest nöthig, mir gerade in den Weg zu kommen!"

„Was ich thun will?" antwortete Minot; „ich will mich

auf die Arie aus „Joseph und seine Brüder“ besinnen ... Du weißt, die schöne Arie:

„Vergeblich winket mir Pharaos Gnade ...“

„Aber, mein Herr,“ sagte Caroline, „diese Mühe konnten Sie sich ersparen, wir haben diese Arie, sie ist oben.“

„Mein Fräulein, wenn sie auch hier ist, so wird mir das nichts helfen, wenn ich sie vergessen habe ... da ich nicht musikalisch bin, so singe ich nur, was ich ganz behalten habe ... Sie können mir nicht alle Stellen einblasen und ich hätte gut die Noten ansehen ... ich würde nichts darin sehen! ... Ach ja, doch! ich sehe, wenn es hinauf- oder hinuntergeht.“

„Ungeschickter, der Du gerade auf uns hinanfläufst, wenn ich mit diesem reizenden Mädchen allein bin?“ sagte Arthur ganz leise zu Theophilus, „merkst Du denn nicht, daß Du hier überflüssig bist?“

„Ich will mich auf die Arie aus Joseph ein wenig weiter entfernt besinnen,“ sagte Minot, indem er weggehen wollte; aber in diesem Augenblicke hört man die Stimme Fräulein Opheliens und des alten Capitäns; Arthur hält seinen Freund schnell an dem Flügel seines Rocks zurück, indem er ihm zuflüstert:

„Wo willst Du hingehen? jetzt mußt Du bleiben.“

Und Theophilus bleibt und sagt: „Einmal soll ich bleiben ... einmal soll ich gehen ... Du weißt nicht, was Du willst.“

Die Gesellschaft vereinigt sich. Ophelia klagt über ihre Nerven; sie hat schlecht geschlafen; sie ist leidend. Da sie sieht, daß Herr Theophilus ihr seinen Arm nicht anbietet, so bittet sie ihn darum und stützt sich darauf, wie wenn sie sich von ihm tragen lassen wollte. Arthur hat schon den Carolinens erfaßt, und der alte Capitän läuft ein wenig weiter hinten, indem er eine Cigarre raucht.

So geht man einige Zeit im Garten spazieren. Arthur und Caroline sind immer voraus, der Capitän zurück und Fräulein

Ophelia, welche sich mit ihrem Führer allein befindet, sucht die Unterhaltung auf einen Boden zu führen, wo sie ihren Gedanken einen Aufschwung geben kann.

„Nicht wahr, mein Herr, man fühlt sich sanft bewegt bei dem Anblick eines Baumes, dessen erhabener Gipfel sich majestätisch bei einem heftigen Hauche der Winde wiegt? ... Lieben Sie nicht, wie ich, unter Pappeln zu lustwandeln, während ihre Blätter säuseln ... dieses Brausen hat Etwas, was die Seele zur Melancholie neigt."

„Mein Fräulein," antwortet Theophilus, „ich gehe lieber unter Aprikosenbäumen spazieren, besonders wenn sie schöne Früchte haben ... Ich esse die Aprikosen außerordentlich gerne ... sogar in Kuchen."

„Ach, mein Gott! mein Herr, man kann nicht immer Obst essen," nimmt das große Fräulein ärgerlich wieder das Wort, „die Fruchtbäume gehören in einen Küchengarten ... ich spreche aber von etwas Majestätischem ... Erhabenem ... Ich liebe die Trauerweiden, die Ebenholzbäume mit ihren langen gelben Blüthen, die stechenden und wilden Fichten, deren Grün etwas, ich weiß selbst nicht wie, Düsteres, Strenges hat, ich liebe die Platane, welche gegen die Wolken emporstrebt ... die Lärche mit ihren breiten Blättern, den Catalpa, dessen Rinde so zart, so dünn ist ... aber Aprikosen ... ach, pfui!"

„Ich weiß jetzt das ganze Recitativ gut," sagte Theophilus, welcher nicht auf Ophelia gehört hatte, „aber die Arie, welche darauf folgt, weiß ich nicht mehr ... warten Sie, es kommt darin vor: „süßes Thal und väterliches Lager.""

Fräulein Ophelia läßt den Arm des dicken jungen Mannes schnell los und ruft aus: „Das wird zu stark; da ist mir mein Oheim noch lieber!"

In diesem Augenblicke ertönt die Glocke, um die Zeit des

Frühstücks anzuzeigen, und der Capitän verdoppelt seine Schritte, indem er sagt:

„Das Frühstück ist fertig... der Herr Oberst erwartet uns... schnell in's Quartier."

Herr von Melleval war im Speisesaal immer der Erste; er hielt darauf, seinen Gästen das Beispiel der Genauigkeit und Pünktlichkeit zu geben.

Der alte Präsident war dagegen stets der letzte, und der Oberst zankte deßwegen immer mit ihm, was Herrn von Bieussec aber nicht hinderte, gleich bei der nächsten Mahlzeit wieder zu spät zu kommen.

Die Gesellschaft war eben beim Frühstück. Arthur rühmte die Umgegend von Draveil, weil er wünschte, man möchte einen Spaziergang machen, um Carolinen wieder den Arm bieten zu können; Fräulein Ophelia prophezeite einen Sturm; Herr von Bieussec schüttelte den Kopf, um sich das Ansehen zu geben, als verstehe er, was man um ihn herum spreche; der Oberst erwähnte schon einer Partie Billard zu Vieren, und der alte Capitän wartete auf einen Wink seines Vorgesetzten, um ihn zu unterstützen, als ein Bauernknabe in den Speisesaal trat und dem Hausherrn ein Billet überreichte.

„Das ist der kleine Gärtner Troussards," sagte Ophelia lächelnd, „ich errathe, um was es sich handelt."

Der Oberst nimmt das Billet, öffnet es und liest laut:

„‚Herr und Madame Troussard sind untröstlich, heute Herrn von Melleval und seine Gesellschaft nicht empfangen zu können, wie es gestern ausgemacht worden war; aber da sich einer ihrer Knaben sehr unwohl befindet, so sind sie genöthigt, das Vergnügen, welches sie sich auf heute versprachen, auf einen andern Tag zu verschieben.'"

„Gut," sagte der Oberst zu dem Gärtner, „wir haben es uns bemerkt."

„Es ist sonderbar,“ sagte der alte Capitän, „jedes Mal, wenn sie Gesellschaft zum Essen einladen, wird eines ihrer Kinder krank.“

„Was fehlt ihm denn, dem kleinen Mann?“ fragte Ophelia den jungen Bauern, der den Brief gebracht hatte: „ist es gefährlich? hat man den Arzt geholt?“

„Den Arzt? für wen? warum, Mamsell?“ fragte der junge Bauer mit einer dummen Miene.

„Nun, für den kleinen Knaben, welcher krank ist.“

„Es ist ein Knabe krank? und wo denn?“

„Nun, bei Deiner Herrschaft, da sie es uns sagen läßt.“

„Ach, zum Henker, Mamsell, ich weiß nichts davon! Wenn die kleinen Schlingel krank sind, so muß es noch nicht lange her sein, denn so eben balgten sich alle Drei um Pflaumen, daß es eine Freude war, zuzusehen.“

„Gut, gut,“ sagte der Oberst, „gehe, mein Junge, Dein Auftrag ist ausgerichtet.“

„Fräulein Ophelia, Sie sind bösartig,“ setzte er lächelnd hinzu.

„In der That, Herr Oberst, ich glaube, daß man zu gutmüthig ist, den Lügen Anderer, wenn auch nur scheinbar, Glauben zu schenken... So gibt es eine Menge Personen, welche ihr Leben damit zubringen, Leute einzuladen oder ihnen ihre Dienste anzubieten, die aber untröstlich wären, wenn man sie beim Wort nähme ... nicht, als bedauerte ich das Essen bei Trousfards, ich wäre doch nicht hingegangen.“

„Man amüsirt sich bei unserem Herrn Oberst gut genug, daß man nicht zu wünschen braucht, anderswohin zu gehen,“ sagte der Capitän, indem er sich zu trinken einschenkte, und Herr von Melleval, von diesem kleinen Compliment geschmeichelt, klopfte den alten Capitän auf die Schulter, indem er ihm sagte:

„Ach, Capitän, Sie sind ein Schmeichler, aber das ist einer-

lei; ich nehme Sie mit mir, um uns gegen diese Herren zu vertheidigen ... Kommen Sie, vorwärts zum Billard!"

Es war nicht möglich, es abzuschlagen. Arthur wirft einen traurigen Blick auf Caroline und folgt den Herren in den Billardsaal. Man bringt dort einen Theil des Tages zu, da das Wetter zu schlecht zum Spazierengehen geworden war. Der Oberst flucht über den Capitän, so oft dieser eine Kugel verfehlt, dagegen ruft der alte Soldat, wenn sein Vorgesetzter gespielt hat, jedes Mal aus:

„Bewunderungswürdig gespielt! ich werde es niemals dahin bringen."

Der Abend vereinigt die Gesellschaft im Salon. Die Nachbarn kommen, ausgenommen, Herr Troussard, welcher wahrscheinlich bei seinem Sohn geblieben ist; allein Fräulein Ophelia versichert, daß er in seinem Keller sein werde. Man spielt, man plaudert, man macht Musik; aber zwei Personen sind da, welche, ohne viel zu sprechen, sich mehr sagen als alle Andern.

Mehrere Tage verfließen. Arthur verwünscht den Regen, welcher die Morgenspaziergänge unmöglich macht; Theophilus lernt seine Partie aus einem Duett auswendig, welches er mit Fräulein Troussard singen soll, von der er noch immer begeistert ist; und Fräulein Ophelia, welche sich inmitten dieser Gesellschaft, die sie nicht versteht, verlassen fühlt, hat alle Morgen die Migräne, und alle Abende Vapeurs.

Aber das Wetter wird wieder schöner; die Sonne scheint wieder an einem wolkenlosen Himmel; die Vögel singen wieder so schön als je unter Carolinens Fenstern, und der süße Schatten, die grünen Rasen, die Alleen haben einen Reiz mehr, denn seit einigen Tagen hat man sie nicht besuchen können.

Caroline steht wieder mit der Sonne auf; sie blickt wieder durch ihre Fenster nach ihren Blumen, ihren Rasen. Ein heftiger Kampf beginnt in dem Herzen des jungen Mädchens, welcher

stets damit endigt, daß sie sehr leise mit dem Vorsatz hinabsteigt: „O, ich werde nicht bei dem Wäldchen spazieren gehen."

Aber sie ist immer sicher, dem zu begegnen, der geschworen hat, über ihre Unschuld zu siegen ... das arme Kind ahnt die Gefahren nicht, welche sie läuft, indem sie Arthur anhört. Der Geliebte schwört ihr so sehr, ihr Glück stets zu machen, er ist so schön, so verführerisch, daß sie stolz ist, von ihm geliebt zu werden.

Indessen kommt Caroline täglich träumerischer, unruhiger von ihren Spaziergängen mit Arthur zurück. Ohne die Gefahr zu ahnen, welche ihr drohte, schien ihr ein geheimes Vorgefühl zu sagen, daß sie sich wenigstens von Marianne begleiten lassen und ihr ihre Liebe zu des Capitäns Neffen gestehen sollte; allein der junge Mann bat Carolinen unaufhörlich, Niemand in ihr Vertrauen zu ziehen; die Zeit sei noch nicht gekommen, sagte er, wo sie ihre Liebe öffentlich bekennen könnten.

Eines Morgens jedoch, als Caroline aus dem Wäldchen kam, war sie nicht mehr dieselbe: ihre Augen waren roth von Thränen; sie wollte sich durchaus ihrem Vater zu Füßen werfen, an Mariannens Brust weinen, und Arthur hatte große Mühe, sie zu trösten, obgleich er dem jungen Mädchen die süßesten und zärtlichsten Namen gab.

Aber Caroline war untröstlich; sie hatte die Ruhe, den Schlaf verloren, und als die gute Marianne sie bat, ihr die Ursache ihres Schmerzes mitzutheilen, warf sich das junge Mädchen ihr mit dem Ausrufe an den Hals: „Du sollst es erfahren ... ich will Dir Alles sagen ... o, wenn nur mein Vater nicht bemerkt, daß ich geweint habe!"

Fünftes Kapitel.

Die Ansicht eines Vaters.

Wieder verflossen einige Tage, als Arthur ankündigte, daß er nach Paris zurückkehren müsse.

„Außerdem," sagte er, indem er Herrn von Melleval ansah, „würden wir endlich zur Last fallen, denn schon seit drei Wochen sind wir Ihre Gäste."

Statt die jungen Leute zu bewegen, noch länger zu bleiben, antwortete der Oberst ziemlich trocken:

„Wenn Sie Geschäfte in Paris haben, müssen Sie gehen; Geschäfte gehen Allem vor."

„Wie der Herr Oberst einst dem Regiment vorgingen," fügte der alte Capitän hinzu, sich gegen den Oberst verbeugend.

Caroline war bei diesen Worten Arthurs erblaßt, und dennoch hatte er sie vorher schon benachrichtigt, daß er nach Paris gehen werde; zugleich aber auch ihr versprochen, daß er bald wieder nach Draveil zurückkehren werde.

„Und dann ... werden Sie mit meinen Vater sprechen, nicht wahr?" hatte Caroline gesagt, indem sie bittende Blicke auf Arthur warf.

Arthur hatte einen Kuß auf die Lippen des jungen Mädchens gedrückt und geantwortet:

„Ja, ja . . . quälen Sie sich nicht ... machen Sie sich keinen Kummer; ich werde sprechen . . . wenn der Augenblick gekommen sein wird."

Arthur und sein Gefährte ließen eines Morgens das Pferd vor das Cabriolet spannen, das sie hergebracht hatte. Theophilus war froh, nach Paris zurückzukommen, um dort seine drei Plätze im Theater bei dem St. Martinsthore zu benützen; jedoch bedauerte er die Gesellschaft der jungen Therese, welche ihm

Musikstunden gab, und mit welcher er schon die Hälfte des Duo's aus Wilhelm Tell sang.

Aber die Familie Troussard, welche wußte, daß Herr Theophilus Minot ein reicher Junge war, hatte nicht ermangelt, ihn einzuladen, in Paris mit ihrer Tochter Musik zu machen.

Die beiden Freunde verabschiedeten sich bei der Gesellschaft. Fräulein Ophelia, welche auf Alles Acht gab, bemerkte, daß Herr von Melleval zu den jungen Leuten nicht, wie es seine Gewohnheit war, sagte: „Kommt wieder, sobald es euch möglich sein wird."

Caroline bemerkte es auch und empfand eine geheime Unruhe darüber; aber sie mußte ihren Kummer verhehlen, ihrem Vater den Schmerz, den ihr Arthurs Abreise verursachte, verbergen.

„Ich glaube nicht, daß das Landleben trauriger sein werde, da uns diese beiden Herren verlassen haben," sagte Fräulein von Bieussec; „denn heutzutage sind die jungen Leute so wenig liebenswürdig, so wenig galant gegen die Damen, daß ihre Anwesenheit nicht viel Anziehendes hat. Ach, das sind nicht die Ritter von ehemals!"

Caroline antwortete nichts; sie versuchte sogar zu lächeln, aber es gelang ihr nicht. Indeß kamen die Nachbarn wieder wie gewöhnlich: die Familie Troussard mit ihren Knaben, Therese mit ihren Musikheften, dann Herr und Madame Dugrandet und einige andere in der Umgegend wohnende Personen, welche die tägliche Gesellschaft bildeten und pünktlich eintrafen, um Karten und Billard zu spielen, und sich die Anekdoten zu erzählen, welche man Vormittags gesammelt hatte; denn auf dem Lande wird die geringste Sache ein Ereigniß, und man unterhält sich daselbst mit Dingen, welche man in der Stadt nicht anhören würde.

Für Caroline aber war Alles verändert. Das Innere des Hauses schien ihr traurig und einförmig; der Garten hatte keine Reize mehr; ihre Lieblingsblumen fesselten ihre Blicke nicht mehr;

das Grüne schien ihr minder schön, der Himmel weniger klar: die ganze Natur war mit einem Trauerflore verschleiert für sie, welche nicht mehr den Blicken des Mannes, dem sie sich hingegeben hätte, begegnete.

Ein Ort allein bot dem jungen Mädchen noch einige Reize: sie stand am frühen Morgen auf, um in das Wäldchen zu gehen, setzte sich unter den Baum, wo ihr Arthur ewige Liebe geschworen hatte, und sagte zu sich:

„Geduld! er wird wiederkommen . . . er kann mich nicht vergessen! Er weiß wohl, daß mir seine Abwesenheit Leiden verursacht . . . daß ich nicht ohne ihn leben kann."

Vierzehn Tage verflossen, vierzehn Tage, welche dem jungen Mädchen, das eine geheime Liebe verzehrte, eben so viele Jahrhunderte schienen. Wenn sie nur wenigstens von Arthur hätte sprechen können oder Nachricht von ihm gehabt hätte, so würde sie sich glücklicher geschätzt haben; aber Niemand sprach den Namen des jungen Mannes aus, nicht einmal sein Onkel, der Capitän Gervillier.

Oft trieb sich Caroline um den Capitän herum und suchte, wenn sie allein waren, eine Unterhaltung anzuspinnen, wo sie dann das Gespräch auf Arthur zu führen hoffte; aber der alte Soldat sprach wenig, er rauchte fast beständig und ging nach einigen Worten in den Garten, da er fürchtete, der Geruch der Cigarre könnte der Tochter seines Obersten nicht angenehm sein.

Nach zwanzigtägiger Abwesenheit kam Arthur endlich eines Nachmittags bei Herrn von Melleval wieder an, der ihn höflich, aber kalt empfing, um was sich der junge Mann indeß wenig zu bekümmern schien. Dieses Mal kam er allein, Theophilus begleitete ihn nicht.

„Sie haben Ihren Freund nicht mitgebracht?" fragte Caroline, indem sie Arthur mit einem Ausdruck ansah, welcher bis in den Grund der Seele drang.

„Nein, mein Fräulein, er konnte mich nicht begleiten ... ich weiß nicht, was er für Beschäftigungen hat. Ich glaube, man will ihn verheirathen."

„Ihn verheirathen!" sagte Madame Troussard sehr erstaunt; während ihre Tochter hustete oder sich zu einigen Rouladen zwang.

„Warum nicht?" fragte Madame Dugrandet, „der junge Mann ist in dem Alter, eine Frau zu nehmen. Man muß jung heirathen ... das ist viel hübscher."

„Das heißt, es dauert dann länger!" murmelte Herr Dugrandet. „Aber das gilt mir gleich, ich habe meine vier Stunden heute gemacht, ich bin mit mir zufrieden ... ich bin auf dem weitesten Weg von Corbeil hergekommen. Ich hätte den kürzern einschlagen können; aber ich habe den längern vorgezogen."

„Ich bedaure meinerseits die Abwesenheit des Herrn Theophilus Minot keineswegs," sagte Ophelia. „Dieser große Herr schien mir alles hohen tiefeingehenden Geistesschwunges zu ermangeln! ... Ich möchte nicht an der Stelle seiner Braut sein."

Während man vom Heirathen sprach, schien Arthur verlegen; seine Blicke waren abgewendet, um nicht denen Carolinens zu begegnen, und er beeilte sich, von Musik zu sprechen und Theresen zu fragen, was sie Neues einstudirt habe. Diese, welche sich niemals um das Singen bitten ließ, war am Clavier, ehe sie noch Arthur antwortete, und Caroline fand den ganzen Abend keine Gelegenheit, ihrem Geliebten im Geheimen einige Worte zu sagen. Wahr ist's, daß jetzt sie allein nur diese Gelegenheit suchte; und der, welcher bei seinem letzten Aufenthalt in des Obersten Hause so glücklich schien, wenn er ein Wort mit ihr wechseln konnte, schon weit weniger Eifer zeigte, sie zu suchen.

Den andern Morgen ging Caroline frühzeitig ins Wäldchen, obgleich das Wetter traurig und düster war. Arthur befand sich noch nicht dort, und das junge Mädchen fühlte ihr Herz bewegt,

als sie sah, daß sie die Erste bei der Zusammenkunft war, was sich bis jetzt noch nie ereignet hatte.

Indeß zögerte Arthur nicht lange, zu ihr zu kommen; als er Caroline gewahrte, rief er aus:

„Wie, schon hier! ... Ach, ich bin untröstlich, daß Sie mich erwartet haben! ... Indeß ist es noch sehr frühe.“

„Ja ... ich bin zu bald gekommen,“ sagte Caroline traurig, indem sie Arthur die Hand reichte.

„Zu bald? ... Nein ... das habe ich nicht sagen wollen; aber wenn Sie so frühe aufgestanden sind, müssen Sie wenig geschlafen haben?“

„Ach, seit langer Zeit schlafe ich beinahe gar nicht mehr!“

Und das Mädchen wandte den Kopf ab, um die Thränen zu verbergen, welche aus ihren Augen flossen. Aber ihr Geliebter beeiferte sich, sie zu trösten, und es gelang ihm leicht: Caroline glaubte seinen Schwüren, seinen Versprechungen; Lächeln kehrte wieder auf ihre Lippen, Freude in ihr Herz zurück. In den Armen des Geliebten wird der größte Kummer so schnell vergessen! ...

„Sie werden diesmal lange bei uns bleiben?“ fragte Caroline, „Sie werden nicht so bald wieder nach Paris zurückkehren?“

„Verzeihen Sie ... in acht oder zehn Tagen. Ueberdies hat mich Ihr Herr Vater sehr kalt aufgenommen... ohne Sie wäre ich heute wieder abgereist.“

„O! thun Sie das nicht ... Sie wissen, daß mein Vater immer eine strenge, ernste Miene macht; er liebt Sie gewiß, Sie sind der Neffe seines Freundes ... seines Waffenbruders.“

„Ich glaube, daß sich mein Onkel wenig um mich kümmert! Er würde alle seine Neffen zum Teufel schicken, wenn er damit seinem alten Obersten ein Vergnügen machen könnte.“

„Aber warum sprachen Sie denn nicht mit meinem Vater von Ihrer Liebe zu mir ... von Ihrem Verlangen, meine Hand zu erhalten?“

„Es scheint mir, daß der Augenblick sehr schlecht gewählt wäre, da Herr von Melleval mir eine sehr kalte Miene macht; es ist viel besser, abzuwarten, bis er wieder in guter Laune ist. Noch einmal, machen Sie sich keine Sorgen und keinen Kummer! . . Ach, mein Gott, ich bin an solche Dinge gewöhnt . . . das ist's, ich werde Alles schon gut machen.“

Caroline schweigt und hört auf zu weinen. Arthur war immer liebenswürdig, galant, verliebt; indeß ließ er doch häufig Langeweile während der Abendzusammenkünfte durchblicken, welche länger wurden, weil die Tage abnahmen. Der glänzende Pariser Stutzer zuckte die Achseln bei dem Geschwätz des Herrn Dugrandet und der Madame Troussard; oft zog er den Gesang des Fräuleins Therese ins Lächerliche und unterdrückte kaum das Gähnen, wenn Herr von Melleval seine Feldzüge erzählte. Nun nahm er gar die Gewohnheit an, bei den Zusammenkünften im Wäldchen zuletzt zu kommen. Bald war der Schlaf daran Schuld gewesen, ein ander Mal hatte ihm das Wetter zweifelhaft geschienen, so daß er geglaubt hatte, Caroline werde nicht hinabkommen; immer kam er später als das junge Mädchen, welches ihn nicht zankte, aber seufzend zu ihm sagte:

„Wenn Sie so spät kommen, so bin ich nicht deßhalb böse, weil ich gewartet habe, sondern weil ich an die wenige Zeit denke, welche uns dann noch zu unserer Unterhaltung übrig bleibt.“

Am neunten Tage seiner Wiederankunft in Draveil kam Arthur Morgens nicht in das Wäldchen, wo ihn das junge Mädchen erwartete.

Und dennoch war das Wetter schön, der Himmel heiter; Alles lud zur Liebe ein unter dem dichten Gebüsche, wo Caroline saß, und das arme Kind sah die Stunde verfließen, ohne daß ihr Geliebter erschien; sie mußte sich allein von dem Orte entfernen, an dem er ihr so heilig geschworen hatte, daß er sie anbete, wo sie glaubte, daß er es ihr immer wieder aufs Neue schwören werde,

Caroline fühlte ihr Herz heftig aufgeregt, als sie al
gegen das Haus zu heimkehrte, aber vor ihrem Vater mußte
ihre Unruhe verbergen; sie mußte Glück und Frohsinn heuch
Es ist nicht Alles Vergnügen in der Liebe.

Um Carolinens Kummer zu verdoppeln, kündigte Ar
beim Frühstück an, daß er heute nach Paris zurückkehren
Herr von Melleval sagte kein Wort darüber und der alte Cap
hätte sich wohl gehütet, anderer Meinung als sein Vorgesetz
zu sein. Caroline that ihr Möglichstes, um einige Worte v
Arthur zu erhalten, einige Worte der Liebe, des Trostes; ab
dieser schien im Gegentheil zu vermeiden, mit Fräulein v
Melleval allein zu sein.

Als jedoch der Neffe des Capitäns den Salon verließ, u
nachzusehen, ob man sein Pferd gesattelt habe, begegnete
Carolinen auf der Treppe. Sie blieb vor ihm stehen und sa
mit zitternder Stimme zu ihm:

„Sie reisen ab?“

„Ich bin dazu gezwungen ... dringende Geschäfte ...“

„Und diesen Morgen sind Sie nicht gekommen!“

„Mein Gott, ich habe nicht gekonnt ... ich war die gan
Nacht leidend ... ich bin erst bei Tagesanbruch eingeschlafen.“

„Wann werden Sie wiederkommen?“

„Bald ... so bald ich kann.“

„Sich so zu verlassen... ohne sich auch nur die Hand drück
zu können! ... Ach, mein Herz ist von Thränen angeschwoll
und ich darf nicht weinen!“

„Gehen Sie ... Sie sind ein Kind! Schon hundert Ma
habe ich Ihnen gesagt, daß man sich in der Liebe niemals be
trüben solle ... da kommt Jemand ... geben Sie Acht.“

Es war Herr von Vieussec, welcher über den Hof schritt
um sich in den Garten zu begeben. Die Gegenwart des alten
Präsidenten, welcher fast taub und blind war, konnte die beiden

[ste]henden nicht hindern, mit einander zu sprechen; aber Arthur [er]griff diesen Vorwand, um Caroline schnell zu verlassen, und [di]ese kehrte mit gebrochenem Herzen in den Salon zurück, indem [si]e bei sich selbst dachte:

„Er reist ab und kam nicht zur Zusammenkunft diesen Morgen!“

Einige Augenblicke nachher hatte Arthur von der Gesellschaft Abschied genommen und galoppirte auf dem Wege nach Paris davon.

Abends mußte die arme Caroline singen, weil ihr Vater es wünschte. Singen, wenn man leidet, wenn das Herz und der Geist mit einem andern Gegenstande beschäftigt sind!

„Meine liebe Freundin,“ sagte Madame Troussard, als Caroline zu singen aufgehört hatte, „ich finde, daß Ihre Stimme an Kraft verliert ... man hört Sie kaum. Herr von Melleval sollte Ihnen anempfehlen, lauter zu singen, wie ich es oft meiner Tochter sage. Denn erstens ist nichts so schön, als recht stark zu singen ... so sehr man nur immer kann! ... Das ist die Hauptsache ... Hören Sie Theresinetten in einem vielstimmigen Stücke: immer bemerkt man sie, weil man sie aus Allen heraushört.“

Caroline ließ Alles an sich hin sprechen, was man wollte. Völlig gefühllos für die Unterhaltung der Gesellschaft, war ihr größtes Glück, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen, dort allein zu bleiben und ganz ungestört an ihre Liebe denken zu können.

Die gute Marianne wagte nicht mehr, ihr liebes Fräulein zu fragen, weil sie bemerkt zu haben glaubte, daß ihre Fragen Carolinens Traurigkeit vermehrten; aber sie verfolgte sie mit ihren Augen, ihr Blick heftete sich unaufhörlich auf sie, und von Zeit zu Zeit drückte sie die Hände des jungen Mädchens in den ihrigen, indem sie zu ihr sagte:

„Sie werden mir Alles eines Tags anvertrauen ... Sie haben es mir versprochen.“

Die Jahreszeit rückte immer weiter vor; doch war man n im September, als die Familie Troussard ankündigte, daß nach Paris zurückkehren werde.

„Sie wollen uns schon verlassen?" sagte Herr von Me zu seinen Gästen, als sie kamen, ihm Lebewohl zu sagen. „ sind aber gerade in der Jahreszeit, wo das Land am an nehmsten ist."

„Das ist wahr," sagte Madame Troussard; „allein hier n nachlässigt meine Tochter ein wenig die Musik... sie treibt i nicht genug: meine Kleinen gehen nicht in die Pension; ich ha tausend Bekannte, tausend Cirkel, die mich erwarten..."

„Ich habe Bordeaux erhalten und will ihn selbst in Flasch abziehen," sagte Herr Troussard, „weil ich mich nicht auf m Küfer verlasse. Wir werden aber zuweilen des Winters bei schö Wetter kommen, um uns bei Ihnen zu Tische zu laden."

„Ich rechne darauf."

„Ich werde selbst in den Keller gehen, um die Flaschen z legen, die ich gestellt habe, damit sie nicht zerbrechen."

„Ich werde neue Arien lernen," sagte Fräulein Thera „und werde sie Ihnen dann singen."

„Ich hoffe, daß ich nicht dabei sein werde," sagte die gro Ophelia vor sich hin.

Die Nachbarn entfernten sich nach einem gegenseitigen Wechsel von Complimenten, von Freundschaftsbetheuerungen und Versiche rungen des Vergnügens, welches man haben werde, einande wieder zu sehen; eine Masse Worte, die man wohl abkürzen könnte und die keine der geringsten Langweiligkeiten des Lebens ist.

Drei Wochen waren verflossen, seit Arthur von Neuem Draveil verlassen hatte. Jeden Tag nahm Carolinens Traurigkeit zu; kein Brief, kein Andenken von ihm tröstete sie und doch, wenn man nur will, gibt es stets Mittel, der Geliebten Nachrichten von sich zu geben, und Arthur wußte wohl, daß Fräulein

von Melleval weder von Duennen noch von Argusaugen umgeben war.

Kurze Zeit nach der Abreise der Familie Trouffard kündigten Herr und Madame Dugrandet ebenfalls ihre baldige Rückkehr nach Paris an.

„Aber ich begreife nicht, warum man schon das Land verläßt," sagte der Oberst zu dem alten Banquier, „da doch jetzt die Zeit der Jagd ist, und Sie müssen doch die Jagd lieben... Sie, der große Fußgänger."

„Ich gestehe Ihnen, daß ich nicht jage, nicht, als ob es mich ermüdete ... es würde mich durchaus nicht ermüden ... ich bin sicher, daß ich alle Hunde übertreffen würde; aber ... ich habe keinen sichern Blick ... ich ziele schlecht ... verfehle alle Stücke ... Ich promenire lieber auf den Boulevards ... ich gelange von der Bastille bis zur Madelaine ich weiß nicht wie..."

„Im Omnibus?" fragte Ophelia.

„Nein, mein Fräulein, zu Fuß, immer zu Fuß ... und ohne mich zu beschmutzen."

„Jetzt kommt es hagelsdicht," sagte Madame Dugrandet, ihren Mann spöttisch ansehend. „Demnächst werden Sie einen Lauf auf dem straffen Seile machen, nicht wahr, mein Freund?"

„Meine liebe Freundin, wenn ich es gelernt hätte, so bin ich sicher, daß es mir gelingen würde. Ich habe meinen Körper ganz in der Gewalt! ..."

Madame Dugrandet biß sich in die Lippen, indem sie ihren Mann spöttisch ansah, und am andern Morgen verließen die beiden Gatten ihr Landhaus, um den Winter in Paris zuzubringen.

„Diese Leute wissen nichts von dem Vergnügen, das man auf dem Lande genießt!" sagte Herr von Melleval, als er auch diese Nachbarn abreisen sah; „gibt es nicht immer tausenderlei Dinge, sich die Zeit auf dem Lande zu vertreiben?"

„Gewiß,“ sagte der alte Capitän, „es gibt tausenderlei Dinge: erstens hat man daselbst einen sehr guten Appetit ...“

„Die Spaziergänge vor allen Dingen ... es gibt immer schöne Tage, auch im Winter.“

„Gewiß, Herr Oberst, im Winter ist es viel schöner als im Sommer ...“

„Und das Vergnügen, zu einem guten Feuer zurückzukehren... sich zu wärmen.“

„Ebenfalls eine Annehmlichkeit, die man im Sommer nicht hat.“

„Und die Spielpartien ... das Billard, das Abendessen!... sie wissen in Paris gar nicht zu Abend zu essen.“

„Sie wissen überhaupt gar nichts, Herr Oberst.“

„Und das Vergnügen, an seine Feldzüge zu denken ... an die schönen Schlachten von Jena und Wagram! ... Wir waren Beide dabei, Capitän.“

„Ja, Herr Oberst, und ich bin stolz darauf.“

„Und die Bivouac's, wo wir auf den Laffetten schliefen!“

„Wie Turenne, Herr Oberst.“

„Und die Marketenderinnen, welche so frisch... so artig ... so ...“

Der Oberst hielt inne, er erinnerte sich, daß seine Tochter da sei, und indem er mit der Hand seinen grauen Schnurrbart drehte, fuhr er fort:

„Indeß sehe ich mit Betrübniß die Abreise unserer Nachbarn, weil ich fürchte, meine Tochter werde sich jetzt langweilen ... und besonders, wenn Herr von Vieußec und seine Nichte uns verlassen haben werden.“

„O, seien Sie darüber nicht in Unruhe, mein Vater,“ sagte Caroline, „ich versichere Sie, daß ich keine Gesellschaft brauche, um glücklich zu sein; im Gegentheil... ich liebe seit einiger Zeit die Einsamkeit recht sehr.“

„Ich weiß, daß Du ein gutes Kind bist," sagte Herr von Melleval, „daß Du mich nie kränken willst, daß Du immer sagen wirst, es gefalle Dir, wo ich auch lebe... ja, das weiß ich... ich hoffe aber auch, Dir eines Tags Deine Zärtlichkeit, Deinen Gehorsam belohnen zu können, indem ich Dir einen Gatten gebe ... der Dich so lieben wird, wie Du es verdienst... und der Dich glücklich machen wird."

Mit diesen Worten legte Herr von Melleval eine seiner Hände unter das Kinn seiner Tochter und gab ihr dann leichte Schläge auf die Wangen, das waren von Seite des Obersten große Liebkosungen, mit denen er auch sehr geizig war und sie nur selten ertheilte. Caroline, beglückt von den Liebesbezeignungen ihres Vaters, war es noch mehr über sein Versprechen, ihr einen Gatten zu geben, der ihr Glück machen werde. Sie glaubte, ihr Vater könne damit keinen Andern meinen, als Arthur, und an diesem Abend kehrte sie glücklich und heiter, wie früher, ehe sie die Liebe gekannt hatte, in ihr Zimmer zurück.

Aber wieder verflossen mehrere Tage und keine Nachricht von Arthur kam nach Draveil. Es blieben bei Herrn von Melleval nur noch Herr von Vieussec und seine Nichte Ophelia, welche erst im Monat November abreisten.

Was den Capitän Gervillier betrifft, so brachte der fast sein ganzes Leben bei dem Obersten zu; wenn er nach Paris ging, so war es nur, um seinen Ruhegehalt zu holen und Tabak zu kaufen; aber selten blieb er mehr als vierundzwanzig Stunden dort.

Caroline war wieder in ihre düstere Schwermuth zurückgefallen; sie sang nicht mehr, sie liebte keine Spaziergänge mehr, sie schien die Welt zu fliehen und brachte ganze Tage in ihrem Zimmer zu. Fräulein Ophelia, völlig in [illegible] Träumereien versunken, zog, allein am Ufer eines B[illegible] umherzuirren, der einfachen Unterhaltung mit Carolinen vor, und erst der Abend vereinte die Gesellschaft, die sich nur zur Essenszeit gesehen hatte.

Nach einem ziemlich einförmigen Abend, während dessen Caroline in ihre Gedanken vertieft geschienen hatte, blieb Niemand in dem Salon als Herr von Melleval, seine Tochter und der alte Capitän.

Ophelia war fast eben so frühe als ihr Onkel in ihr Zimmer zurückgegangen, um einen Roman zu lesen, den sie von Paris bekommen hatte.

Caroline stickte nach ihrer Gewohnheit und sprach nichts. Der alte Capitän zog eben eine Cigarre aus seiner Büchse und wartete ehrerbietig, daß der Oberst die seinige anzünde, um es ebenso zu machen, als Herr von Melleval ausrief:

„A propos, Capitän, haben Sie in neuester Zeit keine Nachrichten von Ihrem Neffen erhalten?“

„Nein, Herr Oberst, das wundert mich aber nicht ... er schreibt mir niemals.“

„Nun, ich habe heute welche von ihm erhalten, durch Jemanden, dem ich diesen Morgen begegnet bin und der gerade von Paris kam.“

In diesem Augenblicke schien Caroline, welche ganz Ohr war und vor Ungeduld zitterte, ihre Augen ihrer Arbeit zu nähern; aber dem Anschein nach ganz mit derselben beschäftigt, verlor sie kein Wort von dem Gespräch.

„Ja,“ fuhr der Oberst nach einer Weile fort, „ja, man hat mir von Herrn Arthur erzählt.“

„Aha!“

Dieser Ausruf wurde mit jener Gleichgültigkeit gemacht, welche zu sagen scheint: das ist mir einerlei! Indeß fuhr Herr von Melleval fort:

„Mein lieber Gervillier, wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehen soll ... man hat mir Ihren liebenswürdigen Neffen ganz und gar nicht gelobt!“

„Das wundert mich nicht,“ sagte der Capitän, indem er seine Cigarre mit seinen Lippen befeuchtete.

„Wenn ich der Person, die ich gesehen habe, glauben darf, und die sehr gut unterrichtet scheint, so führt Herr Arthur ein ganz eigenthümliches Leben: Spiel, Tafel, Weiber, Duelle, scandalöse Intriguen ... Nichts fehlt zu seinem Ruf."

„Ich habe ihn immer für ein ziemlich schlechtes Subjekt gehalten," sagte der Capitän, indem er eine Tabakswolke losließ.

„In diesem Falle, mein alter Kamerad, scheint es mir, daß Sie mir das hätten vorher sagen können; ich würde ihn dann nicht zu mir eingeladen haben."

„Herr Oberst, ich habe meinen Neffen dieser Ehre nicht berauben wollen. Außerdem ist er ein tapferer Junge... er schlägt sich gut und Jugend bleibt Jugend... und dann sagt mir Jedermann: Es ist ein charmanter junger Mann!"

„Ja, die jungen Leute dürfen allerdings Thorheiten machen, das wollen Sie sagen; aber ich glaube, daß es Grenzen gibt, welche selbst die Jugend nicht überschreiten darf. Ich verberge Ihnen nicht, daß man schon früher von Herrn Arthur mit mir gesprochen hat ... und zwar sehr wenig zu seinem Vortheil, was die Ursache ist, daß ich ihn bei seinem letzten Besuche ziemlich kalt aufgenommen habe."

„Es schien mir, als ob Sie ihn sehr gut aufgenommen hätten, Herr Oberst!"

„Dann schien es Ihnen falsch, und gewiß, wenn ich gewußt hätte, was ich heute weiß... so hätte ich ihm sehr deutlich zu verstehen gegeben, daß mir seine Besuche nicht mehr angenehm seien."

„Und Sie hätten Recht gehabt, Herr Oberst."

„Es ist betrübend ... Ihr Neffe ist ein hübscher Mann, er hat vielleicht auch Verstand ... aber unter uns gesagt, ich glaube, daß er einen schlechten Gebrauch davon macht."

„Das ist auch meine Meinung, Herr Oberst."

„Ach, einem solchen jungen Mann würde ich niemals das Glück meiner Tochter anvertrauen! . . . Denn ein Mensch wie

Ihr Neffe ist nicht im Stande, alle guten Eigenschaften meines Kindes zu schätzen... er ist unfähig, eine Frau glücklich zu machen."

„Ich traue es ihm wenigstens nicht zu, Herr Oberst."

„Glauben Sie auch, daß, wenn es sich um das Glück meiner Tochter handelt, ich nicht leichtsinnig handeln werde! . . . Die Wahl eines Tochtermannes ist die wichtigste Handlung des Lebens. Ich begreife jene Eltern nicht, welche, nachdem sie ihrer Tochter eine gute Erziehung gegeben, ihr die zarteste Sorgfalt gewidmet haben, dieselbe dann leichtsinniger Weise einem Manne überlassen, dessen Vermögen oder Stellung ihrer Eigenliebe schmeichelt, ehe sie längere Zeit vorher die Sitten, den Verstand, die Leidenschaften dieses Mannes erforscht haben, welcher der unumschränkte Herr der Zukunft ihres Kindes werden soll. Ist denn das Glück eines ganzen Lebens etwas so Geringes? . . . Und wenn ihr mit Sorgfalt eine junge Pflanze erzogen und gepflegt habt, gebet ihr sie dann den Stürmen preis? Nein, ihr sucht für sie einen schützenden Platz, einen passenden Boden, die sanften Strahlen der Sonne, welche sie beleben werden. Nun, diese Sorgfalt, welche ihr für eine Blume habt, verwendet sie doch für eure Töchter, deren Existenz länger als ein Frühling dauern soll."

„Daran ist nicht der mindeste Zweifel!" murmelt der Capitän. „Hat man eine Tochter . . . so ist man Vater!"

„Ueberdies," sagte der Oberst, indem er aufstand, „bin ich der Meinung, daß wir Herrn Arthur nicht so bald wieder sehen werden; denn erstens habe ich ihn nicht eingeladen, wiederzukommen; dann schien er sich bei seinem letzten Aufenthalt nicht sehr amüsirt zu haben, und ich begreife das: unsere Gewohnheiten sind zu geordnet, zu einfach für diese Herren . . . unsere Gesellschaft ist keine, wie sie sie wünschen."

„Das will heißen . . . daß unsere . . . Ihre Gesellschaft . . . ich bin vollkommen Ihrer Ansicht, Herr Oberst," sagte der Capitän, indem er ebenfalls aufstand.

Herr von Melleval näherte sich seiner Tochter, welche stets den Kopf auf ihre Stickerei gesenkt hatte, gab ihr einen Kuß auf die Stirne und sagte:

„Gute Nacht, mein Kind; gehe doch zu Bette, Du arbeitest zu viel . . . das ermüdet Dich.“

Dann nahm er ein Wachslicht und verließ den Salon, gefolgt von seinem alten Waffenbruder, der genau im gleichen Schritt mit seinem Obersten ging. Caroline aber blieb im Salon, kalt, unbeweglich, erstarrt von dem Gespräch, welches sie so eben gehört hatte, sitzen, und ihr Vater bemerkte, als er ihr einen Kuß auf die Stirne drückte, nicht, daß seine Worte die Verzweiflung in ihre Seele gehaucht hatten.

Eine Viertelstunde war verflossen, seit Herr von Melleval in sein Zimmer zurückgekehrt war. Caroline ist nicht von der Stelle gewichen: sie ist noch im Salon . . . sie denkt nicht daran, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen, sie weiß nicht mehr, wo sie ist; eine düstere Verzweiflung blickt aus ihren Augen, welche nicht mehr weinen können.

Endlich tritt Jemand in den Salon; es ist Marianne, welche, erstaunt, Caroline nicht wie alle Uebrigen in ihr Zimmer gehen zu sehen, das Haus durchläuft, sie zu suchen. Sie nähert sich dem jungen Mädchen und zankt mit ihr über die Unruhe, die sie ihr verursacht habe; aber schon hat sie der Zustand ihres lieben Kindes mit Schrecken erfüllt; sie eilt auf sie zu, drückt sie in ihre Arme und ruft aus:

„O mein Gott . . . was haben Sie, mein Kind? was ist Ihnen begegnet?“

Mariannens Stimme dringt endlich zu Carolinens Herz. Nun kann das junge Mädchen sprechen, nun findet sie ihre Thränen wieder, und sich an die Brust ihrer Wärterin werfend, antwortet sie schluchzend:

„Ach! Marianne . . . ich bin verloren!“

„Verloren! ... Sie, mein Kind! aber so kommen Sie doch zu sich ... welch' ein neuer Kummer ... welches Unglück ist Ihnen zugestoßen?"

„Marianne, das Geheimniß, welches ich Dir verbarg .. ist meine Liebe zu Arthur ... es waren die Schwüre, welche wir miteinander wechselten!"

„Liebe! ... Armes Kind! Ach, ich dachte mir wohl, daß Liebe an Ihrer Betrübniß Schuld sei."

„Arthur hatte mir geschworen, mein Gemahl zu werden... nur mich zu lieben ... mich ewig zu lieben!"

„Wirklich! ... nun, das scheint mir keine schwere Sache..."

„Aber, Du weißt nicht, Marianne ... so eben ... haben mein Vater und der Capitän von ihm gesprochen: sie haben gesagt, er sei ein schlechter Mensch... er habe Intriguen, Maitressen ... o, ich weiß gewiß, daß das nicht wahr ist und daß er nur an mich denkt... aber mein Vater glaubt das Alles, mein Vater will nicht, daß er mehr hieher komme! ... Er hat gesagt, ein Mann wie er könnte nie der Gatte seiner Tochter werden ... nie! ... Ach, diese Worte haben mir das Herz zerrissen!"

„Nun, mein Kind, beruhigen Sie sich ... wenn dieser junge Mann wirklich ... im Grunde ..."

„Ach, Marianne ... Du siehst wohl, daß ich verloren bin, wenn ich nicht seine Frau werde ... Marianne ... verzeihe mir, ich bin ... ich bin Mutter!"

Indem das junge Mädchen diese Worte stammelte, war sie vor der, die sie erzogen hatte, auf die Kniee niedergesunken.

Die arme Marianne bleibt wie vom Blitz gerührt stehen, sie kann nur stottern:

„Mutter? ... Sie! ... Sie! ... O, mein Gott!"

Aber bald wirft sie ihre Blicke wieder auf das junge Mädchen, welches immer noch vor ihr auf den Knieen liegt; alsdann stürzen große Thränen aus Mariannens Augen, sie beeilt sich,

ihr liebes Kind aufzuheben, drückt sie in ihre Arme und umschlingt sie zärtlich, indem sie zu ihr sagt:

„Ach, mein Kind, nicht Sie sind strafbar, sondern ich ... ich allein; denn ich hätte Sie niemals verlassen sollen . . . ich hätte unaufhörlich über Sie wachen, Sie nicht einen Augenblick der Verführung ausgesetzt sein lassen sollen ... und ich habe es nicht gethan . . . Sie sehen wohl, daß ich vor Ihnen auf den Knieen liegen ... daß ich Sie um Verzeihung bitten sollte!... Aber wer hätte auch glauben können ... wer hätte je gedacht! ... O, mein Gott, mein Gott! wenn das Ihr Vater erfahren würde: er würde mich fortjagen ... und mit vollem Recht!...“

Und Marianne weinte noch stärker, so daß sogar Caroline sie noch trösten mußte. Aber plötzlich hörten das junge Mädchen und ihre Dienerin husten; es war der Oberst, welcher durch den nahen Gang des Salons schritt. Augenblicklich löschten sie in der Furcht, hier überrascht zu werden, ihr Wachslicht aus und beeilten sich, in ihr Gemach zurückzukehren.

Sechstes Kapitel.

Ein Frühstück bei Arthur.

Vierzehn Tage nach diesem Abend hatten Herr von Bieussec und seine Nichte Ophelia Abschied von ihrer Wirthin in Draveil genommen.

Caroline und Marianne sahen mit Vergnügen die letzten fremden Personen, die dasselbe bewohnten, aus dem Hause scheiden, denn der alte Capitän Servillier wurde nicht als ein Fremder betrachtet, und außerdem war Niemand weniger störend und weniger neugierig, als der alte Soldat, welcher immer von seinem Respekt für seinen Obersten ganz in Anspruch genommen war.

Wenn man einen Fehler, eine Schwachheit zu verbergen hat,

sich in der Lage befindet, worin Caroline war, so ist es natürlich, die Einsamkeit aufzusuchen und den Blicken der Welt zu entfliehen. Das junge Mädchen durfte zwar noch nicht fürchten, daß man ihren Zustand schon bei ihrem Anblick bemerke, aber doch, wenn ihres Vaters Blicke etwas länger als gewöhnlich auf ihr ruhten, erröthete, erblaßte sie, ein nervöses Zittern überfiel sie, und das arme Kind glaubte, daß Herr von Melleval ihr Geheimniß entdeckt habe. Aber außer dieser Unruhe, diesen Schrecken, welche jeder Tag vermehrte, folterte noch ein anderes Leiden das Herz des jungen Mädchens: Arthur gab keine Nachrichten von sich; man hörte überhaupt nichts mehr von ihm.

„Ach," sagte Caroline zu sich, „wenn er wüßte, daß ich Mutter bin, so weiß ich gewiß, daß er herbeieilen würde, mich zu trösten, daß er es sich angelegen sein lassen würde, meine Hand von meinem Vater zu verlangen, daß er sich eher seinem ganzen Zorn aussetzen würde, als sie nicht zu erhalten ... aber er kennt die Folge meines Fehlers nicht ... die Zeit verstreicht ... und er muß ja doch kommen und sprechen ... denn sonst würde mein Vater Alles erfahren ... und mir vielleicht fluchen."

Marianne, Zeugin der Thränen des jungen Mädchens, begann ihre Befürchtungen für die Zukunft zu theilen. Nachdem sie einige Zeit versucht, Carolinen zu trösten, und wie diese ebenfalls die Ankunft Arthurs erwartet hatte, sagte die gute Marianne eines Morgens zu ihrem Fräulein:

„Mein liebes Kind, weil Herr Arthur nicht kommt, so will ich ihn aufsuchen und ihn von Ihrer Lage unterrichten."

„Du, Marianne?" ruft Caroline aus, indem sie auf ihre Dienerin Blicke heftet, in denen ein Strahl von Hoffnung glänzt.

„Ja, ich ... ich will nach Paris gehen ... ich werde einen Vorwand finden ... Einkäufe zu machen, ein Kleid für mich... für Sie ... einerlei ... Sie wissen wohl, daß Ihr Herr Vater es mir nicht abschlagen wird; das gibt keine Schwierigkeit ...

die größere für mich wird sein, die Wohnung des Herrn Arthur aufzufinden."

„Ach, warte, Marianne . . . da könnte sein Oheim . . ."

„Ja, Sie haben Recht."

„Aber er dürfte nicht errathen, daß Du zu Herrn Arthur gehst."

„O, fürchten Sie nichts . . . ich werde schon ein Mittel finden . . . Der alte Capitän ist nicht sehr listig; ich werde die Adresse seines Neffen erfahren, wenn er sie weiß, und selbst wenn er sie nicht wüßte, werde ich dennoch den Mann Ihrer Liebe finden, und müßte ich mich, wenn ich in Paris bin, in jeder Straße, in jedem Hause nach ihm erkundigen. Ja, ich werde ihn entdecken und zu ihm sagen: kommen Sie schnell, das liebe Kind zu trösten und ihrem Kummer ein Ende zu machen."

„Ach, Marianne; ich werde Dir das Leben . . . das Glück verdanken."

„Nun . . . Ihr Glück, Ihre Existenz . . . ist das Alles nicht auch mein Leben? . . . Wenn Sie weinen, weine ich dann nicht auch? . . . Wenn Sie unglücklich wären, hätte ich da einen Augenblick Ruhe? . . . Ach, Sie sehen wohl, daß Sie mir nicht danken dürfen."

Marianne sucht den ganzen Tag über einen Augenblick, wo der Capitän allein ist; dann nähert sie sich ihm und sagt zu ihm mit gleichgültiger Miene:

„Ach, Herr Capitän . . . ich wußte doch, daß ich Sie um Etwas fragen wollte . . . aber ich vergesse es immer, weil es nicht sehr wichtig ist."

Der alte Soldat bleibt vor der Dienerin stehen, er sieht sie an, ohne einen Laut von sich zu geben, und wartet, bis sie sich näher erkläre.

„Herr Capitän . . . der Freund Ihres Herrn Neffen . . . Sie wissen wohl, der, den er mitgebracht hat . . . er nannte sich, wie

ich glaube, Theophilus Minot . . . nun . . . der hat ein Sacktuch hier liegen lassen."

„Was geht das mich an?" versetzt der Capitän.

„Ach, ich wollte Sie jetzt nur fragen . . . ob Sie seine Adresse wissen. . . weil ich. . . da ich nach Paris gehe, um Einkäufe zu machen, zugleich das Sacktuch dem Herrn zurückbringen möchte."

„Kenne ich denn die Freunde meines Neffen? . . . Woher soll ich nun ihre Adresse wissen?"

„Ah, das ist wahr . . . wenn ich nur die Ihres Neffen gewußt hätte . . . so hätte ich durch ihn das Sacktuch leicht übergeben lassen können. . . O, aber wahrscheinlich wissen Sie die Wohnung Herrn Arthurs eben so wenig?"

„In der That, Sie können Recht haben . . . doch, ich meine, er wohnte in der St. Georgesstraße . . . bei der Victoirestraße . . . dort in der Gegend . . . Ich bekümmere mich wenig darum . . . ich habe niemals bei ihm gefrühstückt, und überdies ist es zu unwichtig, sich um ein Schnupftuch so viele Mühe zu machen; der Herr wird noch andere haben."

Mit diesen Worten drehte sich der alte Capitän auf dem Absatz herum und entfernte sich, einen Marsch pfeifend, im Duplirschritt. Marianne wußte aber genug, sie war zufrieden und beschäftigte sich nur noch mit ihrer baldigen Abreise nach Paris. Der erste beste Vorwand genügte Herrn von Melleval, der es ganz natürlich fand, daß Marianne Einkäufe in der Hauptstadt zu machen habe, und den andern Morgen reiste die Dienerin frühzeitig nach Paris ab, nachdem sie Caroline geküßt und ihr versprochen hatte, nicht zurückzukommen ohne Arthur gesehen zu haben.

Kaum war sie aus dem Wagen gestiegen, der sie nach Paris geführt hatte, so erkundigte sich Marianne nach der St. Georgesstraße. Man zeigte sie ihr, und sie wendete sich der Chaussée d'Antin zu, indem sie bei sich dachte:

„Ich weiß die Nummer nicht . . . aber ich werde fragen . . . der Herr ist vielleicht seither ausgezogen, man wird mir aber dann seine neue Adresse sagen . . . ist er auch dort wieder ausgezogen, so werde ich abermals weiter gehen . . . o, ich werde ihn sicher finden und Paris nicht verlassen, ohne ihn gesprochen zu haben! . . . Es handelt sich um die Ehre, um die ganze Zukunft meiner armen Caroline! . . . o, ich fürchte nicht, mich zu ermüden."

Marianne kommt in der St. Georgesstraße an; sie erinnert sich, daß der alte Capitän zu ihr gesagt hat: in der Nähe der Victoirestraße. Sie tritt in das erste Hofthor, das sie sieht, ein, und fragt den Portier:

„Wohnt hier Herr Arthur Gervillier?"

„Ja," antwortet man ihr und Marianne springt vor Freude in die Höhe, indem sie ausruft:

„Ah, der Zufall hat mich gut geführt! . . . Wohnt er immer hier?"

„Ohne Zweifel."

„Ist er jetzt zu Hause?"

„Ja."

„O, wie sich das gut trifft; dann will ich hinaufgehen."

„Ich stehe nicht dafür, daß Sie mit ihm werden sprechen können . . . denn Herr Arthur hat diesen Morgen mehrere Freunde zum Frühstücke bei sich."

„O, wenn er Fürsten bei sich hätte, so bin ich gewiß, daß er sie verlassen würde, wenn er erfährt, von wem ich komme."

„Alsdann gehen Sie in den zweiten Stock . . . reden Sie mit dem Bedienten."

„In den zweiten Stock? . . . danke, mein Herr."

An dem Tage, wo Marianne in Paris ankam, um Arthur aufzusuchen, hatte dieser wirklich mehrere seiner Freunde zu einem glänzenden Frühstück eingeladen, bei welchem nichts gespart wurde, um mit jenen Gastmählern des Lucullus zu wetteifern,

deren Beschreibung uns einen so hohen Begriff von der römischen Feinschmeckerei gibt.

Seit seinem letzten Besuche in Draveil hatte Carolinens Verführer das junge Mädchen, welche ihre Nächte ohne Ruhe und ihre Tage in Thränen verbrachte, ganz vergessen. Sobald seine Begierden einmal befriedigt waren, fühlte Arthur seine Liebe erlöschen, und sein einziges Ziel war, eine neue Eroberung zu suchen, um auf's Neue Gefühle zu empfinden, welche sein abgestumpftes Herz unfähig war, lange Zeit für ein und dasselbe Frauenzimmer zu erhalten. Gewohnt, die Liebe als eine Belustigung zu betrachten, dachte Arthur nicht an die Folgen, welche seine Aufführung haben könnte; wenn er eine Frau nicht mehr liebte, war er überzeugt, daß sie nicht säumen würde, ihm nachzuahmen und sich ebenfalls mit einer andern Liebe zu trösten. Er wollte nicht nachdenken, weil ihn das langweilte; er hätte sich geschämt, beständig zu sein, aus Furcht, lächerlich zu erscheinen, und hielt sich nicht für strafbar, weil er sich über seine Aufführung betäubte und niemals die Thränen sah, welche er vergießen machte. So urtheilt oft ein charmanter junger Mann.

Drei Monate waren verflossen, seit er von Carolinen Abschied genommen hatte, mit dem Versprechen, sie bald wieder zu besuchen. Seit dieser Zeit hatte Arthur schon mehrere Intriguen angeknüpft und gebrochen, so daß die Erinnerung an Fräulein von Melleval fast ganz aus seinem Gedächtniß verschwunden war. Jetzt finden wir ihn wieder mitten unter seinen Gefährten der Lust und Schwelgerei, in einen kostbaren sammetnen Schlafrock gekleidet, welcher mit einem goldgewirkten Gürtel um seinen Leib festgebunden ist; er hat eine gleichfalls sammetne Mütze auf dem Kopfe, deren Form viel einem umgekehrten Schneckenhaus gleicht und à la Mittelalter genannt wird. In dieser Kleidung leitet der prächtige Amphitryon, auf einem Lehnstuhl sitzend, der sich nach Belieben und auf eine einzige Bewegung

des Fußes verlängern und verkürzen läßt, das Mahl, das er seinen Gästen gibt.

Etwa zehn junge Leute sitzen an diesem eleganten Tisch; fast alle haben lange Haare, Schnurrbärte oder Capuzinerbärte, weil das Alles à la Mittelalter und es diesen Herren sehr angenehm ist, auf der Straße als ein Modell oder als ein Sapeur in Civilkleidung zu erscheinen. Nicht Alle haben sammetne Schlafröcke an wie ihr Wirth, aber ein Jeder hat sich bei seinem Anzug etwas Originelles und Ueberspanntes ausgesucht, damit er nicht dem großen Haufen gleichsehe. Dabei rauchen diese Herren, während sie in einem fort Malvasier oder Champagner hinunterstürzen, so stark Cigarren, daß das elegante Speisezimmer durch einen dichten, die Augen angreifenden Dunst verdunkelt ist, während der Tabaksgeruch in die Kleider eindringt, so daß man glauben könnte, sich in einer Wachtstube zu befinden.

Unter Arthurs Gästen zeichnet sich sogleich Herr Theophilus Minot dadurch aus, daß er allein weder einen Bart, noch lange Haare hat, was ihm eine Menge platter Witze von seinen Nachbarn zuzieht. Allein der dicke junge Mann rächt sich, indem er ein Glas gefrornen Champagner nach dem andern leert und die Flüssigkeit mit vieler Geschicklichkeit in seinen Magen hinabgleiten läßt.

„Nun, meine Herren, Sie trinken nicht," sagt Arthur, sein Glas erhebend. „Wie, wir sind unserer Zehn und ich sehe erst sechsundzwanzig leere Flaschen auf dem Boden! Ah, meine Tapferen, ich erkenne euch nicht mehr. Hätten wir denn diese köstliche Eigenschaft verloren, auf welche wir Engländer herausgefordert haben?"

„Einen Augenblick doch, mein lieber Arthur; Du drängst uns . . . wir fangen ja eben erst an."

Diese Worte wurden von einem Herrn gesprochen, dessen sinniges, an sich schon rothes Gesicht in diesem Augenblicke von

einem Schrecken erregenden Purpur erglänzte. Die Schwierigkeit, welche dieser junge Mann bereits hatte, um seine Gedanken auszudrücken, schien anzuzeigen, daß wenn er nur erst zu trinken anfing, der Wein schon schnell auf sein Gehirn einwirkte.

„O, ich dränge Sie gar nicht," erwidert Arthur; „trinke, wie es Dir gefällt, Lovelay, Du hast schon eine prachtvolle Farbe."

„Ja," sagt ein großer und dürrer Gast, dessen bleiches und knochiges Gesicht, Dank dem dichten Bart, mit dem es bedeckt war, etwas von einem Sterbenden hatte, „ja, Lovelay könnte in gehörigem Costüm den Teufel spielen, ohne eine Maske vorzunehmen . . . er hat schon die Farbe der Bewohner der Hölle, ganz Krebs!"

„Und Du, Du könntest ebenso natürlich einen Bewohner des Hospitals vorstellen, denn Dein Gesicht ist schon ganz Ecce Homo!"

Der große junge Mann schien über diese Antwort nicht sehr erfreut, aber da Jedermann darüber lacht, lacht er ebenfalls mit halbgeöffnetem Mund und murmelt:

„Ah, hübsch! . . . sehr hübsch! . . . ganz neu!"

„Durozel findet das nicht neu," sagt ein kleiner junger Mann, seinen Schnurrbart drehend, „es scheint, daß es nicht das erste Mal ist, daß man ihm dieses Compliment macht."

„Ah, Du hast Recht, etwas zu sagen, Du, St. Geran, der Du neulich, als Du eine Dame küßtest, ihr die ganze Schwärze, mit der Du Deinen Bart färbst, auf dem Gesicht gelassen hast! . . . O, meine Herren, das war die komischste Scene der Welt! . . . Wenn Sie St. Gerans Schöne gesehen hätten: sie war wüthend, weil er ihr zwei große schwarze Flecken unter die Nase gemacht hatte . . . sie sah aus, als ob sie zuviel geschnupft hätte."

„Ha! ha! armer St. Geran!"

„Ei, meine Herren," schreit der kleine Junge, „ich hatte es

mit Fleiß gethan, es galt eine Wette; zum Henker! ... das ist doch klar wie Dinte."

„Ah, ja, jetzt sagst Du so!"

„Und was für eine Gattung von Frauenzimmer hat er denn beschnurrbart?"

„Zum Henker! ... eine seiner Maitressen; es war höchstens Halbblut. St. Geran gibt sich nicht mehr mit großen Damen ab ..."

„Das würde auch zu seiner Statur nicht passen!"

„Ah, gut, sehr gut!"

„Meine Herren, die Dame, deren Gesicht ich ein wenig geschwärzt habe, ist eine sehr achtungswerthe Frau, ich bitte Sie, es zu glauben; es ist die Wittwe eines Generals."

„Ah ja, wir kennen das! ... Es sind lauter Generalswittwen; aber im Gespräch vergessen sich diese Damen oft und sagen zum Einen: „,ich bin Wittwe,'" zu einem Andern: „,mein Mann reist in der neuen Welt,'" zu einem Dritten: „,mein Mann wohnt auf dem Lande, er ist immerwährend krank.'" Ha, h[illegible] mein Gott, zu was sollen alle diese Lügen gut sein? Z[illegible] Henker, wenn wirklich ein Mann vorhanden ist, so wissen wir Alle wohl, welcher Art er ist, man braucht es uns nicht zu sagen."

Lautes Gelächter bricht von allen Seiten aus und Arthur, befriedigt von der Wirkung seiner Scherze, wendet sich zu Theophilus mit den Worten:

„Du sprichst nichts, dicker Minot, nun, beim Teufel, sage uns doch auch Etwas."

„Meine Herren," antwortet Minot, indem er im Fluge einen großen Kelch Champagner hinabstürzt, „ich wette, daß Keiner von Euch fähig ist, auf dieselbe Art ein eben so großes Glas die Gurgel hinabzujagen."

„O, Du hast einen sehr schönen Zug unter der Nase, das wissen wir, aber dennoch darfst Du uns nicht herausfordern, denn Du würdest hier würdige Nebenbuhler finden."

„Ja, sicher," sagt der große Herr mit dem blassen Teint; „ich kann ebenso trinken ... da seht, ach, das ist gar nicht schwer."

Und der Herr gießt auf einen Schluck ein volles Glas Champagner in seine Kehle; hatte er nun aber seine Zeit nicht gut gewählt, oder hatte der Champagner den rechten Weg nicht gefunden, kurz, im nämlichen Augenblicke hustet er, schreit, weint, schluchzt, wird blau und wirft den Champagner durch die Nase und den Mund wieder heraus, was eben nicht sehr angenehm für seine Nachbarn ist. Man eilt auf ihn zu, klopft ihm auf den Rücken, schüttet ihm Wasser in's Gesicht, und endlich nach einigen Augenblicken kommt er wieder zu Athem, und die Gäste nehmen ihre Plätze wieder ein.

„Ich glaube, Durozel wird gut daran thun, dieses Spiel nicht mehr anzufangen," sagte der kleine St. Geran mit einer spöttischen Miene.

„Ich vermuthe," sagte Arthur, „daß er auf Lovelay's Teint eifersüchtig war und versucht hat, sich zu erwürgen, um etwas [illegible]e zu bekommen."

„Ah, gut, sehr gut," antwortete der große Herr, noch immer hustend. „Ich habe zu spät Athem geholt, das ist Alles, ein anderes Mal werde ich es besser machen."

„Ich wette noch einmal, daß Ihr es nicht auf einen Schluck austrinkt wie ich," versetzte Theophilus mit siegreicher Miene.

„Nun, meine Herren ... die Wetten können gemacht werden," sagte Arthur; „aber man muß dem armen Durozel Zeit lassen, sich zu erholen ... Ueberdies drängt uns nichts: ich schlage vor, bis morgen bei Tische zu bleiben."

„Gut, sogar bis übermorgen."

„Bravo! ... bravo! ..."

„Der Erste, der unter den Tisch fällt, muß morgen früh drei Körbe Austern bezahlen."

„Ja, es bleibt dabei," schreit Lovelay, der viel Mühe hat,

seine Zunge in Bewegung zu setzen; „der Erste, der unter den Tisch fällt ... muß morgen frühe drei Körbe Austern essen."

„Ha, ha, ha, der arme Lovelay wird etwas confus, wie es scheint ... aber das macht nichts, er trinkt ausgezeichnet."

„Meine Herren," sagt ein junger Mann, dessen schwacher blonder Bart nur noch Flaum ist und seinem Gesicht eine zweifelhafte Farbe verleiht, „meine Herren, ich kann nicht bis morgen bei Ihnen bleiben: ich habe heute Abend ein Stelldichein mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer! ... Sie werden einsehen, daß ich nicht fehlen darf ... besonders da es das erste Rendezvous ist."

„Ach, laß uns mit Deinen liebenswürdigen Frauenzimmern in Ruhe, Edmund; geh' morgen oder übermorgen, statt diesen Abend ... Du wirst Deine Schöne immer finden."

„Um so gewisser, als ich das liebenswürdige Frauenzimmer zu kennen glaube, welchem Edmund den Hof macht," versetzt der kleine St. Geran; „es ist ganz einfach eine Putzmacherin vom Boulevard St. Martin."

„Hm, wer spricht vom Thore St. Martin?" ruft Theophilus, den Kopf erhebend, aus. „Ich bezahle drei Plätze in demselben... ich kann hinter die Coulissen... auf die Bühne gehen."

„Gehst Du auch zuweilen unter die Bühne?"

„Warum?"

„Ha, weil es unterhalb viel possirlicher ist; frag' einmal die Musiker beim Orchester."

„Meine Herren," beginnt Theophilus wieder, ein ganz gefülltes Champagnerglas auf die Mitte eines Tellers stellend, „ich bitte, betrachten Sie einmal das genau ... ich nehme diesen Teller, auf welchem ein bis an den Rand gefülltes Glas steht, und trinke dasselbe, ohne es mit der Hand zu berühren oder einen Tropfen zu verschütten, aus ... sehen Sie zu."

Der junge dicke Mann nimmt den Teller mit beiden Händen, berührt mit den Lippen den Rand des Glases und vollführt,

allmählig den Teller erhebend, das Kunststück, wozu er sich angeboten hat.

„Ganz gut! ganz gut!" ruft Arthur aus. „Theophilus Minot wird gewiß noch ein sehr angenehmer Gesellschafter! ... er wird sich bald auf dem Boulevard produciren können."

„Ich möchte ihn einmal Messer verschlucken sehen," sagt der große Durozel.

„O, meine Herren, Sie lachen ... Sie scheinen mich zu verspotten, aber ich wette, daß mir Keiner von Euch nachthut, was ich eben ausgeführt habe."

Statt Minot zu antworten, der immer wetten will, ruft einer der Tischgenossen aus:

„Meine Herren, wer von Ihnen war in Italiens Abendgesellschaften? ... Wissen Sie, daß es dort sehr nobel zugeht? Schön geschmückte, geschmackvoll gekleidete Damen, Spiele, prächtige Soupers und Alles, was hintendrein kommt ... o, es ist köstlich."

„Ich war dort, sah aber nichts als alternde, verblühte, geschminkte Frauenzimmer, lange, magere, gelbe Hälse, eingefallene Busen, spitzige Schultern, kurz ausgemusterte Pferde."

„Ach, dann mußt Du einen unglücklichen Tag getroffen haben ..."

„Was kostet der Eintritt, meine Herren?"

„O wie dumm! ... wer wird denn bezahlen? ... man wird eingeführt ... und spielt."

„Ja, und läßt sich von den Damen betrügen, ich kenne das."

„Ach, potz Kuckuk, Du möchtest ihnen am Ende auch noch ihr Geld abgewinnen? ... Der Teufels-Durozel wäre es wohl im Stande."

„Eine Cigarre! ... Wer gibt mir eine Cigarre?"

„Mir wäre eine Pfeife weit lieber."

„Wirklich, meine Herren, wollen Sie Pfeifen? Ich kann

Ihre Wünsche befriedigen: ich habe hier von allen Größen und allen Formen ... ich habe türkische, deutsche und niederländische Pfeifen ..."

„Ja, ja, gib uns Pfeifen! das ist mehr à la Mittelalter, viel französischer! viel freisinniger!"

„Gewiß," sagt der junge Mann mit dem keimenden Barte, während er alle Augenblicke aussetzt, um zu husten und zu trinken, damit er die Uebelkeit überwinden kann, welche ihm der Tabaksgeruch und die Ungewohnheit des Rauchens verursacht, „gewiß ist die Pfeife ... hm, hm ... burschikoser, anmuthiger ... hm, hm!"

„Was hast Du denn, Edmund, erstickst Du? Hast Du falsch geschluckt wie Durozel?" fragt der kleine St. Geran.

„Nein, nein, es ist nichts ... ich huste nur ein wenig! ... Wissen Sie, meine Herren, daß wir beim Weggehen von hier teufelmäßig nach Tabak stinken werden? Wenn wir so zu Damen kämen!"

„Nun, was würde es schaden? ... Wenn sich meine Schöne erlauben würde, diesen Geruch zu tadeln, so würde ich ihr ganz einfach sagen: „„Meine liebe Freundin, wenn Dir das nicht gefällt, guten Abend ... Du bist frei!""

„Ich habe eine Geliebte, die raucht wie ein Türk!"

„Legt sie auch die Beine übereinander, wenn sie raucht?"

„Ach, Schelm, das möchtest Du gerne sehen?"

„Ich habe eine Geliebte, die mich zum Rauchen zwingt ... weil sie mich langweilt."

„Ah! hübsch! sehr hübsch!"

Arthur, der aufgestanden war, um seine Pfeifensammlung zu holen, kommt bald wieder zurück und wirft eine solche Masse Pfeifen auf den Tisch, daß ein ganzes Regiment daran genug hätte.

Während Jeder die Pfeife auswählt, deren Form oder Größe

ihm am Besten gefällt, schenkt sich Theophilus ein Glas Champagner ein und schreit:

„Meine Herren, wieder etwas Anderes... ist Ihnen bekannt?... Sie müssen singen: „,Die Glocken des Dorfes läuten zur Sklaverei, kling, kling, kling, kling,'" dann wiederhole ich „,kling'" und trinke einen Schluck. Sie singen wieder „,kling, kling, kling, kling'" und ich trinke einen zweiten Schluck, während ich „,kling'" nachsinge. So muß ich auf dreimal, wobei ich jedesmal „,kling'" nach Ihnen wiederhole, das Glas geleert haben."

„Ei, welch' neues Kunststück unseres berühmten Minet," sagt Arthur lachend; „sie werden, so viel mir scheint, immer interessanter und schwieriger, gerade wie bei Nicolet... Wohlan, wer singt: „,die Glocken des Dorfes?'"

„Ich," antwortet Lovelay, der kaum mehr sprechen kann: „ich kenne diese Romanze..."

„Ah, Du heißt das eine Romanze!"

„Einerlei... ich weiß sie auswendig."

„Nun, so fangen Sie an," sagt Theophilus, sein Glas nehmend, „ich warte."

Herr Lovelay bemüht sich, seinen Speichel hinunter zu schlucken und stimmt an:

„Die Glocken des Dorfes haben einen schönen Klang! Kling, klang, kling, klang!"

„Das ist es nicht," schreit Theophilus ungeduldig, während alle Tischgenossen hellauf lachen und Lovelay fortfährt: „Kling, klang" zu singen, ohne innezuhalten und auf den dicken Minet zu hören.

Bald aber beschäftigt ein neues Ereigniß die Gesellschaft: dem jungen Edmund war es schon eine Weile übel; statt jedoch das Rauchen aufzugeben, hatte er sich einer langen türkischen Pfeife bemächtigt, woraus er mit Mühe Rauchwolken heraus-

dampfte, von denen er einen großen Theil verschluckte. Plötzlich sieht man ihn die Farbe wechseln, er läßt seine Pfeife fallen und neigt sich gegen den großen Durozel, über den er den ganzen Inhalt seines Magens ausgießt.

Der große Herr stößt einen Schrei aus, die jungen Leute brechen in ein unbändiges Gelächter aus, Lovelay fängt wieder sein „Kling klang“ an und Arthur sagt:

„Um Edmund zu bestrafen, sollten wir ihn unter den Tisch legen und ihn dort lassen, bis sein Rausch verdampft ist.“

Unter erneutem schallendem Gelächter wird dieser Vorschlag angenommen. Nur Durozel bleibt schlechter Laune, weil seine Hose ganz ruinirt ist; aber in diesem Augenblicke tritt Arthurs Bedienter in den Saal, nähert sich seinem Herrn und sagt leise zu ihm:

„Mein Herr es ist Jemand da, der Sie durchaus sprechen will.“

„Mich sprechen! ... mich in diesem Augenblicke stören!“ schreit Arthur, „dazu gehört eine große Frechheit ... dieser ist nur ein Gläubiger fähig ... wenn ihrer aber zwanzig da sind, jage ich sie alle mit dem Besen zum Teufel! ... Nicht wahr, meine Herren, so muß man diese Hundsfötter behandeln?“

„Ja, ja, hinaus mit den Gläubigern ... zum Fenster hinaus, wenn sie raisonniren!“

„Mein Herr, es ist kein Gläubiger,“ entgegnet der Diener, „es ist ein Frauenzimmer.“

„Ein Frauenzimmer!“ ruft Arthur aus.

„Wenn sie hübsch ist, soll sie hereinkommen,“ sagt St. Geran; „wir wollen ihr ein Glas Rum und eine Cigarre anbieten.“

„Wer ist es,“ fragt Arthur; „Du mußt wissen, wie sie heißt... Du kennst Alle, die zu mir kommen. Vorwärts, sprich! ... Potz Kuckuk... fürchte Dich nicht! Ich habe keine Geheimnisse vor meinen Freunden.“

„O, mein Herr, es ist nicht, was Sie meinen," erwiderte der Bediente, „es ist eine Frau von reiferem Alter . . . im Anzuge . . . einer dienenden Person."

„So lege Dich mit ihr ins Bett, sie soll uns aber ungeschoren lassen! . . . Glaubst Du, ich lasse mich eines solchen Geschöpfes wegen stören?"

„Mein Herr, sie ist von einem . . . Fräulein geschickt worden."

„Von einem Fräulein! einer Dame! . . . gleichviel; ich habe jetzt keine Zeit, sie anzuhören . . . ich bin beschäftigt . . . sie soll ein anderes Mal wieder kommen: morgen oder übermorgen . . Ich kann meine Pfeife und meine Freunde dieses Weibsbildes wegen nicht verlassen."

„Das Frauenzimmer hat gesagt: „,Wenn Ihr Herr zögern sollte, so nennen Sie ihm nur den Namen meines Fräuleins, dann wird er augenblicklich kommen.'"

„Ah, wirklich! Sie glaubt also, dieser Name sei ein Talisman? . . . Nun, wer schickt sie? . . . Sprich doch laut, Dummkopf!"

„Fräulein Caroline von Melle . . ."

Arthur unterbricht seinen Bedienten lebhaft und verhindert ihn, den Namen vollends auszusprechen, denn ungeachtet seiner Trunkenheit fühlt er sich bestürzt. Er steht hastig vom Tische auf und murmelt:

„Da es nicht anders sein kann . . . will ich mich von diesem Frauenzimmer befreien . . . meine Herren, ich komme im Augenblicke wieder zurück."

Marianne wartete angstvoll in einem Nebenzimmer; sie begriff Arthurs Langsamkeit nicht; denn sie glaubte, er werde bei dem bloßen Namen Carolinens unverzüglich zu ihr eilen. Endlich geht eine Thüre auf und der, den sie erwartet, erscheint vor ihr mit hochgeröthetem Gesicht, einer türkischen Pfeife im Munde, die Mütze auf einem Ohr und ganz mit der Miene eines Mannes, der sehr ärgerlich ist, daß man ihn gestört hat.

„Ah, Sie sind es, Marianne!“ ruft der junge Mann aus: „nun, was gibt es denn? ... was will Fräulein von Melleval von mir und warum muß ich Alles verlassen, um mit Ihnen zu sprechen? ... Ihr Landleute glaubt, man habe nichts Besseres zu thun, als euch anzuhören ... Reden Sie schnell, Marianne, ich habe Besuch und kann Ihnen nicht viele Zeit widmen.“

Das gute Mädchen ist stumm vor Staunen; dieser Empfang schnürt ihr das Herz zusammen und sie wagt kaum zu erwidern:

„Mein Herr ... meine junge Gebieterin hoffte stets, Sie würden, wie Sie es versprochen haben, dieselbe bald besuchen.“

„Ich habe keine Zeit gehabt.“

„Mein Herr ... aus dem Schritte, den ich gethan, werden Sie ersehen, daß Fräulein von Melleval mir ihre Liebe zu Ihnen anvertraut hat. Das arme Kind ... ich liebe sie wie meine Tochter; ich habe sie auferzogen, war bei ihrer Geburt zugegen ... ach, warum hat sie mir nicht früher ihr Vertrauen geschenkt!“

„All das ist sehr schön, meine gute Frau: lieben Sie Ihre junge Herrschaft, ich hindere Sie nicht daran; wenn Sie mir aber sonst nichts zu sagen hatten... war es nicht der Mühe werth, mich zu stören.“

„Mein Herr!“ ruft Marianne aus, welcher die Entrüstung wieder ihren ganzen Muth gab, „empfangen Sie so die, welche Ihnen Nachricht von dem armen Kinde bringt, welches Sie verführt haben? ... Haben Sie Ihre Schwüre, Ihre Versprechen vergessen? ... Sie müssen sich aber derselben jetzt erinnern!“

„Meine gute Frau, wenn Sie mir Moral predigen wollen, so verlieren Sie Ihre Zeit... Ich werde Carolinen besuchen, sobald ich kann... künftigen oder den darauf folgenden Monat... Adieu.“

Marianne stürzt Arthur nach, der sich entfernen will, hält ihn am Arm und schreit:

„Aber, mein Herr, Sie haben mich nicht verstanden! ... Jetzt ... augenblicklich müssen Sie Herrn von Melleval um die

Hand seiner Tochter bitten ... denn Sie müssen die Ehre meiner armen Caroline wieder herstellen ... sie ist ... sie ist schwanger, mein Herr! ... Nun, schicken Sie mich jetzt auch noch fort?"

Arthur bleibt einen Augenblick stumm, sein Gesicht wird ernst, aber es nimmt bald wieder den Ausdruck seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit an und er entgegnet Mariannen:

„Ah, zum Teufel! Caroline ist... das ist ärgerlich; aber... was kann ich dabei thun?"

„O, mein Gott, mein Gott! habe ich recht verstanden!" ruft Marianne, den jungen Mann mit Verzweiflung anblickend, aus, „Sie fragen mich, was Sie thun sollen! . . . Während diese arme Kleine verzweifelt... weder bei Tag noch bei Nacht mehr Ruhe hat, und den Fluch ihres Vaters befürchten muß, während Sie die Schuld von Allem tragen, zögern Sie noch und wissen nicht, was Sie thun sollen! ... Sie müssen sie heirathen Herr, auf der Stelle heirathen; das ist Ihre Pflicht, selbst wenn Sie die Bedaurungswürdige nicht mehr lieben."

„Gute Frau, ich bin nicht gewohnt, mir von irgend Jemand Lektionen ertheilen zu lassen ... Der Ton, in welchem Sie sich erlauben, mit mir zu sprechen, fängt an, mich zu langweilen ... machen wir ein Ende . . . Ich habe keine Lust, mich bis morgen bei Ihnen aufzuhalten. Ich bedaure Fräulein Carolinens Lage, aber ich heirathe sie nicht, wenigstens in diesem Augenblicke nicht, weil ich keine Lust habe, mich so jung schon in Fesseln schmieden zu lassen. Ueberdies kann ein junger Mann nicht alle Frauenzimmer heirathen, mit denen er ein Liebesverhältniß gehabt hat. Wenn Sie die mindeste Erfahrung in der Welt hätten, würden Sie das augenblicklich begreifen. Ich habe eine glänzende Laufbahn vor mir und keine Lust, derselben zu entsagen, um mich bei dem Obersten Melleval zu vergraben: das ist mein fester Entschluß; geben Sie sich weiter keine Mühe, mich zu besuchen, Sie würden Ihre Zeit umsonst verlieren ... Ich werde mich ohnedies

von hier entfernen, Reisen machen und mich ein wenig in der Welt umsehen! . . . Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich Ihrer Gebieterin, die ich stets anbeten werde, aber im Augenblicke nicht heirathen kann. Später, in einigen Jahren, läßt sich vielleicht davon sprechen . . . wir wollen dann sehen . . .“

Nachdem Arthur diese Worte beendigt hat, entzieht er Mariannen, die ihn noch fest hielt, lebhaft seinen Arm, entfernt sich schnell und schließt die kleine Thüre, durch welche er eingetreten ist, wieder hinter sich zu.

Die arme Marianne bleibt einige Augenblicke unbeweglich stehen; ihr Athem stockt, sie kann nicht weinen. Endlich stürzt sie aus dem Zimmer und ruft aus:

„O, mein Gott! erbarme Dich meiner armen Caroline!“

Siebentes Kapitel.

Ein glücklicher Zufall.

Marianne kehrte an demselben Abend, wo sie Arthur in Paris gesprochen, nach Draveil zurück, denn da sie nichts mehr in der Hauptstadt zurückhielt, sehnte sie sich nach ihrem theuren Fräulein. Unterwegs hatte sie überlegt und gedacht: „Meine arme Caroline stirbt vor Kummer, wenn ich ihr die Wahrheit mittheile; ich muß sie täuschen . . . bis ihr Gemüth und ihr Herz im Verlauf der Zeit etwas ruhiger geworden sind.“

Und nachdem das gute Mädchen ihren Plan gemacht hatte, kehrte sie zu Der zurück, die sie nicht mehr verlassen wollte. Die Nachrichten, welche sie überbrachte, konnten zwar Carolinen nicht beglücken, allein je länger Marianne mit der Rückkehr gezögert hätte, desto mehr hätte sich ihre junge Gebieterin mit einer Hoffnung gewiegt, die zerstört werden mußte. Unter solchen Umständen ist ein Aufschieben immer ein Unrecht; der Schlag, der

plötzlich trifft, ist nicht so empfindlich als der, den man erwarten muß.

Caroline zitterte, als sie ihre Dienerin zurückkehren sah; aber ihr Vater war zugegen, sie mußte sich beherrschen, verstellen. Indeß blickte das junge Mädchen Mariannen an und suchte in den Augen derselben eine Beantwortung ihrer Wünsche, einen beruhigenden Blick zu finden; aber ihre Erzieherin vermied es Carolinens Blicken zu begegnen, und der Ton ihrer Stimme hätte Fräulein von Melleval schon andeuten sollen, daß Marianne keine guten Nachrichten bringe; denn wir sprechen im Schmerz nicht wie in der Freude, und diese zarten Nüancen, die gleichgültige Wesen nicht beachten, entgehen dem Ohre der Liebe und der Freundschaft nicht.

Endlich kam der Augenblick, wo Caroline heimlich Mariannen aufsuchen konnte, und ihre erste Frage war:

„Nun, hast Du ihn gesehen, hast Du mit ihm gesprochen?“

„Nein, Fräulein!“ antwortete Marianne, mit gewaltsamer Anstrengung ihre Empfindung bekämpfend.

„Du hast ihn nicht gesehen und kommst so schnell wieder zurück?“

„Mein Gott, Fräulein, da hätte ich lange warten können, es würde mich doch nichts genützt haben, denn Herr Arthur ist nicht mehr in Paris.“

„Nicht mehr in Paris? wo ist er denn?“

„Fräulein, ich habe mich in dem Hause, wo er wohnte, erkundigt, und man hat zu mir gesagt: „Herr Arthur Gervillier hat eine große Reise angetreten; man weiß nicht, wenn er zurückkommt.‘“

„Eine große Reise!... Er ist abgereist, ohne mich vorher zu besuchen... ohne mir zu schreiben... mir ein Wort der Hoffnung und des Trostes zu gewähren!... Ach, Marianne, es ist also um mich geschehen... ich bin rettungslos verloren!...

Wenn mein Vater meinen Fehltritt erfährt . . . und es wird ein Augenblick kommen, wo ich ihm diesen nicht mehr verbergen kann . . . wird er mich verfluchen, mich vielleicht zum Hause hinausjagen, und selbst wenn er mir verziehe, glaubst Du, ich könnte mir den Schmerz und die Schande, die ich ihm bereitet, verzeihen? . . . Ach, Marianne, ich könnte nie den Gedanken ertragen, meinen Vater unglücklich gemacht zu haben . . . ich will viel lieber sterben."

Und das junge Mädchen weinte bitterlich, indem sie ihre Arme um Mariannens Hals schlang. Allerdings wäre es besser gewesen, diese Betrachtungen anzustellen, ehe sie mit Arthur allein ins Wäldchen spazieren ging; aber wir müssen Menschen, die ihre unrechten Handlungen bereuen, noch beloben, da es so Viele gibt, welche die Erfahrung nicht besser macht.

Marianne küßte Carolinen und that ihr Möglichstes, den Muth derselben zu beleben.

„Mein theures Kind," sagte sie ihr, „Sie müssen nicht so trostlos sein . . . Herr Arthur kommt vielleicht, wenn wir am wenigsten an ihn denken. Die Vorsehung ist allmächtig, sie wird für uns sorgen! Aber Sie müssen nicht verzweifeln und besonders nicht ans Sterben denken. Pfui, mein Kind, entfernen Sie solche Gedanken . . . erinnern Sie sich außerdem, daß Sie Mutter und nicht mehr Herr Ihres Lebens sind . . . das kleine Wesen unter Ihrem Herzen hat ein Recht daran."

Caroline fühlte sich heftig ergriffen: Mariannens Worte drangen bis in die Tiefe ihres Herzens; ihre Erzieherin hatte das beste Mittel entdeckt, ihren niedergedrückten Geist wieder aufzurichten. In der Ursache ihrer Leiden selbst sollte die Tochter des Obersten die Linderung derselben finden; der Name „Mutter" klingt in den Ohren eines jungen Mädchens so süß; der Gedanke, die Frucht ihrer Liebe mit Küssen bedecken zu können, hat ihrer Seele schon wieder einige Kraft verliehen; sie glaubt im Geiste

ihr Kind zu sehen, trägt es auf ihren Armen, bewundert es. gibt ihm die zärtlichsten Namen und vergißt in diesem Augenblicke alle Leiden, welche seine Geburt ihr verursachen kann. So finden wir beinahe immer neben der Pflanze, die uns den Tod geben würde, das Gegengift zu unserer Heilung.

Die arme Marianne theilte keineswegs die Hoffnung, welche sie sich zwang, in Carolinen zu erwecken, und wenn sie an Arthur und ihre Unterredung mit ihm dachte, wurde ihre Entrüstung aufs Neue rege, und sie verfluchte den Verführer ihres theuren Kindes.

„Ein so junges, schüchternes, tugendhaftes Mädchen zu verführen," sagte sie zu sich selbst, „ihr weis zu machen, man liebe sie, Allem aufzubieten, um Gegenliebe in ihr zu erwecken, ihr den Kopf zu verdrehen, bis das arme Kind seine Pflichten außer Augen setzt, das ist die Beschäftigung dieser saubern Laffen, die unglücklicher Weise reich genug sind, um nichts Anderes thun zu müssen! ... Ei, das ist schön! ... wenn man das einen wohlerzogenen jungen Mann heißt, so möchte ich wissen, was die schlechterzogenen thun."

Zuweilen tröstete sich Marianne auch, wenn sie sich ihrer Unterredung mit Arthur erinnerte, mit dem Gedanken: er war vielleicht betrunken ... und wußte nicht, was er sprach.

Aber eine reiflichere Ueberlegung zerstörte bald auch diese letzte Hoffnung; denn wenn der junge Gervillier nur unter dem Einfluß der Trunkenheit so mit Marianne gesprochen hätte, so würde er am folgenden Morgen bei kaltem Blute sich beeilt haben. das Gesagte zurückzunehmen; aber es verging ein Tag nach dem andern, ohne daß man Etwas von ihm hörte.

Caroline konnte nicht glauben, daß sie ihr Geliebter vergessen habe; ihr Herz wollte die Hoffnung nicht aufgeben, von Arthur noch geliebt zu werden; sie besann sich selbst, um sein Betragen zu entschuldigen, auf tausend Ereignisse, die ihn von

Paris fern halten könnten. Bald dachte sie: in Arthurs Alter ist man nicht geordnet, man macht Schulden ... vielleicht hat ihn dieser Grund zu einer Entfernung genöthigt ... oder ist ihm auf der Reise ein Unfall begegnet ... er ist vielleicht krank ... verwundet. O, mein Gott! wenn er fern von mir stürbe!

Das junge Mädchen gab lieber diesen Vermuthungen als dem Gedanken an Arthurs Unbeständigkeit Raum; denn ihre Liebe war noch immer dieselbe wie zu der Zeit, als sie sich mit Tagesanbruch in das kleine Wäldchen begab.

Caroline brannte vor Begierde, den alten Hauptmann zu befragen; denn sie konnte nicht annehmen, daß Herr Gervillier durchaus nicht wisse, was aus seinem Neffen geworden sei. Marianne suchte aber das junge Mädchen von ihrem Plane abzubringen, weil sie befürchtete, sie möchte durch den Hauptmann die Wahrheit erfahren. Eines Abends setzte sich jedoch Caroline, während ihr Vater einen kleinen Besuch bei einem Nachbar machte, neben den alten Militär, der aus Respekt seinen Stuhl von dem der Tochter seines Obersten wegrücken wollte; aber Caroline verhinderte ihn daran, indem sie ihre Füße auf die Stäbe seines Stuhles stellte; dann sagte sie, ihre lebhafte Aufregung zu bemeistern suchend, zu ihm:

„Wir haben Ihren Herrn Neffen schon lange nicht mehr gesehen, Herr Hauptmann.“

„Das ist wahr, Fräulein.“

Caroline wartet, sie hofft vergeblich, noch einige Worte weiter zu hören, als sie aber sieht, daß der alte Kriegsmann schweigt, fährt sie fort:

„Ist Herr Arthur nicht verreist? ... Ich meine ihn einmal sagen gehört zu haben ... er wolle eine Reise machen?“

„Das wäre sehr möglich,“ erwidert der Hauptmann, ohne sich zu rühren, aus Furcht, seinen Stuhl zu verrücken, auf den die Tochter seines Obersten ihre Füße gestellt hat.

„Wie, Hauptmann, Sie wissen es nicht bestimmt? ... Ihr Neffe könnte also dreihundert Stunden von hier entfernt sein, ohne daß Sie es wüßten?"

„Er könnte sogar sechshundert Stunden entfernt sein, ohne daß ich eine Ahnung davon hätte, Fräulein."

„Diese Gleichgültigkeit versetzt mich in Staunen, denn ich glaubte ... ein Oheim müsse seinen Neffen lieben."

„Wozu, wenn der Neffe seinen Oheim nicht liebt?"

„Welcher Mann!" sagte Caroline mit einem Blick auf Mariannen, welche zitternd dieser Unterredung zuhörte; „ich muß den Versuch, durch ihn Etwas über Arthur zu erfahren, aufgeben."

Die Erzieherin gab keine Antwort, aber sie war innerlich erfreut über die Eigenthümlichkeit des Hauptmanns.

Der Winter nahte sich seinem Ende; man war im Anfang März. Das junge Mädchen mußte seit beinahe sieben Monaten seinen Fehltritt verbergen.

Dank der Vorsicht Mariannens und der Art und Weise, sich zu kleiden, war es Carolinen bisher gelungen, die nicht sehr scharfsichtigen Blicke eines alten Kriegers zu täuschen, aber mit jedem Tage konnte die Entdeckung ihres Fehltritts herbeigeführt werden. Das junge Mädchen fühlte es, Marianne bebte ebenfalls und Beide besannen sich darauf, wie sie dieser schrecklichen Katastrophe ausweichen könnten, als eines Morgens Herr von Melleval, während er seiner Tochter wie gewöhnlich einen Kuß gab, zu dieser sagte:

„Meine Liebe, ich habe Dir Etwas mitzutheilen, wovon ich selbst gestern noch keine Vermuthung hatte."

Caroline zittert, erröthet, denn wenn man sich strafbar fühlt, bezieht man alle Worte, deren Sinn man nicht genau begreift, auf sich; allein der Oberst fährt fort:

„Ja, meine theure Caroline, ich muß Dich auf einige Zeit verlassen... ich werde nach Bordeaux abreisen."

„Sie verreisen, mein Vater?“ ruft das junge Mädchen, leichter athmend, aus.

„Ich habe diesen Morgen einen Brief erhalten, der diese Reise unumgänglich nöthig macht. Du weißt, daß ich in der Nähe von Bordeaux ein recht hübsches Gut besitze, welches ich früher geerbt habe, und beiläufig gesagt, verkaufen will, da ich mich nie dorthin zurückziehen werde. Ich hatte einen Geschäftsmann, der mir empfohlen worden war, beauftragt, die nöthigen Verbesserungen mit meinem Gute vornehmen zu lassen, damit es leichter zu verkaufen sei; aber es scheint, daß dieser Herr meine Absichten sehr schlecht ausgeführt hat. Ein Notar schreibt mir, daß meine Anwesenheit dort durchaus nöthig sei, wenn ich alle die Dummheiten meines Geschäftsmannes wieder gut machen wolle; die Sache verlohnt sich schon der Mühe. Ich will also abreisen ... ich nehme Dich nicht mit mir, erstens, weil Du seit einiger Zeit klagst und leidend bist, und diese Reise Dich nur anstrengen würde, und dann gestehe ich, daß ich ungern mit einem Frauenzimmer reise. Du bleibst hier mit Deiner guten Marianne, der Köchin und dem Gärtner. Uebrigens bin ich beruhigt, das Haus ist sicher und die Gegend auch.“

„Reisen Sie bald ab, mein Vater?“

„Ja wohl, meine Liebe, ich ersehe aus diesem Schreiben, daß ich keine Zeit zu verlieren habe; ich habe bereits den Befehl ertheilt, daß man meinen Koffer packe und begebe mich noch diesen Morgen nach Paris... dort auf das Eilwagenbureau, und wenn es sein kann, fahre ich heute noch nach Bordeaux ab.“

Unter allen andern Umständen wäre Caroline betrübt gewesen, sich eine Zeit lang von ihrem Vater zu trennen; aber in diesem Augenblicke ist es ihr, als ob der Himmel selbst dieses Ereigniß herbeigeführt habe, welches ihr gestatte, ihre Schande vor dem Urheber ihrer Tage zu verbergen. Sie fühlt daher den Schmerz nicht, welchen der Oberst ihr zu verursachen befürchtete;

er kann aber diese Bemerkung im Augenblicke nicht machen, weil eine andere Person seine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Seit dem Moment, wo der Oberst seine bevorstehende Abreise nach Bordeaux angekündigt hatte, ist der Hauptmann eine Prise zwischen den Fingern haltend, die er eben schnupfen wollte, wie versteinert stehen geblieben, und als der Oberst zu seiner Tochter gesagt hatte, er werde Marianne, die Magd und den Gärtner bei ihr zurücklassen, hatte der alte Krieger seine Blicke ängstlich auf seinen Vorgesetzten geheftet, gleichsam als ob er zu diesem hätte sagen wollen:

„Nun... und ich? was soll denn ich thun?... Sie sprechen nicht von mir... muß ich fortgehen?"

Aber Herr von Melleval, der wahrscheinlich den geheimen Gedanken seines alten Waffengenossen erräth, blickt ihn eine Weile lächelnd an und sagt dann:

„Wie, Capitän, Sie bleiben da ruhig stehen? Haben Sie nicht auch Ihre Vorbereitungen zu treffen?... Sie haben doch gehört, was ich so eben meiner Tochter angekündigt habe."

„Ja, Herr Oberst!" erwidert der alte Krieger, die Stirn leicht runzelnd; „es ist richtig... da Sie abreisen, würde es sich nicht schicken, daß ich während Ihrer Abwesenheit hier bliebe... und ich will mich bis zu Ihrer Wiederkehr nach Paris begeben."

„Nein, mein alter Kamerad, so ist es nicht verstanden: Sie sollen Ihre Vorbereitungen treffen, um mich nach Bordeaux zu begleiten."

„Wie, Herr Oberst, wäre es möglich? Sie erweisen mir die Ehre, mich mitzunehmen?" schreit der Hauptmann mit freudestrahlender Miene.

„Sagen Sie: das Vergnügen, Kamerad; von meiner Tochter entfernt, muß ich doch wenigstens einen Freund bei mir haben, um mit ihm von ihr sprechen und mich Abends wie hier bei einem

Pfeifchen in seiner Gesellschaft unterhalten zu können. Nicht wahr, Caroline, ich thue recht daran, Gervillier mitzunehmen?"

„O freilich, mein Vater!" ruft Caroline aus, „dann werden Sie doch nicht allein und ich beruhigter sein."

„Ach, Herr Oberst," fährt der Capitän fort, „Sie bereiten mir eine Freude ... Sakerment! wenn ..."

Der alte Kriegsmann hält ganz bestürzt darüber, in Fräulein von Mellevals Gegenwart geflucht zu haben, inne, langt mit der umgekehrten Hand an seine Stirne, dreht sich halb auf den Absätzen herum und entfernt sich mit den Worten:

„Ich werde meinen Tornister richten."

Zwei Stunden später verabschiedete sich der Oberst, der gewohnt war, seine Entschlüsse schnell auszuführen, von seiner Tochter, während der Hauptmann hinter ihm stand und achtungsvoll Fräulein von Melleval grüßte.

„Gedenken Sie lange abwesend zu sein, mein Vater?" fragte Caroline, dem Obersten noch einmal zärtlich die Hand drückend.

„Mein liebes Kind, Du kannst Dir wohl vorstellen, daß die Beaufsichtigung, Vollendung und Veränderung von Reparaturen nicht so bald geschehen sein wird, als man wünscht, und wenn es mir nebenbei möglich sein sollte, das Gut zu verkaufen, ehe ich wieder zurückkehre, so würde ich lieber einige Wochen länger entfernt bleiben, um die Sache ganz zu beendigen. Uebrigens darfst Du überzeugt sein, daß ich mich beeilen werde, so bald als möglich wieder zu Dir zurückzukehren; indeß darfst Du nicht darauf zählen, mich vor sechs Wochen oder zwei Monaten wiederzusehen."

„Ach!" seufzte Marianne in der Stille, während Caroline ihren Vater küßte, „Gott gebe, daß er nicht zu frühe komme!"

Achtes Kapitel.

Ein Sohn.

Herr von Melleval ist abgereist. Caroline und Marianne sind nicht mehr von jener Furcht und jenem Schrecken gepeinigt, die mit jedem Augenblicke wuchsen, denn sie sind jetzt fast allein, sie haben sich vor keinen strengen oder neugierigen Blicken mehr zu scheuen. Die Köchin ist ein dickes Mädchen, welches nie in die Zimmer hinaufkommt und ihre junge Herrschaft nur bei Tische sieht. Der Gärtner ist ein schon bejahrter Landmann, der sich durchaus um nichts als seinen Garten bekümmert, nur für seine Blumen Augen hat, nur seine Bäume examinirt und nur was er gepflanzt hat, bewundert. In der Umgebung von solchen Leuten bedarf es einer geringen Vorsicht, um vor jedem Verdacht geschützt zu sein. Was die Nachbarn anbetrifft, so besucht man diese nicht, und wenn sie kommen, so sagt man ihnen jedesmal, das Fräulein sei ausgegangen oder unwohl. Kurz, es ist Befehl ertheilt, daß Niemand bis zu Carolinen dringen kann, und in der Abwesenheit des Obersten scheint dieser Befehl den Bewohnern des Hauses sehr natürlich.

Marianne weicht nicht von ihrem lieben Kinde: sie ist voll Sorgfalt, voll Zuvorkommenheit für sie; sie erweckt den Muth Carolinens, wenn sie dieselbe traurig sieht, spricht von ihrem Kinde mit ihr, wenn sie bemerkt, daß sie geweint hat, und sagt oft:

„Sie sehen doch, daß der gute Gott Mitleid mit Ihnen hat, da er diese Angelegenheit, diesen Umstand herbeiführte, der Ihren Vater nöthigte, sich zu entfernen. Warum wollen Sie in dem Augenblicke den Muth verlieren, wo Sie von allen Sorgen befreit werden sollen?“

„Aber ich kann mein Kind nicht säugen, es nicht bei mir behalten .... ach, Marianne, wie Schade, denn ich fühle, daß ich es unaussprechlich lieben werde.“

„Freilich können Sie es nicht säugen . . . das wäre ein sauberer Einfall! Aber seien Sie ganz beruhigt . . . habe ich nicht an Alles gedacht? Ich trage das unschuldige Geschöpf in das Dorf Champrozay . . . die Amme ist schon gedungen: es ist eine brave, hübsche, frische, gesunde Bäuerin! . . . O, das Kind wird gut versorgt, dafür stehe ich Ihnen . . . und werde ich außerdem nicht alle Augenblicke nach ihm sehen?“

„Aber was wirst Du der Bäuerin antworten, Marianne, wenn sie Dich fragt: wer die Eltern meines Kindes seien?“

„Machen Sie sich darüber keine Sorgen; meine Geschichte ist schon ausgedacht. Ich habe zu ihr gesagt: ich hätte in Paris eine Nichte, die verführt worden sei . . . Ich hätte das Kind derselben angenommen, sorge für Alles, verlange aber, daß es dem Säugling an nichts mangeln soll; sie wollte nicht weiter wissen. Wenn man den Bauersleuten nur Geld gibt, so sind sie zufrieden und machen bei jedem Wort, das sie mit Einem sprechen, einen Bückling.“

„Ach, Marianne, wie sehr bin ich Dir verpflichtet! Aber ich werde mein Kind auch oft besuchen dürfen, nicht wahr?“

„Ja, ja; o! das werden wir schon einzuleiten wissen . . . von hier nach Champrozay ist es ohnehin ein hübscher Weg . . .“

„O, mit welchem Vergnügen werde ich ihn machen . . . Theures Kind, wenn Dich auch Dein Vater verläßt, so soll Dir wenigstens die Liebe Deiner Mutter nie fehlen! . . . Doch Arthur wird zurückkehren . . . er weiß nicht, daß ich Mutter werde, sonst, bin ich überzeugt, wäre er nicht fort . . . nicht wahr, Marianne? Arthur kann mich nicht vergessen haben! . . . Er wird der Eide gedenken, die er mir geschworen hat!“

Marianne senkte den Kopf zu Boden und murmelte:

„In der That, Fräulein, ich weiß nicht, was ich sagen soll . . . die Männer, sehen Sie, sind unzuverlässig.“

Und insgeheim dachte die gute Marianne: „Arme Kleine!

sie hofft vergeblich auf die Liebe ihres Verführers; es ist aus . . . er verläßt sie . . . er denkt nicht mehr an sie! . . . Einen so schönen Körper, eine so herrliche Gestalt . . . und dabei eine so schwarze Seele und ein so verhärtetes Herz zu haben! . . . Ach, mein Gott, da trau' Eines den hübschen Jungen! . . . Aber was hilft's, die häßlichen sind auch nicht besser, und wenn sie weniger unbeständig sind, kommt es nur daher, weil ihnen weniger Frauenzimmer Gehör schenken."

Caroline erhielt bald Nachricht von ihrem Vater; sie erwartete diese mit Ungeduld, erstens, um über den Gesundheitszustand des Obersten beruhigt zu sein, und dann, um zu wissen, ob er von Rückkehr schreibe. Aber weit entfernt davon, forderte er seine Tochter zur Geduld auf; er hatte sein Gut in einem sehr schlechten Zustande getroffen und mußte noch viele Widerwärtigkeiten überwinden, ehe er an seine Heimkehr denken konnte.

Marianne macht einen Freudensprung, als sie den Inhalt des Briefes erfuhr, aber Caroline konnte ihre Thränen nicht zurückhalten und rief aus:

„Ach, meine Gute, man ist sehr strafwürdig, wenn man genöthigt ist, sich zu der Abwesenheit seines Vaters Glück zu wünschen."

Die Zeit rückte herbei, wo Caroline ein Kind zur Welt bringen sollte, dessen Geburt ein Geheimniß bleiben mußte. Caroline verließ ihr Zimmer nicht mehr; man schützte eine Unpäßlichkeit vor. Das Wetter war indeß schön und mild; der Monat April brachte den Frühling zurück, die Syringensträuche trieben große Knospen und der Landbewohner fing an, sich mit Freuden in seinem Garten zu ergehen.

Ein zweiter Brief Herrn von Mellevals sicherte auf's Neue seiner Tochter und Mariannens Ruhe. Der Oberst sah seiner Rückkehr erst gegen das Ende des Mai entgegen, und lange vor dieser Zeit mußte Caroline im Stande sein, sich den Blicken ihres

Vaters zeigen zu können. Es gab also keinen Grund zu einer Beunruhigung für die Bewohner Dravells, als an einem schönen Tage ein elegantes Cabriolet vor des Obersten Haus hielt.

Caroline befand sich in diesem Augenblicke allein in ihrem Zimmer; Marianne war eben in den Garten hinabgegangen. Das junge Mädchen hatte das Gerassel eines Geführtes gehört und mit Schrecken bemerkt, daß es vor ihrem Hause aufhörte. Sie verläßt eilends den Lehnstuhl, worin sie einen Theil ihrer Tage verbringt, und tritt an das auf die Straße gehende Fenster. Sie sieht ein Cabriolet vor ihrer Thüre halten; in demselben Augenblicke stieg ein junger Mann schnell aus, dessen Gesicht Caroline nicht hatte sehen können, weil er, als sie sich mit ihrem Kopf den Scheiben näherte, bereits in das Haus hereingegangen war

Aber Caroline, die nur einen Gedanken, eine Hoffnung hat, meint, der junge Mann müsse Der sein, den sie schon so lange erwartet, auf den sie stets ihre Hoffnung baut; sie hält ihn für Arthur, der, von seinen Reisen zurückgekehrt, sich beeilt, seine Vielgeliebte aufzusuchen. Eine Sekunde genügte, alle diese Gedanken in Carolinens Kopf zu erwecken, und rasch ihr Zimmer verlassend, schreitet sie durch zwei auf die Treppe führende Gemächer, um Arthur entgegenzufliegen.

In dem Augenblicke, als Caroline aus der letzten Stube trat, langte der die Treppe heraufsteigende Herr auf der Hausflur an. Alsbald blieb die Tochter des Obersten stehen, sank auf einen daneben befindlichen Stuhl nieder, indem sie seufzend vor sich hin sprach:

„O, mein Gott, er ist es nicht!"

Der, welchen Caroline für Arthur gehalten hatte, war ungefähr im gleichen Alter mit dem Neffen des Hauptmanns, und seine Gestalt die nämliche. Wenn man aber auch Beide von hinten einen Moment mit einander verwechseln konnte, so fand man

in den Gesichtszügen dieser zwei Personen doch nicht die mindeste Aehnlichkeit.

Der Neuangekommene hat bei weitem keine so schwarzen Haare wie Arthur; sein Antlitz ist blaß und seine Miene streng. Seine etwas stark ausgesprochenen Gesichtszüge haben auf den ersten Anblick eine Härte, welche eher Furcht einflößt, als anzieht; seine Augen haben jedoch bisweilen einen hinreißenden Ausdruck, und seine gewöhnlich kurze, starke Stimme kann mitunter einen sanften, gewinnenden Ton annehmen.

Caroline hat das Alles nicht bemerkt; es ist ihr Arthur nicht, folglich nur ein Fremder, dessen Gegenwart sie nicht anspricht, sondern sie im Gegentheil in diesem Augenblicke in eine große Verlegenheit bringen kann. Sie bleibt daher auf dem Stuhle, auf den sie sich gesetzt hat, und sucht eine Haltung anzunehmen, um ihren Zustand möglichst zu verbergen.

Der junge Mann tritt in das Zimmer, wo Caroline so eilig Platz genommen hat, begrüßt sie mit tiefen Verbeugungen und sagt:

„Habe ich die Ehre, mit Fräulein von Melleval zu sprechen?“

„Ja, mein Herr,“ antwortet Caroline, nur leicht mit dem Kopfe nickend und heimlich zum Himmel flehend, er möchte ihr Mariannen schicken, um sie aus dieser Verlegenheit zu befreien.

„Fräulein, es ist vielleicht unbescheiden von mir, Ihnen meine Aufwartung zu machen,“ fährt der junge Mann fort, „aber ich heiße Carl Daverny und bin der Sohn eines alten Freundes von Ihrem Herrn Vater; mein Name, denke ich wenigstens, sollte Ihnen nicht unbekannt sein.“

„In der That,“ erwidert Caroline, während sie ihren Schooß mit einem großen Buche bedeckt, welches sie von einem nebenstehenden Möbel weggenommen hat, „ich habe meinen Vater öfters von dem Herrn Major Daverny sprechen hören, der sich, glaube ich, nach Lyon, seiner Vaterstadt, zurückgezogen hatte und dort vor einem Jahre gestorben ist.“

„Ja, Fräulein, es ist jetzt ein Jahr, daß ich das Unglück hatte, meinen Vater zu verlieren. Seit jener Zeit wurde mir der Aufenthalt in Lyon unerträglich, und ich habe mich entschlossen, mich in Paris niederzulassen, wo ich mich nun seit sechs Wochen aufhalte. Mein Vater hat mir so viel von seinem Freunde, dem Obersten Mellevál erzählt, daß ich seit Langem die Bekanntschaft desselben zu machen wünschte. Ich erfuhr, daß er sich nach Draveil zurückgezogen habe und machte mich heute Morgen hierher auf den Weg, zum Voraus erfreut, Jemand zu sehen, welcher der Freund meines Vaters gewesen."

„Mein Gott! mein Herr, heute ist Ihre Hoffnung vereitelt worden . . . denn mein Vater ist verreist."

„Das hat mir Ihr Gärtner . . . oder Ihr Hausverwalter gesagt, als ich unten eintrat; aber ich wußte, daß Herr von Mellevál eine Tochter habe, und fragte, ob es mir nicht möglich wäre, ihr meine Achtung zu bezeigen. Hierauf hat man mir geantwortet, daß Sie schon lange unwohl seien; man wisse nicht, ob Sie mich empfangen könnten . . . so bin ich auf's Gerathewohl heraufgestiegen und . . ."

„Und Sie sehen, mein Herr, daß man Sie nicht getäuscht hat!" ruft Marianne aus, die eben eingetreten war, indem sie hastig einen großen Shawl über Carolinen herwirft und sie mit den Worten darein einwickelt:

„Wie, Fräulein, Sie haben, schwach und leidend, wie Sie sind, Ihr Zimmer verlassen! Welche Unvernunft! . . . Wenn ich da gewesen wäre, hätte das nicht sein dürfen, ich hätte es nicht gestattet! ... Und der Portier wußte es recht wohl . . . ich hatte es ihm gesagt, daß das gnädige Fräulein außer Stande sei, Besuche anzunehmen."

„Ach, an mir liegt die Schuld," entgegnet Daverny, sich vor Carolinen verbeugend. „Vergeben Sie mir, Fräulein, daß ich Ihre Einsamkeit gestört habe . . . der Wunsch, Sie kennen

zu lernen, hätte mich freilich nicht zu dieser Unbescheidenheit veranlassen sollen ... aber ich entferne mich."

„Nein, ich muß mich entschuldigen," sagt Caroline, „daß ich Sie so aufnehme und Sie nicht zurückhalte; aber ich bin schon längere Zeit so leidend ... so schwach ..."

„Ei, der Tausend! man sieht wohl, daß Sie krank sind ..." versetzt Marianne, „und Sie brauchen es nicht zu versichern, daß man es Ihnen glaube. Der Herr kann Ihnen Etwas, wenn Sie unschuldig sind, nicht übel nehmen."

Herr Carl Daverny hatte seine Blicke auf Carolinen gerichtet und schien sie aufmerksam zu betrachten; aber plötzlich, als er ein Erröthen an ihr zu bemerken glaubte, trat er einige Schritte zurück, mit den Worten:

„Fräulein, ich bitte nochmals um Entschuldigung, ich werde wieder kommen, wenn Ihr Herr Vater zurück ist. Erwarten Sie ihn bald?"

„Ich denke in einem Monat," erwidert Caroline.

„O, das heißt: frühestens in zwei Monaten," versetzt Marianne eilig. „Er ist sehr weit entfernt und läßt bauen. Beim Bauen kann man nie wissen, wann man fertig ist; die Handwerksleute ziehen Einen immer hinaus, und Herr von Mesleval hat geschrieben, daß er nicht eher kommen werde, als bis Alles fertig sei."

Während Marianne sprach, heftete der Sohn des Major Daverny seine Blicke oft auf Carolinen; aber sobald diese ihre Augen zu ihm erhob, wendete er die seinen schnell ab, wie wenn er gefürchtet hätte, sie könnte die Aufmerksamkeit, mit der er sie betrachte, übel nehmen. Endlich hat die Haushälterin zu sprechen aufgehört, der junge Mann verbeugt sich tief vor Carolinen und sagt:

„Leben Sie wohl, Fräulein ... später, wenn Ihr Herr Vater zurückgekehrt ist, werde ich die Ehre haben, Sie wiederzusehen.

Ich hoffe, daß bis dahin Ihre Gesundheit vollkommen hergestellt sein wird."

„O ja, ja," erwidert Marianne, welche sieht, daß ihr liebes Kind einige Worte stammelt, ohne recht zu wissen, was sie sagen soll. „Das gnädige Fräulein wird mit dem Frühling, der schönen Jahreszeit, schon wieder genesen. Der Arzt hält dafür, daß es nicht gefährlich sei; das Fräulein bedarf bloß der Ruhe."

Herr Daverny schien nicht auf Marianne zu hören, er betrachtete das blasse, aber reizende Gesicht des Fräuleins von Melleval; sie hätte er mögen sprechen hören, aber Caroline schwieg. Er schickte sich nun nach einer abermaligen Verbeugung an, das Zimmer zu verlassen. Caroline machte, einer gewohnten Höflichkeit nachgebend, eine Bewegung, sich zu erheben und den Fremden bis zur Thüre zu geleiten, aber ein Blick Mariannens erinnerte sie daran, daß sie im Begriffe sei, eine Unbesonnenheit zu begehen; sie sank auf ihren Stuhl zurück, blieb sitzen und murmelte:

„Entschuldigen Sie, mein Herr, daß ich Ihnen das Geleite nicht gebe, aber in diesem Augenblicke . . . fühle ich mich so erschöpft . . ."

„Ach, Fräulein, Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, ich bitte Sie im Gegentheil wiederholt, mir die Unbescheidenheit zu verzeihen, die ich begangen habe, und zu glauben, daß es mir ein großes Vergnügen machen wird, Ihnen später wieder meine Aufwartung zu machen."

Nachdem Herr Daverny diese Worte gesprochen, verließ er rasch das Zimmer, und in ein paar Sekunden hörte man das Gerassel seines Cabriolets, welches Paris zurollte.

„Endlich ist der Herr fort, das ist ein Glück!" ruft Marianne aus; „wie kommt es aber, daß Sie ihm bis hieher entgegengegangen sind? Woran haben Sie gedacht, mein Kind?"

„Ach, Marianne, als ich ein Gefährt vor dem Hause halten

hörte, näherte ich mich dem Fenster: ein junger Mann trat gerade in's Haus. An seiner Gestalt, seinem Wuchse, glaubte ich Arthur in ihm zu erkennen ... Arthur, den ich immer erwarte, auf den ich stets hoffe. Da fühlte ich mich von Wonne erfüllt und eilte ihm in meiner Freudetrunkenheit entgegen ... erst, als ich die Thüre aufmachte, die auf den Hausgang führt, erkannte ich meinen Irrthum. Da ... o, wenn Du wüßtest, welche Empfindung mich dabei durchdrang: ich glaubte, es schnüre mir mein armes Herz zusammen, und ich hatte große Lust zu weinen ... sank ich auf den ersten besten Stuhl nieder, der neben mir stand."

„Arme Kleine!... Und dieser Dummkopf von Gärtner, der die Leute trotz meines Verbotes herauf läßt!"

„Ach, Marianne, wenn der Herr nur nichts bemerkt ... und mir meinen Zustand nicht angesehen hat."

„O nein! Sie haben ein langes weites Hauskleid an ... Sie saßen, als er eintrat?"

„Ja, und ich hatte dieses große Buch vor mich hin genommen."

„Er wird nichts gesehen haben ... achten die Männer überhaupt auf so Etwas? Dieser war ganz mit der Betrachtung Ihres Gesichtes beschäftigt."

„Wir haben diesen Herrn sehr schlecht aufgenommen ... ich glaube, ich habe ihm nicht einmal einen Stuhl angeboten."

„Ah, das geschieht ihm recht, warum kommt er zu so ungelegener Zeit; wir brauchen keine Besuche. Er sieht sehr streng und unliebenswürdig aus, dieser Herr."

„Er ist aber der Sohn von einem Freunde meines Vaters."

„Nun wohl! wenn Ihr Herr Vater wieder zu Hause ist, wird er ihn gut aufnehmen und Sie auch; bis dahin soll man uns ungeschoren lassen. Wir haben uns nicht auf tausenderlei Weise gehütet und tausenderlei Vorsicht gebraucht, damit ein uns Unbekannter komme und Alles vereitle. Aber ich schwöre, Sie bis

zu der schweren Stunde keinen Augenblick mehr zu verlassen!... und ich werde es sicher zu verhindern wissen, daß man zu Ihnen dringe."

Marianne hatte kaum diese Worte beendigt, als man ein verwirrtes Geräusch verschiedener Stimmen vom Hofe her vernahm. Caroline blickte ihre Wärterin an, die ganz bestürzt stammelt:

„Ei, mein Gott! ... was gibt es jetzt schon wieder?"

„Ich glaube die Stimmen zu erkennen," sagt Caroline.

„O freilich!" ... schreit Marianne, die schnell in den Hof hinabgesehen hat, „es ist die Familie Trouffard: Vater, Mutter und Kinder. Ach, mein Gott! treibt denn heute der Teufel sein Spiel?"

„Ach, gute Marianne, ich bin verloren!"

„Nein, nein ... bin denn nicht ich da?... Eilen Sie schnell in Ihr Zimmer und legen Sie sich so geschwind als möglich in Ihr Bett; für das Uebrige lassen Sie mich sorgen. Gehen Sie, fürchten Sie nichts."

Caroline begibt sich schleunig in ihr Zimmer. Glücklicherweise hatte sie, um in dasselbe zu gelangen, nicht nöthig, an der Treppe vorbei zu gehen, denn die Familie Trouffard kam bereits herauf; man hörte die Madame schwatzen, das Fräulein singen und die Kinder schreien. Bald trat die ganze Compagnie in die Stube, wo Marianne geblieben war, um sie zu empfangen.

„Guten Tag, Marianne," beginnt Madame Trouffard, mit zwei ihrer Söhne hereinkommend, während ihr der dritte auf das Kleid trat, „da sind wir Alle; ich meine, wir haben ein schönes Wetter zu unserem Besuche gewählt; es ist zwar ein Bischen kalt, aber das schadet nichts, das ist gesund ... Alphons, Du trittst mir auf die Füße, mein Kind ... wir hatten uns schon lange vorgenommen, einen Tag hier zuzubringen und zugleich ein wenig nach unserem Hause zu sehen, es auszulüften."

erholen konnte. Sie benützte jedoch den Augenblick, wo man die drei Knaben schneuzte, und rief aus:

„Aber, Madame, wissen Sie denn nicht, hat es Ihnen denn der Gärtner nicht gesagt, daß das gnädige Fräulein seit einigen Tagen krank ist?"

„O doch, freilich hat er es uns gesagt," erwidert Fräulein Therese; „Ihr Gärtner wollte uns sogar nicht einmal herein lassen."

„Ja," versetzt Madame Troussard, „aber wir haben ihm entgegen gehalten, daß wir Nachbarn, Freunde seien, die sich ohne Umstände auf einen oder zwei Tage . . . das hängt vom morgigen Wetter ab ... bei Ihnen einzuquartiren gedächten, und die arme Caroline im Gegentheil sehr erfreut sein würde, Gesellschaft zu bekommen. Ihre Krankheit kann nicht von Bedeutung sein. Was fehlt ihr? ein Husten, ein Schnupfen, eine Erkältung? Sie soll nur nicht viel sprechen . . . wir wollen sie schonen. Kommt . . . laßt uns zu dem lieben Kinde eilen."

„Ja, ja, wir wollen zu ihr gehen: sie ist ohne Zweifel in ihrem Zimmer."

„Ich weiß, wo es ist," schreit Fräulein Therese.

„Einen Augenblick Geduld, Fräulein," entgegnet Marianne, sich vor das junge Mädchen stellend. „Meine junge Herrin ist kränker, als Sie glauben. Sie schläft vielleicht in diesem Augenblicke; ich muß vorher nachsehen, ehe ich Sie zu ihr lassen kann."

„Nun, Madame, so gehen Sie, sehen Sie nach, ob Caroline schläft; wir wollen unterdessen jedenfalls unsere Hüte und unsere Shawls ablegen, und nachher führen Sie uns in die Zimmer, die Sie für uns bestimmen, damit wir unsere Sachen dorthin bringen können, und sorgen uns dann auch vor dem Mittagessen für einige Erfrischungen, denn meine Kleinen haben Hunger. Nicht wahr, Jungens, ihr habt Hunger?"

„Ja, ja, wir wollen etwas Eingemachtes."

„Sie geben ihnen also etwas Eingemachtes, Marianne; sie sind sehr leicht zu befriedigen. Was uns betrifft, so reicht ein Stück Pastete, ein Geflügel, kurz das Geringste hin; wir wollen unsern eigentlichen Appetit auf das Mittagessen versparen."

„O ja, ich will mir's heute Mittag schmecken lassen," sagt Herr Trouffard, „ich trinke auch des Obersten Tischwein recht gerne."

„Ich will euch schon die Lust vertreiben, euch hier niederzulassen," spricht Marianne zu sich, während sie sich von der Familie Trouffard entfernt. „Ich will sehen, ob ich euch nicht aus dem Hause scheuchen kann."

Marianne fand Caroline in ihrem Bett; dort konnte sie sich ungescheut allen Blicken aussetzen.

„Nun?" fragt das junge Mädchen, ihre Wärterin anblickend.

„Ach, Fräulein! wenn die Leute nur kämen, um Sie einen Augenblick zu besuchen, wäre das Uebel nicht groß; aber sie haben im Sinne, hier zu essen und zu schlafen und vielleicht sogar zwei bis drei Tage hier zu bleiben, wenn das Wetter schön ist."

„O, mein Gott! Marianne, wie unglücklich sind wir! ... und wenn während ihres Aufenthaltes der Augenblick herbeikäme. . . Ich weiß nicht, ob es eine Wirkung dieser Vorfälle ist, die mich so angreifen, aber es ist mir ... als ob ich Symptome verspürte ... ich fürchte . . ."

„Potz Kuckuk! das wäre noch das Allerschönste ... Ei, aber diese Leute sollen sich nicht unterstehen, sich gegen unsern Willen hier einzunisten . . . Warten Sie, Fräulein, warten Sie . . . mir kommt ein Gedanke ... beklagen Sie sich nur über ein heftiges Kopfweh, ein allgemeines Uebelbefinden ... und ein Jucken am ganzen Körper."

„Was hast Du für einen Plan?"

„Sie werden schon sehen ... o, ich hoffe, damit werden wir

unsern Zweck erreichen. Ich höre sie ... stecken Sie sich unter ihre Decke."

Marianne eilt der Familie Troussard entgegen, die sich Carolinens Zimmer näherte.

„Nun?" fragt Madame Troussard, „schläft sie oder kann man eintreten?"

„Sie schläft nicht, kommen Sie nur," erwidert Marianne, „das gnädige Fräulein ist sehr erfreut, Sie zu sehen."

Die ganze von Paris angekommene Familie tritt in das Zimmer des jungen Mädchens, welches in einem mit großen Vorhängen umgebenen Bette liegt, in dem man die Kranke kaum bemerken kann. Fräulein Therese und ihre Mutter eilen sogleich an's Bett, während sich Herr Troussard in einen Lehnstuhl wirft, der neben einem Kamin steht, in welchem ein liebliches Feuer brennt, und die drei Jungen fangen an, sich auf dem Teppich herumzuwälzen und auf die Möbeln zu klettern.

„Ei, meine liebe Caroline, Sie sind also krank?" sagt Madame Troussard, sich an's Bett setzend. „Wir haben es bei unserer Ankunft zu unserem Bedauern gehört... denn wir beabsichtigten, einige Tage bei Ihnen zuzubringen, mit Ihnen zu spielen, zu laufen und kurz, ein kleines Winterquartier bei Ihnen zu nehmen ... Aber es hat nichts zu sagen, da wir einmal da sind, bleiben wir doch, wir leisten Ihnen Gesellschaft, wir heitern Sie auf."

„Wir trinken auf Ihre Genesung, Fräulein," sagt Herr Troussard, das Feuer nachschürend.

„Ich singe Ihnen neue Lieder ... die Furore machen," sagt Fräulein Therese, sich über das Bett herbeugend, „ich nehme jetzt Stunden bei einem Italiener, Herrn Abagelli; der unterrichtet gut."

„Ich weiß nicht, ob mein armes Fräulein im Stande sein wird, sie zu hören," versetzt Marianne kopfschüttelnd.

„Ach, es ist ja wahr, Sie sind krank, meine theure Freundin

nimmt Madame Troussard wieder das Wort, „wo fehlt es Ihnen denn? wo thut es Ihnen weh?“

„Ich leide entsetzlich im Kopf,“ antwortet Caroline mit schwacher Stimme, „und empfinde an dem ganzen Körper ein heftiges Jucken.“

„O, das ist sonderbar; hat Ihnen Ihr Arzt nicht sagen können, was es ist?“

„Entschuldigen Sie, er hat es uns diesen Morgen bestimmt gesagt,“ erwidert Marianne; „eben deßhalb ist das Fräulein ein wenig in Sorgen; aber wenn man gehörig verpflegt wird, stirbt man selten daran . . . besonders nicht, wenn man sich recht warm hält.“

„Wie, was hat denn Fräulein von Melleval für eine Krankheit?“ fragt Madame Troussard mit besorgter Miene.

„Ei, mein Gott! Madame, das gnädige Fräulein wird die Blattern bekommen . . .“

„Die Blattern?“ schreit Madame Troussard, hastig aufstehend.

„Die Blattern?“ sagt Fräulein Therese, indem sie einen Satz bis zum andern Ende des Zimmers macht.

„Sie sind demnach nicht geimpft worden?“ fragt Herr Troussard.

„Es scheint, daß das nicht geschehen ist,“ antwortet Marianne, „aber außerdem versichert man, daß man die Blattern dennoch bekommen könne . . . ich meines Theils habe sie dreimal gehabt . . .“

„Meine theure Caroline,“ sagt Madame Troussard, eilends ihre Söhne bei der Hand nehmend und nach der Thüre treibend, „da Sie die Blattern haben, können wir nicht länger in Ihrem Hause verweilen; erstens wäre es unbescheiden . . . es würde Sie geniren . . . und dann gestehe ich Ihnen, fürchte ich mich sehr vor den Blattern; ich weiß nicht, ob ich sie schon gehabt habe; außerdem wäre es meiner Kinder wegen unvorsichtig . . . sie sind

zwar geimpft worden, da man die Krankheit aber zweimal bekommen kann . . ."

"O ja, ja, lassen Sie uns gehen, Mama," ruft Therese, die bereits in einem andern Zimmer ist; "wir wollen schnell fort, ich habe keine Lust, häßlich und blatternarbig zu werden; mein Gesang würde dann weniger Beifall erhalten. Leben Sie wohl, Fräulein Caroline, auf Wiedersehen nächsten Sommer!"

"Adieu, meine liebe Kleine," sagt Madame Troussard, ihre drei Jungen so hastig zur Thüre hinaustreibend, daß zwei davon übereinander purzelten und sich die Nasen aufstießen; "wir verlassen Sie... pflegen Sie sich recht, halten Sie sich gut warm... Vorwärts, Herr Troussard, kommen Sie doch! Was trändeln Sie denn so ewig lang? Sie sollten schon längst im Hofe sein."

Und in einem Nu hatte die Gesellschaft Carolinens Zimmer verlassen, ihre Shawls und Hüte zur Hand genommen und war die Treppe hinabgeeilt, so daß zwei Minuten darauf nichts an die kaum noch anwesende Familie Troussard erinnern konnte.

Jetzt konnte Marianne erst nach Herzenslust über das Gelingen ihrer List lachen.

"Wenn aber unsere Nachbarn meinem Vater Etwas davon sagen?" sagte Caroline zu ihrer Wärterin.

"Nun, Fräulein, dann sage ich ganz einfach zu Ihrem Herrn Vater, daß es Sie gelangweilt habe, die ganze Familie Troussard während seiner Abwesenheit zu logiren, und ich daher auf diesen Einfall gekommen sei, um dieselbe los zu werden. Ich wette, daß der Herr Oberst der Erste sein wird, über meinen Gedanken zu lachen. Aber um neuen Widerwärtigkeiten vorzubeugen, will ich vor allen Dingen zum Gärtner hinuntergehen."

Und Marianne sagt hierauf zu dem Landmann, der zugleich die Stelle des Portiers versieht:

"Von nun an mag kommen, wer da will, so laßt Ihr ihn nicht herein; das gnädige Fräulein ist ermüdet und angegriffen durch

die vielen Besuche. Diese Leute machen sie alle nicht gesund. Ich bin dem gnädigen Herrn für seine Tochter verantwortlich und dulde nicht, daß man sie in der für sie nöthigen Ruhe störe."

Der übrige Tag verging ohne weitere Ereignisse, aber gegen Abend fühlte Caroline neue Schmerzen. Marianne verließ sie nicht, sondern hielt ihren Muth aufrecht, und gegen Mitternacht brachte die Tochter des Obersten einen Sohn zur Welt.

Es würde eine schwierige Aufgabe sein, die trunkene Freude der jungen Mutter zu beschreiben, als sie den ersten Schrei ihres Kindes hörte. Was Marianne betrifft, welche ihr zugleich als Hebamme und Wärterin diente, so dankte sie dem Himmel, daß ihre theure Caroline erst um Mitternacht Mutter geworden war, denn um diese Stunde lagen der Gärtner und die Köchin in tiefem Schlafe, und es war nicht zu befürchten, daß das Geschrei des Neugebornen bis zu ihren Ohren dringe.

„Die Vorsehung beschützt uns," sagte Marianne. „Küssen Sie ihren Sohn, armes Kind, küssen Sie ihn recht herzlich; dann bitte ich Sie inständig, gönnen Sie sich Ruhe und vertrauen Sie in allem Uebrigen mir."

„Aber, Marianne, wirst Du auch recht für meinen Sohn sorgen und ihm das Nöthige zu geben wissen?"

„O, fürchten Sie nichts. Sie können sich wohl denken, daß ich den Kleinen so lieb habe wie Sie, und das ist genug gesagt! ... Morgen vor Tagesanbruch trage ich ihn, nachdem ich ihn recht eingewickelt, eingehüllt und zugedeckt habe, zu seiner Amme, die ihn erwartet und mit Freuden empfangen wird."

„Morgen? ... So bald willst Du mich meines Sohnes berauben?"

„Ei, liebes Kind, sollen wir die Frucht unserer vielen Mühen auf's Spiel setzen? Morgen bei Tag würde uns ein einziger Schrei dieses Kindes verrathen! und dann ... denken Sie an Ihren Vater."

„Ach, mein Vater! . . . Ja, Du hast Recht, Marianne, nimm meinen Sohn vor Tag fort . . . aber sobald ich ausgehen kann, werde ich das liebe Kind besuchen und küssen.“

„Ei freilich besuchen wir den Kleinen, Sie wissen ja, daß er nach Champrozay, hier ganz in der Nähe, kommt . . . das ist ein Spaziergang, und während der Abwesenheit Ihres Vaters können wir so oft hingehen, als Sie wollen.“

„Alle Tage, Marianne, alle Tage will ich meinen Sohn küssen . . . O sieh doch, wie hübsch er ist, wie schön er werden wird . . . er gleicht seinem Vater, nicht wahr?“

„In zehn oder zwölf Monaten kann man das erst sagen. Aber seien Sie getrost, ruhen Sie aus, schlafen Sie ein wenig, ich bitte Sie, sonst brauchen Sie lange zu Ihrer Herstellung und können dann nicht sobald nach Champrozay gehen.“

„O, Du hast Recht, meine gute Marianne, ich will also schlafen, aber lege meinen Sohn wenigstens hieher, neben mich, in mein Bett . . . ach, es ist vielleicht das einzige Mal, daß ich ihn so schlafend neben mir habe.“

„Ei, jetzt werden Sie gar anfangen, sich Betrübniß zu machen, nachdem uns Alles gelungen ist? Das wäre recht unvernünftig!“

„O nein Marianne, nein, ich bin nun ganz glücklich . . . ich habe einen Sohn . . . aber lege ihn doch dichter neben mich, damit ich ihn sehe und selbst während des Schlafes fühle.“

Marianne hat das Kind neben seine Mutter gelegt, die nicht müde wird, es zu bewundern, zu küssen und zu liebkosen, so daß Marianne am Ende böse werden und drohen muß: das Kind werde krank werden von den vielen Liebkosungen; da erst entschließt sich Caroline, den Kleinen in Ruhe zu lassen. Nach einer Weile trägt die Natur den Sieg über die mütterliche Freude davon: Carolinens Augen schließen sich und sie schläft, ihre Lippen auf ihres Sohnes Stirne drückend, ein.

Marianne betrachtet mit Wonne dieses Gemälde. Drei Stun-

den verstreichen, während welcher die treue Dienerin kein Auge zumacht und unausgesetzt die beiden ihr theuern Wesen überwacht, deren geringste Bewegung sie beobachtet. Gegen vier Uhr Morgens endlich nimmt Marianne, Carolinens tiefen Schlummer benützend, das Kind sachte von ihrer Seite weg; dieses läßt es geschehen, ohne einen Laut von sich zu geben; man hätte meinen können, es achte schon den Schlaf seiner Mutter. Die gute Haushälterin nimmt das Knäbchen auf ihren Schooß, wickelt und hüllt es sorgfältig ein, wirft einen großen Pelzmantel um ihre Schultern und verbirgt unter demselben das Kind, welches sie auf ihrem Arme hat.

Der Tag fing an zu grauen. Marianne schleicht leise weg, um Niemand aufzuwecken und ungehört das Haus verlassen zu können; auf den Zehenspitzen geht sie über den Hausgang und die Treppe hinab ... gerade wie es Caroline machte, wenn sie sich zu Arthur in das kleine Wäldchen begab.

Die armen Kinder! Man verbirgt sich, wenn man sie machen will und verbirgt sie zuweilen, wenn sie gemacht sind.

Neuntes Kapitel.

Verborgenes Glück. — Rückkehr des Obersten.

Als Caroline erwachte, war ihre erste Bewegung, sich mit dem Kopf vorzubeugen, um ihren Sohn zu küssen; aber ihre Lippen fanden das junge Gesichtchen nicht mehr. Augenblicklich breitete sie die Arme aus, richtete sich halb in die Höhe und sah beim hellen Tageslicht, daß ihr Sohn schon fort war.

„Schon?“ spricht Caroline seufzend vor sich hin. „Böse Marianne, mir ihn fortzunehmen, ohne mich aufzuwecken! ... Wie ärgert es mich, so lange geschlafen zu haben.“

Und die junge Mutter war nahe daran, in Thränen auszubrechen, weil sie keinen Abschied von ihrem Sohn genommen hatte;

denn die junge Mutter war selbst fast noch ein Kind. Bei ruhigerem Nachdenken beruhigte sie sich zwar ein wenig, doch harrte sie ungeduldig der Rückkehr Mariannens.

Endlich kam die Wärterin ganz außer Athem, aber hocherfreut, zurück, weil nun ihre junge Gebieterin gegen jeden Zorn ihres Vaters gesichert war. Denn bei der Amme hielt man das Kind fur einen kleinen Neffen Mariannens, und nichts konnte weiter zu der Vermuthung veranlassen, daß es der Sohn des Fräuleins von Melleval sei.

„Alles geht gut," sagt Marianne, an Carolinens Bett eilend. „Ich bin aus dem Hause fortgegangen, ehe Jemand erwacht war. Unterwegs bin ich nur Landleuten begegnet, die mich nicht kennen und so kam ich mit dem kleinen Herzchen, welches auf dem ganzen Wege so brav war wie ein Engel, ungefährdet nach Champrozay, wo ich es seiner Amme übergab, die ganz stolz auf das schöne Kind ist."

„Und es treulich verpflegt, Marianne?"

„Welche Frage! Liegt es überdies nicht in ihrem Interesse und werde ich nicht häufig nach ihm sehen?"

„Und ich hoffentlich auch?"

„Ja, und Sie auch, wenn Sie im Stande sind, auszugehen und einigen Weg zu machen. Damit es aber so weit komme, wissen Sie, müssen Sie mir gehorchen, vernünftig sein und sich nicht unnöthig quälen."

„O ja, meine Gute, Du sollst mit mir zufrieden sein. Nicht wahr, Du siehst morgen wieder nach meinem Sohne?"

„Ja, Fräulein."

„Mein Sohn! . . . Ach, Marianne, wenn Du wüßtest, welches Gefühl mich durchdringt, wenn ich dieses Wort ausspreche! Ich bin stolz, glücklich! O, ich möchte aller Welt sagen können: Ich habe einen Sohn . . . ein reizendes Kind."

„Ach ja, das wäre hübsch, wenn Sie so Etwas sagten!"

„Mein Gott! ich weiß wohl, daß das nicht sein kann. Ich theile Dir nur meine Empfindungen, meine Wünsche mit. Gegenüber von Dir darf ich wenigstens Alles sagen, was ich fühle!... O, aber in meinem Entzücken habe ich Etwas vergessen: Du hast doch meinem Sohn einen Namen geben müssen, nicht wahr, Du hast doch der Amme gesagt, er heiße Arthur? . . . Arthur, wie sein Vater?"

„Nein Fräulein," entgegnet Marianne kopfschüttelnd, „ich habe der Amme diesen Namen nicht gesagt."

„Und warum denn nicht, Marianne?"

„Weil man zum Voraus an die Zukunft denken muß, Fräulein. Könnte später, wenn das Kind drei oder vier Jahre alt ist und wir Gelegenheit finden, es in's Haus aufzunehmen, der Name Arthur nicht Verdacht und Gedanken bei Ihrem Herrn Vater erwecken? Es ist weit klüger, das Kind anders zu heißen."

„Du glaubst also, Marianne," erwidert Caroline traurig, „daß der Vater meines Kindes vor jenem Zeitpunkt nicht zurückgekehrt sein wird ... um mich ... um sein Vergehen wieder gut zu machen?"

„Das sage ich nicht, Fräulein, obgleich ich zu befürchten anfange, daß Ihr Verführer . . . doch ich will ihm nichts Uebles nachsagen, da es Ihnen mißfällt. Aber wahrhaftig, ich habe Ihrem Sohn einen Namen nach meinem Geschmack gegeben und habe ihn Paul geheißen."

„Paul?" murmelt Caroline, ein wenig das Gesicht verziehend, „Paul! ... das klingt nicht so hübsch wie Arthur!"

„O doch, Fräulein, Sie werden sich an diesen Namen gewöhnen, und dann wird er Ihnen auch gefallen."

„Es muß wohl sein, da mein Sohn so heißt. O, Marianne wann darf ich nach Champrozay gehen? Ach, wenn ich nur schon acht Tage älter wäre, um mein Kind besuchen zu dürfen. Acht Monate möchte ich sogar bereits hinter mir haben, damit es schon

größer wäre und bei meinen Liebkosungen lächeln könnte. O, wenn nur schon zwei bis drei Jahre verflossen wären, dann kann mein Sohn allein gehen, sprechen, und ich mich mit ihm unterhalten und wenn er dann groß ist, wird er mir als mein Cavalier den Arm geben."

„Ei, mein Gott, liebes Kind, wollen Sie nicht gar schon eine alte Frau sein, um ihren Sohn versorgt zu sehen? Sein Sie ruhig, die Zeit vergeht schnell genug. Aber das Leben ist eine recht sonderbare Sache: ich habe immer beobachtet, daß es den Leuten bange ist, an dem Ziele ihrer Laufbahn anzukommen, und doch hört man sie ohne Unterlaß Wünsche aussprechen, wodurch dieses schleuniger herbeigeführt würde. Wenn man die Leute machen ließe, würden sie alle Augenblicke Monate oder Jahre überspringen. Schlafen Sie, verhalten Sie sich ruhig, pflegen Sie sich und dann können wir in wenigen Tagen nach Champrozay gehen."

Caroline sieht ein, daß wenn sie bälder im Stande sein will ihren Sohn zu besuchen, sie Mariannen gehorchen muß; sie unterdrückt ihre Ungeduld, legt ihren Kopf wieder auf ihr Kissen und murmelt noch einmal: „Paul! . . . das ist Schade . . . da er aber einmal so heißt, muß ich diesen Namen auch lieb gewinnen."

Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch hatte sich Marianne nach Champrozay aufgemacht, so daß sie kurze Zeit nach Carolinens Erwachen, die bereits unruhig auf Nachrichten von ihrem Kinde wartete, wieder in Draveil anlangte.

„Es geht Alles auf's Beste," sagte Marianne, in das Zimmer ihrer jungen Gebieterin tretend. „Es ist ein herrliches Kind, es gedeiht, daß es eine Freude ist!"

„Ach, meine Liebe, wie glücklich bin ich! Sage mir, ist es schon stärker als gestern, ist es heiter . . . spricht es?"

„Ach, ach, fragen Sie nicht auch schon, ob es groß sei und allein laufen könne? Seien Sie ganz beruhigt, das kommt Alles mit der Zeit."

„Wenn ich es einmal selbst besuchen kann, dann werde ich geduldiger sein; aber Du siehst morgen früh wieder nach ihm; nicht wahr Marianne?“

„Ja, Fräulein, ich gehe alle Tage hin, bis Sie es selbst besuchen können.“

Caroline reichte ihrer Pflegerin die Hand und sagte mit gerührter Miene zu ihr:

„Nicht wahr, ich mache Dir viel Mühe, viel Unruhe, ich verlange sehr viel!“

Marianne läßt sie nicht vollenden; sie drückt Carolinens Hand in den ihrigen und ruft aus:

„Mühe? Unruhe? warum nicht gar! Gehört nicht mein ganzes Leben Ihnen an?“

Nach Verfluß von einigen Tagen stand Caroline auf, einige Tage später konnte sie, auf den Arm ihrer Pflegerin gestützt, im Garten auf- und abgehen. Sie wollte nun schon nach Champrozay gehen, und behauptete, sie fühle sich kräftig genug, zwei Stunden zu machen, da sie doch kaum im Stande war, im Garten auf- und ab zu spazieren. Allein Marianne hielt ihr mit Festigkeit entgegen:

„Schicken Sie mich zwei- oder dreimal täglich nach Champrozay, wenn Sie es wünschen, so gehe ich, denn ich habe die Kraft dazu; aber Sie einen so langen Weg machen zu lassen, während Sie sich kaum auf den Beinen halten können ... nein, Fräulein, das gebe ich nicht zu; denn ich habe keine Lust, Sie hintendrein auf's Neue wieder in's Zimmer gebannt zu sehen.“

Caroline wurde traurig, denn ihre Kräfte kehrten nicht so schnell zurück, als sie geglaubt hatte, und der Wunsch, ihren Sohn zu sehen, regte sich in jedem Augenblicke mächtiger in ihr. Eines Morgens trat jedoch Marianne freudig auf sie zu und rief aus:

„Seien Sie nicht mehr betrübt ... ich habe ein Mittel entdeckt: Sie dürfen heute nach Camprozay.“

„Ich will vernünftiger sein, ich verspreche Dir's... Sind wir bald an Ort und Stelle? . . . Ist es eines dieser Häuser die wir jetzt sehen?"

„Noch nicht... wir biegen aber in das erste Gäßchen rechts ein, dann sind wir in ganz kurzer Zeit dort."

Caroline spricht nicht mehr, sie läßt Mariannen die Zügel des Esels ergreifen, ihre Augen überspringen den Zwischenraum und sie ist alle Augenblicke genöthigt, die Thränen abzuwischen, die ihr aus den Augen rollen und den Gesichtskreis verdunkeln. Endlich hält man vor einem Bauernhause, und Marianne sagt:

„Hier ist es."

Caroline steigt eilends ab, tritt in den Hof, schaut überall umher, denn es ist ihr, als ob sie hier ihren Sohn finden müsse ... Es saß in der That auch eine dicke Bäuerin auf einer steinernen Bank in der Sonne und hielt ein Kind in den Armen, das sie einzuschläfern suchte.

„Das ist es!" ruft Caroline aus, eilt auf die Bäuerin zu, nimmt ihr das Kind aus den Armen und drückt es an ihre Brust. Ihr Herz hatte sie nicht getäuscht: es war wirklich ihr Sohn, den sie liebkoste.

Die Bäuerin ist ganz erstaunt über die Handlung des jungen Mädchens; aber Marianne, die jetzt auch in den Hof getreten ist, geht schnell auf dieselbe zu und sagt:

„Da sind wir, Amme: ich bringe Euch Besuch."

„Ist das die Mutter des Kleinen?" fragt die Bäuerin, auf Caroline deutend.

„Nein, nein . . . das ist meine junge Herrin, da sie aber meine Nichte so gern hatte . . . die eine Milchschwester von ihr ist, so hat sie ihr auch versprochen, ihr Kind recht lieb zu haben."

Um die Bäuerin zu zerstreuen, packt Marianne verschiedene Gegenstände für den Säugling und Leckerbissen für die Kinder der Amme aus ihrem Korbe. Die Landleute haben immer eine große

Freude an Geschenken. Bereits eilen auf den Ruf ihrer Mutter vier ungeschlachte Bengel herbei, wovon der älteste noch nicht sechs Jahre alt ist, und umringen Mariannen, die Kuchen, Zuckerwerk und Confect austheilt, und während dieser Zeit hat Caroline, welche sich auf die steinerne Bank niedergesetzt hat, ihren Sohn auf dem Schooße und wird nicht müde, ihn zu bewundern . . . sie spricht schon mit ihm, wie wenn er im Stande gewesen wäre, sie zu verstehen.

„Nun, Mamselle, wie finden Sie meinen Säugling?“ sagt die Bäuerin, zu Caroline zurückkehrend.

„O, ich finde ihn sehr hübsch.“

„Und kräftig für ein vierzehntägiges Kind, denn jetzt sind es gerade vierzehn Tage, daß ich ihn habe.“

„Nicht wahr, Amme, Ihr sorgt recht für den Kleinen?... Ihr laßt ihn bei Nacht nicht schreien?“

„Ah, seien Sie ganz beruhigt, Mamselle . . . ich weiß, wie man Kinder aufzieht; betrachten Sie zum Beweis die vier Fratzen da, das Jüngste ist erst fünfzehn Monate alt; und sehen Sie, es rutscht schon ganz allein auf seinem kleinen Hintertheil fort! Nichts stärkt die Kinder so sehr wie das.“

„Ach, mein Gott! . . . Paul weint . . . was hat es denn . . . das arme Kind?“

„O, ich weiß schon, was er will . . . geben Sie ihn her... geben Sie ihn her, Mamselle.“

„Warum? Ich kann ihn auch beschwichtigen . . . beruhigen.“

„Zum Kuckuk! Nein, er will an die Brust, und die können Sie ihm nicht geben!“

Caroline konnte sich nicht entschließen, ihren Sohn der Amme zurückzustellen. Marianne muß ihr selbst das Kind abnehmen und es der Bäuerin geben. Diese reicht ihrem Säugling schnell die Brust und er hört plötzlich auf zu schreien.

In diesem Augenblicke blickt Marianne Carolinen an, welche

das Gesicht abwendet, um die heißen Thränen zu verbergen, die über ihre Wangen herabfließen.

„Nun, was soll das heißen? Warum weinen Sie?“ fragt Marianne ihre Gebieterin ganz leise.

„Ach, meine Liebe, weil ich diese Bäuerin beneide, die mein Kind säugt ... während ich ... seine Mutter, sein Verlangen nicht stillen kann. O, wenn ich meinen Sohn hätte säugen dürfen ... so hätte ich es auch gekonnt ... Hat mir die Natur nicht ebensowohl die Mittel verliehen? und ich muß dieses Glück einer Andern abtreten!“

„Nun, wenn Sie auf diese Weise vernünftig sind, so erkläre ich Ihnen, daß wir nicht oft nach Champrozay gehen werden.“

„Wie, Marianne, Du begreifst nicht, daß mir das Kummer machen muß? Sieh doch, wie mein Sohn seinen Lebensunterhalt aus der Brust dieser Frau schöpft! ... Ich habe auch, was seine Nahrung ausmacht: hätte ich ihn nicht eben so gut säugen können wie sie? Wenn auch nur so oft, als wir hierher gekommen wären!“

„O, wie kindisch reden Sie doch! Glauben Sie, man könne nur so hie und da im Vorbeigehen einmal Amme sein! ... Ruhig, Fräulein, weinen Sie nicht mehr oder ich werde böse ... wollen Sie krank werden oder durch irgend eine Unbesonnenheit die Ursache sein, daß Ihr Herr Vater Etwas hört, was sehr schmerzlich für ihn wäre?“

Sobald man von ihrem Vater sprach, wurde Caroline wieder fügsam und vernünftig. Es würde sie trostlos gemacht haben, dem Obersten Kummer zu bereiten, denn sie liebte ihren Vater fast so sehr als ihr Kind. Ich sage fast, weil die größte kindliche Liebe nie so stark ist wie die Mutterliebe.

Als das Kind der Amme nicht mehr bedurfte, nahm es Caroline wieder und spazierte mit ihm in dem an das kleine Haus

stoßenden Garten auf und ab, während sich Marianne wieder mit der Bäuerin unterhielt.

Caroline hätte weit, weit fort gehen mögen mit dem Schatze, den sie in ihren Armen trug. Die ganze Welt um sie her schien keinen Werth mehr für sie zu haben: mit ihrem Sohn in einer Wüste wäre sie glücklich gewesen. Sie verbirgt sich auch tief in den Hintergrund des Gartens, und dort unter dem Laubwerk der Bäume, welches aber noch nicht dicht genug ist, sie allen Blicken zu entziehen, sieht sie ihr Kind liebevoll an und sagt zu ihm:

„Du bist mein Sohn! . . . mein Sohn! . . . Ich darf es nicht laut vor der Welt sagen, aber Dir insgeheim sage ich Alles . . . und selbst wenn Du groß sein und im Stande sein wirst, mich zu verstehen, werde ich noch zu Dir sagen: Du bist mein Sohn! denn ich will hören, daß Du mich Deine Mutter nennst."

Caroline befand sich schon lange im Garten und es schien ihr, als ob sie kaum erst angekommen wäre. Ihr wißt, daß dem Glücklichen die Zeit schnell vergeht. . . Jedermann sagt das . . . aber nicht Jedermann hat es empfunden.

Marianne holt Caroline und sagt zu ihr:

„Fräulein, es ist Zeit, nach Hause zu gehen."

„Wie, jetzt schon, meine Gute, wir sind ja kaum angekommen."

„Das heißt, wir sind schon länger als zwei Stunden hier. Ein zu langes Ausbleiben könnte auffallen und zu Gerede Veranlassung geben. Wir müssen vorsichtig sein, wenn wir öfters hierher kommen wollen."

Caroline sieht das Vernünftige dieses Rathes ein: sie küßt ihr Kind noch einmal und übergibt es dann seufzend der Amme. Dann steigt sie wieder auf ihren Esel, der den Rückweg nach Draveil mit ihr macht; aber diesmal ist Marianne genöthigt, das Thier anzutreiben, weil Caroline durchaus nicht daran denkt, es zu thun.

Ist es wohl nöthig, zu sagen, daß die Besuche in Champrozay oft wiederholt wurden? daß Caroline sich jedesmal ihres Kindes bemächtigte und sich schnell in eine entlegene Stelle mit ihm entfernte, um das Glück, welches sie suchte, vollkommener zu genießen, vielleicht auch, um nicht sehen zu müssen, wie die Amme ihr Kind herzte, wiegte und ihm die Brust reichte?

Das sonderbare Betragen und die außerordentliche Liebe, welche das Fräulein für den Kleinen an den Tag legte, konnten allerdings einige Vermuthungen über das wahre Sachverhältniß in der Amme erwecken; aber man bezahlte sie gut, überschüttete sie mit Geschenken für sie und ihre Jungen; mehr verlangte die Bäuerin nicht; was kümmerte sie im Uebrigen, welche Rechte Caroline an den kleinen Paul hatte. Und seid überzeugt, daß alle Ammen von der gleichen Ansicht ausgehen, denn das Säugen der Kinder anderer Leute ist ein Geschäft, dem sich die Weiber auf dem Lande unglücklicher Weise mehr aus Spekulation, als aus Neigung widmen.

Es war im Anfang des Juni, und Caroline hatte schon einige Zeit keine Nachrichten mehr von ihrem Vater erhalten, als eines Morgens ein Fiaker aus Paris vor dem Hause des Obersten hielt und wenige Minuten darauf Herr von Melleval in den Armen seiner Tochter lag.

„Mein Vater, mein guter Vater! wie froh bin ich, Sie wiederzusehen!“ ruft Caroline, den Oberst zärtlich küssend, aus. „Ach . . . jetzt bin ich glücklich . . . jetzt fehlt mir nichts mehr.“

„Ach, die Zeit ist mir auch recht lange geworden,“ erwidert der Oberst, seine Tochter freudig betrachtend. „Weißt Du, daß ich mehr als drei Monate abwesend war?“

„O ja, mein Vater, ich weiß es wohl . . .“

„Eines freut mich besonders, meine Caroline, Dich besser zu finden als bei meiner Abreise: Du bist frisch . . . rosig . . . ich sehe, daß Deine Gesundheit wieder ganz hergestellt ist.“

„Ja, mein Vater . . . ich befinde mich jetzt sehr wohl.“



Band XV. Seite 134.
Madame Trouffard und ihre Söhne.

„Wir verdanken das einer Uebung, die ich das Fräulein oft machen lasse," sagt Marianne; „ich kam auf den Gedanken, sie auf einem Esel reiten zu lassen. Wir machen oft größere Ausflüge auf diese Weise, und es ist erstaunlich, welche Wirkung das hervorgebracht hat. Der gnädige Herr werden auch ein Vieh weiter im Hause finden ... einen schönen Esel, den ich für das Fräulein gekauft habe."

„Daran hast Du sehr wohl gethan, Marianne; Alles, was meiner Tochter angenehm und nützlich sein kann, ist in meinem Hause eine nothwendige Sache."

„Aber ... Sie kommen allein, Vater?" fragt Caroline nach einer kleinen Weile. „Wo haben Sie denn Ihren Reisegefährten... den Hauptmann Gervillier, gelassen?"

Die Stirne des Obersten trübt sich, er fährt mit der Hand über seine Augen und antwortet:

„Meinen alten Kameraden? ... Ach, mein liebes Kind ... der wird sein Pfeifchen nicht mehr bei mir rauchen ... acht Tage vor meiner Abreise von Bordeaux hat der arme Hauptmann während einer Nacht ... nach einem Abendessen, dem er tüchtig zugesprochen, das Gewehr strecken müssen ... Er muß einen Blutschlag bekommen haben, kurz, am folgenden Morgen war er todt."

„Der arme Hauptmann!" seufzte Marianne. „Doch bin ich wenigstens überzeugt, daß es ihm eine Beruhigung war, in der Nähe seines Obersten zu sterben."

„Ach," denkt Caroline mit Wehmuth, „jetzt habe ich Niemand mehr, mit dem ich von Arthur sprechen oder von dem ich möglicherweise Nachricht über ihn erhalten könnte."

Thatsache ist, daß der Hauptmann Gervillier in Folge einer übermäßigen Ehrerbietung gegen seinen Vorgesetzten starb. Eines Abends, als der Oberst gerade bei Appetit war, hatte er ein vortreffliches Nachtessen für sich und seinen Gefährten bestellt, der aber sein Mittagessen noch nicht einmal gehörig verdaut hatte;

da aber sein Oberst aß, würde der Hauptmann einen Subordinationsfehler zu begehen geglaubt haben, wenn er nicht auch gegessen hätte, und er verrichtete seinen Dienst mit solchem Eifer, daß er in derselben Nacht das Opfer einer Magenüberladung wurde.

Zehntes Kapitel.

Der Sommer führt die Nachbarn zurück.

Es waren noch keine acht Tage seit Herrn von Mellevals Rückkehr verflossen, als die Familie Troussard, sowie Herr und Madame Dugrandet nach Draveil kamen. Herr von Vieussec und seine Nichte hatten eine Reise nach Italien unternommen; Ophelia hatte ihrem Oheim beizubringen gewußt, daß ein warmes Klima günstig auf sein Gesicht und auf sein Gehör einwirken werde, da das romantische Fräulein eine große Vorliebe für das Reisen hatte; sie hoffte immer dabei auf Abenteuer zu stoßen. Ihr Hauptwunsch beim Durchreisen Italiens war, von Räubern angefallen und von einem zweiten Fra Diavolo entführt zu werden, ohne sich im Mindesten vor den Folgen eines solchen Ereignisses zu fürchten.

Der Oberst ging mit seiner Tochter im Garten spazieren. Caroline dachte, während sie ihrem Vater zuhörte, an ihren Sohn und seufzte, weil sie schon drei Tage nicht hatte nach Champrozay gehen können; die Anwesenheit des Herrn von Melleval gestattete keine so häufigen Eselspartieen. Und wenn das Wetter regnerisch aussah, hatte man keinen Vorwand, während man vor des Obersten Rückkehr Wind und Wetter Trotz bot, um den kleinen Paul zu küssen.

Plötzlich zeigen sich mehrere Personen am Ende einer Allee: es ist die ganze Familie Troussard, die dem Obersten einen Besuch macht. Madame Troussard führt einen ihrer Söhne an der Hand, der hinwieder seine beiden Brüder führt, wovon der letzte

sich am Kleide seiner Schwester hält, die ihrerseits von ihrem Vater geführt wird. Sie bilden zusammen eine Kette, über welche man nothwendig hinüberspringen müßte, wenn man an ihnen vorbei wollte, da kein Mitglied der Familie Troussard das andere loslassen zu wollen scheint.

„Ei, guten Tag, Herr Oberst!“ schreit Madame Troussard von Weitem, sobald sie Herrn von Melleval erblickt. „Da wären wir! ... Wir sind es, Ihre Sommer-Nachbarn ... Wir sind heuer spät auf's Land gekommen; aber meine Tochter wurde so gefeiert in Paris ... sie hatte so außerordentlich viel Glück mit ihrer Stimme ... sie singt jetzt aber auch, daß man nicht Stand halten kann!... Finden Sie, daß meine Söhne gewachsen sind? . . . Der ältere hat den ganzen Winter eine böse Nase gehabt . . . ich glaubte schon, er würde sie verlieren! . . . das wäre ein großes Unglück gewesen, denn was ist der Mensch ohne Nase? . . . Er darf sich nirgends sehen lassen . . . Mein Mann hat dreimal entsetzlich den Catarrh gehabt; er hat fast in Einem fort gehustet . . . nächsten Winter muß mir ein zweites Bett her, ich will nicht mein Leben lang damit zubringen, ihm Thee zu reichen . . . Und Sie, meine theure Caroline, wie sind Sie weggekommen? haben Sie Pockennarben? . . . sieht man Spuren?“

„Nein, nein!“ sagt Fräulein Therese, die sich von ihrem Vater und ihren Brüdern getrennt hat, um auf Caroline zuzueilen, „sie hat durchaus keine Narben . . . ach, welches Glück! Ich habe mich so sehr gefürchtet, Sie häßlich zu finden, daß ich es nicht wagte, Sie anzusehen, aus Angst, Ihnen wehe zu thun.“

Caroline ist so roth geworden wie eine Kirsche; sie schlägt die Augen nieder, denn ihr Vater sieht sie an und ruft aus:

„Wie? keine Narben? . . . keine Spuren? . . . Was soll das heißen? . . . Was hast Du denn gehabt, so lange ich auf der Reise war?“

„Ach, sie hat es Ihnen, wie es scheint, nicht gesagt,“ ant-

wortet Madame Troussard; „ich begreife das wohl, sie wird befürchtet haben, Sie in Sorgen zu setzen... denn es ist in der That eine entsetzliche Krankheit . . . aber jetzt, wo die Gefahr vorbei ist, kann man Sie schon davon unterrichten.“

„Von was denn endlich einmal?“

„Nun, Ihre Tochter hat vergangenen Winter ... während Sie in Bordeaux waren, die Blattern gehabt.“

„Die Blattern? wäre es möglich?“

„Ah, sehen Sie, ein wenig merkt man es doch . . . hier neben der Nase sind zwei Narben... nicht wahr, Theresinchen?“

„Ja, Mutter . . . ach, und hier am Munde ist auch eine ... O, diese ist recht auffallend, sie ist so groß wie eine Linse.“

Herr von Melleval betrachtete das Gesicht seiner Tochter genau und suchte vergebens die Blatternarben, welche die beiden Damen zu sehen behaupteten. Caroline fühlte sich während dessen sehr verlegen; nicht gewöhnt zu lügen, war es ihr besonders eine schwere Aufgabe, ihren Vater zu täuschen; zu ihrem Glück ließ ihr Madame Troussard, welche keinen Augenblick aufhörte, zu schwatzen, keine Zeit zu einer Antwort.“

„Ja, Herr Oberst, wir waren im Monat April hier, um Sie zu besuchen; es war ein herrliches Wetter, zwar ein wenig kalt... doch brauchte man keinen Muff ... wir hatten die Absicht, einige Tage bei Ihnen zuzubringen, aber die arme Caroline war sehr krank: sie hatte die Blattern gerade im höchsten Grade . . . ach Gott, sie war ganz purpurroth! ... Als wir erfuhren, was ihr fehle, ich verberge es Ihnen nicht, machten wir uns davon wie Diebe. Ach Gott, vor den Blattern habe ich solche Angst, besonders wegen meiner Kinder! Wenn die armen Herzchen blatternarbig geworden wären! Zwei Schritte vom Hause entfernt, haben wir eine ganze Masse Knoblauch gekauft; den haben wir fast ganz gegessen und uns damit eingerieben, denn man versichert, das vertreibe die ansteckende Luft, und acht Tage lang haben mein

Mann und meine Söhne fortwährend eine Zehe davon in ihrer Hosentasche mit herumgetragen . . . man roch sie auf eine Stunde weit."

„Wahrhaftig . . . ich kann mich von meinem Staunen nicht erholen," sagt der Oberst, seine Tochter küssend; „Du warst in Lebensgefahr und ich habe nichts erfahren! Ach, ich wäre augenblicklich gekommen . . . ich hätte Alles im Stiche gelassen, mein Kind!"

Caroline will einige Worte stammeln . . . Madame Troussard antwortet an ihrer Stelle:

„Sie hat Ihnen nur Kummer ersparen wollen; Sie müssen ihr dafür dankbar sein . . . das ist sogar sehr schön von ihr . . . Werden Sie dieses Jahr viel Obst bekommen, Herr Oberst? bei uns ist Alles voll von Zwetschen; wenn sie nicht herunterfallen, können wir uns satt daran essen."

„Ja! . . . und wenn sie unsere Schlingel nicht grün herunterreißen," versetzt Herr Troussard. „Ach, das erinnert mich daran, daß ich meine Flaschen aufstellen muß: mein Wein gährt, daß es Einem zum Ekel wird."

„Wir besuchen Sie heute Abend wieder," sagt Fräulein Therese; „ich bringe Ihnen neue Romanzen mit. Ach, Herr Theophilus Minot hat mir viele gegeben . . . Sie erinnern sich, der junge Mann, welcher vergangenes Jahr mit Herrn Arthur da war?"

„Ja, ja," sagt Caroline, die bei Arthurs Namen zu zittern anfängt; „Sie sehen diesen Herrn also, er besucht Sie?"

„O, gewiß! er ist verflossenen Winter oft gekommen," erwidert Madame Troussard. „Er hat häufig mit Theresine musicirt . . . und uns auch einmal in's St. Martinsthor-Theater geführt. Dieser junge Mann ist ausnehmend galant . . . er hat die anständigsten Manieren . . . und ist immer mit der höchsten Eleganz gekleidet! . . . Ich bin überzeugt, er gibt in seinem Quartier die Mode an."

„Ja, Mutter, er hat mir gesagt, daß er die anliegenden Hosen wieder aufgebracht habe!“

„Ach, daran hat er sehr wohl gethan! die Männer sollten nie andere tragen. Aber wir müssen nach Hause gehen ... wir haben Tausenderlei zu richten, und die Kleinen haben Hunger ... wir kommen heute Abend wieder ... Auf baldiges Wiedersehen, Herr Oberst; adieu, meine gute Caroline ...“

Und Madame Troussard stößt ihre Tochter vorwärts, und diese wiederum ihre Brüder und die Söhne ihren Vater, so daß die Familie, nachdem sie verschiedene Telegraphenfiguren gebildet, bald wieder aus dem Garten verschwindet.

Der Oberst hielt noch eine Hand seiner Tochter, die er in der seinigen drückte, und wiederholte:

„Wie, Du bist so krank gewesen, Dein Leben war in Gefahr und man hat es mir verheimlicht? O, ich bin über Mariannen wegen dieses Verschweigens recht böse!“

Caroline kann sich nicht mehr bemeistern, sie wirft sich in die Arme ihres Vaters und ruft aus:

„Nein, nein, es ist Alles nicht wahr ... ich kann Sie nicht täuschen; Marianne hat diese Krankheit erfunden, um uns von der Familie Troussard zu befreien, die sich auf mehrere Tage hier niederlassen wollte. Ich war ein Bischen unwohl ... Marianne dachte, es würde mich anstrengen, während Ihrer Abwesenheit so viele Leute zu empfangen ... und hat deßhalb zu Troussards gesagt, ich hätte die Blattern; worauf sie sich alle aus dem Staube machten. Haben wir Unrecht gehabt, mein Vater?“

„Nein, nein, mein Kind; dieses Mittel, sich von langweiligen Besuchen zu befreien, scheint mir sogar ziemlich drollig, nur hättest Du mir das bälder sagen sollen; denn wenn Du auch für Andere Geheimnisse hast, so solltest Du wenigstens für Deinen Vater keine haben.“

Caroline schweigt einige Augenblicke; dann ruft sie, um die

Unterhaltung auf etwas Anderes zu lenken, aus: „Ach, es ist während Ihrer Abwesenheit auch noch ein Besuch gekommen... ein junger Mann ... Herr Carl Daverny?"

„Daverny? Wie, der Sohn meines alten Freundes, des Majors Daverny?"

„Ja, mein Vater."

„Wie, sein Sohn war da und Du sagst mir nichts?"

„Mein Gott, mein Vater, ich hatte es vergessen . . . seit Ihrer Ankunft habe ich nur an Sie gedacht."

„Ich danke Dir, mein Kind; aber ich hatte den Major Daverny sehr gerne; ich erfuhr vor einem Jahre seinen Tod, und kurz darauf schrieb ich seinem Sohne, weil ich mir gleich dachte, er werde nicht in Lyon bleiben, er solle zu mir kommen und mein Haus als das seinige betrachten. Der arme Junge! ... als ich ihn das letzte Mal sah, war er zwölf Jahre alt ... er muß sich sehr verändert haben, und wahrscheinlich würde ich ihn gar nicht wieder erkennen; aber er war damals schon ein recht braver Knabe, arbeitsam, gehorsam und liebevoll gegen seinen Vater, der immer von seinem Lob gegen mich überfloß ... Du hast ihn hoffentlich gut aufgenommen, meine Tochter? Du wirst Dich erinnert haben, daß er der Sohn eines meiner liebsten Freunde ist."

„Ja, mein Vater ... ja, allerdings ... aber da ich damals allein war, konnte ich den Herrn nicht einladen, hier zu bleiben."

„Warum denn nicht? Daverny's Sohn! ... O, das ist ein Mann von Ehre, dafür stehe ich."

„Aber ich wußte nicht, ob ich während Ihrer Abwesenheit ... ich wagte es nicht, Vater ... Uebrigens hat der Herr selbst gleich gesagt, er werde wieder kommen, wenn Sie zurück seien."

„Hat er wenigstens seine Adresse da gelassen?"

„Nein, mein Vater."

„Du hättest ihn darum bitten sollen . . . Er wohnt nicht mehr in Lyon?"

„Nein, mein Vater, er lebt in Paris."

„In Paris? . . . Nun, dann wollen wir hoffen, daß er bald wieder kommen wird; aber ich bin wirklich ärgerlich, daß Du ihn nicht hier behalten hast; der Sohn meines alten Freundes soll bei mir sein wie bei seinem Vater."

„Der Oberst verläßt seine Tochter, und diese erzählt Mariannen das Vorgefallene.

„Sehen Sie mir einmal die Damen Troussards, welche Blatternarben an Ihnen fanden!" sagt Marianne; „so viel vermag Einbildungskraft, und vermöge dieser findet man beinahe immer Aehnlichkeit zwischen den Kindern und ihrem Vater!"

„Das ist aber noch nicht Alles, meine Gute; Fräulein Troussard hat mir gesagt, Sie sehe den Herrn Theophilus Minot häufig, das ist ein Freund Arthurs. . . Ach, wenn ich durch diesen erfahren könnte, was aus dem Vater meines Kindes geworden ist!"

Marianne schüttelt den Kopf ein wenig und gibt keine Antwort; Caroline fährt nach einer Weile fort: „Ach, und meinen Sohn habe ich schon mehrere Tage nicht gesehen . . . Gute Marianne, ich muß morgen frühe durchaus nach Champrozay."

„Aber, Fräulein, wenn Ihr Herr Vater Lust hätte, uns zu begleiten?"

„Wir gehen, ohne ihm etwas zu sagen."

„Wenn er aber böse darüber wird?"

„Dann sind wir wieder zurück und ich habe meinen Sohn geküßt!"

„Wenn aber das Wetter schlecht ist, wenn es regnet?"

„O, sprich mir nicht vom Wetter, Marianne; wenn Du Dich weigerst . . . so gehe ich allein!"

„Allein!... Abscheuliches Kind! ... das wäre hübsch! Dann würde mich Ihr Herr Vater erst schelten, vielleicht aus dem Hause jagen!"

„O nein, nein! niemals! und Du gehst ja jedenfalls mit mir."

Mit dem Abend findet sich die ganze Familie Trouffard und Herr und Madame Dugtandet bei dem Obersten ein. Der alte Banquier rühmt sich, im Laufe des Tages seine vier Stunden gemacht zu haben, ohne im Mindesten ermüdet zu sein. Dieses sagend, wirft er sich aber mit solcher Erschöpfung auf einen Lehnstuhl nieder, daß das Möbel kracht, als ob es unter ihm zusammenbrechen wolle. Während Madame Trouffard ihre drei Söhne schneuzt und ihr Gemahl seinen Nachbarn die Unzahl seiner Zwetschen schildert, nähert sich Caroline der dicken Therese und sagt leise zu ihr:

„Du hast also diesen Winter den Herrn Theophilus Minot gesehen?"

„Ja, meine liebe Freundin, wir haben ihn oft gesehen ... er singt gerne mit mir. Dieser junge Herr ist sehr geistreich ... O, er ist ein Stutzer, er kleidet sich mit der strengsten Genauigkeit nach der Mode; wenn man täglich sechserlei Beinkleider anzöge, so bin ich überzeugt, würde er siebenerlei anziehen."

„Und sein Freund ... Herr Arthur Gervillier ... mit dem er hier war?"

„O, diesen haben wir in Paris nie gesehen."

„Hat Herr Theophilus vielleicht bisweilen von ihm mit euch gesprochen?"

„Mein Gott, nein, niemals!"

„Nie? ... Du weißt also nicht, ob sie noch zusammenkommen?"

„Wie verlangst Du, daß ich so Etwas wissen soll? ... Das interessirt mich sehr wenig; Herr Theophilus sprach immer von mir ... von meiner schönen Stimme, die so gut zu der seinigen passe ... Denn dieser Herr ist sehr galant gegen mich, so daß die Mutter behauptet ... ich kann es jedoch nicht bestätigen ... kurz, die Mutter glaubt, Herr Theophilus sei verliebt in mich und habe große Lust, mich zu heirathen."

„Wirklich?“

„Nun! das wird sich zeigen. Hat er Lust, so darf er nur bei meinen Eltern um mich anhalten . . . Ich schlage ihn nicht aus, weil es mir ganz recht ist, einen Mann zu bekommen, der sich anständig benimmt . . . der sich gut kleidet! . . . Siehst Du, ich würde sicher den reichsten Mann nicht heirathen, wenn er keine Strippen an den Beinkleidern hätte . . . O, ich habe meinen eigenen Kopf!“

Caroline hörte nicht mehr auf die dicke Therese, sie dachte an Arthur und sprach zu sich: „Man sieht ihn nicht mehr . . . man spricht nicht mehr von ihm! Mein Gott, werde ich denn Niemand finden, der mir sagen kann, wo er ist! . . . was er treibt! . . . was aus ihm geworden ist!“

„Uebrigens,“ fährt Therese fort, „glaube ich, daß wir diesen Sommer das Vergnügen haben werden, Herrn Theophilus hier in unserem Landhause zu sehen . . . Die Mutter hat ihn dringend eingeladen, einige Tage bei uns zuzubringen, und er hat es angenommen.“

Diese Worte erwecken wieder einige Hoffnung in Carolinen. Durch das Zusammentreffen mit einem Freunde Arthurs hofft sie Nachrichten über ihren Geliebten erhalten zu können, und sie sehnt sich vielleicht mit mehr Ungeduld nach dem Wiedersehen des Herrn Theophilus Minot als Therese selbst.

Am folgenden Morgen steht Caroline mit Tagesanbruch auf; sie weckt diesmal Marianne und drängt sie, aufzustehen, um nach Champrozay zu gehen. Die treue Dienerin beeilt sich, ihre junge Herrin zu befriedigen. Sie gehen in den Hof hinunter. Caroline hätte mögen zu Fuß gehen, weil sie glaubt, so noch schneller anzukommen; aber Marianne macht ihr begreiflich, daß der Esel ein Vorwand zu der Bewegung sei, die, so viel man Herrn von Melleval gesagt habe, ihrer Gesundheit wegen gemacht werden müsse, und das junge Mädchen willigt ein, auf ihren Renner zu steigen.

Man macht sich auf den Weg. Der tüchtig gepeitschte Esel hat die Strecke bald zurückgelegt und die gute Marianne wischt den Schweiß ab, der von ihrer Stirne trieft, und den ihr die Anstrengung, fortwährend zu Fuß neben her zu traben, ausgepreßt hat. Caroline nimmt den kleinen Paul aus den Armen seiner Amme; sie küßt ihn noch inniger als gewöhnlich, weil sie ihn mehrere Tage nicht gesehen hatte, und die Entbehrung eines Glückes den Genuß desselben verhundertfacht. Nach einem halbstündigen Aufenthalt bei der Bäuerin sagt Marianne leise zu ihrer jungen Gebieterin:

„Wir müssen gehen, wenn Sie wollen, daß Ihr Vater unsere Abwesenheit nicht zu lange finde für einen gewöhnlichen Spaziergang.“

Dann küßt Caroline nochmals das Kind und gibt es der Amme zurück.

„Sie gehen so schnell wieder?“ fragt die Bäuerin.

„Ach!“ erwidert Caroline, in Thränen zerfließend, „jetzt werden wir seltener kommen, und können nicht mehr so lange bei Euch bleiben! Ach, was gäbe ich, wenn ich einen ganzen Tag bei . . . diesem Kinde zubringen könnte.“

„Muth, Fräulein!“ sagt Marianne, „es wird hoffentlich ein Tag kommen, wo der theure Kleine immer bei Ihnen bleiben darf.“

„Ein Tag, sagst Du? . . . Ach, meine gute Marianne, man bringt sein ganzes Leben damit zu, glückliche Tage zu erwarten! . . .“

Elftes Kapitel.

Eine gymnastische Uebung. — Der treue Hund.

Der Oberst sprach oft von Carl Daverny und betrübte sich sehr, weil derselbe nicht mehr zu ihm kam.

„Wenn ihr ihn nur wenigstens um seine Adresse in Paris ersucht hättet!" sagte Herr von Melleval manchmal, „dann hätte ich ihm nach meiner Rückkehr geschrieben, oder wäre vielmehr selbst nach Paris gegangen, um ihn zu holen ... Habt ihr ihm denn nicht gesagt, welches Vergnügen es mir machen würde, ihn zu sehen?"

Caroline begnügte sich zu antworten: „Doch, mein Vater," und schlug die Augen nieder; aber Marianne versicherte den Oberst, man habe dem Herrn das Versprechen abgenommen, bald wieder zu kommen, und sie begreife nicht, warum er dasselbe nicht halte.

Bisweilen brachte Herr von Melleval, während er mit seiner Tochter über gleichgültige Dinge plauderte, das Gespräch auf den Sohn seines alten Freundes. Dann heftete er seine Blicke auf Carolinen und fragte sie:

„Wie hast Du den Sohn des Majors gefunden?"

Hierauf antwortete Caroline mit großer Ruhe:

„Wie ich diesen Herrn gefunden habe? Hm, mein Vater ... ich habe nichts Außerordentliches an ihm bemerkt."

„Ich meine, ob er ein hübsches Gesicht, eine hübsche Haltung hat?"

„Mein Gott, ich habe ihn fast nicht angesehen!"

„Nicht angesehen? Du hast ihn also sehr schnell wieder fortgehen lassen? Denn es ist unmöglich, eine Zeit lang mit Jemanden zu sprechen, ohne ihn anzusehen."

„Dieser Herr ist freilich nicht sehr lange da geblieben, das ist wahr, Vater, indeß hat er viel mit mir gesprochen; er ist außerordentlich höflich."

„Das will nicht viel heißen! ... ich denke, das verstehe sich von

selbst, daß ein wohlerzogener Mensch höflich ist. Aber ich möchte von Dir wissen, ob sein Gesicht, seine ganze Persönlichkeit zu seinen Gunsten einnimmt?"

„Mein Vater, ich habe gefunden, daß er eine etwas ernste Miene hat."

„Ernst ... dann gleicht er seinem Vater; aber der Major barg unter einem kalten Aeußeren eine liebende, großmüthige Seele ... sein Sohn wird ihm ähnlich sein, ich zweifle nicht daran. Kurz, es ist kein häßlicher, mißfälliger Mann?"

„O nein, mein Vater, aber ich gestehe Ihnen, daß ich ihn beinahe nicht angesehen habe."

Der Oberst entfernte sich mit einer Bewegung des Mißmuthes von seiner Tochter, und diese theilte Mariannen die Unterredung mit ihrem Vater mit, indem sie ihr sagte:

„Warum stellt er denn alle diese Fragen in Betreff des Herrn Daverny an mich? ... Sollte er wissen, daß ich ihn schlecht aufgenommen und ihm nicht einmal einen Sitz angeboten habe?"

„Nein, Fräulein," entgegnete Marianne, „das ist nicht der Grund, „ich vermuthe einen andern; der Herr Daverny ist der Sohn eines Mannes, den Ihr Herr Vater sehr liebte und schätzte; er scheint nun geneigt zu sein, alle Freundschaft, die er für den Vater empfand, auf den Sohn zu übertragen, und da Sie in einem Alter sind, wo ... und Herr von Melleval wahrscheinlich daran denkt, Sie zu ..."

„Ach, Marianne vollende nicht! ... ich verstehe: mein Vater hätte die Absicht, mich an diesen Herrn zu verheirathen ... O mein Gott, was sagst Du mir da? ... Ich werde diesen Mann hassen, ehe ich ihn kenne ... Ich zittere bei dem Gedanken, daß er wieder kommt ... Ich, Marianne, einen Andern als Arthur heirathen? Das kann nicht sein, Marianne, Du weißt, daß das nicht sein kann! ... Habe ich nicht außerdem einen Sohn? ... bin ich nicht Mutter? Ach, wenn es sein müßte, würde ich mich eher

mit meinem Paul dem Vater zu Füßen werfen, als in diese Verbindung einwilligen."

„Nun, nun, beruhigen Sie sich doch, mein Kind. Mein Gott! man kann kein Wort mit Ihnen sprechen, Sie gerathen gleich außer sich! ... Ich stelle nur Vermuthungen an ... das ist das Ganze ... Sie wissen wohl, daß Sie Ihr Herr Vater viel zu sehr liebt, als daß er Sie zu einer Heirath wider Ihren Willen zwingen würde! Abgesehen davon, scheint dem Herrn Daverny nicht so viel daran zu liegen, Sie wiederzusehen, denn er kommt nicht mehr!"

„O, um so besser, meine Liebe, um so besser ... o, wie froh würde ich sein, wenn ich ihm häßlich und widerwärtig vorgekommen wäre! ... Er hat mich bestimmt nicht liebenswürdig gefunden ... ich hoffe, daß er nicht mehr kommt!"

„Und wenn er wieder kommt, wird er Sie nicht gerade zur Frau verlangen."

Die Familie Troussard wunderte sich sehr, den Herrn Theophilus Minot nicht ankommen zu sehen, der doch versprochen hatte, einige Tage in Draveil zuzubringen. Fräulein Therese hatte mehrere Gesangstücke einstudirt; Madame Troussard ihren drei Söhnen neue Beinkleider machen lassen, der Herr des Hauses sich entschlossen, ein Faß Wein zu kaufen, den man, ohne das Gesicht zu verziehen, schlucken konnte — und Alles das bloß, um den würdigen Elegant von Paris auch würdig zu empfangen. Ueberdies waren die Bäume des Gartens mit reifen Pflaumen bedeckt, und man wünschte, daß sich Herr Theophilus Minot an dieser billigen Kost recht satt esse. Endlich gegen Ende des Julius fuhr ein Pariser Fiaker in's Dorf hinein: die ganze Familie Troussard lief unter die Hausthüre in der Hoffnung, den dicken jungen Mann aussteigen zu sehen; aber der Wagen hielt vor dem Hause des Obersten, und man sah nur den alten Herrn von Vieussec und seine Nichte Ophelia herauskommen.

Dank der nach Italien gemachten Reise, war der alte Staats-

diener völlig taub und blind zurückgekommen! allein Fräulein Ophelia versicherte, daß sich ihr Oheim weit besser befinde; seit sie Rom gesehen hatte, hielt sie sich für eine Corinna und warf nur noch einen Blick des Mitleids auf das Thor St. Denis. Was die Räuber anbetrifft, so hatte sie sich umsonst bemüht; zu ihrem großen Bedauern hatte Niemand einen Angriff auf sie machen wollen.

Carolinen machte es kein Vergnügen mehr, Gesellschaft zu ihrem Vater kommen zu sehen, denn da ihr einziger Gedanke auf ihren Sohn gerichtet war, so wurde Alles, was sie an den Besuchen in Champrozay hindern konnte, von ihr ungünstig aufgenommen. Indessen suchte sie beim Empfang ihrer alten Freundin ihren Widerwillen zu unterdrücken, und ward angenehm geschmeichelt, als Ophelia während der Umarmung zu ihr sagte:

„Ach, meine Liebe! ... sprich mir nicht mehr von Deinem Landhaus, Deiner schönen Aussicht und Deinen reizenden Umgebungen! Siehst Du, wenn man Rom gesehen hat, kann man nichts mehr ansehen, man findet Alles kleinlich, armselig, abscheulich."

„Ach, Sie kommen von Rom her, Fräulein?" sagt der alte Dugrandet, der sich gerade bei dem Obersten befand.

„Ja, mein Herr, ich habe mit meinem Oheim einen Theil von Italien durchreist ... Ach, das ist eine herrliche Tour!"

„Ich habe oft Lust gehabt, nach Rom zu gehen ... ich bin überzeugt, daß ich diese Reise zu Fuß machen könnte ... versteht sich, nach und nach."

„Und es gefiel Dir sehr in Italien?" fragte Caroline.

„Das heißt, ich lebte dort ein ganz geistiges Leben; ich fühlte mich trunken, erhaben ... Dieses Capitolium, dieser St. Petersdom! Diese prächtigen Gebäude, die uns die ruhmvollen Römer des Alterthums ins Gedächtniß zurückrufen! Ach, ich begreife nicht, wie man anderswo leben kann!"

„Warum sind Sie dann wiedergekommen, Fräulein?" sagt Madame Dugrandet mit spöttischer Miene.

„Mein Gott! Madame, weil mein Onkel keinen Geschmack an den Maccaroni und an der italienischen Küche findet . . . und doch befand er sich vortrefflich in Rom. Er kann zwar nicht italienisch, das ist wahr, und ist beinahe taub und blind; aber ich nahm ihn mit auf den Spaziergang und sagte alle Augenblicke zu ihm: Hier ist ein Denkmal, hier ist eine Ruine . . . das ist prächtig, das ist bewunderungswürdig! . . . Ich glaube, daß ich nicht mehr thun konnte . . . und ich begreife nicht, warum er zurückkehren wollte . . . allein mein Oheim war nie gefällig."

Caroline läßt Fräulein Ophelia von Rom erzählen und ihren alten Oheim schwören, daß ihn Niemand mehr zu einer Reise bringen werde, und sucht Mariannen auf, mit der sie wenigstens von ihrem Sohn sprechen kann.

„Ach, meine Liebe," sagte sie seufzend zu ihr, „wir können ihn also morgen früh nicht besuchen?"

„Nein, Fräulein, denn Ihr Herr Vater könnte es unpassend finden, daß wir uns entfernen, während Fremde hier sind."

„Aber glaubst Du denn, daß ich Ophelia's wegen aufhören werde, nach meinem Sohne zu sehen?"

„Das sage ich nicht; aber man muß sich hüten, das Mißfallen Ihres Vaters zu erregen."

„Und jetzt, wo mein Sohn so herzig wird, wo er anfängt mich zu kennen und mir zuzulächeln, soll ich ihn seltener küssen! . . . Ach, Marianne, wann werde ich glücklich sein! . . . O, wie beneide ich das Loos der Mütter, die jeden Augenblick des Tages ihre Söhne liebkosen können!"

„Diese, mein Fräulein, übergeben ihre Kinder häufig so bald als möglich fremden Händen; nachdem sie von der Amme zurückgekommen, thun sie sie in eine Anstalt, und die Knaben erreichen oft das Jünglingsalter, ohne einen einzigen Tag bei ihren Eltern zugebracht zu haben."

„Ach, das ist nicht möglich, Marianne!"



Band XV. Seite 152.
„Herr Gingorleau, soll man Ihren Hut nicht aufbewahren!“ — „Ich danke, Madame, er genirt mich nicht.“

„Entschuldigen Sie, Fräulein, so lieben in der großen Welt die Mütter ihre Kinder."

Acht Tage nach Ophelia's und ihres Oheims Ankunft kommen Madame und Fräulein Troussard eines Morgens zu dem Obersten und rufen mit freudiger Miene aus:

„Er ist angekommen, er ist seit heute Morgen bei uns! er wird uns mehrere Tage widmen!"

„Er ist in seinem Cabriolet gekommen," sagt Fräulein Therese, „mit seinem Bedienten und einem prächtigen Jagdhund, der wundervoll apportirt."

„Ei, Madame," spricht der Oberst lächelnd, „wollen Sie uns gefälligst erklären, was Sie so vergnügt macht? Wer ist angekommen, das müssen wir doch zuerst wissen . . . ein großer Künstler? . . . ein Virtuos? . . . oder einer Ihrer Verwandten?"

„Ach, warum nicht gar, ein Verwandter!" entgegnet Madame Troussard; „Gott sei Dank, etwas Besseres: der Herr Theophilus Minot, ein junger Mann, der voriges Jahr bei Ihnen war; er wurde Ihnen von dem Neffen des armen Hauptmanns Gervillier, von Herrn Arthur, vorgestellt."

Beim Namen Arthurs runzelt Herr von Melleval seine Stirne ein wenig, indeß Caroline all' ihr Blut gegen das Herz zuströmen fühlt, doch der Oberst fährt gleich darauf fort:

„Und die Ankunft dieses jungen Mannes macht Ihnen so viel Freude? Aber so viel ich mich erinnere, war dieser Herr Minot ein ganz gewöhnlicher Mensch; ich habe weiter keine Talente an ihm entdeckt."

„Ich wette, er war nicht in Rom," sagt Fräulein Ophelia achselzuckend.

„O, Sie werden sehen, Herr Oberst, Sie werden sehen! . . . Es ist ein charmanter Junge, voll Geist und Liebenswürdigkeit . . . und sehr talentvoll."

„Dann muß er während seines Aufenthaltes bei mir alle diese Vorzüge verborgen gehabt haben.“

„Er war ohne Zweifel zu schüchtern.“

„Den Eindruck der Schüchternheit hat er gerade nicht auf mich gemacht.“

„Kurz, Sie werden ihn hoffentlich während der Zeit seines Aufenthaltes bei uns besser beurtheilen lernen . . . denn er verweilt nicht nur einen Tag hier . . . sondern ich habe sogar allen Grund zu glauben . . .“

Hier nähert sich Madame Troussard dem Obersten und spricht ihm in's Ohr, aber nicht leise genug, daß man nicht jeden Augenblick den Namen ihrer Tochter und den des Theophilus Minot verstanden hätte. Während dieser geheimen Mittheilung der Mutter sucht sich Therese eine verlegene Miene zu geben und beißt sich in die Lippen; Fräulein Ophelia lächelt spöttisch und flüstert Carolinen zu:

„Der Herr ist wahrscheinlich geistreich geworden, seit er in Troussards Haus kommt: er wird sich in der Gesellschaft seiner drei Gassenjungen ausgebildet haben.“

Nachdem Madame Troussard aufgehört hat, dem Obersten in's Ohr zu sprechen, fährt sie laut fort:

„Um die Ankunft unseres Gastes zu feiern, geben wir heute Abend eine kleine einfache Gesellschaft . . . ohne alle Umstände . . . bis wir das große Fest halten können.“

„Ach, Sie wollen ein großes Fest veranstalten!“ sagt der Oberst.

„Ja, ein ländliches Fest . . . bei Tag in unserem Garten. Herr Theophilus, der köstliche Einfälle hat, hat gesagt, daß er uns mit allerliebsten, staunenswürdigen Dingen überraschen werde; und sein Hund muß Kunststücke machen . . . dieser scheint merkwürdig gut dressirt zu sein. Kurz, wir bitten jedenfalls Sie Alle, sich heute Abend bei uns einzufinden: es wird musicirt, viel musicirt.

Wir haben einige der bessern Bewohner des Ortes eingeladen: den Adjunkten des Maire's, den Steuereinnehmer . . . damit die Gesellschaft zahlreicher werde. Ach, Fräulein Ophelia, nicht wahr, Sie bringen Ihren Oheim mit?"

„Wozu, Madame, er ist taub und blind; was soll er in einer musikalischen Gesellschaft thun?"

„O, das thut nichts, Herr Theophilus wird ihn gewiß zu unterhalten wissen: er macht allerliebste Kunststücke . . . Jedenfalls rechnen wir aber auf Sie."

Die Gesellschaft nimmt eine Einladung an, die man nicht wohl ausschlagen konnte, und Caroline besinnt sich, wie sie Herrn Theophilus zu einer Mittheilung über Arthur bringen könne.

Abends begibt man sich zu Herrn Troussard, der gegen seine Gewohnheit die Einladung vom Morgen nicht abbestellt hat. Das ganze Haus war im größten Staate. Die kleinen Jungen hatten neue Beinkleider und neue Blousen an, und der Papa hatte eine Strohkappe auf dem Kopfe, die ihre Abstammung von dem vormaligen Hute seiner Tochter kaum verläugnen konnte. Die Hausfrau und das Fräulein hatten noch fast weiße Kleider an, und das Merkwürdigste war, daß Teller mit Johannisbeeren und Pflaumen zur beliebigen Verfügung der Gesellschaft auf einem Tische standen.

Herr Theophilus erschien dem Obersten, wie er ihm bereits in seinem Hause vorgekommen war, als ein einfältiger, eingebildeter Mensch. Fräulein Ophelia behauptete, sein Bauch habe zugenommen, und Caroline erröthete, als sie der dicke junge Mann grüßte, denn sie erinnerte sich, daß er ihr mit Arthur in dem kleinen Wäldchen begegnet war.

Die von Madame Troussard eingeladenen Ortsnotabilitäten versäumten nicht, sich einzufinden, um an dem ihnen versprochenen Vergnügen Theil zu nehmen. Der Adjunkt des Maire's war ein dicker, an den Landbau gewöhnter Mann, der nichts von

den gesellschaftlichen Gebräuchen verstand. Daher setzte er, als er die Anwesenden begrüßt hatte, seinen Hut wieder auf den Kopf und bestand darauf, ihn aufzubehalten. Madame Troussard, welche dieses etwas zu ungenirt fand, näherte sich dem Adjunkten und sagte zu ihm:

„Herr Gingorleau, soll man Ihren Hut nicht aufbewahren?"

„Ich danke, Madame, er genirt mich nicht."

„Ich meine übrigens, es müsse Ihnen unter Ihrem Hute sehr warm werden."

„O durchaus nicht, ich bin daran gewöhnt!"

„Der Herr hat vielleicht den Schnupfen!" versetzte Theophilus mit ironischer Miene, indem er sich vor den Landmann stellte. Dieser blickte den jungen Dickwanst eine Zeitlang mit verblüffter Miene an und sagte sodann zu ihm:

„Habe ich etwa ein Taschentuch von Ihnen entlehnt?"

Diese Antwort, welche man nicht erwartet hatte, erregte die Heiterkeit der Gesellschaft, und Theophilus fand es nicht gerathen, das Gespräch mit Herrn Gingorleau fortzusetzen.

Der Steuereinnehmer war ein kleiner, weit gebildeterer Mann als der Adjunkt. Er machte sogar so umständliche Complimente, daß man ihn eher für einen ehemaligen Tanzmeister hätte halten können; ferner gesellten sich noch einige andere reiche Ortsbewohner zu der Gesellschaft, wovon die meisten es für angemessen erachteten, ihre Hüte, wie Herr Gingorleau, auf dem Kopfe zu behalten, unter welchen dann noch baumwollene Mützen von nicht untadelhafter Weiße hervorschauten.

Das Alles verlieh der Gesellschaft einen sehr gemischten Anstrich, weßhalb sich auch Fräulein Ophelia gegen Caroline kehrte und zu ihr sagte:

„Wie findest Du diese Gesellschaft? ... sie ist ausgezeichnet! Ich gestehe, daß ich in diesem Augenblicke lieber mein Oheim sein möchte."

Madame und Fräulein Troussard gaben sich indeß viele Mühe,

die Unterhaltung zu beleben; sie drehten sich um Jeden herum und kehrten dann immer wieder zu Herrn Theophilus zurück, der sich auf eine Causeuse geworfen hatte und einen großen Wolfshund liebkoste, von dem er behauptete, er sei auf dem St. Bernhard geboren.

„Was wollen wir beginnen?“ fragt Madame Trouffard, „wollen wir mit der Musik, mit dem Gesang den Anfang machen? Herr Theophilus, Sie singen Ihre große Arie aus „‚Masaniello‘“. Ah, Sie können sie jetzt vorzüglich!“

„Dank dem Unterrichte des Fräuleins,“ entgegnet Minot, indem er Theresen zulächelt und fortfährt, seinen Hund zu streicheln, der sehr von Flöhen gequält zu sein scheint, und unaufhörlich seinen Rücken an den Beinen seines Herrn reibt. „Aber ich will später singen, es pressirt mir nicht.“

„Uns auch nicht,“ sagte Ophelia zu Carolinen, „ich denke, wir werden ihn jederzeit nur zu früh hören.“

Während man sprach, sagte einer der Landleute zu dem Adjunkten:

„Was macht man denn hier?“

„Ich weiß nicht . . . ich glaube, man wird Komödie spielen.“

„Ach . . . Komödie! . . . Das habe ich nie gesehen! . . . Man bietet uns aber nichts zur Erfrischung an.“

„O, das kommt wahrscheinlich noch.“

Herr Trouffard war in der That auf einen Wink von seiner Frau in den Keller hinabgestiegen, um Wein zu holen, weil die Landleute diesen den Süßigkeiten vorziehen, die in der Stadt zur Erfrischung gereicht werden; statt aber mit dem Wein heraufzukommen, fing Herr Trouffard an, seine Flaschen abzuzählen und nachzusehen, ob sie gut gepfropft seien. Die Rückkehr des Hausherrn erwartend, ging der Steuereinnehmer alle Augenblicke zu den Tellern mit den Pflaumen und Johannisbeeren hin, nahm, so viel er konnte, davon in seine Hände, stopfte sich damit den

Mund voll und warf, sich vor Jedermann verbeugend, an dem er vorbeikam, die Kämme und Steine in den Kamin.

„Das ist ein prächtiger Hund," sagte der Adjunkt, das zwischen Minots Beinen stehende Thier betrachtend.

„Ja," sagte der Oberst, „er ist ziemlich hübsch ... es ist, glaub' ich, ein Schäferhund."

„O nein, Herr Oberst!" schreit Theophilus, „Castor ist kein Schäferhund, ich schwöre es Ihnen ... er ist auf dem St. Bernhard geboren ... er hat schon drei Männer gerettet, die Kinder ungerechnet! ... das ist ein Hund von ausgezeichneten Eigenschaften!"

„Ich bestreite seine Verdienste nicht, aber ich behaupte, daß dieser Hund kein Neufundländer ist."

„Ach, für einen Neufundländer will ich ihn auch nicht ausgeben ... aber er ist vom St. Bernhard."

„Dieser Herr scheint mir noch einfältiger als vergangenes Jahr," sagt Fräulein Ophelia leise zu Herrn Dugrandet, und der alte Banquier erwiedert lächelnd: „Ich halte ihn für keinen großen Läufer!"

Fräulein Therese entschließt sich, das Concert zu eröffnen: sie singt eine Romanze, als ob es eine Bravour-Arie wäre; dies hindert aber ihre Mutter nicht, ihr bisweilen zuzurufen:

„Lauter, meine Tochter! ... laß Deiner Stimme den Lauf! ... Du singst ja Morgens bei nüchternem Magen kräftiger!"

Auf die Romanze folgte ein von Theophilus und Fräulein Therese gesungenes Duett.

Während musicirt wird, hat der Steuereinnehmer fünf Reisen um die Pflaumen und Johannisbeeren herumgemacht und immer seine Steine sorgfältig in den Kamin geworfen; zwei der Gutsbesitzer sind eingeschlafen; der Adjunkt scheint im Begriff, dasselbe thun zu wollen, als Herr Troussard wie ein Wüthender in den Saal stürzt und schreit:

„Ich bin bestohlen worden, man hat mich bestohlen! das ist schändlich widerwärtig!“

„Was gibt es denn?“ fragen die aus ihrem Schlafe erwachenden Landleute, und Madame Troussard ruft aus:

„Ei, schweigen Sie doch, Herr Gemahl! Hören Sie denn nicht, daß Theresinette mit Herrn Theophilus das Duett aus der „Vestalin“ singt? und Sie kommen da herein und machen einen abscheulichen Lärm . . . Sie haben Ihre Söhne erschreckt; die armen Kleinen haben sich unter das Klavier versteckt!“

„Madame, es handelt sich aber jetzt nicht um die Vestalin, sondern um einen prächtigen Kapaun! . . . ich hatte ihn diesen Morgen gekauft und in den Kasten vor der Kellerthüre gethan, und jetzt ist er nicht mehr da . . . ich habe ihn vergebens gesucht.“

„Ei, mein Herr, das ist schon der Mühe werth wegen eines Kapauns! . . . er wird sich wieder finden . . . lassen Sie uns doch singen.“

„Madame, der Kapaun muß wieder hergeschafft werden!“

„Ist er lebendig?“ fragte der Adjunkt, während der Steuereinnehmer einen Gang um die Teller herum machte.

„Lebendig? Nein, wahrhaftig nicht, da ich ihn an einen Nagel gehängt hatte.“

„In Rom gewesen zu sein und sich in einer solchen Abendgesellschaft zu befinden!“ murmelt Fräulein Ophelia; „das ist wirklich zum Sterben!“

Caroline sprach nicht; da aber durch die Kapaunengeschichte der Gesang unterbrochen worden war, hatte sich Herr Theophilus mißmuthig vom Klavier entfernt und neben die Tochter des Obersten gesetzt. Diese blickte von Zeit zu Zeit ihren Nachbar an, mit dem sie sich sehnlichst in ein Gespräch einzulassen wünschte. Endlich, einen Augenblick benützend, wo die ganze Gesellschaft Herrn Troussard zuhörte, welcher das Signalement seines Kapaunes angab, wagt sie es, zu Theophilus zu sagen:

„Sie sind dieses Jahr . . . allein. . . auf's Land gekommen, mein Herr?“

„Allein? . . . Ja, Fräulein . . . Das heißt: ich habe meinen Hund und meinen Bedienten bei mir.“

„Aber Sie sind nicht. . . Sie haben . . . Ihren Reisegefährten vom vorigen Jahre nicht mitgebracht?“

„Ach, Sie meinen Arthur?“

Caroline hat nicht die Kraft, zu antworten; sie senkt die Augen zu Boden, aber sie erwartet angstvoll, daß Theophilus fortfahren möge, was dieser auch endlich thut, indem er sagt:

„O, Arthur muß weit von hier entfernt sein, wenn er in Einem fortgereist ist! . . . Ich könnte ihn schwerlich einholen. Ich glaube aber, daß er Zeit hatte, zu gehen . . . denn er verschwendete Alles in Paris . . . das wird er übrigens an einem andern Orte wohl auch thun.“

Der junge Mann hört auf zu sprechen; Caroline zittert, aber sie ist immer noch ganz Ohr; die unbedeutendsten Worte sind kostbar für sie, wenn es sich von Arthur handelt. Aber gleich darauf ruft Theophilus aus: „Ei, was seh' ich . . . Castor spielt mit Etwas! Mit was Teufels spielt er? Hierher, Castor . . . schön apportire!“

Der Hund kommt mit gehorsamer Miene und eingezogenem Schwanze, um seinem Herrn ein Bein von einem Geflügel zu Füßen zu legen, in welchem Herr Troussard augenblicklich einen Theil des geraubten Kapauns erkennt. Der Dieb ist entdeckt: Castor hat den Kapaun gestohlen. Der Hausherr hätte gute Lust gehabt, den Hund durchzuprügeln, aber er wagt es nicht, weil Herr Theophilus Minot seiner Tochter den Hof macht. Um seine Verzweiflung an Etwas auszulassen, nimmt Herr Troussard die Zwetschen und Johannisbeeren mit fort, geht wieder in den Keller hinunter, aus dem er den ganzen Abend nicht mehr heraufkommt.

Man macht wieder Musik; man hat schon dreimal Fräulein

Therese und zweimal den dicken Minot singen gehört. Die Gesellschaft ist des Singens überdrüssig und wünscht eine andere Unterhaltung. Herr Theophilus zieht seinen Frack aus und sagt: „Geben Sie Acht, ich will Ihnen ein Kunststück machen ... das ist merkwürdig! ich wette, es thut mir's Keiner nach."

„Und ich wette, daß wir wieder angeführt werden," flüstert Ophelia, während der Adjunkt sich die Augen ausreibt und seine Nachbarn stößt, um sie aufzuwecken, und der Steuereinnehmer in allen Ecken des Salons herumschnüffelt, ob er die Johannisbeeren und die Pflaumen nicht mehr finde.

„O, gebt Acht! gebt Acht!" sagen Madame und Fräulein Troussard; „ich weiß zwar nicht, was es ist, aber ich wette .. es ist etwas Wunderhübsches."

„Es ist," ruft Theophilus, „eine kleine gymnastische Uebung, wozu mehr Gewandtheit als Kraft gehört ... denn das Kunststück wurde mir von einer Dame gezeigt, die es prächtig ausgeführt hat."

„O, dann mache ich es auch!" schreit die dicke Therese.

„Ja, meine Tochter macht es nach Ihnen," versetzt Madame Troussard, „dann ich und zuletzt meine Söhne ... Ich liebe die Gymnastik und alle Körperbewegungen sehr."

„Ei, was wollen sie denn Alle machen?" fragt einer der Landleute den Adjunkten.

„Ich weiß nicht, aber ich finde, daß Einem hier nicht oft Etwas zur Erfrischung gereicht wird! ... Ach, wenn ich Freunde einlade, habe ich immer Flaschen und Gläser auf einem Tische stehen!"

„Das ist in Paris nicht gebräuchlich," sagt der Steuereinnehmer mit Würde.

„Ach was! ... Sind wir hier in Paris?"

Während die Gesellschaft mit einander plauderte, hatte Theophilus einen Besenstiel und zwei Stühle verlangt. Da sich kein

Besenstiel im Hause vorfindet, weil sie Herr Troussard als Stützen zu seinen Dahlien verwendet hat, nimmt Therese die Stange ihres Bettvorhangs herunter, bringt sie Theophilus und fragt: „Ist das auch recht?“

„Vorzüglich, Fräulein; jetzt sehen Sie ganz genau zu, wie ich es mache.“

Herr Theophilus nimmt die Stange auf seinen Rücken, hält sie mit beiden Händen, läßt an jedes Ende derselben mit Beobachtung des Gleichgewichts einen Stuhl hängen, hebt dann die Arme mit dem Stabe in die Höhe und über seinen Kopf her, ohne daß die Stühle aus ihrem Gleichgewicht gekommen wären.

Die ganze Gesellschaft klatscht Beifall, nur die Landleute sagen zu einander: „Zwei Stühle in die Höhe heben ... das ist nicht schwer! das ist ein schönes Kunststück!“

„Ich könnte viel schwerer heben als das ist.“

„Ja, aber das Gleichgewicht!“

„Einerlei, es ist nicht schwer.“

„Jetzt ist es an mir,“ sagt Fräulein Therese, sich der Stange bemächtigend; „ich wette, ich mache es auch nach.“

„Es ist weit schwieriger als Sie glauben, Fräulein.“

„O, das macht nichts, meine Tochter ist sehr gewandt,“ versetzt Madame Troussard; „besonders was das Gleichgewicht betrifft, ist sie zu bewundern; sie könnte auf einem Seile Alles, was man wollte, machen.“

Fräulein Therese hat die Stange auf ihren Rücken genommen und schreit: „Halte ich sie so recht?“

„Niedriger, mein Fräulein, niedriger ... so, damit man die Stange gerade in die beiden Stühle hineinstecken kann, die Sie in die Höhe zu heben haben ... So ist es gut!“

„Hängen Sie nun die Stühle daran!“

„Es ist schon geschehen, meine Tochter.“

„Jetzt geben Sie Acht.“

Fräulein Therese erhebt die Arme, um die Stange sammt den Stühlen im Gleichgewicht über den Kopf zu halten; sie machte das Kunststück ziemlich gut, als ein Ereigniß, welches nicht vorauszusehen gewesen, den Effekt noch erhöhte.

Die Stange, die Fräulein Troussard dicht an ihrem Kleide hinter sich hielt, hatte in der Mitte einen Nagel, welcher ohne Zweifel zum Festmachen des Bettvorhanges diente; dieser Nagel war in die Kleider des jungen Mädchens hineingegangen, und im Augenblicke, als sie die Arme in die Höhe hob, um die Stange über ihren Kopf zu halten, erhob sich auch zu gleicher Zeit das Kleid, der Unterrock und das Hemd, die an dem verwünschten Nagel hängen geblieben waren, und gewährten den Augen der ganzen Gesellschaft den Anblick zweier tadellos abgerundeten Halbmonde.

„Sehr hübsch! sehr gut! meine Tochter, Du kannst es schon!“ rief Madame Troussard, die, auf der entgegengesetzten Seite stehend, nicht sah, wie sich mit der Stange auch das Kleid ihrer Tochter in die Höhe hob; während die Landleute sich mit dem Ellbogen stießen, lachten und leise zu einander sagten:

„Schau, schau! . . . das ist wirklich ein hübsches Kunststück!“

„Ach, wie sonderbar!“

„Ist es in Paris gebräuchlich, das in Gesellschaft zu zeigen?“

Herr von Melleval, der mit Madame Dugrandet plauderte, bemerkte nicht, was vorging; Caroline war in ihre Betrachtungen vertieft und kümmerte sich nicht um das, was um sie herum geschah. Herr Dugrandet betrachtete seine Füße; Theophilus hatte sein Auge auf die Stühle geheftet, und die Ortsnotabeln, welche das neue Schauspiel, daß sich ihren Blicken darbot, interessirte, würden sich wohl gehütet haben, es zu unterbrechen, als Fräulein Ophelia plötzlich schrie:

„Herunter mit den Armen! . . . Lassen Sie Ihre Stange los, Fräulein . . . . lassen Sie sie gleich los!“

„Nein! nein!“ entgegnete Madame Troussard; „sie soll uns nur ihre Gewandtheit recht zeigen; nicht wahr, Herr Theophilus?“

„Ei, Madame, sie zeigt uns noch etwas ganz Anderes, als ihre Gewandtheit,“ versetzt Ophelia entrüstet; „gehen Sie doch auf die andere Seite . . . betrachten Sie doch das Kleid Ihrer Tochter.“

„Ach, mein Gott!“ ruft Madame Troussard aus, als sie sieht, was ihre Tochter den Blicken der Gesellschaft zeigt. „Ach! das konnte ich nicht wissen . . . Lasse Deine Arme herunter, Therese . . . laß die Stange los, laß Alles los!“

„Aber warum denn, Mutter?“ fragt Fräulein Troussard, die durchaus ihr Kunststück vollenden will, „lasse mich doch machen, ich fühle schon, daß es gut geht.“

„Noch einmal, meine Tochter, laß Alles fahren! Du zeigst ja Alles unter Deinem Kleid . . . und was darum ist . . .“

Herr Theophilus, der den Gegenstand, wovon die Rede ist, jetzt auch gesehen hat, eilt auf die Stange zu, um sie den Händen des jungen Mädchens zu entreißen; diese sträubt sich, sie loszulassen. Nun entsteht ein Kampf zwischen Fräulein Troussard, ihrer Mutter und Herrn Theophilus Minot; es handelt sich darum, wer die Stange davon tragen wird, und die Scene gleicht vollkommen dem Kampf um eine Fahne. Endlich sind während des Wettkampfes die Stühle umgefallen, und Herr Troussard tritt gerade in dem Augenblick in den Saal, wo sich der Vorhang über den interessantesten Theil des Schauspieles senkte.

Dieser Zufall machte der Soirée ein Ende, denn nachdem Fräulein Therese von ihrer Mutter erfahren hatte, was ihr zugestoßen war, setzte sie sich in einen Winkel, aus dem sie nicht mehr hervorzubringen war. Die Nachbarn hielten es nicht für passend, eine zweite gymnastische Uebung abzuwarten, weil sie an der ersten genug hatten; die Landleute allein hatten Geschmack daran gefunden; aber da sie sahen, daß sich Jedermann empfahl

und verabschiedete, entschlossen sie sich, ein Gleiches zu thun. So endigte sich die von der Familie Trouffard gehaltene Abendgesellschaft; Jedermann lachte bei der Erinnerung an die vorgefallenen Ereignisse. Caroline war die einzige, die einen traurigen Eindruck von dieser Soirée behielt; das, was sie über Arthur erfahren hatte, war nicht geeignet, ihr Trost einzuflößen; er war fort, Niemand wußte, was aus ihm geworden war, und sein Leichtsinn war in Paris allgemein bekannt. Durfte sie jetzt noch hoffen, daß ihr Vater ihr jemals Arthur zum Gatten geben werde?

Fräulein Ophelia dachte, die Familie Trouffard werde es dabei bewenden lassen, und der dem Fräulein Therese bei der gymnastischen Vorstellung begegnete Unfall das Stattfinden des ländlichen Festes verhindern; aber sie irrte sich. Herr Theophilus war seit der famosen Abendgesellschaft noch galanter und eifriger gegen Fräulein Therese geworden, und Madame Trouffard schloß hieraus, daß das ihrer Tochter begegnete Ereigniß auch seine gute Seite haben könnte, da es das Feuer des jungen Pariser Fashionable sogar vermehrt habe; ja manchmal ging sie so weit, sich einzubilden, Herr Minot habe den Nagel selbst in die Stange hineingeschlagen, um den dadurch geschehenen Unfall herbeizuführen, und dann sagte sie zu sich: „Im Ganzen wäre das außerordentlich geschickt angelegt . . . es wäre die beste Manier, die Katze nicht im Sack zu kaufen . . . Der Wunsch, zu wissen, mit wem man es zu thun bekommen wird, ist nicht unbillig."

In dieser Voraussetzung und weit entfernt, auf das ländliche Fest zu verzichten, lud die Familie Trouffard alle ihre Nachbarn und sogar einige Gutsbesitzer aus der Umgegend zu demselben ein. Es wurde bloß ausgemacht, daß die schöne Therese sich enthalten müsse, die Kunststücke und körperlichen Uebungen des Herrn Theophilus nachzuahmen.

Der zu dem Feste bestimmte Tag war ein Sonntag, weil dies bequemer für die Ortsnotabilitäten war, die an diesem

Tage den Pflug nicht zu führen brauchten. Der Oberst, seine Gäste und Herr und Madame Dugrandet hatten die Einladung der Madame Troussard angenommen, denn in einem Dorfe gibt es der Zerstreuungen so wenige, daß man keine ausschlägt, die sich darbietet. Außerdem hätten es die Nachbarn übel genommen, wenn man nicht zu ihrem Feste gekommen wäre, und auf dem Lande muß man Zwistigkeiten mit seinen Nachbarn so viel als möglich vermeiden.

Der Tag war schön, die Sonne glühend. Die Gesellschaft versammelte sich auf einem hübschen, mit Bäumen begrenzten Grasplatze, der sich in der Mitte des Gartens von Herrn Troussard befand. Mehrere Spiele standen zur Verfügung: zum Beispiel Schaukeln, Reifspiele, Federbälle u. s. w. Herr Theophilus, welcher der König des Festes zu sein schien, war sehr galant angezogen: er hatte einen kurzen, hellfarbigen, leichten Jagdfrack und anliegende Beinkleider von demselben Stoffe an, die alle seine natürlichen Annehmlichkeiten deutlich abzeichneten. Fräulein Therese, in einem sehr kurzen Kleide, welches Einem vergönnte, einen Theil ihrer runden Waden zu sehen, war so toll vergnügt und hüpfte so ungezwungen auf der Wiese herum, daß Fräulein Ophelia alle Augenblicke sagte:

„Ich glaube, sie beabsichtigt, uns heute wieder Etwas sehen zu lassen.“

Herr Troussard endlich, gefolgt von seinen drei Söhnen, ging an den mit Pflaumen beladenen Tellern auf und ab und drang Jedermann davon auf, weil die Ernte heuer so reichlich ausgefallen war, daß man nicht wußte, was man damit anfangen sollte: daher die Freigebigkeit des Hausherrn.

„O, ich danke Ihnen, ich mag keine mehr,“ sagt Herr Theophilus, als er Herrn Troussard mit recht hübschen Reineclauden auf sich zukommen sah; „wissen Sie denn nicht, daß ich heute Morgen auf einen Ihrer Pflaumenbäume hinaufgestiegen bin, um

Ihrer Fräulein Tochter welche zu pflücken, und mir's bei dieser Gelegenheit habe weidlich schmecken lassen ... o, ich habe so viel gegessen, wie in meinem Leben noch nicht."

Herr Troussard dringt nicht in ihn, und der dicke Theophilus ruft Castor, der auf die Stimme seines Herrn herbeieilt. Dieser wirft ein Taschentuch, einen Handschuh und sogar ein Zweisousstück weit von sich weg; der Hund apportirt Alles mit der größten Schnelligkeit, und Jedermann macht dem jungen Herrn über die vortreffliche Dressur seines Hundes Complimente.

„Es ist köstlich, ein solches Thier zu besitzen," sagt Therese, „es macht Einem viel Ehre! Sie werden es überall mit sich hinnehmen?"

„O, überall . . . sogar in's Theater, um so mehr, als ich drei Plätze bezahle. Doch, wir haben uns jetzt genug mit Castor abgegeben. Hier ist Raum, ich will Ihnen Etwas machen."

„O, ich möchte gerne das Kunststück von letzthin . . . mit dem Stock und den Stühlen wiedersehen," sagt eine der Ortsnotabilitäten. Fräulein Therese beißt sich auf die Lippen und erröthet ein wenig, und Niemand hält es für geeignet, auf das unbescheidene Verlangen des Schollenpuffers eine Antwort zu geben.

Indessen hüpfte und sprang Theophilus auf dem Rasen herum und suchte den ebensten Platz zur Producirung seines Kunststückes, welches darin bestand, sich mit gekreuzten Beinen niederzusetzen und so wieder aufzustehen, ohne den Boden mit den Händen zu berühren. Plötzlich verursacht ihm ein leichter Schmerz, den er im Unterleib verspürt, ein ziemlich starkes Schauern; da dieses aber keine Folgen hat und die Blicke der ganzen Gesellschaft neugierig auf ihn gerichtet sind, um zu sehen, was er mache, so kreuzt Theophilus seine Beine und läßt sich mit großer Geschicklichkeit auf die Erde nieder.

„Sehr gut, vortrefflich ausgeführt!" sagt Madame Troussard.

„Jetzt wollen wir sehen, ob Sie eben so gut in die Höhe kommen, ohne sich Ihrer Hände zu bedienen: das scheint mir noch schwerer."

Aber ohne die mindeste Bewegung zum Wiederaufstehen zu machen, blieb Herr Minot wie angenagelt auf dem Boden sitzen: er war sehr blaß geworden, und in seinen Zügen drückte sich eine peinliche Unbehaglichkeit aus. Endlich, sich rasch erhebend, wobei er sich jedoch wie Jedermann seiner Hände bedient, jagt der junge Mann mit Blitzesschnelle davon und verschwindet in dem abgelegensten Theile des Gartens.

„Wo eilt er denn hin?"

„Was wandelt ihn an?"

„Ach, ich errathe!" erwidert Madame Troussard, „er wird irgend einen nothwendigen Gegenstand zu einem seiner Kunststücke vergessen haben und ihn holen ... Ich wette, er hat wieder eine Ueberraschung für uns in petto. Man kann nicht läugnen, daß dieser junge Mann in Gesellschaft sehr liebenswürdig und anmuthig ist."

Theophilus hatte sich aus einem ganz andern Grunde davon gemacht, als man vermuthete. Die Pflaumen, welche er in der Frühe im Uebermaße genossen, hatten einen höchst unerwarteten Unfall herbeigeführt, der Einem in Gesellschaft nie begegnen soll. Zum Glück hatte der junge Mann unter seinen anliegenden Beinkleidern Unterhosen an; er sucht in aller Hast ein dichtes Gesträuch auf, entledigt sich so gut als möglich dessen, was ihn genirt, rollt seine Unterhosen zusammen und verbirgt sie in einem großen Syringengebüsch. Dann, nachdem er vorher seinen Anzug genau gemustert hat, um sich zu überzeugen, daß ihn Nichts verrathen könne, kehrt Herr Theophilus zur Gesellschaft zurück, indem er sich auf einen Vorwand für sein plötzliches Verschwinden besinnt.

„Ah, da ist er! da ist er!" schrieen die Damen Troussards, als sie den Stutzer herbeikommen sahen.

„Wo sind Sie denn gewesen?"

„Sie sind ja davon gerannt wie ein Hirsch!"

„Ach, ich hatte Etwas vergessen ... zu einem Taschenspieler-Kunststück, welches ich Ihnen nachher vormachen werde."

„Das haben wir gedacht; ich habe gleich gesagt, Herr Theophilus behält uns eine Ueberraschung vor ... Sie sind in der That zu liebenswürdig ... aber das Kunststück von vorhin haben Sie noch nicht ausgemacht, wir schenken es Ihnen nicht."

„O, ich will es machen ... es hindert mich jetzt nichts mehr daran. Ich stehe zu Ihren Befehlen, meine Damen."

Und Herr Theophilus, der sich viel leichter fühlt, wagt eine Pirouette, einen Entrechat, fängt dann wieder an, die Beine zu kreuzen, und setzt sich, ohne sich auf die Hände zu stützen, nieder; es handelte sich bloß noch um das Wiederaufstehen, und der junge Mann war im Begriff, es zu thun, als man Castor herbeikommen sah, der seit mehreren Augenblicken verschwunden gewesen war: er nähert sich mit triumphirender Miene, wedelndem Schwanze und trägt einen Gegenstand in der Schnauze, den er mit Stolz zu apportiren scheint.

„Ach, da kommt Ihr Hund und apportirt Etwas," sagt Madame Troussard. „Welch' treues Thier! Ich glaube, er hält ein Taschentuch im Maul. Wahrscheinlich haben Sie, ohne es zu bemerken, Ihr Taschentuch verloren."

„Nicht doch," entgegnet Theophilus, sich betastend, „ich habe nichts verloren ... ich habe mein Taschentuch in der Tasche."

„Dann muß es etwas Anderes sein, nun, wir werden es gleich erfahren."

Castor war in der That zu der Gesellschaft herangekommen; er durchdringt den Kreis, bleibt vor seinem Herrn stehen und legt zu dessen Füßen ... nicht etwa ein Taschentuch, sondern die unheilvollen Unterbeinkleider nieder, die Theophilus in einem Syringengebüsch versteckt hatte.

Als der junge Mann den Gegenstand erkennt, den ihm der Hund apportirt, bleibt er wie versteinert, er hat sogar nicht mehr die Kraft, sich zu erheben; da Castor aber mit der Unterhose spielt und sich anschickt, sie vor der Gesellschaft auszubreiten, steht Alles auf und entfernt sich, ohne es für nöthig zu halten, den Schluß des von Herrn Minot angekündigten Kunststückes abzuwarten.

Fräulein Ophelia zieht den Obersten und seine Tochter mit sich fort und sagt:

„Was letzthin Abends vorgefallen ist, war sehr unschicklich, heute ist es aber noch schlimmer ... Es scheint überhaupt, daß es je länger, je stärker kommt. Sie sehen hieraus, daß man unmöglich zu diesen Leuten gehen kann.“

Herr Dugrandet hat auch seine Frau weggeführt. Die Ortsnotabeln behaupten, diese Ueberraschung bleibe weit hinter der vom letzten Mal zurück. Madame Troussard und ihre Tochter wissen nicht, was sie sagen sollen; Herr Troussard nimmt eine Prise, und was den schönen Herrn aus Paris betrifft, so ist er abermals wie ein Blitz verschwunden, aber diesmal, um schnell seinen Bedienten zu rufen, sein Cabriolet zu bestellen, und Draveil zu verlassen, ohne sich bei Jemand zu verabschieden.

So endigte sich das so glanzvoll angekündigte ländliche Fest. Vanitas vanitatum et omnia vanitas (Alles ist eitel).

Zwölftes Kapitel.

Der Wald von Sénart.

Vierzehn Tage nach dem ländlichen Feste verließ Alles was Troussard hieß Draveil, ohne von den Nachbarn Abschied zu nehmen. Das letzte, von dem dicken Theophilus Minot ausge-

führte Kunststück lag ihnen noch schwer auf dem Herzen; überdies war ja der junge Fashionable nach Paris zurückgekehrt, und Madame Troussard erachtete es vielleicht für nöthig, ihn mit Theresinetten, die schmachtete und nicht mehr laut genug sang, seit sie ihr Schüler verlassen hatte, dorthin zu verfolgen.

Caroline wünschte sich Glück zur Verringerung ihrer Gesellschaft, denn je weniger sie Besuche machte und empfing, je öfter fand sie Zeit, nach Champrozay zu eilen und ihren Sohn zu küssen, der herrlich gedieh, weil eine Amme immer viel Sorgfalt für ein Kind hat, nach dem man häufig sieht.

Der Sommer nahte sich seinem Ende, und der Sohn des Majors Daverny war nicht mehr zu Herrn von Melleval zurückgekehrt; der Oberst war darüber betrübt. Er war mehrere Male in Paris gewesen, hatte sich nach dem Sohne seines Freundes erkundigt, aber Niemand hatte ihm Nachrichten über denselben mittheilen können. Caroline dagegen war froh, daß sie die Besuche dieses Herrn nicht mehr zu fürchten hatte, denn sie dachte: Herr Carl Daverny werde, beleidigt durch ihre kalte Aufnahme, keine Absicht mehr haben, sich auf's Neue ihrem Vater vorzustellen.

Aber in den ersten Tagen des Oktobers deutete eine vor dem Hause des Obersten haltende Chaise einen Besuch an. Auch ging in der That alsbald die Salonthüre auf und Herr Daverny erschien vor Carolinen und ihrem Vater, die sich gerade mit Fräulein Ophelia und ihrem Oheim im Salon befanden.

Caroline ist ganz bestürzt, als sie den jungen Mann erkennt, den sie zwar nur ein einziges Mal, aber zu einer Epoche gesehen hat, die sie nie vergessen kann. Was den Obersten betrifft, so fixirt er Carl Daverny, welcher sich vor der Gesellschaft tief verbeugt, und ehe derselbe ein Wort gesprochen hat, macht er eine Bewegung der Freude, steht auf und ruft aus:

„Ihren Namen, mein Herr, sagen Sie mir gefälligst Ihren Namen."

„Carl Daverny," erwidert der junge Mann, einige Schritte auf den Obersten zutretend.

„O, ich hatte es geahnt . . . Sie erkannt, mein lieber Daverny! Sie sind der Sohn meines alten Freundes."

Bei diesen Worten hatte Herr von Melleval Dem, den er als Kind gekannt hatte, die Arme geöffnet und drückte ihn mit Wonne an sein Herz.

„Nun aber, mein theurer Freund!" sagte der Oberst, nachdem die ersten Freundschaftsergießungen vorüber waren, „erklären Sie mir auch, warum Sie es so lange mit Ihrem Besuche haben anstehen lassen? . . . Wie? Sie stellen sich hier vor . . . ich war auf der Reise, meine Tochter empfängt Sie, sagt Ihnen, ich werde bald zurück sein und Sie lassen sich sechs Monate nicht mehr sehen? . . . Der Teufel! Sie machen lange Pausen bei Ihren Visiten! Was kann Sie so lange zurückgehalten haben? Hat Ihnen meine Caroline Furcht eingejagt? . . . Ich meine doch, sie sei nicht so Schrecken erregend."

„O, das Fräulein ist nicht von der Art, solche Gefühle zu erregen," entgegnet Daverny mit einem unentschiedenen, verlegenen Blicke auf Carolinen; „aber ich will Ihnen sagen, was mich längere Zeit des Vergnügens beraubte, Sie zu sehen. Ich hatte schon lange im Sinne, England und Schottland zu besuchen: da bot sich eine Gelegenheit dar und ich benützte sie. Ich beabsichtigte nicht, mich so lange bei unsern überseeischen Nachbarn aufzuhalten, aber ihr Land gefiel mir . . . besonders Schottland. Ich konnte nicht müde werden, die von Walter Scott so vortrefflich geschilderten Gegenden zu durchstreifen; als ich diese alten Schlösser, diese Thäler, diese Abgründe fand, die in seinen Romanen so genau beschrieben sind, glaubte ich auch alle die Helden jener Werke, die einst mein Entzücken ausmachten, vor mir zu sehen. Ich fand mich mit Waverley, Claverhouse, Guy Mannering zusammen; ich sah Rob-Roy an der Spitze seines Clans die Berge

herabsteigen; ich drang in die Grotte der alten Meg=Merillies ein; kurz, ich war nicht einen Augenblick allein, denn Walter Scotts Genius hatte der Vergangenheit Leben eingehaucht und belebte Alles um mich her. Das hat meinen Aufenthalt in der Heimath des berühmten Romandichters verzögert; deßhalb erscheine ich erst heute wieder bei Ihnen."

„Nun wohl, mein Freund, wir verzeihen Ihnen aus Rücksicht für Walter Scott; aber jetzt, da wir Sie besitzen, wird das hoffentlich für längere Zeit sein. Sie bleiben über den Herbst bei uns; wir spielen Billard, wir gehen auf die Jagd. Sind Sie ein Jagdliebhaber?"

„Ja, mein Herr."

„Sehr gut. O, dann machen wir Ausflüge in die Umgegend und . . . unterhalten uns von Ihrem Vater . . . meinem tapferen braven Daverny . . . der mir so werth war. Nun, es bleibt dabei! . . . Nicht wahr? Sie verweilen einen oder zwei Monate, kurz, so lange Sie können, bei uns?"

Daverny schien mit der Antwort zu zögern. Er warf flüchtige Blicke auf Fräulein von Melleval; man hätte meinen können, er wolle sich, ehe er zu bleiben verspreche, vorher überzeugen, ob es auch Carolinen recht sei; aber diese hatte ihre Augen zu Boden gesenkt und sah den Neuangekommenen nie an. Der junge Mann entschließt sich zuletzt, zu antworten:

„Herr Oberst, ich bin sehr geschmeichelt durch den Empfang, den Sie mir zu Theil werden lassen, und es wird allerdings ein großes Vergnügen für mich sein, einige Zeit bei Ihnen zuzubringen, wenn es Sie nämlich in keiner Hinsicht genirt."

„Gehen Sie doch, mein Freund, Sie scherzen!" ruft der Oberst aus: „was geniren . . . mein Haus ist, Gott sei Dank! groß. Hören Sie, Carl, denn von nun an werden Sie mir erlauben, Sie so zu nennen, ein alter Soldat weiß nichts von Ceremonien. Sie sind hier bei dem besten Freunde Ihres Vaters,

sehen Sie uns also von jetzt ab als Ihre Familie an. Caroline wird Mariannen den Auftrag geben, ein Zimmer im zweiten Stock für Carl einzurichten, und Sie, mein Freund, kommen mit mir in den Garten, wo wir von Ihrem Vater plaudern wollen."

Der Oberst nimmt den jungen Mann beim Arme und führt ihn fort. Fräulein Ophelia macht eine mißmuthige Bewegung und murmelt: „Der Herr von Melleval ist staunenswerth ... sobald Jemand hierher kommt, bemächtigt er sich seiner ... er läßt den Leuten nicht einmal Zeit, uns zu betrachten! ... Lieber Onkel, wie gefällt Ihnen dieser Herr? ... Finden Sie, daß er sich gut ausdrückt? ... Nicht ein Wort! ... Es ist gerade, wie wenn ich an eine Mauer hinspräche."

Caroline hat eilends Mariannen aufgesucht, zu welcher sie mit fast erschrockener Miene sagt:

„Er ist gekommen, meine Liebe."

„Ich weiß es, Fräulein; ich habe ihn aus dem Wagen steigen sehen und ihn augenblicklich wieder erkannt."

„Ach, wenn Du wüßtest, wie mir die Anwesenheit dieses Herrn zuwider ist! ... Sobald er eintrat, erinnerte ich mich an das, was Du mir gesagt hast ... und mein Vater ist so freundschaftlich gegen ihn: er hat ihn schon eingeladen, lange, vielleicht mehrere Monate hier zu bleiben ... ach, Marianne, ich meine, ich hasse diesen Menschen."

„Ei, mein Kind, Sie müssen sich nicht zum Voraus quälen ... Man weiß ja auch nicht, ob es dem Herrn hier so gut gefällt, daß er nicht mehr fort will ..."

„O, ich will das Meinige dazu beitragen, daß er sich langweilt; ich stehe Dir dafür, daß ich nichts zu seiner Unterhaltung thun werde."

„Nehmen Sie sich in Acht, Fräulein, Sie dürfen auch Ihren Herrn Vater nicht ärgern."

„O, ich werde höflich sein . . . aber weiter nichts; man kann mich wahrscheinlich nicht zwingen, liebenswürdig zu sein . . . zudem bin ich es jetzt ohnehin nie! . . . Abermals ein Fremder hier . . . abermals Jemand, der uns hinderlich sein wird, meinen Sohn zu besuchen . . . meinen Sohn, welcher so hübsch wird . . . mir zulächelt . . . mich versteht und bald mit mir sprechen wird."

„Wir gehen deßhalb doch nach Champrozay, Fräulein. Potz Kuckuk! der Herr wird nicht immer auf unserer Ferse sein. Ich hoffe nicht, daß er hierher gekommen ist, um uns auszuspioniren."

„O, einerlei! . . . es wäre mir viel lieber gewesen, wenn er gar nicht gekommen wäre. Ach, Marianne! . . . wenn er, als er das erste Mal da war, Etwas bemerkt hätte!"

„Gehen Sie, Sie sind närrisch, mein Kind . . . Bedenken Sie doch, daß, da seither nichts Ihre Lage verrathen hat, dieser Gedanke Niemand kommen konnte; selbst Die, die ihn etwa hätten fassen können, als sie Sie damals sahen, würden jetzt glauben, sich getäuscht zu haben."

„Du beruhigst mich, Marianne, und doch . . . ich weiß nicht, ob es von der Erinnerung an jene Zeit herkommt . . . wage ich es nicht, diesen Herrn anzusehen. Nicht wahr, er sieht böse aus?"

„Böse? . . . das weiß ich nicht gerade . . . aber er hat eine ernste Miene; der junge Mann muß nicht heiter sein . . . Gleichviel, ich will ihm doch sein Zimmer richten."

Caroline kehrt so spät als möglich in den Salon zurück: sie fürchtet das Zusammentreffen mit Herrn Daverny; aber dieser, der einen langen Spaziergang mit dem Obersten gemacht hat, kommt mit seinem Wirthe erst zur Zeit des Mittagessens nach Hause. Bei Tische weist Herr von Melleval Carl den Platz neben seiner Tochter an, und diese Anordnung macht Carolinen von Neuem beben, die befürchtet, sich die rücksichtsvolle Aufmerksamkeit und die Unterhaltung ihres Nachbars gefallen lassen zu müssen.

Aber in Kurzem ist sie hierüber beruhigt; Herr Daverny spricht sehr wenig und erweist ihr bloß die in guter Gesellschaft übliche Höflichkeit. Wenn der neue Gast des Obersten bisweilen seinen Blick auf Carolinen ruhen läßt, so wendet er das Gesicht gleich ab, wenn er glaubt, das junge Mädchen könnte auf seine Seite herüber sehen wollen. Da er überdies dem Gespräche des Fräuleins Ophelia Gehör gibt, welche ebenfalls neben ihm sitzt und entzückt ist, Jemand zu haben, mit dem sie sich von Italien und Rom unterhalten kann, so ist Herr Carl Daverny ein sehr bequemer Nachbar für Carolinen, denn er scheint sich eben so sehr davor zu fürchten, mit ihr zu sprechen, als sie ihn anzuhören.

Abends spielt der Oberst mit Carl und Herrn Dugrandet Billard, und wenn der alte Banquier nicht kommt, so setzt sich Herr von Melleval, der sehr gern Schach spielt und in seinem neuen Gaste einen ebenbürtigen Gegner gefunden hat, an's Schachbrett und weicht bis zum Schlafengehen nicht mehr davon.

Caroline weiß dem Schachspiel Dank, während Fräulein Ophelia oft wiederholt:

„Es scheint, daß Herr von Melleval diesen Herrn nur für sich allein behalten will. Ich begreife nicht, wie ein nur einigermaßen galanter Mann Schach spielen kann! Herr Daverny scheint sich freilich nicht sehr um die Damen zu bemühen ... Er spricht sehr wenig; ich halte ihn zwar für ziemlich unterrichtet ... aber an seiner Liebenswürdigkeit zweifle ich sehr. Er sieht zu nachdenklich aus für einen jungen Mann; es ist nichts Ungezwungenes, Lebenslustiges in seinen Manieren ... in diesem Menschen ist keine Poesie!“

„Sie würden Herrn Theophilus Minot vorziehen?“ sagt Caroline lächelnd.

„Ach, meine theure Freundin, sprechen Sie mir nicht von diesem Wesen, oder Sie erregen meinen Ekel! ... Und die Familie Troussard, die mitten im Sommer aufpackt, um ihm nach-

zurennen ... ist das nicht zu komisch? ... Er wird bestimmt die dicke Therese nie heirathen."

„Warum nicht, wenn er sie liebt!"

„Ach ja, dumm genug ist er freilich dazu."

In den ersten Tagen nach Carl Daverny's Ankunft bei dem Obersten war Caroline trauriger und ernsthafter als gewöhnlich; aber nach und nach gewöhnt sie sich an die Gegenwart ihres neuen Gastes, und da derselbe sich dem Anscheine nach nicht um sie bemüht, nie ihren Schritten folgt und sich nur mit ihr unterhält wie mit Jedermann, ohne sie in ein besonderes Gespräch verwickeln zu wollen, so denkt die Tochter des Obersten, daß ihre Befürchtungen ungegründet gewesen seien, denn Herr Daverny scheint durchaus nicht darauf auszugehen, ihr den Hof zu machen.

Wenn man übrigens mit einander auf dem Lande wohnt, so bieten sich tausend Gelegenheiten dar, mit Jemand unter vier Augen zusammenzukommen, selbst wenn man es gar nicht sucht. So hat Carl mehr als einmal, wenn er in den Salon trat, Niemand gefunden als Carolinen, die dort arbeitete. Dann schien er eben so verlegen als Fräulein von Melleval und verfehlte nicht, nachdem er ein paar Mal im Zimmer auf und abgegangen, sich unter irgend einem Vorwand wieder zu entfernen. Begegnete Carl der Tochter des Obersten im Garten, so stand er, sobald er sie von Ferne bemerkte, still, und schlug, nachdem er sie eine Weile, ungesehen von ihr, betrachtet hatte, einen andern Weg ein, als ob er gefürchtet hätte, sie in ihrem Spaziergang zu stören.

Caroline beobachtete mehrmals das sonderbare Betragen Herrn Daverny's gegen sie und dachte dann: „O, um so besser, ich gefalle ihm nicht ... ich bin recht froh darüber. Welcher Unterschied zwischen diesem jungen Mann und Arthur! ... Arthur ist so hübsch ... er hat eine so schöne Haltung, so viel Anmuth in seinem Wesen ... so viel Sicherheit in Allem, was er unternimmt ... er ist so liebenswürdig, so heiter ... dieser ist ...

ich weiß zwar selbst nicht recht, wie er aussieht, ich sehe ihn nie an, aber ich merke wohl, daß er keine liebenswürdige Miene hat ... er spricht fast nichts ... er ist so ernst ... beinahe traurig; kurz, er hat nichts, was gefällt! Aber Arthur ... ach! was mag aus ihm geworden sein?“

Bei ihrem Sohne suchte Caroline Zerstreuung von ihren Qualen, und so oft Herr von Melleval mit Carl Daverny auf die Jagd ging, begab sie sich mit Mariannen zu der Amme ihres kleinen Paul.

Nach einem sechswöchentlichen Aufenthalt bei dem Obersten kündigte Herr Daverny an, daß er genöthigt sei, nach Paris zurückzukehren, wo er Geldangelegenheiten in Ordnung zu bringen habe.

„Gehen Sie, mein Freund,“ sagt Herr von Melleval zu Carl, „aber erinnern Sie sich, daß Sie hier stets willkommen sind, daß ich Sie mit Ungeduld erwarte, daß ich mich bereits an Ihre Gesellschaft gewöhnt habe und daß ich nun in einem Alter bin, wo das Glück bloß noch in Gewohnheiten besteht.“

„Ich werde Sie nächsten Winter wieder besuchen,“ entgegnet Daverny, „denn ich wäre sehr undankbar, wenn ich die Theilnahme nicht tief empfände, die Sie mir beweisen.“

Mit diesen Worten verbeugte sich der junge Mann achtungsvoll vor Carolinen und wollte sie so verlassen, als der Oberst zu ihm sagte:

„Wie? Sie wollen meiner Tochter keinen Kuß geben? Verabschiedet man sich so von seinen wahren Freunden?“

Carl kehrt zu Carolinen zurück; er war blaß und schien zu zittern, als er sich ihr näherte. Endlich berührten seine Lippen die Wangen des jungen Mädchens und er entfernte sich dann rasch.

„Ein sonderbarer Junge!“ ruft Herr von Melleval lächelnd aus, „bei den Damen ist er so schüchtern wie ein junges Mäd-

chen. In diesem Jahrhundert übrigens, wo die Verkehrtheit auf's Aeußerste getrieben wird, ist die Achtung für das weibliche Geschlecht eine seltene Eigenschaft: Carl gleicht den gegenwärtigen jungen Leuten nicht."

Dann wandte sich der Oberst an seine Tochter mit den Worten:

„Ei, jetzt kennst Du den Sohn des Majors ... sage mir wie er Dir nun gefällt?"

„Mein Gott! lieber Vater... ich finde ihn ... wie das erste Mal, als ich ihn sah."

„Damals sagtest Du mir, Du habest ihn nicht angesehen."

„Wenn er nur Ihnen gefällt, mein Vater ... mehr ist nicht nöthig."

„Und Dir gefällt er also gar nicht?"

„Mir, mein Vater? ... Alle Ihre Freunde gefallen mir."

Der Oberst machte abermals eine mißmuthige Bewegung und entfernte sich von Carolinen, welche dachte: Hatte Marianne wohl Recht?

Der Winter kam und da konnte man sich nicht mehr so leicht nach Champrozay begeben, denn Herr von Melleval ging wenig aus, und wenn seine Tochter davon sprach, einen Spaziergang mit ihrer Wärterin zu machen, entgegnete er:

„Es ist zu kalt; ich gebe nicht zu, daß Du ausgehst!... um einen Husten zu bekommen und krank zu werden wie vergangenen Winter. Nein, nein ... bleibe bei mir oder ergehe Dich im Garten, das ist genug."

Sie mußte ihrem Vater gehorchen und oft mehr als vierzehn Tage zubringen, ohne ihren Sohn zu küssen; aber dann besann man sich auf einen Vorwand, um Mariannen mit Aufträgen auszuschicken, und das gute Mädchen eilte trotz des Schnees und Eises zu der Amme. Sie sah das Kind, küßte es und kehrte zu dessen Mutter mit dem Troste zurück:

„Er ist gesund! er wird immer hübscher, er geht auf wie die

Küchlein in der Pfanne. Geduld . . . der Frühling kommt wieder und dann können Sie ihn oft küssen."

Caroline vergoß Thränen, verwünschte die lange Dauer des Winters und murmelte:

„Wann darf ich endlich meinen Sohn in meiner Nähe haben! . . . Marianne, Du hast mir versprochen, wenn er groß sei, ein Mittel zu finden, ihn in's Haus zu bringen."

„Ja, allerdings, aber das Kind ist noch nicht groß genug dazu. Glauben Sie, man könne dem Obersten einen kleinen Fratzen vorstellen, der noch nicht einmal ein Jahr alt ist? . . . Wenn er zwei Jahre alt sein wird und ordentlich gehen kann, dann wollen wir sehen."

„Ach, wie lange ist das noch!" seufzte die junge Mutter, nach der Gegend hinblickend, wo ihr Sohn weilte.

Der alte Staatsdiener und seine Nichte waren nach Paris zurückgekehrt, obgleich es für Herrn von Bieussec gleichgültig war, wo er sich aufhielt, wenn er nur einen guten Tisch, ein gutes Bett und ein gutes Feuer hatte. Aber Ophelia langweilte sich auf dem Lande, sie langweilte sich auch in Paris; sie wäre gerne wieder nach Rom, nach Italien oder sonstwohin gegangen; sie brauchte Bewegung, Veränderung, ja selbst eine Umwälzung. Denn die Leute, die nirgends glücklich sind und immer wollen, was sie nicht haben, würden Revolutionen herbeiwünschen, um Aufregung zu bekommen, und Erdbeben, um sich zu zerstreuen.

Im Laufe des Winters kam Carl Daverny dreimal zu dem Obersten; sein Aufenthalt dauerte jedesmal eine Woche, und seine Unterredungen mit Carolinen waren immer gleich höflich, aber auch immer gleich kalt und zurückhaltend.

Endlich bekamen die Bäume wieder den Schmuck ihres Laubwerks; die Landschaft wurde wieder heiter, fröhlich und belebt. Dann konnte Caroline, unter dem Vorwand, einen kleinen Spaziergang zu machen, Morgens früh fortgehen und sich in das

Dorf begeben, wo man ihr Kind aufzog. Der kleine Paul war etwas mehr als ein Jahr alt; er war nicht dick, pausbackig und roth wie die meisten Bauernkinder, sondern er war niedlich und zart wie seine Mutter; indeß zeigten sein rosiger Teint und die Lebhaftigkeit seiner Augen eine gute Gesundheit an.

„Der liebe Kleine wird nicht stark!“ sagte Caroline, ihren Sohn betrachtend.

„Ei, mein Gott, Fräulein,“ entgegnete Marianne, „die Dicksten gerathen nicht immer am besten. Solche wie der unserige sind im Gegentheil fast nie krank. Man braucht nicht gerade ein Herkules zu sein, um sich wohl zu befinden.“

Das Kind fing an, einige Worte zu stammeln.

„Wenn er sprechen kann,“ sagte Caroline, „lehre ich ihn „Mama“ sagen.“

„Hüten Sie sich wohl,“ schalt Marianne, „da könnten Sie etwas Schönes anrichten! Wenn wir dann später einen Vorwand finden, um das Kind in unser Haus aufzunehmen, so würde es daran gewöhnt sein, Sie seine Mutter zu nennen und so vor allen Leuten zu Ihnen sagen. O nein, nein! Sie dürfen keine Unbesonnenheit begehen.“

Caroline schwieg, aber in ihrem Innern dachte sie: „ich muß meinen Sohn doch einmal Mama zu mir sagen hören . . . ich werde nicht eher glücklich sein, als bis er mich so genannt hat.“

Der Sommer hat Ophelia und ihren Oheim nicht auf den Landsitz des Obersten zurückgeführt. Die Nichte des Herrn von Bieussec hatte nämlich dem alten Staatsbeamten weis gemacht, es gebe in den Pyrenäen eine warme Quelle, welche das verlorene Gesicht und Gehör wieder herstelle und vom Husten kurire, und Ophelia's Onkel hat sich zum Besuch dieser Wunderquelle verführen lassen, die sich seine Nichte entschlossen hat, überall zu suchen, selbst bei der vollständigsten Ueberzeugung, sie nirgends zu finden.

Die Familie Troussard kommt auch nicht auf ihr Landgut;

aber zu Anfang des Sommers erhielten alle Ortsnotabilitäten von Dravell einen Brief, worin ihnen die Heirath des Fräuleins Therese Troussard mit Herrn Theophilus Minot mitgetheilt wurde.

Als Herr von Melleval dieses Schreiben empfing und seine Tochter von dem Inhalte desselben unterrichtete, sagte er mit fast ärgerlichem Tone zu ihr:

„Du siehst, Caroline, alle jungen Frauenzimmer verheirathen sich . . . denn es bleibt Einem am Ende doch nichts Anderes übrig; nur Du . . . Du allein schmollst und weinst und willst mich nicht anhören . . . wenn ich vom Heirathen spreche."

Caroline sucht eine gleichgültige Miene anzunehmen und entgegnet:

„Aber, Vater, wenn ich mich glücklich fühle, wie ich bin, warum soll ich meine Lage verändern? . . . Und abgesehen davon, wer steht Ihnen dafür, daß mich Jemand wollte?"

„Wenn's nur das ist, meine liebe Tochter, so weiß ich Jemand, der Dich liebt . . . Dich anbetet . . . und stolz wäre, Dein Gatte zu sein."

„Wer denn, mein Vater?"

„Carl Daverny."

„Herr Daverny? . . . O, Sie irren sich! Ich bin es fest überzeugt . . . Herr Carl denkt nicht an mich . . . er hat nie ein Wort, eine Silbe mit mir gesprochen . . . die mich auf diese Vermuthung hätte bringen können."

„Weil Du selbst ihn so kalt behandelst, so wenig Freundschaft gegen ihn an den Tag legst, daß ihn dieses nicht ermuthigen konnte."

„Hat er sich über mein Betragen gegen ihn beklagt?"

„Nein, meine Tochter. Carl ist unfähig, sich über Dich zu beklagen; er hat mir nicht einmal gesagt, daß er Dich liebe, und doch weiß ich es bestimmt; denn als ich ihn ein einziges Mal

fragte, ob er mein Sohn sein wolle, nahm er meine Hand, drückte sie innig in der seinigen und antwortete nur: „„Das wäre ein großes Glück für mich . . . aber es müßte vor allen Dingen das Glück Ihrer Tochter sein.'" Das ist Alles, was Carl zu mir gesagt hat; aber es ist genug für mich, der ich ihn kenne, ihn zu würdigen weiß, um überzeugt zu sein, daß er Dich liebt und Dein Gatte zu werden wünscht. Aber euch jungen Mädchen gefallen nur galante, brausende oder romanhafte junge Leute! Wenn sie ihrer angeblichen Gefühle wegen nicht tausenderlei Unsinn gemacht, nicht gedroht haben, sie bringen sich um, wenn ihre Leidenschaft nicht von euch erwidert werde, so glaubt ihr armen Närrinnen, die ihr seid, nicht, daß ihr geliebt werdet! . . . Die Leute, die am innigsten lieben, sind beinahe immer die, welche am wenigsten davon sprechen; es ist mit der Liebe wie mit dem Muthe: diejenigen, welche am meisten damit prahlen, sind oft die Feigsten."

Caroline gibt keine Antwort, aber sie weint, denn noch nie hat ihr Vater so entschieden über seine Absichten mit ihr gesprochen. Als der Oberst seine Tochter Thränen vergießen sah, konnte er seinen strengen Ton nicht mehr beibehalten, er schloß sie in seine Arme, küßte sie und sagte:

„Ei, jetzt weinst Du sogar? . . . Mein Gott! Du wirst Dir am Ende Kummer machen und krank werden, weil ich vom Heirathen mit Dir spreche! Du weißt wohl, daß ich Dich nie zu Etwas zwingen werde, was gegen Deine Neigung ist . . . daß ich Dir nicht wehe thun will! . . . Nun, weine nicht mehr, vielleicht läßt Du Carl selbst später Gerechtigkeit widerfahren. Ich will Dich nur glücklich wissen, aber ich will nicht, daß Du weinest."

Caroline küßt ihren Vater und dankt ihm für seine Güte; aber von diesem Augenblicke an ist es ihr, als ob sie die Gegenwart Daverny's noch mehr fürchte und Jemand hassen müße,

der daran denke, sie zu heirathen: dann theilt sie ihrer Vertrauten das Gespräch mit dem Obersten mit, und Marianne ruft aus:

„Sie sehen, daß ich mich nicht getäuscht habe . . . Herr Daverny ist in Sie verliebt.“

„In mich verliebt? . . . Das ist ja nicht möglich, meine Liebe; dieser Herr spricht kaum mit mir, sieht mich nie an; scheint mir sogar aus dem Wege zu gehen . . . denn wenn er mich im Garten in einer Allee erblickt, schlägt er sicher eine andere ein. Benimmt man sich so, wenn man Jemand liebt?“

„Es ist wahrscheinlich die Manier dieses Herrn, so die Cour zu machen; sie ist freilich komisch . . . demungeachtet! . . .“

„Nein er liebt mich nicht, aber vielleicht wünschte sein Vater diese Verbindung; der meinige hat ihm wohl auch zu verstehen gegeben, daß es ihn freuen würde, ihn seinen Sohn zu nennen, und Herr Daverny hat... ohne Zweifel aus Höflichkeit ... geantwortet: daß es auch ihn beglücken würde . . . und deßhalb will man uns zusammengeben.“

„Sich aus Höflichkeit heirathen! . . . das ist eine starke Abkühlung.“

„O . . . Du weißt wohl, Marianne, daß das nie sein kann! . . . Habe ich nicht meinen Sohn . . meinen lieben Paul? . . . Nun wohl, wenn es sein muß, werfe ich mich meinem Vater zu Füßen und bekenne ihm meinen Fehltritt.“

„O, Fräulein, das muß man erst thun, wenn kein anderes Mittel mehr übrig bleibt.“

„Jetzt fühle ich aber, daß mir der Anblick des Herrn Carl noch weit unerträglicher sein wird! . . . Seit ich weiß, daß er davon gesprochen hat, mich zu heirathen, werde ich es nicht mehr wagen, mich in seiner Nähe aufzuhalten.“

„Sie müssen nicht thun, als ob Sie Etwas wüßten, und da er kein Wort von seiner Liebe gegen Sie fallen läßt, werden Sie auch nicht in die Lage kommen, ihm darauf zu antworten.“

„Und ich glaube, daß er bald wieder kommen wird . . . mein Vater erwartet ihn . . . und jetzt, wo weder Ophelia noch ihr Oheim bei uns ist . . . und auch die Familie Troussard nicht mehr hier wohnt . . . unsere Gesellschaft sich somit nur auf Herrn und Madame Dugrandet beschränkt, die uns nicht alle Tage besuchen, wie soll ich es da machen, um nicht öfters allein mit diesem Herrn zu sein?“

„Da Sie sagen, daß er Sie fliehe, und Sie ihn Ihrerseits nicht suchen, werden Sie ihm wahrscheinlich nicht oft begegnen.“

„Ach, das ist gleich, meine Liebe, ich sehe voraus, daß ich diesen Sommer recht unglücklich sein werde.“

Herr Carl Daverny stellte sich in der That bald wieder bei Herrn von Melleval ein, aber sein Betragen gegen Caroline ist immer das nämliche. Wenn er bisweilen in den Salon kommt, während sich die Tochter des Obersten allein dort befindet, einen Stuhl nimmt und sich in ihrer Nähe niedersetzt, so weiß Caroline jeder Zeit einen Vorwand zu finden, um das Zimmer zu verlassen. Dann sieht ihr Carl traurig nach; er wendet seine Blicke nicht von ihr ab, bis sie verschwunden ist; allein er folgt ihr nicht und vermeidet den ganzen Tag sorgfältig, wieder mit ihr zusammen zu treffen.

Daverny hatte mehrmals Carolinens Verlegenheit bemerkt, wenn sie der Oberst, dem ihr langes Ausbleiben Morgens auffiel, fragte, nach welcher Gegend hin sie einen Spaziergang gemacht habe; er hatte es ebensowohl bemerkt, daß Fräulein von Melleval lieber allein mit Marianne ging, als irgend eine von ihrem Vater vorgeschlagene Promenade anzunehmen. Weit entfernt, sich als Carolinens Cavalier anzutragen oder sie in die Umgegend zu begleiten, ließ es sich Carl immer angelegen sein, den Obersten früh zum Ausgehen zu bewegen oder ihn durch eine Schachparthie zu zerstreuen, wenn er die Abwesenheit seiner Tochter hätte bemerken können.

Um die Mitte des Sommers kam Herr Troussard nach Draveil, aber nur allein. Man erfuhr in der Gegend bald, daß er bloß gekommen war, um sein Landhaus zu verkaufen; er sagte es selbst zu dem Obersten, als er diesem einen Besuch machte und sich bei demselben zum Essen einlud an einem Tage, wo Herr und Madame Dugrandet gerade auch zu Gaste waren.

„Ei, was! Sie verkaufen das Haus, das Ihnen so lieb war?“ sagte Herr von Melleval zu Herrn Troussard.

„Ja, wir verkaufen es, weil mein Tochtermann Minot kein Freund vom Landleben, besonders von Draveil ist; er hat bestimmt erklärt, er werde den Fuß nicht mehr hierher setzen. Da hat dann meine Frau gesagt: „‚Wenn unsere Kinder nicht in unser Landhaus gehen, so langweile ich mich dort; ich will auch nicht mehr hin . . . wir wollen es verkaufen.‘“

„Ich möchte doch wissen, woher die Abneigung Ihres Eidams gegen diese Gegend kommt,“ sagte Madame Dugrandet, Herrn Troussard mit boshafter Miene betrachtend. Der ehemalige Geschäftsmann entgegnete jedoch gutmüthig:

„Ich begreife sie nicht; wenn man aber mit meinem Tochtermann Minot von Draveil spricht, so wird er übler Laune und macht ein sonderbares Gesicht.“

„Hat Ihr Herr Tochtermann noch immer seinen Hund Castor, der so gut apportiren konnte?“ fragte Madame Dugrandet lächelnd weiter.

„Nein, er hat ihn weggegeben . . . er hat ihn, glaub' ich, hergeschenkt . . . Warum? weiß ich nicht, denn es war ein Thier voller guten Eigenschaften.“

„Welches sehr hübsche Kunststücke mit seinem Herrn machte.“

Herr Troussard, der ein schwaches Gedächtniß hatte, verstand den Scherz nicht. Er verabschiedete sich von seinen ehemaligen Nachbarn in Draveil, indem er sie zu einem Mittagessen nach Paris einlud; allein wahrscheinlich in der Befürchtung, daß man

seine Einladung annehmen, ihn besuchen und um ein Essen ansprechen möchte, kehrte er auf der Stelle wieder zurück und sagte zu der Gesellschaft:

„Wenn Sie uns in Paris besuchen, so kommen Sie früh, weil wir den Tag über nie zu Hause sind . . . wir essen bei meinem Tochtermann und führen keine eigene Küche; ... es ist meiner Frau so lieber . . . und mir auch."

Der Oberst lächelte über diese Erläuterung, während Madame Dugrandet ausrief:

„Herr Troussard kann ruhig sein, wir werden ihn in Paris nicht besuchen; es war schon genug, daß wir ihn auf dem Lande ertragen mußten."

Der Sommer verging, ohne irgend eine Veränderung in Carolinens Lage herbeizuführen. Carl Daverny war oft in Draveil, aber er hatte mit Fräulein von Melleval kein Wort von seiner Liebe und seinem Wunsche, sie zu heirathen, gesprochen. Auch der Oberst hatte nichts mehr über diese Verbindung geäußert; er fürchtete, Carolinen zu betrüben, und hoffte, die Gewohnheit, Carl zu sehen und mit ihm zusammen zu leben, werde zwischen den beiden jungen Leuten eine Vertraulichkeit herbeiführen, die der Liebe wenigstens ähnlich wäre.

Der Winter stellte sich wieder mit seinen traurigen, kurzen, kalten Tagen ein. Caroline mußte sich abermals häufig des Glückes berauben, welches sie in Champrozay genoß. Aber die Gesundheit des Obersten wurde schwankend: ohne gerade krank zu sein, ging er doch wenig aus; seine auf dem Felde der Ehre erhaltenen Wunden verursachten ihm Schmerzen, und sein größtes Vergnügen war, seine Tochter um sich zu haben. Diese setzte die Mutterliebe der Kindesliebe hintenan; außerdem hatte Marianne zu ihr gesagt:

„Der kleine Paul ist jetzt schon größer, er kann allein gehen. Künftigen Sommer werde ich eine Geschichte erdenken . . . und

die Sachen so einleiten, daß wir das Kind Ihrem Vater als den Sohn einer meiner ohne Vermögen verstorbenen Verwandten vorstellen; man wird es sehr einfach finden, daß ich mich desselben annehme . . . und Herr von Melleval mir gestatten, ihn in seinem Hause zu behalten. Dann können Sie ihn alle Tage, alle Stunden sehen und mit ihm spielen, so oft Sie wollen . . . das wird Niemand auffallen; aber Sie dürfen ihm nicht sagen, Sie Mama zu nennen, das würde sonst meine ganze Geschichte verderben."

Caroline schwieg, aber der Wunsch, sich bei diesem den Ohren einer Mutter so süßen Namen nennen zu hören, war stärker als alle Vernunftgründe Mariannens, und während sie sich im Geheimen mit der Verfertigung von Kleidungsstücken für ihren Sohn beschäftigte, sagte sie oft vor sich hin:

„Ich werde suchen, nächsten Sommer einmal allein nach Champrozay zu gehen, und während Marianne abwesend sein wird, werde ich meinen Sohn lehren, mich seine Mutter zu nennen . . . ich werde ihm aber genau einprägen, mich nur so zu heißen, wenn er mit mir allein ist. Mein Sohn ist sehr verständig und sehr gehorsam, er wird Alles thun, was ich wünsche."

Diese von Caroline so ersehnte Zeit rückte endlich heran. Die mit den schönen Tagen sich bessernde Gesundheit des Obersten gestattete ihr häufige Ausflüge nach dem Dorfe zu machen, wo der kleine Paul auferzogen wurde; aber Marianne wollte ihre junge Herrschaft immer begleiten, denn sie befürchtete stets eine Unbesonnenheit von Seiten Carolinens, deren mütterliche Liebe sich mit jedem Tage zu steigern schien.

Man war in der Mitte des Juli. Marianne ging nach Paris: Herr von Melleval hatte ihr verschiedene Commissionen aufgetragen, die ihr einen zweitägigen Aufenthalt in der Hauptstadt nöthig machten, und nach ihrer Rückkehr sollte sie der Uebereinkunft gemäß von dem Kinde sprechen, welches sie für den Sohn einer ihrer Verwandten ausgeben wollte.

Carl Daverny war seit einigen Tagen bei Herrn von Melleval eingetroffen, und da er dem Obersten beständig Gesellschaft leistete, wollte Caroline diese Gelegenheit benützen, ihren Sohn zu besuchen, ihn zu küssen und sich an ihm zu weiden, ohne daß Marianne hinter ihr stehe und ihr Klugheit anempfehle.

Das Wetter war prächtig, die Luft mild und der Himmel rein. Caroline entfernte sich nach dem Frühstücke und nahm, in einen leichten Shawl gehüllt, einen großen Strohhut mit einem einfachen Band auf dem Kopfe, ihren Weg nach Champrozay. Flüchtig wie eine Gazelle, flink wie eine Gemse berührte ihr Fuß kaum den Rasen; man hätte glauben können, sie fliege statt zu gehen; denn die Freude verleiht Flügel, und Caroline war nie so glücklich gewesen, als in diesem Augenblicke.

In weniger als einer Stunde langt sie in dem Dorfe bei der Amme ihres Sohnes an. An den Liebkosungen, womit Caroline den kleinen Paul überschüttete, hatte die Bäuerin schon längst das Geheimniß der Geburt ihres Pfleglings geahnt; aber sie stellte sich, als ob sie Nichts wisse, denn man bezahlte sie zu gut, daß sie nicht gerne geschwiegen und sich glücklich geschätzt hätte, die Amme dieses Kindes gewesen zu sein.

Caroline trifft ihren Sohn mit seinen Milchbrüdern spielend und stolz darauf an, seit einigen Tagen die Kleider seines Geschlechts tragen zu dürfen; sie nimmt Paul bei der Hand, und um ungestörter mit ihm allein zu sein, verläßt sie die Wohnung der Amme und lenkt ihre Schritte dem nicht weit vom Dorfe entfernten Walde zu. Caroline wird nicht müde, ihren Sohn zu bewundern, der ihr in seinen Höschen und seiner kleinen Blouse noch viel hübscher scheint. Der kleine Paul lächelte seine Mutter an, die er schon recht gut kannte und seine liebe Freundin nannte. Er ließ manchmal ihre Hand los, um vor ihr her zu laufen und eine Blume zu brechen, die er ihr dann zeigte, wofür ihm jedesmal eine neue Liebkosung zu Theil ward.

Caroline geht mit ihrem Sohn in den Wald hinein. Die Hitze des Tages machte einen kühlen Schatten wünschenswerth. Am Rande eines Pfades angekommen, wo die Sonne nicht durchscheinen konnte, setzte sich die junge Mutter auf den Rasen, nahm ihren Sohn auf den Schooß und sagte zu ihm:

„Hier sind wir allein, Niemand kann uns hören. Sieh, liebes Kind, wenn Du mich recht gern hast, mußt Du mich Mama nennen, denn ich bin Deine Mutter! . . . Sie wollen es nicht leiden, daß ich es sage, aber Du sollst es wissen . . . Du bist mein Sohn! . . . hörst Du, mein Sohn? . . . Jetzt sage zu mir: „Mama, liebe Mama!"“

Das Kind blickt Carolinen an, lächelt ihr zu, indem es erwidert:

„Ja, meine liebe Freundin.“

„Nicht so . . . „Mama" mußt Du sagen . . . denn es wird mich weit glücklicher machen, diesen Namen aus Deinem Munde zu hören! . . . Mein lieber Sohn . . . Du bist Alles, was mir übrig bleibt . . . Dein Vater hat mich verlassen . . . vielleicht auf immer verlassen . . . aber Du wirst mir Alles ersetzen! . . . Geh', sag' einmal: „Mama, ich habe Dich recht lieb . . ."“

Der kleine Paul bietet seiner Mutter seine Wange hin und antwortet:

„Ja, meine liebe Freundin, ich habe Dich recht lieb! . . .“

„Mein Gott . . . Du verstehst mich also nicht? . . . Du mußt nicht sagen: „meine Freundin" . . . Du mußt sagen: „Mama." . . . Komm, sage einmal mit mir: „Mama!"“

„Ma . . . ma.“

„So ist es recht! . . . sage es noch einmal.“

„Mama.“

„O, wie glücklich bin ich! . . . Jetzt sage noch einmal: „Mama, ich habe Dich recht lieb!"“ . . .

Der kleine Paul wiederholt die Phrase, die ihm seine Mutter

gelehrt hat, und diese, überglücklich vor Freude, drückt ihren Sohn an ihre Brust und bedeckt ihn mit Küssen.

Aber in diesem Augenblicke vernimmt man eine Stimme in dem Walde: es ist die des Herrn von Mellerval, der Carl Daverny ruft.

Als Caroline die Stimme ihres Vaters erkennt, bleibt sie wie vom Blitze gerührt stehen, und gleich darauf dringen folgende Worte in ihr Ohr:

„Hierher, Carl ... dieser Weg führt uns in das Dorf Champrozay, und auf diesem begegnen wir vielleicht meiner Tochter."

Diese Worte bringen Carolinen außer Fassung. Sie befürchtet, daß wenn ihr Vater nach Champrozay gehe, er dort die Amme ihres Kindes sehen und entdecken werde, daß sie sich seit zwei Jahren heimlich an diesen Ort begebe; kurz, sie sieht schon ihren Fehltritt entdeckt, ihren Vater ihr fluchend. Um nun diesem Unglück auszuweichen, hält sie es für gerathen, ihrem Vater entgegenzugehen, da dieser dann ohne Zweifel nicht weiter gehen und nach Draveil zurückkehren werde. Rathlos, was sie thun soll, außer sich, vor Angst zitternd, ihr Vater möchte plötzlich vor sie treten, setzt Caroline ihr Kind an den Fuß eines Baumes und sagt zu ihm:

„Bleibe hier, lieber Kleiner, gehe nicht weg, ich komme gleich wieder: ich will schon einen Vorwand finden . . . Hier, nimm dieses Taschentuch... ich kehre schnell zurück, indem ich sage, ich habe es verloren . . . denn wenn Dich mein Vater in diesem Augenblicke sähe, würde ihm meine Bestürzung Alles verrathen. Ich muß ihn von diesem Ort zu entfernen suchen; bleibe hier . . . bleibe hier sitzen."

Caroline drückt einen Kuß auf die Stirne des Kindes und eilt nach der Richtung hin, wo sie den Obersten hat herkommen hören.

Der kleine Junge bleibt einen Augenblick unter dem Baume

sitzen, aber an's Spielen, Laufen und Springen gewöhnt, steht er gleich hernach auf, um eine Blume zu pflücken, die ihn anzieht; etwas entfernter sieht er wieder eine, die ihm auch gefällt, dann wieder eine, deren Farbe ihm noch schöner däucht. Er thut sie alle zusammen: er will einen Strauß daraus machen: aber während er von Blume zu Blume läuft, bemerkt er nicht, daß er sich von dem Orte entfernt, wo ihn seine Mutter zurückgelassen hatte. Endlich, nachdem das Kind, von dem Laufen ermüdet, den Kopf erhebt und sich umschaut, sieht es wohl rings um sich her große Bäume, aber den Rasenhügel nicht mehr, auf den man es niedergesetzt hatte.

Ein Gefühl der Furcht ergriff das Kind allmählig, denn je weiter es lief, desto dichter und finsterer wurde der Wald. Der Knabe wendete seine Augen, in denen bereits Thränen glänzten, überall hin und rief:

„Mama! Mama! ich habe Dich recht lieb!“

Niemand antwortet der Stimme des kleinen Paul; er glaubt in der Entfernung Tritte zu hören und lauft weiter vorwärts, aber er hat sich getäuscht, er begegnet Niemand. Des Laufens müde, setzt er sich unter einen Baum, und dort stammelt er mit beklommenem Herzen und zitternder Stimme auf's Neue:

„Mama! ich habe Dich recht lieb ... komm' doch ... meine liebe Freundin! ... Du hörst ja, daß ich Mama sage.“

Allein die tiefste Stille herrschte fortwährend im Wald. Das Kind fängt wieder an, auf's Gerathewohl fortzulaufen; aber bald macht sich die Ermüdung und der Hunger fühlbar, die Fußpfade des Waldes verfinstern sich mehr und mehr, denn der Tag beginnt sich zu neigen. Da setzt sich der kleine Paul abermals unter einen Baum: er weint, er ruft; doch nun führt die Ermattung, die er empfindet, den Schlaf herbei, und seine Augen schließen sich, während sein Mund noch stammelt:

„Mama! ... ich habe Dich recht lieb!“

Dreizehntes Kapitel.

Das Delirium.

Nachdem Caroline ihren Sohn unter dem Baum gelassen hatte, war sie schnell weggeeilt, und befand sich bald vor ihrem Vater und Carl Daverny.

Der Oberst stieß beim Anblick seiner Tochter einen Freudenruf aus; er zwang sich indeß, eine strenge Miene anzunehmen, weil er sie zanken wollte, daß sie sich allein so weit von Draveil entfernt habe.

„Caroline," sagte Herr von Melleval, „ich meine, Du gehest häufig genug mit Mariannen spazieren, daß Du wohl hättest heute bei uns bleiben oder uns wenigstens bitten können, Dich zu begleiten, wenn Du so große Lust zum Ausgehen hattest. Aber nein! das Fräulein entfernt sich, allein, ohne ein Wort zu sagen! ... sie durchstreift die Felder wie eine Romanheldin. Als ich nach meiner Tochter fragte, hieß es, sie sei ausgegangen! da dachte ich, wir wollen dem Fräulein nachlaufen, und es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir sie nicht finden sollten. Und der gute Carl wollte Dich noch vertheidigen . . . mich veranlassen, zu Hause zu bleiben, und Dich zu erwarten! O nein! ... Ich wiederhole Dir übrigens, Caroline: ein wohlerzogenes Mädchen streift nicht so allein im Freien herum ... das schickt sich nicht, und ich hoffe, daß es nicht mehr vorkommen wird ... Und dazu noch so weit zu gehen ... eine ganze Stunde weit! ... Wäre ich nicht einigen Landleuten begegnet, die Dich vorbeigehen sahen und mir den Weg zeigten, den Du eingeschlagen hattest, so wäre ich nie darauf gekommen, Dich hier zu suchen! ..."

Während sie ihr Vater zankte, gab sich Caroline alle Mühe, ihre Bestürzung zu verbergen und ihre Ungeduld zu unterdrücken.

Carl, der ihr die Angst in den Gesichtszügen ansah, sagte schnell zu dem Obersten:

„Da wir jetzt Ihrer Fräulein Tochter begegnet sind, scheint es mir überflüssig, unsern Spaziergang weiter auszudehnen... Was meinen Sie, Herr Oberst?“

„Sie wollen also nicht nach Champrozay gehen?“

„Wozu? ... Es kommt indeß auf Fräulein Caroline an.“

„Ich wollte gerade nach Hause,“ stammelte des Obersten Tochter.

„Nun, so sei's,“ sagte Herr von Melleval. „Im Ganzen genommen ist auch nichts Merkwürdiges in Champrozay zu sehen... es ist ein Dorf wie alle Dörfer... gehen wir also wieder nach Draveil zurück... Carl, führen Sie meine Tochter.“

Der Oberst machte sich wieder auf den Weg. Carl näherte sich Carolinen und war im Begriff, ihr seinen Arm anzubieten, aber er blieb betroffen über die Bestürzung und Blässe des jungen Mädchens stehen.

„Was ist Ihnen, Fräulein?“ fragte er sie halblaut.

„Nichts, mein Herr... aber... ich habe so eben bemerkt, daß ich hier in der Nähe... an einem Orte, wo ich mich niedergesetzt hatte!... mein Taschentuch habe liegen lassen... gehen Sie nur voran... ich komme gleich nach.“

Carl hat nicht geantwortet, sondern nur zum Zeichen der Einwilligung mit dem Kopfe genickt und geht vorwärts, doch hält er sich in einiger Entfernung von dem Obersten, damit dieser nicht bemerken könne, daß ihm seine Tochter nicht folgt.“

Caroline eilt zu der Stelle zurück, wo sie ihren Sohn gelassen hat, und tröstet sich mit dem Gedanken: „Ich will ihn in meine Arme nehmen und zu seiner Amme zurücktragen: dann kann ich in einem Augenblick meinen Vater wieder einholen, und dieser wird nichts merken.“

Aber wie den Schrecken und die Besorgniß der jungen Mutter schildern, als sie ihren kleinen Paul nicht mehr an dem Orte findet, wo sie ihn zurückgelassen hatte! Ihre Blicke haften auf

dem Rasen und richten sich fragend nach den umstehenden Bäumen, indem sie zu sich sagt: „Hier habe ich ihn doch gelassen, ach freilich! . . . hier ist der Platz, wo wir Beide saßen . . . Was ist denn aus ihm geworden? . . . Paul! Paul! Wo bist Du? . . . Antworte mir!“

Des Kindes Stimme läßt sich auf den Ruf seiner Mutter nicht hören, und Caroline, zitternd und verzweifelnd, irrt auf's Gerathewohl umher; sie ruft, kehrt wieder um und jammert:

„O, mein Gott, Du wirst mich doch meines Sohnes nicht berauben wollen!“

Plötzlich erwacht ein Gedanke in Carolinens Seele: ihr Sohn wird sich aus dem Walde entfernt haben und in's Dorf zurückgekehrt sein, oder hat ihn vielleicht ein Bauer dahin zurückgebracht. Diese Hoffnung belebt sie; sie verläßt den Wald, schlägt den kürzesten Weg ein, eilt oder fliegt vielmehr nach Champrozay, tritt in der Amme Haus und ruft aus:

„Er ist da! nicht wahr? . . . Er ist zurückgekommen, man hat ihn zurückgebracht?“

„Wen denn, Fräulein?“ fragt die Bäuerin, erstaunt über Carolinens Aufregung und Bestürzung.

„Der kleine Paul, mein Sohn . . . denn Ihr wißt wohl, daß es mein Kind ist . . . Ihr hattet sicher errathen, daß ich seine Mutter bin.“

„Mein Gott, Fräul . . . Madame, das liebe Kind ist nicht da; Sie wissen ja, daß Sie den Kleinen selbst mitgenommen haben, um mit ihm spazieren zu gehen.“

„Nicht da? . . . O, mein Gott! . . . er hat sich also im Walde verirrt! . . . Aber ich werde ihn wiederfinden . . . ich muß ihn wiederfinden.“

Und ohne auf die Fragen der Bäuerin zu antworten, entfernt sich Caroline wieder; sie stürzt abermals dem Walde zu, durchstreift ihn nach allen Richtungen, wobei sie die Luft von

dem Namen ihres Kindes ertönen läßt. Mit jedem Augenblick wächst ihr Schrecken und ihre Verzweiflung; sie weiß sich nicht mehr zu rathen und zu helfen. Oft kehrt sie auf einen Platz zurück, den sie eben erst verlassen hat; sie verliert den Kopf, es schwindelt ihr vor den Augen, und ihre Stimme erlischt; endlich sinkt sie alles Gefühls beraubt auf den Boden.

Aber Carl hatte Carolinens Angst und Bestürzung wahrgenommen und war, nachdem er einige Zeit gegangen war, stehen geblieben, um auf sie zu warten, indeß er den Obersten ruhig seinen Weg fortsetzen ließ. Beunruhigt, Fräulein von Mellevel so lange nicht zurückkommen zu sehen, entschließt er sich endlich wieder umzukehren; er hat sie in den Wald hineingehen sehen und begibt sich auf den von ihr eingeschlagenen Pfad. Nach kurzer Zeit fällt ihm ein Gegenstand in's Auge: er tritt näher ... es ist die Tochter des Obersten, die ohnmächtig unter einem Baume auf dem Boden liegt.

Carl kniet neben Caroline nieder, schließt sie in seine Arme, sucht sie zu beleben: sie bleibt in demselben Zustande. Vergeblich schreit und ruft er um Hülfe: Niemand kommt und das arme Mädchen ist dem Tode nahe. Da nimmt Carl die Ohnmächtige auf seinen Arm, richtet sich mit Kraft in die Höhe und trägt seine kostbare Bürde zum Walde hinaus.

Der Wagen eines Landmannes fuhr auf der Chaussée einher.

„Ich gebe Euch, was ihr verlangt," schreit Daverny dem jungen, auf dem Wagen sitzenden Burschen zu, „aber helft um Gottes Willen dieses junge Fräulein in Euern Wagen schaffen, und führet uns nach Draveil ..."

Der Landmann zeigt sich bereitwillig. Er richtet einige Säcke, einige Bund Stroh zurecht, um das Fräulein darauf zu legen. Caroline ist bald auf den Wagen gebracht und Daverny unterstützt, neben ihr sitzend, ihren Kopf und lauscht fortwährend ihrem Herzschlage.

Man erreicht Draveil gerade in dem Augenblicke, als der Oberst in sein Haus treten wollte. Er bleibt starr vor Bestürzung stehen, als er seine immer noch besinnungslose Tochter erblickt, welche Daverny auf dem Arme trägt."

„Was ist denn meiner armen Caroline geschehen?" ruft der Oberst aus, indem er die eiskalten Hände seiner Tochter in den seinigen zu erwärmen sucht.

„Ich weiß nicht, Herr Oberst . . . Ihr Fräulein Tochter hatte mich von Neuem verlassen . . . weil sie, wie sie sagte, ein Taschentuch beim Eingang in den Wald verloren hatte. Ich wartete ziemlich lange auf sie, endlich, als ich mir ihre lange Abwesenheit nicht erklären konnte, kehrte ich in den Wald zurück, um sie zu suchen, und fand sie da besinnungslos unter einem Baume liegen."

„Daverny, eilen Sie fort, einen Arzt zu holen; lassen Sie sich den Weg zu dem besten zeigen, er wohnt nahe am Dorfe; ich will unterdessen für meine Tochter sorgen. Ach, wenn nur die Marianne da wäre . . . aber gehen Sie, eilen Sie, mein Freund."

Daverny läßt sich diese Worte nicht zweimal wiederholen; er ist schon weit entfernt, als der Oberst, der Carolinen auf ihr Bett hatte bringen lassen, diese durch das Einathmen von Essenzen wieder in's Leben zu rufen sucht.

Lange Zeit sind die Bemühungen des Obersten fruchtlos, aber endlich kehrt Caroline zum Gefühle des Daseins zurück. Ein tiefer Seufzer entringt sich ihrer Brust und sie spricht mit starker Stimme hastig die Worte:

„Verloren! verloren! dieses theure Kind! . . . O nein, ihr müßt mir es wieder zurückgeben, ihr, die ihr mir's genommen habt . . . denn man hat es mir genommen . . . man hat mir es entführt."

„Meine arme Tochter!" spricht der Oberst vor sich hin; „sie

hat das Delirium, sie redet von einem verlorenen Kind. Aber was kann sie denn in diesen Zustand versetzt haben? Ist es ein Schrecken? . . . Ist es die Folge eines Unfalles?"

Carl kommt mit einem Arzt zurück; dieser prüft das junge Mädchen, erklärt, sie habe eine heftige Gehirnentzündung, man solle sie keinen Augenblick allein lassen, verschreibt Recepte und geht, mit dem Versprechen, auf den Abend wieder zu kommen, fort.

„Herr von Melleval," ruft Daverny aus, nachdem sich der Doktor entfernt hat, „es muß die ganze Nacht Jemand bei Ihrer Tochter bleiben: überlassen Sie dieses mir. Die gute Marianne ist abwesend, Ihre Gesundheit ist zu schwach, um eine solche Anstrengung auszuhalten . . . lassen Sie mich bei Ihrer Caroline wachen und seien Sie ohne Sorgen; ihre Gesundheit ist mir eben so theuer wie Ihnen selbst."

Der Oberst drückt dem jungen Manne die Hand und erwidert:

„Ja, ich weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann; allein wenn meine Tochter in Gefahr ist, will ich mich nicht von ihr trennen."

„Das ist sie nicht . . . der Arzt kennt ihre Krankheit . . . er hat versprochen, sie zu retten."

„Nun, er wird heute Abend noch einmal kommen . . . wir wollen hören, was er sagt."

Der Arzt kommt in der That noch einmal, er sieht nichts Beunruhigenderes in Carolinens Zustand und wiederholt:

„Es ist eine Gehirnentzündung, das ist sehr schlimm . . . wenn aber kein besonderer Unfall dazu tritt, wird man davon geheilt."

„Meine Tochter befand sich heute Morgen wohl," sagt der Oberst, „denn sie ging aus, um einen Spaziergang im Freien zu machen. Als wir ihr begegneten, klagte sie nichts, dann verließ sie mein junger Freund einen Augenblick und fand sie nach

einer Weile besinnungslos auf dem Boden liegen ... So fängt, meiner Ansicht nach, eine Krankheit nicht an; Herr Doktor."

„Allerdings nicht ... diese Ohnmacht ist ohne Zweifel die Folge eines großen Schreckens oder einer Nervencrisis ... aber die Kranke ist jetzt außer Stand, uns dieses zu erklären. Wir wollen sie vor allen Dingen gesund machen ... und werden dann später erfahren, was in Ihrer Fräulein Tochter eine solche Bewegung hervorbrachte, die sie nicht auszuhalten vermochte."

Der Arzt geht und Herr von Melleval bleibt bis spät in der Nacht mit Carl in dem Zimmer seiner Tochter. Caroline war in eine tiefe Abmattung versunken, kein Wort kam über ihre Lippen, und der Oberst glaubte schon, das Delirium habe nachgelassen.

Gegen ein Uhr Morgens bringt es Carl endlich dahin, daß Herr von Melleval einwilligt, sich zur Ruhe zu begeben. Der Oberst betrachtet noch einmal seine Tochter, drückt einen leisen Kuß auf die schweißbedeckte Stirne der jungen Kranken und entfernt sich, vorsichtig gehend, um kein Geräusch zu machen. Im Augenblicke, als er zur Thüre hinaus will, ruft Caroline die Worte aus:

„Mein Sohn! mein Sohn! Wo ist er? Gebt ihn mir zurück! ... Verloren ... verloren im Walde! Ach, ich Unglückliche!"

Der Oberst bleibt stehen und wendet sich gegen Carl, der dicht beim Bette der Kranken steht.

„Hat meine Tochter nicht gesprochen?" fragt Herr von Melleval.

„Ja ... einige unzusammenhängende Worte," entgegnet Carl ganz verlegen; „aber es ist schon vorbei, sie ist ruhiger, sie spricht nichts mehr ... der Anfall ist vorüber."

„Wenn wir genau auf das hören, was sie in ihrem Delirium sagt, so können wir vielleicht errathen, was ihr einen so

großen Schrecken verursacht hat," versetzt der Oberst, zu Carl zurückkehrend. „Was hat sie so eben gesprochen?"

„Ich habe es nicht genau verstanden, Herr Oberst; sie klagte ... sie sprach vom Walde."

„Vom Walde? . . . Sonderbar . . . heute Morgen rief sie aus, man habe ein Kind verloren!"

„Während des Fiebers kreuzen sich so viele Ideen in unserm kranken Geiste! . . . Doch Sie sehen, daß sie ruhiger geworden ist; ich bitte Sie, Herr Oberst, gönnen Sie sich ein wenig Ruhe."

„Ich will es thun, aber erweisen Sie mir den Gefallen, Carl, und merken Sie recht auf, wenn meine Tochter spricht: suchen Sie einige Sätze, einige Worte davon zu behalten ... dadurch werden wir hoffentlich auf den Grund des schreckenregenden Zustandes kommen, in welchem Sie sie angetroffen haben."

„Ja, Herr Oberst, ich verspreche es Ihnen, ich will genau aufmerken . . . aber es wird immer später und Sie müssen von den vielen Aufregungen und Anstrengungen ganz erschöpft sein. Machen Sie sich nicht auch krank."

Von den Bitten des jungen Mannes bewegt, gab Herr von Melleval endlich nach. Er verließ Carolinens Zimmer, und Carl, der ruhiger geworden zu sein schien, seit der Oberst nicht mehr da war, setzte sich wieder an das Bett der Kranken nieder. Er wich die ganze Nacht nicht von dieser Stelle, die Blicke beständig auf Carolinen geheftet, und empfand keinen Augenblick das Bedürfniß des Schlafes.

Der neue Tag traf Carl bei der jungen Kranken wachend. Herr von Melleval erscheint bald, um sich nach dem Befinden seiner Tochter zu erkundigen.

„Ihr Zustand ist immer ungefähr derselbe," antwortet Carl traurig; „doch ist sie seit Anbruch des Tages ruhiger geworden."

„Hat sie heute Nacht häufige Anfälle von Delirium gehabt?"

„Ja, mein Herr."

„Hat sie viel gesprochen? . . . Haben Sie verstanden, womit sie sich am meisten beschäftigte?“

„Sie hat gesprochen . . . aber meist unzusammenhängende Worte; sie ging immer plötzlich von einem Gegenstand zum andern über . . . Es wäre eine Kunst, irgend einen Zusammenhang aus den ihr entschlüpften Worten zu bilden.“

„Das arme Kind! Welches Ereigniß kann wohl ihre Ohnmacht herbeigeführt haben?“

Marianne kam im Laufe des Vormittags von Paris zurück. Als sie Carolinen im Bette findet und sieht, daß sie von der, welche sie erzogen hat, nicht mehr erkannt wird, weint das arme Mädchen, jammert und fragt, was ihrer lieben Herrin begegnet sei.

Der Oberst erzählt ihr die Ereignisse des vorhergehenden Tages, Carolinens Spaziergang, den Ort, wo er ihr begegnet ist, ihr nochmaliges Weggehen und den Zustand, worin sie Carl im Walde von Sénart gefunden hat.

Während Marianne Herrn von Melleval zuhört, erröthet und erblaßt sie abwechselnd, denn das gute Frauenzimmer zweifelt nicht daran, daß dem kleinen Paul Etwas zugestoßen sein müsse, und dieses die Ohnmacht ihrer jungen Gebieterin herbeigeführt habe. Nachdem Marianne die Kranke zärtlich geküßt hat, empfiehlt sie dieselbe von Neuem ihrem Vater und Carl, und sagt, indem sie sich wieder entfernt, man habe ihr einen berühmten Arzt genannt, der in der Umgegend wohne, den wolle sie aufsuchen.

Allein Marianne lenkt ihre Schritte nach Champrozay; sie eilt zu der Amme und fragt nach dem kleinen Paul . . . Die Bäuerin theilt ihr weinend mit, was Tags vorher geschehen ist, und sagt, sie habe das Kind nicht mehr gesehen, seit es das junge Fräulein mit sich genommen, und nachher nach demselben gefragt habe. Marianne zerfließt in Thränen, verzweifelt fast, fordert die Amme auf, neue Nachforschungen in der Umgegend anzustellen, und verspricht ihr eine reichliche Belohnung, wenn

es ihr gelinge, das Kind wiederzufinden, welches man Carolinen vielleicht gewaltsam entrissen habe. Dann kehrt sie, auf dem ganzen Wege schluchzend, nach Draveil zurück.

„Meine arme Gebieterin!“ denkt sie; „wenn man ihr ihr Kind genommen hat, wundert es mich nicht mehr, daß sie in dieses abscheuliche Delirium gefallen ist . . . Wer mag ihr aber ihr Kind genommen haben?“

Marianne kommt zurück, um ihre Stelle an dem Krankenbette Carolinens einzunehmen, indem sie versichert, daß sie nicht mehr davon weichen werde, bis ihre junge Herrin wieder vollkommen hergestellt sei.

„Und der Arzt, von dem Sie gesprochen haben?“ fragt der Oberst.

„Man weiß nicht, wo er sich derzeit aufhält, mein Herr, aber vertrauen Sie mir die Pflege Ihrer Tochter an . . . ich werde sie nicht eine Sekunde mehr verlassen . . . und so treulich für sie sorgen, daß sie uns erhalten bleiben muß.“

„Ja,“ sagt der Oberst, Mariannens Hand drückend, „ich weiß, wie theuer Ihnen meine Tochter ist! . . . Ach, wenn unsere Liebe sie retten könnte, wäre sie bald genesen, denn wir haben sie Alle recht lieb . . . und heute Nacht hat sich's Carl durchaus nicht nehmen lassen, bei ihr zu wachen . . . Wir wollen hoffen, daß sie durch unsere Sorgfalt und unsere Liebe gerettet wird . . . Was mich betrifft, so fühle ich, daß ich nicht im Stande wäre, den Verlust meiner Tochter zu ertragen . . . ich kann mich sogar mit dem Gedanken nicht vertraut machen, daß ein solches Ereigniß eintreten könnte.“

Daverny bemüht sich, Herrn von Melleval zu trösten und zu beruhigen. Der Arzt besucht Carolinen wieder, welche fortwährend in einer tiefen Bewußtlosigkeit daliegt, die mit Anfällen von Delirium abwechselt. Der Doktor schüttelt traurig den Kopf und murmelt:

„Es muß ein fürchterliches Ereigniß eingetreten sein, um einen solchen Zustand herbeizuführen.“

Marianne weicht keinen Augenblick von dem Lager der jungen Kranken. Mitten in der Nacht, während sie allein bei Carolinen war, erhob sich diese plötzlich halb in ihrem Bette, schaute um sich her und blickte Mariannen lange starr an. Diese hoffte, ihre junge Gebieterin werde sie erkennen; sie sprach mit ihr, küßte sie, drückte ihre Hände, aber Caroline erwiderte diese Beweise von Zärtlichkeit nicht, sondern rief plötzlich aus:

„Ihr wißt es nicht? . . . ich hatte einen Sohn . . . einen Sohn von Arthur, welchen ich heimlich in Champrozay erzog . . . denn mein Vater hätte mich vielleicht verflucht, wenn er es gewußt hätte . . . Ach, diesen Sohn habe ich verloren . . . verloren im Walde; ich habe ihm gerufen . . . ihn gesucht . . . er hat mir nicht geantwortet. Ach, was wird Marianne sagen . . . wenn sie erfährt, daß ich meinen Sohn nicht mehr habe! . . . Kommt mit, wir wollen ihn suchen . . . kommt mit zurück in den Wald!“

Damit machte das junge Mädchen eine Anstrengung, aus dem Bette zu steigen, aber Marianne schloß sie in ihre Arme, hielt sie zurück und brachte es so weit, sie zu beruhigen. Bald darauf sank Caroline wieder auf ihr Bett zurück und eine tödtliche Ermattung folgte auf das Delirium.

„Die arme Kleine,“ sprach Marianne für sich, „sie hat ihren Sohn im Wald verloren! . . . Ach, warum habe ich sie auch nur einen Tag verlassen! . . . dann wäre dieses Ereigniß nicht vorgefallen. Was wird aus dem armen Kinde geworden sein? . . . Ist man ihm begegnet, hat man es aufgenommen, gerettet? . . . Mein Gott, wer vermag uns Auskunft hierüber zu geben?“

Bald erwachten andere Betrachtungen in dem Innern Mariannens: sie zitterte bei dem Gedanken, daß Caroline in ihrem Delirium das Geheimniß verrathen könnte, welches sie Beide so sorgfältig verbargen.

„Vergangene Nacht," sagte Marianne vor sich hin, „hat Herr Daverny bei ihr gewacht . . . ach, großer Gott! wenn sie je etwas Aehnliches gesprochen hat! . . . was muß der junge Mann denken? . . . Und wenn Herr von Melleval seine Tochter von ihrem Kinde sprechen hörte, wäre Alles verloren! . . . Arme Caroline! . . . O, großer Gott! füge es wenigstens, daß diese Anfälle des Deliriums nur bei Nacht eintreten . . . wenn ich allein bei ihr bin . . . damit ihr Vater nicht bei ihren Worten erröthen muß."

Dann warf sich Marianne neben dem Bette auf die Knie nieder und flehte die ganze Nacht zum Himmel um Rettung für die Kranke.

Vierzehntes Kapitel.

Eine Heirath.

Vierzehn Tage sind verstrichen und Caroline hat ihre Besinnung noch nicht erlangt; auf das Delirium folgt immer eine vollständige Ermattung und Abgespanntheit. Indessen entschlüpfen der Tochter des Obersten meist nur Nachts, wenn Marianne allein bei ihr wacht, Worte, welche ihr Geheimniß verrathen könnten. Die treue Dienerin dankt dem Himmel, der ihr Gebet erhört zu haben scheint. Sind Herr von Melleval und Carl gegenwärtig, und läßt die Aufregung der Kranken einen Anfall von Delirium befürchten, so weiß der Sohn des Majors, sei es aus Zufall, oder um dem Vater den Anblick von Carolinens Leiden zu ersparen, immer denselben aus ihrer Nähe zu entfernen.

In einer Nacht endlich öffnet Caroline, nachdem sie den ganzen Tag in vollständiger Erschöpfung zugebracht hatte, die Augen; sie scheint aus dem Schlafe, aus einem Traume zu er-

wachen ... sie erkennt Mariannen, ruft ihr und fragt sie, was geschehen sei.

Das gute Mädchen eilt zu ihrer jungen Gebieterin hin und vergießt Thränen der Freude, indem sie ausruft: „Sie erkennen mich also endlich? Ach, nun sind Sie gerettet!"

So lange Marianne dieses spricht, kehrt in Carolinen die Erinnerung zurück: sie langt mit der Hand an ihre Stirne und murmelt:

„Es ist also kein Traum? ... Das schreckliche Ereigniß ist mir wirklich begegnet ... ich habe meinen Sohn ... meinen Sohn verloren!"

Marianne sieht wohl ein, daß in diesem Augenblicke jede Schonung unnütz wäre, und außerdem ist es besser, das Herz Carolinens schmerzlich zu treffen, als sie wieder in ihr Delirium versinken zu lassen; und dann ist sie da, um mit der jungen Mutter zu weinen, die Erzählung ihres Unglücks anzuhören und ihr einige Hoffnung einzusprechen. Daher sucht die treue Dienerin ihre junge Gebieterin nicht zu täuschen; sie drückt Carolinens Hände und sagt:

„Nun sind Sie im Stande, mir zu erzählen, wie sich das Unglück zugetragen hat. Sagen Sie mir Alles und ich zweifle nicht daran, daß der Himmel uns das theure Kind wiederfinden läßt."

Ehe Caroline Worte finden kann, vergießt sie einen Strom von Thränen; aber diese Thränen erleichtern ihr bedrängtes Herz und bekunden, daß mit dem Gefühle ihrer Leiden auch ihre Vernunft wieder völlig zurückgekehrt ist. Sie erzählt Mariannen genau, was ihr begegnet ist, und als sie geendet hat, ruft die treue Wärterin aus:

„Ihr Kind wird von Jemand gefunden und mitgenommen worden sein; darüber besteht gar kein Zweifel; denn wenn es im Walde geblieben wäre, hätte man es gesehen; dieser Wald ist

sehr besucht . . . es gehen fast zu jeder Zeit Leute hindurch. Ach wenn Sie wüßten, was ich für Nachsuchungen und Nachforschungen von den Landleuten habe anstellen lassen! Man wird den kleinen Paul mitgenommen haben, er war so hübsch . . . es hat ihn sicher Jemand gefunden . . . das arme Kind konnte noch nicht recht sagen, wo es zu Hause sei und man hat vielleicht ein gutes Werk zu verrichten geglaubt, als man sich seiner annahm. Fürchten Sie daher Nichts für sein Leben; man kann nicht so barbarisch sein, einem so kleinen Kinde Etwas zu Leide zu thun. Es gibt keine Wölfe in diesem Walde, also ist ihm auch kein Unglück zugestoßen. Was das Wiederfinden anbetrifft, so mag es allerdings schwierig sein; aber Ihre Trostlosigkeit, und wenn Sie sich zu Tode grämen, wird die Sache nicht fördern. Fassen Sie Muth, suchen Sie das Unglück zu ertragen . . . erhalten Sie sich für Ihren armen Vater. Ach, wenn Sie wüßten, wie viel Kummer es ihm gemacht hat! Nun, Sie werden sehen, wie sehr er seit Ihrer Krankheit abgefallen ist . . . und wenn Sie stürben, so würde er Sie sicher nicht überleben."

Diese einfachen, aber wahren Worte Mariannens drangen bis zu Carolinens Herz; sie reicht ihrer Pflegerin die Hand und erwidert:

„Ich werde Muth haben, Marianne, ich will meine Leiden zu ertragen suchen; außerdem sagt mir Etwas in der Tiefe meiner Seele, daß ich meinen Sohn eines Tages wiedersehen und wiederfinden werde! . . . Geh' aber jetzt schnell zu meinem Vater und sage ihm, daß ich wieder zur Besinnung zurückgekehrt sei und ihn zu umarmen wünsche."

Marianne hört Carolinens Worte kaum zu Ende an; sie eilt zu dem Obersten und ruft ihm schon von Weitem zu: „Kommen Sie, gnädiger Herr, unser theures Kind ist gerettet! kommen Sie! . . . O, sie wird Sie jetzt erkennen . . . denn sie hat mich auch erkannt!"

Der Oberst wagt kaum, dieser Nachricht Glauben zu schenken, indeß steht er auf, folgt Mariannen schleunig und liegt bald in den Armen seiner Tochter. Seine Thränen fließen mit den ihrigen, er hört ihre theure Stimme ihn mit den süßesten Namen nennen; kurz, er hat sein Kind wieder gefunden.

Nach einigen der innigsten Zärtlichkeit gewidmeten Momenten blickt Herr von Melleval um sich her, und jetzt fällt sein Auge auf Carl, der in einer Ecke des Zimmers steht und sich nicht zu rühren wagt, aus Furcht, die rührende Scene, die sich seinen Blicken darbietet, zu unterbrechen.

„Treten Sie näher, treten Sie näher, mein Freund!“ ruft der Oberst, Daverny die Hand entgegenstreckend. „Meine Tochter ist mir wiedergeschenkt! . . . Sie müssen unsere Freude theilen, gleichwie Sie unser Leid getheilt haben . . . Sie sind kein Fremder mehr für uns. Caroline! Carl hat während Mariannens Abwesenheit bei Dir gewacht . . . er war unermüdlich und bot Allem auf, Dein Delirium zu beruhigen und zu beschwichtigen . . . Ach, wir haben einen wahren Freund an ihm . . . und Solche, deren Hingebung sich in den Tagen der Betrübniß verdoppelt, sind selten.“

Carl nähert sich mit verlegener Miene und stammelt einige Worte der Entschuldigung, ohne es zu wagen, seinen Blick zu Carolinen zu erheben. Diese begnügt sich damit, ihm ihre Hand zu reichen; er nimmt dieselbe und drückt sie an seine Lippen; aber sein Mund berührt sie kaum, denn es schien ihm bereits, wie wenn Caroline eine Bewegung gemacht hätte, sie zurückzuziehen.

„Kannst Du uns jetzt nicht mittheilen, was Dir im Walde begegnet ist?“ fragt Herr von Melleval seine Tochter. „Carl fand Dich ohnmächtig . . . welche Ursache hat dieses Ereigniß herbeigeführt?“

Caroline erblaßt, ihre Augen füllen sich mit Thränen. Carl nimmt hastig das Wort:

„Herr Oberst,“ sagt er, „Ihre Fragen scheinen das Fräulein

in diesem Augenblicke anzustrengen; es wäre vielleicht nicht vorsichtig, sie an das, was sie damals so erschütterte, zu erinnern: wir wollen warten, bis sie wieder gänzlich hergestellt ist."

„Sie haben Recht, mein Freund," entgegnet Herr von Melleval, „Sie sind vernünftiger als ich. Meine Tochter ist gerettet, das ist die Hauptsache! Nun wollen wir uns nur damit beschäftigen, ihre Genesung zu beschleunigen."

Von diesem Tage an ist das Fieber von Carolinen gewichen, sie kann bald aufstehen, und, auf den Arm ihres Vaters gestützt, im Garten spazieren gehen. Aber die Rückkehr ihrer Kräfte hat das Lächeln nicht auf ihre Lippen zurückgeführt; ihre Stirne ist immer blaß und sorgenvoll, ihr Blick traurig auf die Erde gerichtet, und sie wendet oft das Gesicht ab, um die aus ihren Augen quellenden Thränen zu verbergen. Herr von Melleval hat seine Tochter wiederholt gefragt, was im Walde Veranlassung zu ihrer Ohnmacht gegeben habe, aber Caroline läßt es bei der Antwort bewenden: sie erinnere sich an nichts und wisse nicht, wie dieser Unfall an sie gekommen sei.

Marianne macht häufig Ausflüge nach Champrozay; sie durchstreift die Umgegend des Dorfes, befragt die Landleute, die Flurschützen, die Holzhacker, um eine Spur des verlorenen Kindes aufzufinden, aber sie kehrt immer nach Draveil zurück, ohne irgend Etwas entdeckt zu haben, und Caroline braucht, wenn sie Mariannen wiedersieht, nicht lange zu fragen: sie sieht es ihr an den Augen an, daß ihre Bemühungen abermals fruchtlos waren.

Die Zeit verstreicht. Caroline ist wieder nach Champrozay gegangen; sie hat den Wald besucht und Thränen auf der Stelle vergossen, wo sie ihren Sohn verlassen, aber sie hat nichts erfahren, nichts über das Schicksal ihres Kindes erkunden können; sie ist daher auch immer traurig und nachdenklich. Allein in Gegenwart ihres Vaters zwingt sie sich zu einem Lächeln; denn Herr von Melleval, der schon vor der Krankheit seiner Tochter unwohl

war, hat durch diese einen Stoß erlitten, von dem er sich nicht mehr erholen kann; wenige Monate haben ihn um mehrere Jahre altern gemacht, und Caroline erschrickt über die Veränderung, die sie in den Zügen ihres Vaters wahrnimmt.

Der Winter ist zurückgekehrt, aber Carl verließ den Landsitz des Obersten fast nicht mehr. Wenn er davon sprach, sich wieder nach Paris zu begeben, zankte der Oberst.

Eines Tages, als Daverny abermals zur Abreise geneigt zu sein schien, nimmt ihn Herr von Melleval bei der Hand und sagt mit bewegter Stimme zu ihm:

„Sie wollen mich verlassen? und ich habe nur noch Sie zum Freunde und zum Troste . . . und Sie wissen wohl, daß meine theuersten Hoffnungen auf Ihnen beruhen.“

„Diese werden sich nie verwirklichen,“ entgegnet Carl mit einem tiefen Seufzer.

„Und warum beharren Sie auch darauf, meiner Tochter Ihre Liebe nicht zu erklären!“

„Weil ich sehe, daß ich nicht das Glück habe, ihr zu gefallen und trostlos wäre, ihr den mindesten Kummer zu verursachen; deßhalb bitte ich Sie auch flehentlich, nie Ihr väterliches Ansehen zu benützen, um Ihr Fräulein Tochter zu bestimmen, mir Ihre Hand zu bewilligen.“

„Ich begreife diesen Eigensinn nicht!“ sagt der Oberst. „So soll also eine Verbindung, die alle meine Wünsche gekrönt hätte, nicht stattfinden, weil der Herr meiner Tochter nicht sagen will, daß er sie liebe und glücklich sein würde, ihr Gatte zu werden . . . und das bloß deßhalb, weil er sich einbildet, sie könne ihn nicht leiden! . . . Aus welchen Gründen schließen Sie jedoch auf das? Sie wären, glaube ich, sehr in Verlegenheit, mir sie anzugeben. Gewiß ist übrigens, daß Sie eine sonderbare Manier haben, die Cour zu machen . . . vielleicht sollte Ihnen meine Tochter zuerst sagen, Sie möchten sie zur Frau nehmen.“

Carl schweigt. Der Oberst entfernt sich mißlaunig; er ist den ganzen Tag traurig und mürrisch. Als Caroline sich Abends allein mit ihrem Vater befindet, nähert sie sich ihm, nimmt ihn bei der Hand und fragt:

„Fühlen Sie sich heute leidender, lieber Vater?“

„Ja?“ erwidert Herr von Melleval; „aber was liegt Dir an meiner Gesundheit? was kümmert es Dich, ob Dein Vater jenes Wohlbehagen, jene Zufriedenheit empfinde, die unsern Kräften Stärkung verleiht? ... Ich fühle wohl, daß es nicht mehr lange mit mir dauern wird ... die Strapazen des Krieges haben mich frühzeitig abgenützt ... aber das betrübt mich, daß mich meine Tochter wehmüthig und unzufrieden aus dieser Welt scheiden läßt.“

„Ach, mein Vater, können Sie so mit mir sprechen,“ ruft Caroline, sich in ihres Vaters Arme werfend, aus, „mit mir, die Sie so zärtlich liebt ... die ihr Leben geben würde, um das Ihrige zu verlängern!“

„Mein liebes Kind, leere Worte und schöne Redensarten beweisen sehr wenig! ... Durch Handlungen zeigt man seine Anhänglichkeit, seine Liebe ... Es würde mich glücklich machen, Dich als Carl Daverny's Gattin zu sehen ... denn dieser junge Mann ist Deiner würdig, davon bin ich überzeugt ... Ueberdieß bist Du bald einundzwanzig Jahre alt und solltest schon längst verheirathet sein ... Hast Du etwa den dummen Einfall, immer Jungfrau bleiben zu wollen? ... Pfui! alte Jungfern sind flüchtige Werbpflichtige, die in ihrem zwanzigsten Jahre der Einberufung nicht Folge geleistet haben und ihr Leben lang eine schiefe Stellung in der Gesellschaft einnehmen. Wenn ich sterben muß, ohne Dich unter der Obhut eines Gatten zu wissen ... so werde ich ein schmerzliches Gefühl mit in's Grab nehmen ... und ich meine, ich werde dort nicht in Frieden ruhen können! ...“

„Vater, Vater!“ schreit Caroline, vor dem Obersten auf

die Kniee sinkend, „ich will nicht, daß Sie unglücklich seien... es ist besser, daß ich allein leide. Ich will Ihren Tod nicht herbeiführen... Sie sollen nicht an meiner Zärtlichkeit für Sie zweifeln... Wohlan... ich will Herrn Daverny heirathen..."

Von der eben gemachten Anstrengung erschöpft, ließ Caroline ihren Kopf auf ihre Brust herabsinken. Der Oberst ist aber so glücklich über das, was er eben gehört, daß er seine Tochter in seine Arme schließt, an sein Herz drückt und ihr dankt; dann, gleichsam als ob er befürchtet hätte, sie möchte ihre Zusage wieder zurücknehmen, verläßt er sie schnell mit den Worten: „Ich will Carl aufsuchen... und ihm sein Glück mittheilen!... Endlich werden wir Alle glücklich werden!..."

Caroline bleibt lange wie betäubt über ihren eben gefaßten Entschluß; der Eintritt Mariannens allein erweckt sie aus ihrem Hinbrüten.

Sie eilt ihrer Wärterin entgegen und sagt zu ihr:

„Du weißt nicht, was ich eben gethan habe!... Ach, vielleicht etwas recht Schlimmes... ich habe versprochen, Herrn Daverny zu heirathen... ich... die ich Mutter bin... und einen Andern liebe! Allein mein Vater beschuldigte mich des Mangels an Zärlichkeit für ihn... er ist leidend... ich sah Thränen in seinen Augen... er sagte, meine Weigerung würde ihm das Leben abkürzen... Ach, Marianne! konnte ich meinem Vater noch länger widerstehen?"

„Nein, Fräulein, nein, das hätten Sie nicht gedurft," entgegnet Marianne. „Außerdem scheint der Himmel diese Verbindung zu wünschen: Ihr Geliebter hat Sie schändlicher Weise verlassen und Sie haben Ihren Sohn verloren!... Heirathen Sie Herrn Daverny... Sie täuschen ihn nicht, denn er sieht wohl, daß Sie ihn nicht lieben... Ich will nicht behaupten, daß Sie dadurch glücklich werden, aber Sie erfüllen den Wunsch Ihres Vaters... und erhalten ihm dadurch vielleicht länger das Leben. Dieser Gedanke wird Sie für alle Widerwärtigkeiten ent-

schädigen. Und wenn Ihnen später einst das Schicksal Ihr Kind wieder in die Hände führt, so können Sie ihm, ohne sich ihm Mutter zu nennen, ungestört Ihre Zärtlichkeit weihen, und es beständig überwachen."

Am folgenden Morgen war Caroline allein im Salon, als Carl, den sie seit dem vorhergehenden Abend nicht gesehen hatte, plötzlich eintritt und auf sie zugeht.

Caroline zittert; ein Schauer, dessen sie sich nicht erwehren kann, durchrieselt ihren Körper, als sie sich in der Nähe des Mannes befindet, den sie zu heirathen versprochen hat; sie wagt die Blicke nicht zu erheben und bleibt unbeweglich auf ihrem Stuhle. Carl scheint beinahe eben so verlegen wie Caroline, vor der er stehen geblieben war; endlich, sich gewaltsam ermannend, entschließt er sich, sie anzureden:

„Fräulein, Ihr Herr Vater hat mir mitgetheilt . . . mir ein Glück in Aussicht gestellt, womit ich mir nicht zu schmeicheln wagte . . . daß Sie einwilligen, mir Ihre Hand zu reichen."

„Ja, mein Herr," antwortet Caroline, aber mit so schwacher Stimme, daß man sie kaum vernehmen kann. Carl blickt sie nun an, wie er es noch nie gewagt hatte und ruft aus:

„Ihr Gatte zu sein . . . mich unaufhörlich damit zu beschäftigen, Ihren leisesten Wünschen zuvorzukommen, wird für mich ein süßes Loos sein! . . . Jedoch, mein Fräulein . . . wenn diese Heirath ein zu großes Opfer für Sie wäre . . . so würde ich mein Glück auf Kosten des Ihrigen nicht annehmen!"

„Herr Daverny . . . ich habe es meinem Vater versprochen . . . aber ich muß Ihnen gestehen, mein Herz . . . ist nicht mehr frei . . . ich würde Sie täuschen, wenn ich Ihnen auf Liebe Hoffnung machte."

„Ich werde mich mit Ihrer Freundschaft begnügen, mein Fräulein, und vielleicht vermag meine Hingebung . . . meine Zärtlichkeit später ein süßeres Gefühl zu erwecken."

Caroline ist im Begriff, Carlin zu antworten und würde ihm, von ihrer Freimüthigkeit hingerissen, vielleicht mehr gesagt haben, als er zu hören gewünscht hätte; aber in diesem Augenblicke tritt der Oberst in's Zimmer; sein Anblick erstickt die Worte, welche seine Tochter auf den Lippen hatte . . . sie findet sich darein, ein Unrecht zu begehen, um keine Schande auf ihren Vater zu laden.

Herr von Melleval will den Augenblick beschleunigen, der seiner Tochter einen Gatten geben soll; er scheint seine Kräfte und seine Lebhaftigkeit wieder erlangt zu haben. Er schickt Carl nach Paris, um die zu seiner Verheirathung nöthigen Papiere zu holen, beauftragt ihn auch mit allen Einkäufen sowie mit Beschaffung der Hochzeitsgeschenke und bittet ihn, sich zu beeilen. Während der Abwesenheit seines künftigen Eidams verläßt der Oberst seine Tochter keinen Augenblick; er wiederholt ihr jeden Tag, daß ihn ihre Vereinigung mit Carln glücklich mache, und Caroline hat, wenn sie ihres Vaters Freude sieht, nicht den Muth, ihn zu enttäuschen und verbirgt vor ihm die Thränen, die sie vergießt, seit sie sich anheischig gemacht hat, Daverny's Gattin zu werden.

Carl, der die Ungeduld des Obersten theilt, kehrt bald nach Draveil zurück. Man hat den Zeitpunkt nahe festgestellt; der Augenblick rückt herbei und Caroline glaubt noch eine lange Frist vor sich zu haben, als sie eines Tages ihr Vater umarmt und zu ihr sagt:

„Morgen wirst Du Daverny's Frau."

„Morgen!" murmelt Caroline. Sie erblaßt, schwankt und fühlt sich einer Ohnmacht nahe; allein der Oberst hatte die Augen auf seine Tochter geheftet, sein Blick schien im Grund ihrer Seele lesen zu wollen, und es lag etwas Strenges, Imposantes in diesem Blicke, was Carolinen zittern machte; sie senkt die Augen zu Boden und antwortet:

„Morgen? . . . ich werde gehorchen."

Marianne war immer bereit, ihre junge Gebieterin zu tröſten und zu ermuthigen.

„Das Weib eines Andern zu werden!" ſeufzte Caroline, „halte ich ſo, was ich Arthur verſprochen?"

„Und er, mein Fräulein, hat er ſeine Eide und ſeine Verſprechungen gehalten?" ſchreit Marianne; „er hat Sie vergeſſen, verlaſſen."

„Wir wiſſen ja nicht, was ihm geſchehen iſt, liebe Marianne, vielleicht wird er wider ſeinen Willen zurückgehalten! . . . es iſt ihm vielleicht auch Unglück zugeſtoßen!"

„O, was das anbetrifft, Fräulein, ſo dürfen Sie keck ſich berathen . . . Herr Arthur hat Sie nicht mehr geliebt . . . ich weiß es gewiß und ich habe es Ihnen nur früher nicht geſagt, um Ihnen keinen Kummer zu verurſachen."

„O, Du täuſcheſt mich, Marianne, Du täuſcheſt mich! Du ſagſt mir das jetzt nur, damit es mich nicht ſo ſchwer ankommen ſoll, die Gattin eines Andern zu werden."

Vergebens bemüht ſich die treue Dienerin, Carolinen zu beweiſen, daß ihr Verführer ihres Andenkens nicht werth ſei; die Tochter des Oberſten will nicht glauben, was man ihr über Arthur ſagt, aber ſie fügt ſich darein, ihrem Vater zu gehorchen, und am folgenden Morgen tritt ſie, mit einem weißen Kranz geſchmückt, den zu tragen ſie ſich innerlich ſchämt, zitternd zum Altar und reicht Carl Daverny die Hand.

Man hatte wenig Leute zu dieſer Feierlichkeit eingeladen: bloß Herr Dugräubel und ſeine Frau und einige achtbare Nachbarn wurden erſucht, der Vermählung beizuwohnen; aber die ganze Einwohnerſchaft des Dorfes war Zeuge.

„Die Braut ſieht recht blaß aus und hat recht rothe Augen," ſagten die Bäuerinnen.

„Die Handlung greift ſie an," antworteten die Jungen.

„Denn die Fräuleins in der Stadt sind nicht wie ihr: ihr nehmet einen Mann so leicht wie einen Teller voll Suppe."

„O, o, o, schwätzt Ihr so dumm! Es gibt, weiß Gott, Männer, die keine Fleischbrühe werth sind! . . ."

Und während die Landleute sich über das Brautpaar unterhalten, kehrt dieses in seine Wohnung zurück. Carl heftet oft Blicke voll glühender Liebe auf Carolinen; diese schlägt die ihrigen zu Boden, um den Augen des Mannes nicht zu begegnen, mit dem sie ihr Schicksal verbunden hat.

Herr von Melleval war hoch erfreut. Er näherte sich alle Augenblicke seiner Tochter und drückte seinen Mund auf die sorgenvolle Stirne der jungen Frau.

„Nun bist Du endlich verheirathet!" rief er aus, „nun bist Du Madame Daverny . . . Ach, ich wußte wohl, daß Du den Sohn des Majors heirathen würdest!"

Caroline lächelte ihren Vater wehmüthig an und suchte einen Seufzer zu unterdrücken, der sich ihrer Brust entrang. Aber Herr Daverny, der nicht müde wurde, seine Frau zu betrachten, bemerkte diesen Seufzer und ahnte den hinter diesem Lächeln verborgenen Schmerz. Dann verdüsterte eine Wolke der Schwermuth seine Stirne und er wurde eben so traurig als seine Neuvermählte.

Diese Heirath glich also nicht den meisten, die gefeiert werden. Diese fangen in der Regel sehr heiter an, unbeschadet dessen, daß sie anders schließen: sollte die Carolinens in Allem der Gegensatz der übrigen werden?

Fünfzehntes Kapitel.

In Paris.

Sechs Monate sind verflossen, seit Caroline Daverny's Frau geworden ist, und die beiden Gatten sind noch eben so kalt und schweigsam gegen einander wie am ersten Tage ihrer Verbindung.

Carl hat sich indessen einige Male bemüht, die Gleichgültigkeit seiner Frau zu brechen und ihre Kälte gegen ihn zu überwinden; da er sich aber überzeugt hat, daß seine Bestrebungen fruchtlos sind und Carolinen eher lästig als angenehm zu sein scheinen, so hört er auf, seine Frau von seinen zärtlichen Empfindungen zu unterhalten und beschränkt sich auf diejenigen Rücksichten, die gebildete Leute einander schuldig sind. Er scheint sich endlich in sein Schicksal zu finden und keinen Versuch zu dessen Aenderung mehr machen zu wollen.

Der Oberst hält seine Tochter für glücklich. Da er die Liebe immer militärisch betrieben hatte, glaubte er nicht, daß Gatten nothwendig in einander verliebt sein müssen. Er sah Daverny immer sehr aufmerksam gegen seine Frau und diese dem kleinsten Wünschen ihres Mannes gefügig, und dachte daher bei sich: „Das ist eine musterhafte Ehe; sie passen für einander, ich habe deshalb wohl daran gethan, sie zu vereinigen. Sie sind zwar Beide gesetzt und ernsthaft und sprechen wenig miteinander, aber ich bin im Innersten überzeugt, daß sie sich herzlich lieben.“

Der Oberst beurtheilte die beiden Gatten schlecht; ein strenger Beobachter würde — bei den Blicken, die Daverny oft auf seine Frau warf und dann mit Schmerz abwandte, wenn sich dieser ein Seufzer aus der Brust stahl, bei den heftigen, gedankenschnellen Bewegungen, die ihn antrieben, seiner Frau entgegen zu eilen und dann plötzlich wieder zwangen, stillzustehen und umzukehren, während die junge Gattin bei seinem Anlaufe zitterte,

als ob sie gefürchtet hätte, es könne ihm in den Sinn kommen, sie zu liebkosen — andere Empfindungen vorausgesetzt haben.

Glücklich die Leute, die nur nach dem Scheine urtheilen, Alles glauben, was man ihnen sagt, kurz, sich von dem Aeußern bestimmen lassen. Diese kennen keine Sorgen, keinen Kummer, keine Unruhe. Ihr haltet mir entgegen, daß sie beinahe immer getäuscht werden; nun, was liegt daran! Seid überzeugt, daß in der Welt diejenigen am glücklichsten sind, die am leichtesten getäuscht werden können.

Die Heirath seiner Tochter hatte die schwankende Gesundheit des Obersten auf einige Zeit wieder gestärkt, aber dieses Wohlbefinden war nur das Aufflackern einer Lampe, die noch einmal hell leuchtet, ehe sie ganz erlischt. Der Oberst wurde von Tag zu Tag schwächer; die zärtliche Sorgfalt seiner Tochter, die Aufmerksamkeit seines Eidams konnten das Dasein des Mannes nicht verlängern, dessen Pilgerlauf vollendet war; aber sie konnten wenigstens seine letzten Lebenstage verschönern, und Herr von Melleval vereinigte oft Carolinens und Carls Hände in den seinigen, indem er sagte:

„Seid nicht betrübt, meine Kinder; ich fühle, daß ich euch bald verlassen muß; aber ich scheide glücklich und beruhigt, denn ich sehe, daß ihr einen friedlichen Hausstand führet . . . stets einträchtig seid . . . und ich bin überzeugt, daß ihr euch immer lieben werdet!"

Caroline drückte die Hand ihres Vaters und stammelte:

„Ja . . . ja, ich werde sehr glücklich sein . . . wenn Sie Ihre Gesundheit wieder erlangen."

Carl fügte den Worten seiner Frau auch einige Aeußerungen der Zärtlichkeit bei, und der Oberst wünschte sich, von ihren Reden getäuscht, Glück, ihre Vereinigung herbeigeführt zu haben. Von Caroline und ihrem Manne wäre es ein großes Unrecht gewesen, ihn zu enttäuschen.

Trotz Carolinens täglichem Gebete zum Himmel um Erhaltung ihres Vaters gab der Oberst doch bald in den Armen seiner Tochter, deren Schmerz zu schildern schwer wäre, seinen Geist auf. Obwohl dieses Ereigniß schon lange Zeit leicht vorauszusehen war, hatte sich Caroline doch nicht an diesen Gedanken gewöhnen wollen; sie hatte denselben stets zurückgedrängt und der Hoffnung Raum gegeben, ihr Vater werde wieder genesen. Wir glauben immer, daß die, welche wir lieben, nicht sterben werden.

Carl versuchte es vergebens, durch seine Sorgfalt und seine Zärtlichkeit den Schmerz seiner Frau zu erleichtern. Es schien im Gegentheil, als ob Caroline seit dem Tode ihres Vaters noch mehr Widerwillen gegen ihren Mann zeigte; sie mied so viel als möglich jede Veranlassung, mit ihm allein zu sein. Nur bei Mariannen pflegte Madame Daverny ihr Herz auszuleeren, dieser klagte sie ihren Kummer und bei ihr beweinte sie ihr Loos.

„Ich habe mich verheirathet in der Hoffnung, dadurch das Dasein meines Vaters zu verlängern," sagte sie zu ihrer Vertrauten; „und noch ist kein Jahr seit unserer Verbindung verflossen und mein Vater stirbt . . . Nun bin ich Zeit Lebens an einen Mann gekettet, den ich nie lieben werde . . . denn das Bild eines Andern ist in mein Herz gegraben . . . Ach, liebe Marianne, ich bin sehr unglücklich."

„Ja," entgegnete Marianne, „es ist allerdings sehr traurig, mit Jemand vereint zu sein . . . der uns mißfällt. Herr Daverny ist, glaub' ich, auch nicht liebenswürdig, nicht wahr?"

„Mein Gott! ich weiß es nicht, ich spreche nie mit ihm; so oft er mich anredet, finde ich immer einen Vorwand, mich zu entfernen."

„Er sieht so streng aus . . . er hat nichts Angenehmes in seinen Zügen."

„Ich gestehe Dir, daß ich sehr in Verlegenheit wäre, sein Gesicht zu schildern; . . . ich habe nie meine Blicke auf ihn ge-

heftet ... so bald er mich ansieht, schlage ich die Augen zu Boden ... Nur so viel weiß ich, daß er Arthur nicht ähnlich sieht."

„Ich fürchte sehr, er möchte herrisch und böse werden ... aber das müssen Sie sich nicht gefallen lassen, meine theure Gebieterin! ... Sie müssen auch Ihren Willen behaupten."

„Ach, Marianne, was liegt mir daran, wie man mit mir umgeht! ... Ich habe meinen Sohn verloren, ich habe keine Aussicht mehr auf Glück."

Da es Daverny nicht gelingt, die düstere Schwermuth seiner Frau zu zerstreuen, glaubt er, der Anblick des Ortes, wo Caroline ihren Vater verloren, nähre ihren Schmerz, und diesen zu mildern, weiß er kein besseres Mittel, als seine Gattin nach Paris zu führen.

Zu diesem Zwecke sagte er eines Morgens, den Augenblick benützend, wo sich Caroline noch nicht in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, zu derselben:

„Ich habe die Absicht, nach Paris zu ziehen ... dieser Landsitz ruft Ihnen unaufhörlich traurige Erinnerungen ins Gedächtniß zurück ... ein anderer Aufenthaltsort wird Sie vielleicht zerstreuen. Billigen Sie diesen Gedanken?"

„Ich folge, wohin Sie wollen, mein Herr," erwiderte Caroline kalt. Dann verließ sie ihren Gemahl schnell.

Daverny sah seiner Frau nach; ein Gefühl der Traurigkeit, des Mißmuthes malte sich in seinen Zügen, er zerknitterte heftig ein Zeitungsblatt, welches er gerade in der Hand hielt. Bald jedoch wurde er wieder ruhiger, sammelte sich und murmelte bloß: „Versuchen wir auch dieses! ... Vielleicht werden meine Bemühungen und Anstrengungen nicht ewig ohne Erfolg sein!"

Acht Tage nach dieser Unterredung waren Caroline und ihr Gatte in einer sehr schönen Wohnung in der Friedensstraße zu Paris installirt. Marianne, eine Köchin und ein Bedienter machten ihre ganze Dienerschaft aus. Daverny's Vermögen war im

Vereine mit dem, was ihm seine Frau zugebracht hatte, groß genug, daß die beiden Gatten ein gemächliches Leben führen konnten. Viele Leute würden an ihrer Stelle Equipage angeschafft, Livréebediente gehalten und einen großen Aufwand gemacht haben; aber Carolinens Gatte war an Ordnung und Regelmäßigkeit gewöhnt und liebte das Repräsentiren nicht; ihrerseits hatte die Tochter des Obersten nie nach jenen Vergnügungen der großen Welt gestrebt, welche kostspielige Anzüge und große Ausgaben nöthig machen, und war nach ihrer Verheirathung nicht koketter geworden, als sie vorher gewesen.

Aber in der Wohnung, welche Daverny in Paris gemiethet hatte er nicht wie auf dem Lande ein eigenes Zimmer für sich: er hatte sich nur ein kleines Gemach vorbehalten, welches ihm zugleich als Arbeits- und Bibliothekzimmer diente. Er schlief daher bei seiner Frau, und diese Anordnung schien die Traurigkeit Carolinens noch vermehrt zu haben, obwohl sie sich derselben nicht zu widersetzen gewagt hatte.

Nachdem Daverny seine Frau nach Paris geführt hatte, bot er Allem auf, ihr diesen Aufenthalt angenehm zu machen, und zu diesem Ende suchte er ihr jeden Tag neue Zerstreuungen zu verschaffen. Er führte sie in Theater, in Concerte, zeigte ihr Alles, was Paris Merkwürdiges in sich faßt und suchte, seine Blicke auf Carolinen geheftet, in ihren Zügen einen Ausdruck von Vergnügen zu lesen, welches diese ihrem Auge neuen Gegenstände in ihr erwecken sollten. Aber Caroline blieb ruhig, traurig, gleichgültig; nichts rührte sie, nichts zerstreute sie.

Eines Abends nach der Rückkehr vom Theater, als Caroline noch trauriger wie gewöhnlich war, wartet Carl, der lebhaft aufgeregt zu sein scheint, bis sich die Dienstboten entfernt haben, und allein mit seiner Frau, welche diesem Zusammensein unter vier Augen nicht mehr ausweichen kann, stellt er sich vor dieselbe hin, betrachtet sie eine Zeit lang und sagt dann:

„Sie sind also sehr unglücklich, Caroline?“

„Ich beklage mich nicht, mein Herr,“ entgegnet die junge Frau, sorgfältig die Blicke ihres Gatten meidend.

„Nein, Madame, nein . . . Sie beklagen sich nicht, das ist wahr . . . aber Klagen wären vielleicht weniger grausam als diese Seufzer, diese unaufhörliche Traurigkeit . . . diese Gleichgültigkeit gegen alle meine Bemühungen, Ihnen angenehm zu sein! . . . Ach! diese Existenz ist für mich eine fortwährende Qual!“

Carl hat diese letzten Worte mit solcher Heftigkeit ausgesprochen und mit der Faust so gewaltig auf ein nebenstehendes Möbel geschlagen, daß Caroline eine Bewegung des Schreckens macht und hastig ihren Stuhl zurückrückt.

Ein bitteres Lächeln streift über Carls Lippen, der einige Schritte im Zimmer auf und abgeht, dann vor seiner Frau stehen bleibt und fortfährt:

„Ich jage Ihnen Schrecken ein . . . Sie fürchten mich vielleicht jetzt gar? . . . Das hat bloß noch gefehlt.“

„Das sage ich nicht,“ versetzt Caroline mit zitternder Stimme.

Einige Minuten verstreichen, ohne daß eines der beiden Gatten die Stille unterbricht; endlich wendet sich Carl wieder an seine Frau:

„Wenn Ihnen der Aufenthalt in Paris mißfällt, Madame, wenn Sie nach Draveil zurückzukehren wünschen, so sprechen Sie... dann reisen wir morgen wieder weg.“

„Nein, mein Herr; das Haus, wo mein Vater gestorben ist, kann keinen Reiz mehr für mich haben! . . . indeß . . .“

„Indeß? Nun, Madame, vollenden Sie.“

„Scheint es mir . . . daß wir auf dem Lande . . . bequemer logirt waren als hier . . . wir hatten ein Jedes sein eigenes Zimmer . . . und . . .“

„Ich verstehe Sie, Madame: Sie wollen nicht mehr, daß ich bei Ihnen schlafe . . . da hinaus wollen Sie? . . . Ha! Sie haben Recht! . . . Nur eine Statue in den Armen zu haben . . einen Körper, dessen Seele anderswo ist, das war für mich kein Glück und für Sie nur eine Qual, die ich Ihnen hätte ersparen sollen. Von heute Abend an sollen Sie allein sein, Madame nicht mehr durch meine Gegenwart gelangweilt und geärgert werden . . . und auch den Tag über sollen Sie volle Freiheit haben, mich nicht mehr zu sehen und, so lange es Ihnen beliebt in Ihrem Zimmer zu bleiben. Da mein Bestreben, Sie zu zerstreuen, Ihnen einige Unterhaltung zu verschaffen, stets mißlungen ist, so muß ich darauf verzichten . . . Sie sollen Herr sein, Madame, Alles zu thun, was Ihnen gefällt! . . . Ich kenne Sie übrigens hinlänglich, um überzeugt zu sein, daß Ihr Betragen nie tadelnswerth sein wird . . . die Welt braucht nichts von Ihrer Abneigung gegen mich zu erfahren . . . das ist die Hauptsache . . . und wenn Sie einst . . . doch nein, ich würde mir vergebens schmeicheln, und das ist eine Hoffnung, auf die ich verzichten muß."

Nachdem Carl diese Worte gesprochen hat, wirft er einen Blick auf seine Frau, nimmt dann ein Licht und verläßt rasch das Schlafzimmer.

Caroline ist stumm, unbeweglich sitzen geblieben; einen Augenblick kam ihr der Gedanke, ein freundliches Wort an ihren Mann zu richten; aber sie hat den Muth nicht, es erstirbt ihr auf der Zunge und Daverny hat sich schon lange entfernt, während sie noch schwankt, ob sie ihn zurückhalten soll.

In einer Weile klopft man leise an die Zimmerthüre und Caroline zittert, denn sie befürchtet, ihr Mann habe seinen Sinn geändert und komme zu ihr zurück; allein Mariannens Stimme läßt sich bald vernehmen und die Dienerin tritt leise zu ihrer Gebieterin ein, indem sie flüsternd zu ihr sagt:

„Was geht denn vor, meine liebe Herrin? Ich habe Herrn Daverny hin und her rennen, Thüren auf- und zuschlagen und sich dann in sein Arbeitszimmer einschließen hören. Mein Gott! sollte er sich jetzt Gewaltthätigkeiten gegen Sie erlauben? O, das würde ich nicht zugeben! . . . Ich lasse mir es nicht gefallen, daß man gegen die, die ich auferzogen habe, hart verfährt! . . . Erzählen Sie mir Alles, mein liebes Kind, ich sehe wohl, daß Etwas vorgegangen ist."

„Beruhige Dich, meine gute Marianne . . . es ist nichts . . . Herr Daverny wirft mir meine Traurigkeit vor . . . ist es meine Schuld, daß ich einen Gram in meinem Herzen habe, den ich nicht überwinden kann?"

„Nein, gewiß nicht, das ist nicht Ihre Schuld! . . . Ueberdies haben Sie diesem Herrn ja bei ihrer Verheirathung gesagt, daß Sie ihn nicht lieben, worüber beklagt er sich also? . . . Er konnte sich wohl denken, daß diese Verbindung Sie nicht sehr heiter stimmen würde."

„Er hat mir gesagt . . . seine Existenz sei eine fortwährende Qual!"

„Da höre mir eins! . . . Nun, wenn er sich allzu unglücklich fühlt, soll er Sie in Frieden lassen . . . und gehen."

„Er ist böse geworden . . . hat mit Gewalt auf ein Möbel geschlagen . . . ich fing an zu zittern."

„Ach mein Gott! ein Ausbruch von Wuth? . . . Dieser Herr muß also ein Tyrann sein! Gegen ein so artiges, sanftes Frauchen, welches sich kaum zu rühren wagt, zornig zu werden . . . das soll er sich nicht mehr beikommen lassen!"

„O nein, Marianne . . . nicht über mich war er böse . . . er hat mir kein unrechtes Wort gesagt . . . nur . . . als er mich verließ, sagte er, ich sei von nun an frei . . . ich könne thun, was ich wolle . . . er bekümmere sich um nichts mehr, und Jedes von uns solle ein eigenes Zimmer bewohnen."

„Nun gut! Da können Sie ja ganz zufrieden sein, das ist ja, was Sie seit unserem Aufenthalt in Paris wünschten. Nun, mein liebes Kind, lassen Sie Herrn Daverny denken, was er will. Und vergessen Sie nicht, daß ich bei Ihnen bleibe, daß ich da bin, um Sie zu trösten, Sie zu lieben."

„Und von meinem Sohne, meinem theuern Paul mit mir zu sprechen, Marianne, über dessen Schicksal wir seit den vier Jahren, in denen ich ihn verloren habe, Nichts mehr haben erfahren können. Wenn er jetzt noch lebt, ist er beinahe fünf Jahre alt. Wie hübsch muß er sein! . . . Wie glücklich wäre ich, wenn ich ihn sehen . . . ach nur einen Augenblick sehen, küssen und an mein Herz drücken könnte! Ach, für diesen Augenblick des Glückes gäbe ich mein ganzes Leben! . . . Aber ich werde leider meinen Sohn nie, nie wiederfinden!"

Caroline vergießt einen Strom von Thränen; Marianne macht keinen Versuch, dieselben zu stillen. In solchen Augenblicken des Leidens, wo sich das Andenken an ihr Kind des ganzen Wesens der armen Mutter bemächtigte, mußte man sie sich ausweinen lassen. Sich den Aeußerungen eines wahrhaften Schmerzes entgegensetzen, heißt einen Strom in seinem Laufe hindern wollen. Alles im Leben muß seinen Weg gehen.

Nachdem Caroline lange geweint hat, gibt sie Mariannens Bitten Gehör und willigt ein, sich zur Ruhe zu legen; sie schließt die Augen, indem sie den Namen ihres Sohnes ausspricht, und Marianne verläßt sie erst, nachdem sie sich überzeugt hat, daß sie fest schläft.

Am folgenden Tage sahen sich die beiden Gatten erst zur Essenszeit. Herr Daverny legte immer dieselbe Rücksicht, dieselbe Aufmerksamkeit für seine Frau an den Tag. Man sieht übrigens, daß es nichts als eine kalte Höflichkeit ist, und er die Schicklichkeit beobachten will, ohne sich jedoch weiter zu bemühen, Carolinens Herz zu gewinnen.

Die heftigste Liebe hört endlich auf, wenn sie nur mit Kälte und Beweisen von Widerwillen erwidert wird; dann durchdringt das Herz ein Gefühl edeln Stolzes, und all den Bestrebungen, zu gefallen, folgen die Kennzeichen der vollkommensten Gleichgültigkeit.

Und wenn man nicht mehr zu gefallen sucht, gefällt man oft gerade am leichtesten. Dieses ist aber in Carolinens Ehestand nicht der Fall; sie preist sich glücklich, nicht mehr mit Beweisen von Zärtlichkeit belästigt zu werden, die sie nicht erwidern konnte, und fühlt sich zufriedener, weil sie häufiger allein ist und ungestört an ihren Sohn und an den denken kann, der ihr Herz zu unterjochen gewußt hatte ... an jenen Arthur, den sie sich immer noch so schön, so liebenswürdig und so verführerisch vorstellt, wie an dem Tage, wo sie ihn zum erstenmal sah.

Sechzehntes Kapitel.

Man trifft wieder zusammen.

An einem schönen Wintertage saß Madame Daverny vor ihrem Klavier, wo sie wieder einige Romanzen einzuüben suchte, die sie als Fräulein gesungen hatte, als die Magd plötzlich die Thüre aufmachte und zwei Frauenzimmer meldete, welche Madame Daverny zu sprechen wünschten. Caroline, die seit den fast drei Jahren, welche sie in Paris wohnte, keine Besuche empfing, besann sich, wer diese Visite sein möchte; aber ehe sie noch geantwortet hatte, ob sie die Damen vorlassen wolle, ließen sich zwei ihr wohlbekannte Stimmen vernehmen, und gleich darauf traten Madame Troussard und ihre Tochter in das Zimmer.

„Da ist sie ja, unsere theure Freundin ... sie ist es selbst!“ ruft Madame Troussard aus, indem sie auf Caroline zueilt und

sie küßt, was dann auch ihre Tochter unter vielen Freundschafts-versicherungen thut.

„Ach, welche Freude, Sie wiederzusehen, meine theure Caroline!“

„Wir wußten gar nicht, daß Sie in Paris wohnen, ja hätten wir Sie schon lange besucht ... Ich habe oft zu Theresen gesagt: wann werden wir denn unsere arme kleine Caroline in ihrer Abgeschlossenheit heimsuchen und etwas zusammen plauschen. ... Aber, mein Gott! man hat nie Zeit... Erstens wissen Sie, daß wir unser Landhaus in Draveil nicht mehr besitzen; wir haben es verkauft, weil Herr Minot, Theresens Gatte, jene Gegend nicht leiden konnte... Ach Gott! jetzt reut es mich, daß ich ihm nachgegeben habe... ach, wenn es nur noch zu ändern wäre... doch, was ist zu machen? Wenn man Alles voraus wüßte, würde man Manches nicht thun!... Wir wußten, daß Sie verheirathet sind; wir erhielten seiner Zeit das Mittheilungs-schreiben. Aber ich glaube, wir kennen Ihren Gemahl gar nicht ... das ist sonderbar. Kam er denn zu unserer Zeit nicht in Ihr Haus?“

„Ist es ein hübscher Mann?... ist er jung?... liebens-würdig?... hat er Sie recht gern?... macht er Sie recht glück-lich? O, die Männer... die betrügen Einen sehr!... das weiß ich aus Erfahrung, jetzt, da ich siebentehalb Jahre verheirathet bin. Ach Gott! siebentehalb Jahre, das ist schon lange!... Und wie lange sind Sie verheirathet, Caroline?“

Carolinen ist es noch nicht möglich geworden, ein Wort an-zubringen, weil Madame Troussard die Gewohnheit beibehalten hat, unaufhörlich zu sprechen und fortwährend Fragen zu stellen, ohne Einem Zeit zur Beantwortung zu lassen. Endlich erwidert sie Theresen:

„Es sind bald fünf Jahre, daß ich die Gattin des Herrn Daverny bin.“

„Fünf Jahre! Ich sagte es ja Theresinetten... es müssen

halb fünf Jahre sein ... Wie die Zeit vergeht! ... Und der arme Oberst, wir haben es erfahren! ... Was wollen Sie machen, meine liebe Freundin? Das steht uns Allen bevor, wenn wir lange leben und gesund bleiben ... Im Ganzen genommen ist es aber besser, zu sterben, als in einen Zustand zu verfallen wie Troussard! ..."

„Ach, Sie werden es nicht wissen, Caroline: mein Vater ist blödsinnig geworden!"

„Blödsinnig?"

„Ja, meine Freundin, mein Mann ist blödsinnig oder wenigstens nahezu; er ist es in Folge eines Unfalls in seinem Keller geworden ... Sie wissen, daß er drei Viertheile des Tages im Keller zubrachte, um immer den Bestand seiner Flaschen genau zu wissen. Was sieht er eines Tages, als er eintritt? ... Eine ganze Schichte seiner Flaschen umgefallen, zerbrochen ... mehr als hundert Flaschen verloren! ... Von diesem Anblicke wurde Herr Troussard dergestalt ergriffen, dergestalt in Verzweiflung gesetzt, daß er davon einen Schlaganfall bekam; er wurde ohnmächtig im Keller, und da wir gerade unglücklicher Weise spazieren gegangen waren, um auswärts zu essen, bemerkten wir Nichts. Als wir zurückkamen, war es uns sehr darum zu thun, schlafen zu gehen, und da wir vermutheten, Troussard schnarche schon, sahen wir nicht in seinem Zimmer nach. Erst als ich ihn am andern Morgen nicht beim Frühstück erscheinen sah, wurde ich unruhig. Ich schickte in den Keller ... dort fand man meinen Mann, der beinahe vierundzwanzig Stunden auf seinen zerbrochenen Flaschen zugebracht hatte. Ich ließ schnell den Arzt holen, aber alle Mühe half nicht mehr viel. Seit jener Zeit blieb Herr Troussard wie vernagelt, und es ist etwas Hartes, die Frau eines Mannes zu sein, der nicht mehr im Besitz aller seiner Kräfte ist."

„Aber Sie, Caroline ... waren Sie krank, seit Sie verheirathet sind? ... Ich finde Sie blaß, verändert."

„Ich? . . . Nein, ich . . .“

„Meine Tochter ist auch mager geworden, seit sie verheiratet ist . . . O Gott! sehen Sie nur, wie ihre Nase so spitzig war . . . Die arme Theresinette, die so rund, so rosig, so frisch war es schmerzt mich, so oft ich sie anblicke.“

„Aber, Mutter, wenn man Sie hört, könnte man glauben ich sei ein Skelett, ein Knochengerippe!“

„Noch nicht ganz . . . aber wenn Du so fortmachst . . . nimm Dich in Acht . . . die Männer lieben im Allgemeinen die Knochen nicht . . . Herr Minot ist auch schon nicht mehr so liebenswürdig gegen Dich.“

„Mutter, wenn mein Mann nicht mehr so galant ist, ist es nicht meine Schuld, aber ich bin überzeugt, daß er immer noch in mich verliebt ist, denn zum Beweis, er ist außerordentlich eifersüchtig . . . Wenn in Gesellschaft ein Herr sich etwas lang mit mir unterhält, so wird Minot blau und gelb und beißt sich in die Lippen, daß das Blut herausläuft.“

„Du hältst das für Liebe! . . . Du weißt also nicht, liebe Tochter, daß die Mehrzahl der Männer bloß aus Eigenliebe und sonst aus keinem Grunde eifersüchtig ist? . . . Und Gott sei Dank. Dein Mann ist von Eigenliebe aufgeschwollen . . . Dieser Herr. der jetzt entdeckt hat, daß seine Frau zu laut singe, und sich sogar herausnehmen will, sie in der Musik zu unterrichten . . . er, der Schüler Theresens . . . das ist zum Erbarmen!“

„Ach Caroline, Sie wissen auch nicht, daß ich ein Kind . . . einen vierjährigen Jungen habe . . . der bereits in die Pension geht, wo er beinahe den ersten Preis in einer Sache erhalten hätte; aber die Lehrer haben uns versichert, er werde im künftigen Jahr zwei bekommen, wenn wir ihm die Chokolate in der Pension reichen lassen . . . statt sie ihm zu Hause zu geben. Und Sie, Caroline, haben Sie auch ein Kind?“

Caroline antwortet nicht, aber ihre Augen füllen sich mit

Thränen, und sie bedeckt schnell ihr Gesicht mit ihrem Taschentuch.

„Geh' . . . jetzt machst Du sie weinen!“ schreit Madame Troussard; „wahrhaftig, meine Tochter, Du bist zu rücksichtslos, zu schwatzhaft! . . . Du siehst wohl, daß unsere liebe Caroline keine Kinder hat, und ihr dieses schmerzlich ist . . . Aber trösten Sie sich, liebe Freundin, das kann noch kommen . . . es ist immer noch Zeit! Ich habe eine Dame gekannt, die erst im zweiundzwanzigsten Jahre ihres Ehestandes schwanger wurde; sie ist freilich nur mit einem kleinen Embryo niedergekommen, an dem man kein Geschlecht erkennen konnte, aber man hat ihn in Weingeist gethan, wo er sich vortrefflich erhalten hat. Ach, und von meinen Söhnen, meinen drei Jungen, habe ich ganz vergessen, mit Ihnen zu sprechen, das sind jetzt ganze Schlingel, stark wie Türken! Ich habe sie in eine Pension thun müssen, weil sie im Hause Alles zusammenbrachen; man konnte keine ganze Untertasse vor ihnen retten. Sie haben schöne Anlagen: sie zeichnen den ganzen Tag kleine Pferde, Esel . . . und denken Sie all' das nur mit einer Feder; ich will vorzügliche Schriftsteller, Gelehrte aus ihnen machen; sie sollen nicht blödsinnig werden wie ihr Vater. Und werden wir Ihren Gemahl nicht zu sehen bekommen, liebe Caroline? Werden Sie uns denselben nicht vorstellen?“

„Ach es würde mir ein großes Vergnügen machen, ihn kennen zu lernen,“ sagt Therese; „Sie müssen ihn zu uns bringen. Wenn er ein Musikliebhaber ist, muß er singen . . . oder muß er mit uns Pfänder spielen . . . denn wir geben oft Soiréen, wo man sich sehr gut unterhält.“

„Mein Mann singt nicht,“ entgegnet Caroline; „er ist sehr ernst . . . wir gehen nie in Gesellschaft . . .“

„Sie leben also wie Bären? . . . Daran thun Sie Unrecht . . . eine junge Frau muß sich zeigen, unter die Leute gehen. Herr Minot wollte seine Frau auch von der Welt absondern, sie jedes

Vergnügens berauben, daheim lassen, und während der Zeit bummelte der Herr Gemahl herum, belustigte sich und ließ sich's wohl sein. Das ist auch Schuld daran, daß Theresina anfing abzumagern, und deßhalb hat sich auch ihre Nase so zugespitzt... Ich habe aber bald Ordnung in die Sache hineingebracht. „„Herr Tochtermann,““ habe ich gesagt, „„Sie wollen sich amüsiren ohne Ihre Frau, dann soll sich auch diese ohne Sie amüsiren!““ und habe Gesellschaft eingeladen. Auf das hat sich Herr Minot ein Bischen gebessert; er hat wieder Duette mit seiner Frau gesungen, zwar nicht mit voller Stimme, aber das thut nichts, er sang doch... Ach, wenn man die Männer machen ließe, so würden sie uns zusammenkneten wie Fleischklöße. O, meine liebe Caroline, Sie müssen zu uns kommen; will Sie Ihr Mann nicht begleiten, nun so kommen Sie ohne ihn, und wenn er kein completer Haustenfel ist...“

„Nein, Madame, mein Mann läßt mir im Gegentheil alle Freiheit, nach meinem Wunsch zu leben. Ich mißbrauche dieselbe allerdings auch nicht, da ich nirgends hingehe ... indeß fühle ich, daß es mir Vergnügen machen würde, Sie zu besuchen.. mit Personen zusammenzukommen ... die meinen Vater gekannt haben ... die zu einer Zeit Draveil mit uns bewohnten, an die ich mich stets mit Freuden erinnere ... Aber eine Frau kann nicht allein in Gesellschaft gehen, und ... wenn Herr Darcy sich weigert, mich zu Ihnen zu begleiten ...“

„Und warum sollte er sich weigern? ... Welchen Grund hätte er dazu?“ versetzt Madame Troussard. „Wir sind alte Nachbarn ... meine Tochter war Ihre Freundin ... ei, weil ich gerade von Freundinnen spreche, sagen Sie mir auch, wo ist die große Ophelia, die Nichte des Herrn von Vieussec hingerathen?... Was ist aus ihr geworden?“

„Ich weiß es nicht, Madame; sie ist, glaub' ich, mit ihrem Onkel auf Reisen; ich habe schon lange nichts mehr von ihr gehört.“

„Sie wird ohne Zweifel nach Rom zurückgekehrt sein; sie träumte von nichts mehr, als von Römern, von Italien, vom Vesuv . . . Wenn sie je heirathet, muß sie einen Vulkan zum Manne nehmen."

„Caroline, werden Sie uns Ihrem Gemahl nicht vorstellen?" versetzt Therese, die öfters neugierig in den Salon hineinblickt, dessen Thüre halb offen stand. „Ist er im gegenwärtigen Augenblicke nicht zu Hause?"

„Ich glaube nicht," antwortet Caroline mit einiger Verlegenheit; „Herr Daverny bringt den ganzen Tag in seinem Arbeitszimmer zu, oder geht er aus, ohne daß ich es weiß . . . Ich sehe ihn selten vor dem Mittagessen."

„Sie scheinen mir eben auch nicht wie Turteltauben zusammen zu leben," fällt ihr Madame Troussard in's Wort. „Aha, ich verstehe . . . eine Vernunftheirath! . . . Im Ganzen genommen können diese eben so glücklich ausfallen wie andere . . . Man darf sich nicht immer auf die Männer verlassen, die vorher so verliebt scheinen: ein Beweis ist Herr Minot. Meine Tochter ist freilich bedeutend vom Fleische gefallen . . . sie tanzt jetzt nur noch im Corsett."

„Mein Gott, Mama! Sie sagen mir immer die gleiche Geschichte! das wird am Ende langweilig. Kann ich was dafür, daß ich magerer geworden bin und sich mein Temperament verändert hat? Hat mich überhaupt mein Mann auf's Gewicht gekauft?"

„Einerlei, glaube mir: iß Mehlspeisen, Pasteten, trinke Kraft- und Fleischbrühen. Ich habe Erfahrung, siehst Du, ich weiß, was Dir blüht, wenn Du Deine Kräfte verlierst."

„Und ich bitte Sie, sich nicht in die Angelegenheiten meines Mannes und meiner Haushaltung zu mischen. Ich bin groß genug, um zu wissen, was ich zu thun habe."

„Ach ja, es ginge schön her, wenn ich mich nicht darein legte."

Während Madame Troussard und ihre Tochter im Sprechen

immer hitziger aneinander gerathen, wurde eine Thür des Salons geöffnet und Jemand trat in denselben. Madame Minot dreht den Kopf um, erblickt einen Herrn und ruft aus:

„O, das ist ohne Zweifel Herr Daverny!"

Es war in der That Carolinens Gatte, der im Begriff war, sich in sein Arbeitszimmer zu begeben, und, erstaunt, mehrere Stimmen bei seiner Frau zu hören, im Salon stehen geblieben war.

„Ja, das ist mein Mann," sagt Caroline, nachdem sie einen Blick in den Salon geworfen hat.

Alsbald stehen Madame Troussard und ihre Tochter auf und eilen in den Salon, wo sie sich bereits tief vor Herrn Daverny verbeugt hatten, ehe sie Caroline ihrem Manne hatte vorstellen können.

Carl sieht die beiden unbekannten Damen, die ihm keine Zeit lassen, ein Wort auf ihre Artigkeiten zu erwidern, verwundert an.

„Wir sind hocherfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen," beginnt Madame Troussard; „wir sprachen mit Ihrer Frau Gemahlin so eben von Ihnen und sagten zu ihr: „„Stellen Sie uns doch Ihrem Manne vor!"" ... Wir wohnten früher in Daveil und waren Nachbarinnen des armen Obersten! . . . er starb so schnell weg . . . aber, mein Gott! wir sind Alle sterblich! ... Das ist meine Tochter, eine frühere Freundin Ihrer Frau, jetzt die Gemahlin des Herrn Theophilus Minot ... Kennen Sie meinen Tochtermann? . . . Er geht viel in Gesellschaft."

„Madame, ich . . ."

„Wir sagten zu Ihrer Frau Gemahlin, es würde uns ein außerordentliches Vergnügen machen, Sie bisweilen bei unsern kleinen musikalischen Unterhaltungen zu sehen. Meine Tochter ist im Klavierspiel und Singen sehr stark; sie hat durch ihre Schwangerschaft nichts von ihrer Stimme verloren ... sie singt im Gegentheil das h mit einem b noch reiner, seitdem sie ein Kind zur Welt gebracht hat. Herr Daverny sind ohne Zweifel ein Musikliebhaber?"

„Madame . . . ich bin . . .“

„Ei, wer wird auch heutzutage die Musik nicht lieben, wo überall musicirt wird? . . . Wir wohnen in dem schönen Quartier . . . in der Chaussée d'Antin . . . hier ist unsere Adresse. Mein Tochtermann hat es so gewollt; ich finde, daß die Logis in jener Gegend sehr theuer sind . . . allein man muß den Männern immer nachgeben, sonst gibt es Händel und ich bin eine Freundin des Friedens . . . Ehe mein armer Mann blödsinnig wurde, kamen wir nur wegen seines Kellers aneinander und ich hatte sehr Recht, zu behaupten, er bringe zu viel Zeit in demselben zu.“

„Aber, Mutter, Du hast Herrn Daverny ja nicht gesagt, daß wir Samstags unsere Gesellschaften . . .“

„Ach, Du hast Recht, Theresinette, ich dachte nicht gleich daran . . . ich bin so zerstreut . . . Ja, mein Herr, Samstags; wir haben diesen Tag gewählt, weil er dem Sonntag vorangeht und man dann, wenn man etwas lange bleibt, um zu springen und zu tanzen, am folgenden Morgen ausruhen kann, da man ja nicht auf sein Büreau muß, denn wir empfangen viele Angestellte, Unterbeamte und sogar Oberbeamte; einer derselben singt bewunderungswürdig Possen und lustige Lieder; man könnte meinen, Levassor und Achard zu hören! . . . Es ist ein Mann, um den man sich in den Gesellschaften reißt; aber er hat uns versprochen, vielleicht am Samstag zu kommen und das Lied: „‚Die Magd, die einen Dienst sucht,‘“ zu singen; man sagt, daß es sehr komisch sei. Wir hoffen, daß Sie uns nächsten Samstag das Vergnügen machen werden, mit Ihrer Frau Gemahlin zu uns zu kommen. Es geht dabei ganz einfach ohne alle Ceremonie zu, gerade wie bei den Künstler-Soiréen . . . komm, Theresina, wir müssen gehen, denn wir haben noch mehrere Besuche zu machen und die Zeit vergeht, man weiß nicht wie.“

Madame Troussard macht Herrn Daverny ein tiefes Comp

pliment und küßt Carolinen; ihre Tochter thut ein Gleiches, dann entfernen sich Beide, indem sie noch wiederholen:

„Wir rechnen nächsten Samstag auf Sie."

Carl und seine Frau sind im Salon zurückgeblieben; sie schweigen. Ueber Carls Lippen gleitet indeß ein etwas spöttisches Lächeln hin, welches dem eben dagewesenen Besuche zu gelten scheint; Caroline sieht nachdenklich aus, endlich entschließt sie sich, zu ihrem Manne zu sagen:

„Die Frauenzimmer, welche Sie so eben sahen, wurden von meinem Vater immer sehr gut aufgenommen ... Sie haben allerdings viel Lächerliches an sich, und ihre Manieren könnten gebildeter sein, aber man muß, meiner Ansicht nach, in der Welt einen Fehler stets mit einer guten Eigenschaft entschuldigen .. und diese Damen haben sich beständig sehr freundschaftlich gegen mich gezeigt."

„Madame," erwidert Daverny, seine ernste Miene wieder annehmend, „Sie dürfen überzeugt sein, daß ich alle Ihre Bekannten gut aufnehmen werde ... und wenn es Ihnen angenehm ist, diese Damen zu besuchen ... so will ich Sie hinführen, denn die Welt soll nicht wissen, daß wir ... jedes für sich ... leben."

Caroline nickt bejahend mit dem Kopfe und begibt sich in ihr Zimmer. Sie hatte keine Freude daran, in Gesellschaft zu gehen; aber der Anblick Theresens und ihrer Mutter vergegenwärtigte ihr einen glücklicheren Zeitraum und sie wußte, daß sie, wenn sie mit Theophilus zusammenträfe, Etwas wie Vergnügen in ihrem Innern empfinden würde, weil sie sich erinnerte, daß er Arthurs Freund gewesen; sie wünschte daher der Einladung von Madame Troussard Folge zu leisten; aber dieser Wunsch war von dem Gedanken bekämpft, daß sie nicht allein unter die Leute gehen könne und daher den Arm ihres Gatten annehmen müsse.

Marianne, mit welcher sich Madame Daverny berieth, antwortete ihr:

„Ei, wozu brauchen Sie Ihren Mann, um Leute zu besuchen, die Sie vor ihm kannten? ... Sind Sie nicht groß genug, um allein ausgehen zu können? ... Nicht vernünftig genug, um sich angemessen zu betragen? ... Herr Daverny läßt Sie thun, was Sie wollen ... benützen Sie diese Freiheit."

„Aber die Welt, Marianne, braucht nicht in unser Privatleben eingeweiht zu werden ... Vor den Leuten muß man thun, als liebe man seinen Mann, selbst wenn man ihn täuscht."

„Ich meine, es wäre besser, ihn nicht zu täuschen und ganz offen zu handeln."

„Nein, Marianne, es ist in der Welt nicht erlaubt, offenherzig zu sein; denn die Freimüthigkeit gehört zum schlechten Ton, und die Aufrichtigkeit wird für Dummheit gehalten. Ich weiß nicht, warum ich, die ich sonst die Gesellschaft fliehe, ein Verlangen empfinde, zu Theresen zu gehen. Aber ohne meinen Mann es zu thun, wäre sehr Unrecht ... und mit ihm zu kommen! ..."

„Ist langweilig ... nicht wahr?"

„Nein, Marianne ... nein, es ist nicht Langeweile, was ich in seiner Gegenwart empfinde ... sondern eher eine Verlegenheit ... eine Unbehaglichkeit ... weil ich wohl fühle, daß mein Betragen gegen Herrn Daverny nicht ist, wie es sein sollte ... und es Einem nie wohl bei Jemand ist, an dem man Unrecht handelt."

„Kurz, Sie verabscheuen ihn, das ist das rechte Wort, und Ihr Herr Vater hätte besser daran gethan, sich diese Heirath nicht in den Kopf zu setzen."

Der Samstag kam. Caroline ist noch unentschlossen, was sie thun solle; aber im Laufe des Tages findet sich ihr Mann bei ihr ein und sagt zu ihr:

„Wünschen Sie, daß ich Sie heute Abend zu den Damen begleite, die vor einigen Tagen da waren?"

„Ja, mein Herr, es ist mir recht," antwortet Caroline nach einigem Zögern.

„Wohlan, Madame, um acht Uhr stehe ich zu Ihren Diensten."

Abends zur bestimmten Stunde trat Carl in das Zimmer seiner Gattin. Caroline hatte sich mit etwas mehr Sorgfalt als gewöhnlich gekleidet, und als er seine Frau anblickt, deren Züge noch immer reizend sind und deren schwermüthige Miene so gut zu ihrer sanften, edeln Physiognomie paßt, ergreift ihn ein Zittern und er kann kaum die Bewegung, welche ihn durchdringt, beherrschen.

Ein Wagen harrte ihrer; man fährt vom Hause weg. Die beiden Gatten wechselten auf dem ganzen Wege kein Wort: das Eine war in Erinnerungen versunken, das Andere durch die Gegenwart mißstimmt . . . Keines wollte das Stillschweigen brechen.

Man langt endlich bei Madame Troussard an.

Die Wohnung von Theresens Mutter war auf derselben Flur wie die ihrer Tochter; bei Madame Troussard wurden aber die Gesellschaften gehalten. Auf diese Weise konnte Herr Theophilus, wenn er schlecht gelaunt oder betrunken war, was bisweilen vorkam, sich zu Bette legen, ohne zu seiner Schwiegermutter einzutreten und das Concert zu stören.

Die Gesellschaft der Madame Troussard war in einem ziemlich hübschen Salon versammelt, in welchem sich ein ungeheurer Flügel befand. In dem Augenblicke, wo Daverny und seine Frau ankamen, war die Reunion beinahe vollständig. Es war eine Mischung von Leuten, die Einen zu allerlei Gedanken veranlassen konnte. Man durfte annehmen, daß sich unter diesen sonderbaren Figuren, wovon einige sehr prätentiöse Gesichter schnitten, während andere eine bescheidene Haltung anzunehmen suchten, welche bisweilen durch ein sehr ausdrucksvolles Lächeln Lügen gestraft wurde, mehr als eine Person befand, die ein Interesse dabei hatte, sich für etwas Anderes auszugeben, als sie wirklich war.

Die Musik war immer die Hauptunterhaltung des Abends. Alle, die sich hier versammelten, wollten für Künstler, Musikenthusiasten oder große Kenner gehalten werden; Viele, die unaufhörlich von der italienischen Oper, von der großen Oper, von Duprez und Nourrit sprachen, verstanden keine Note von der Musik; Einige summten in Einem fort das Lied vor sich hin, welches gerade gesungen wurde, und schlugen mit ihren Händen oder Füßen einen falschen Takt dazu; Andere, und das waren nicht die uninteressantesten, waren die, welche sich hören ließen. Waren es Sänger, so hörte man sie die ganze Zeit, die sie nicht sangen, husten, klagen, sich räuspern; waren es Instrumentisten, so stimmten sie jedesmal zwei Stunden vorher ihr Instrument in einem anstoßenden Zimmer, so daß man sie alle Augenblicke bitten mußte, still zu sein.

Es waren auch von den Leuten da, die durchaus Nichts verstehen, die aber, um Etwas zu sein, sich zu Protektoren von Künstlern her- oder vielmehr für solche ausgeben. Diese sind leicht zu erkennen: sie sind niemals jung, die Männer tragen Perrücken oder falsche Toupets; sie sind auf eine Aufsehen erregende Weise gekleidet, haben Brillantknöpfe am Hemde, die übrigens meist falsch sind, eine Tabaksdose von Platina, die angeblich aus Rußland kommt und auf der sich das Bild Peters des Großen zu Pferd befindet; sie haben endlich immer einen absprechenden Ton, eine unverschämte Miene und einen alten Hut.

Während ein junges Frauenzimmer singt, rufen sie aus:

„Sie wird sich machen . . . sie wird sich machen . . . sie hat — Dank meinem Rathe — schon viel gewonnen; ich habe ihr gerathen, bei Bordogni Stunden zu nehmen und den Mund bei ihren gezogenen Tönen nicht so aufzureißen . . . Ich werde sie schon vorwärts bringen . . . ich werde sie in den musikalischen Morgenunterhaltungen viel singen lassen . . . das bildet, das gibt Sicherheit . . . Ich habe fast alle Opernsängerinnen herange-

bildet . . . die Anlage ist nicht schlecht! . . . Es wird Eine aus ihr . . . ich will sie schon poussiren."

Ist es eine Dame, welche die Rolle der Beschützerin übernommen hat, so erkennt man dieselbe an ihrem altmodischen, mit verwelkten Blumen, abgeschossenen Federn und schmutzigen Bändern überladenen Hute, von dem ein, auf eine Seite kokett zurückgeworfener, Halbschleier herunterhängt; der übrige Anzug entspricht dem Hute: er besteht aus einem seidenen Kleid, welches, Allem nach, auf dem Trödelmarkte gekauft wurde, und auf welchem man eine Masse kleiner Rosetten befestigt hat, die auf dem Kleide herumzutanzen scheinen; aus Ohrgehängen, die Trauben, Johannisbeeren oder eine andere Frucht vorstellen; aus einer Sammtmantille, die mit einem so alten Pelz verbrämt ist, daß ihn nicht einmal ein Hasenfellhändler annehmen würde; endlich aus einer vergoldeten, außerordentlich fein gearbeiteten Kupferkette, die mehrfach um ihren eingetrockneten Busen geschlungen ist und woran ein Riechfläschchen, ein Kräuterbüchschen und eine Menge Kreuze hängen.

Wenn der, den man beschützt, singt, denn im Allgemeinen protegiren die Beschützerinnen lieber Männer, so spricht man zwar nicht so laut wie ein männlicher Beschützer, aber man geräth in Entzücken, verdreht die Augen, stößt halberstickte Seufzer, abgebrochene Worte aus, wie z. B.: „Ach! . . . o! . . . gut! . . . o, zum Entzücken! . . . vortrefflich! . . . ach ja! . . . ach herrlich!"

Sagt dann eine neben der Beschützerin stehende Person zu derselben: „Nicht wahr, Madame, dieser Herr singt gut?" so erhebt diese, statt zu antworten, ihre Blicke in Verzückung gegen die Zimmerdecke, versucht die Reste ihres Busens aufwallen zu machen, windet sich auf ihrem Stuhl und murmelt endlich:

„Mir verdankt er sein Talent! . . . Er hatte, ohne es zu ahnen, alle Anlagen dazu . . . aber ich habe ihm die Hand gereicht und ihn auf diese Bahn geführt . . . Ich habe zu ihm

gesagt: „‚Sie dürfen nur den Mund öffnen, in Ihrer Kehle ruht ein Schatz!‘“ . . . Er hat mir Gehör gegeben . . . und bereut es nicht.“

Die Ankunft Daverny's und seiner Frau erregt eine ziemlich lebhafte Bewegung in dem Saale. Die Künstler fürchten sich vor Nebenbuhlern, die Beschützer haben Angst, man schmälere ihre sich selbst angemaßten Rechte, aber Alle betrachten die Neuangekommenen mit Neugierde.

Madame Troussard und ihre Tochter eilen Carolinen und ihrem Manne mit dem Zuruf entgegen:

„Ah, das ist recht liebenswürdig von Ihnen, daß Sie kommen; das ist recht schön! . . . O, wir sind Ihnen sehr dankbar dafür! . . . Kommen Sie, kommen Sie, wir setzen Sie den Sängern gegenüber.“

„Ach, ich würde sehr bedauern, wenn meinetwegen Jemand gestört würde; ich befinde mich überall gut,“ entgegnet Caroline, während sie den eindringlichen Bitten der Madame Troussard zu widerstreben sucht; aber diese gibt ihr kein Gehör, nimmt sie bei der Hand und zieht sie mit sich durch den ganzen Saal hindurch. Plötzlich bleibt sie vor einem alten, mit einer schwarzseidenen Mütze bedeckten Herrn stehen, der in einer Ecke des Saales saß, Jedermann mit blödsinniger Miene ansah und Faxen mit den Fingern machte, und sagt zu Carolinen:

„Das ist der arme gute Mann . . . das ist Troussard . . . Wie sehr ihn sein Zustand altern gemacht hat! . . . Trotzdem geht es Etwas besser mit ihm; deßhalb haben wir ihn auch heute in den Saal kommen lassen; ich glaube, daß ihm die Musik Vergnügen macht. Letzthin hat er sogar versucht, zu gleicher Zeit mit seiner Tochter zu singen. Wir wollen einmal sehen, ob er Sie erkennt.“

Damit nähert sich Madame Troussard, Carolinen an der Hand, ihrem Manne.

„Troussard," fragt sie ihn, „kennst Du diese Dame?"

Herr Troussard fährt fort, mit seinen Fingern zu spielen, dann ruft er mit einer dünnen, hellen Stimme aus:

„Drei Flaschen! . . . sechs Flaschen! . . . zehn Flaschen! . . . zerbrochen, zerbrochen, zerbrochen!"

„Es ist aus mit ihm! Der Kopf ist weg und das Phantom seiner zerbrochenen Flaschen verfolgt ihn unaufhörlich. Kommen Sie, setzen Sie sich, meine Freundin."

Man weist Carolinen einen Platz zwischen einem jungen dreizehnjährigen Mädchen, welches leidenschaftliche Romanzen schon mit sehr viel Ausdruck singt, und einer à la Ninon frisirten Dame an, die überdies auf beiden Seiten des Kopfes zwei Büschel Federn hat, welche wie Thränenweiden über ihre Ohren herabhängen; es ist eine achtundvierzigjährige Frau, die Protektorin eines kleinen jungen Mannes, der noch keinen Bart hat und den sie in den „beiden Colas" debutiren lassen will.

Herr Daverny ist seiner Frau nicht gefolgt; er ist beim Eingang des Salons stehen geblieben, von wo aus er die ganze Gesellschaft übersehen kann.

Als sich nach einer Weile die junge Nachbarin Carolinens an's Klavier setzte, nahm Madame Minot neben ihrer ehemaligen Freundin Platz.

„Singen Sie, Caroline, oder spielen Sie uns Etwas?" fragte Therese, Madame Daverny bei der Hand nehmend.

„Nein, meine liebe Therese, ich kann nichts mehr . . . ich habe die Musik vergessen, seit ich verheirathet bin."

„Ah bah . . . das ist ein Unrecht . . . Ist es Ihrem Mann nicht angenehm, wenn Sie singen?"

„Mein Mann läßt mich thun, was ich will; ich selbst habe keine Lust mehr zum Gesang."

„Ihr Mann ist nicht übel . . . er sieht zwar etwas ernst aus, aber die Männer, die immer lachen, sind nicht die liebens-

würdigsten in ihrem Hauswesen . . . ich weiß das aus Erfahrung, Caroline; denn, unter uns gesagt, Herr Minot hat mich im Anfang unseres Ehestandes recht unglücklich gemacht; zum Glück habe ich ihn ein wenig hinuntergekriegt! . . . Er machte sich über mich, über meinen Vater und über meine Mutter lustig. Als ich das sah, dachte ich: warte, ich will Dir schon zu schaffen machen; darauf ergriff ich den Ausweg, die Kokette zu spielen. Das half, Minot ist eifersüchtig geworden und läuft jetzt weniger weg. Aber Etwas macht mir Kummer: er hat sehr viel Hang zum Trunke . . . und wenn er betrunken ist, ist er ganz abscheulich, dann will er Alles umbringen . . . er, der im nüchternen Zustande kein Kind beleidigt.

„Ihr Mann ist heute Abend nicht hier?“

„Nein, er speist in der Poissonnerie anglaise mit Bekannten zu Mittag; er hat mir aber versprochen, bei guter Zeit zurückzukommen . . . vorausgesetzt, daß er nicht betrunken ist! . . . sonst geht er gleich zu Bette. Ach, das junge Fräulein wird singen . . . o, Sie müssen hören, was dasselbe für dreizehn Jahre schon eine hübsche Stimme hat. Nicht wahr, man könnte glauben, sie sei achtzehn Jahre alt? Sie ist für ihr Alter sehr viel!“

Das Fräulein fängt an, eine Romanze zu singen, aber mit einem Mal, während sie einen sehr hohen Ton hält und Alles in größter Stille zuhört, fängt Herr Troussard auf seinem Stuhle an zu tanzen und ruft aus:

„Drei Flaschen! . . . sechs Flaschen! . . . zehn Flaschen! . . . zerbrochen! zerbrochen! zerbrochen!“

Die ganze Gesellschaft ist entrüstet; einige der Künstlerprotektoren, die wahrscheinlich den Hausherrn nicht kennen, schreien:

„Hinaus mit ihm! . . . Still! . . . Wer hat denn diesen alten Krächzer mitgebracht? . . . Man muß ihn fortschaffen . . . er stört den Gesang.“

„Es ist ja der Vater der Madame Minot,“ sagen Andere.

„Ei, da muß man ihn bitten, sich ins Bett zu legen... Wenn man einen solchen Vater hat, sollte man die Gesellschaft vorher davon in Kenntniß setzen."

Madame Trouffard ist genöthigt, ihren Gatten zu entschuldigen, und sie führt ihn eben in sein Zimmer, als ihr Tochtermann hastig in den Saal tritt.

Theophilus Minot, den wir seit dem ländlichen Feste von Herrn Trouffard in Draveil aus dem Auge verloren haben, ist seit seiner Verheirathung noch dicker, plumper und schwerfälliger geworden als zu der Zeit, wo er seine gymnastischen Künste versuchte. Mit zunehmenden Jahren nahm auch Theophilus Bauch zu. Seine Vorliebe für die Tafelfreuden und seine Gewohnheit, viel zu trinken, haben seinen Teint geröthet und einen großen Theil seines Gesichts mit Finnen bedeckt. Obgleich Herr Minot noch jung ist, hat er doch alles Charakteristische der Jugend verloren. Wenn man sein breites, viereckiges Gesicht und seine großen, ausdruckslosen Augen sah, so war man zum Voraus überzeugt, daß er den Mund nur aufthun werde, um Dummheiten zu sagen, und Herr Minot strafte sein Gesicht nicht Lügen.

Theresens Gatte tritt mit weinerhitztem Antlitz, den Hut schief auf dem Kopfe, schmutzigen Stiefeln, beide Hände in den Seitentaschen, in das Gesellschaftszimmer; er stößt Jedermann rechts und links auf die Seite, tritt den Männern auf die Füße, den Frauen auf die Röcke, und erreicht so die Mitte des Salons, indem er mit possenhafter Miene ausruft:

„Nun, was treibt man hier? ... Wie geht's mit dem Concert? Wird hübsch gesungen? ... denn das ist eben nicht allemal der Fall! ... Wenn meine Schwiegermutter ihre Hände dabei im Spiel hat, dann muß es etwas Sauberes sein! ... Ich will euch Etwas vorsingen, wartet, gleich, etwas Heiteres, Fideles, Lustiges! ... Ah, potz Sapperment, wir haben köstlich gegessen ... unter Anderem ein normännisches Fischgericht, das

war anbetungswerth! . . . und Wein haben wir getrunken . . . ich sage Euch, was es nur Nobles gibt . . . Wir waren unser Sechs, aber haben wie Vier getrunken! . . . das heißt, Jeder von uns für Vier, versteht ihr mich? . . . Meiner Treu, man muß gestehen, daß das Leben etwas sehr Angenehmes ist."

„Ach, mein Gott, ich glaube, mein Mann ist betrunken," murmelt Therese. „Warum kommt er denn hier herein? . . . Gewöhnlich legt er sich gleich in's Bett. Vielleicht hat er nur ein bischen etwas im Kopfe . . . wenn er sich nur nicht mit der Mutter streitet! . . . sie sind jetzt wie Hund und Katze gegen einander . . . Minot! Minot! komm' doch hierher, hier ist Jemand, den Du schon lange nicht mehr gesehen hast."

Aber Herr Minot gibt seiner Frau kein Gehör; er bleibt immer mitten im Saale stehen und schreit:

„Allons, Musik! . . . Warum ist denn Alles still? Sind die Kehlen der Sänger eingefroren? . . . Ach, welch' köstliche normännische Matelote! und Pomard haben wir getrunken, der in einem kleinen Korbe lag, damit die Flasche beim Einschenken nicht geschüttelt werden mußte . . . Wenn ich Flaschen in Körben sehe, sage ich immer: das ist ein gutes Zeichen! . . . meiner Treu, man muß gestehen, daß das Leben eine schöne Sache ist! . . . Ei, wenn man nicht singt, so lege ich mich vorläufig in's Bett . . . doch nein, ich kann nicht zu Bette gehen, der Andere kommt ja . . ein Freund . . . der mich hier aufsuchen wird . . . Ich habe ihm gesagt, es sei Concert bei meiner Schwiegermutter, darauf hat er gesagt: das muß ja ganz merkwürdig sein! . . . O, sehr merkwürdig, habe ich wieder darauf gesagt; dann hat er wieder gesagt: ich komme nach! . . ."

Die Gesellschaft scheint über Herrn Theophilus' Worte nicht sehr erfreut: die Sänger beißen sich mit mißvergnügter Miene in die Lippen, die Instrumentisten thun bereits ihre Flöten in die Futterale oder ihre Violinen in die Kästen, die Protektoren

zischeln unter einander und einige Damen verlangen nach ihren Shawls, als Madame Troussard wieder in den Salon zurückkehrt. Sie nähert sich ihrem Tochtermann und sagt leise zu ihm

„Mein Herr, in einem Zustand wie der Ihrige kommt man nicht in eine Versammlung von Künstlern und Kunstfreunden.. Gewöhnlich legen Sie sich, wenn Sie betrunken sind, gleich zu Bette und kommen nicht zu mir herein. Ich bitte Sie, uns ungestört zu lassen . . Sie wissen, wo Ihr Zimmer ist.“

„Meine liebe Schwiegermutter,“ entgegnet Minot, indem er wie ein Tauber schreit, „Sie sprechen wie die drei Grazien .. aber ich habe eine große Freude an der Musik und bin nicht zu viel in Ihrem Concert . . . ich will mich auch hören lassen!.. Wer singt das Duett aus der Vestalin mit mir: „„Durch Freundschaft vereint! . . . Cinna tralalalalalala;““ das Uebrige kann man mir einblasen!“

„Es ist entsetzlich, es ist abscheulich, sich in Gesellschaft und bei mir so zu betragen!“ murmelt Madame Troussard, indem sie Theophilus gegen Therese hinstößt und dieser ein Zeichen gibt, ihren Mann fortzuführen; aber Minot scheint durchaus nicht geneigt, seiner Schwiegermutter zu gehorchen. Er lacht ihr unter die Nase und schreit:

„Verehrungswürdige Schwiegermama, sorgen Sie für den alten Mops, den Sie blödsinnig gemacht haben, das wird besser sein, als uns mit Ihrem Gefäsel zu langweilen, um das ich mich den Kuckuk schere.“

Madame Troussard erstickt fast vor Wuth; noch nie hatte sich ihr Eidam eine solche Scene in Gegenwart von fremden Leuten erlaubt, und an diesem Abend war die musikalische Gesellschaft gerade sehr zahlreich. Da sie nicht mehr weiß, was sie anfangen oder wodurch sie ihren Schwiegersohn zum Schweigen bewegen soll, entschließt sie sich zu einem verzweifelten Schritte, damit man ihn wenigstens nicht mehr höre. Sie eilt zu einem etwa

sechzigjährigen Herrn hin, dessen kolossale Statur kräftige Stimmmittel anzudeuten scheint; es war ein ehemaliger Cantor an der Kathedralkirche, den man nicht wohl in einem Salon singen lassen konnte, weil seine Baßstimme, die wie zwanzig türkische Trommeln donnerte, fast immer die Scheiben in einem Zimmer zertrümmerte. Deßhalb sah sich auch der Excantor genöthigt, damit zufrieden zu sein, in den Sälen zuzuhören und den Andern zu applaudiren. Es war daher eben so überraschend als freudig für ihn, als Madame Troussard zu ihm sagte:

„Herr Groscanon, wollen Sie mir ein großes Vergnügen machen?"

„Sprechen Sie, Madame, ich bin zu Allem bereit, was Ihnen angenehm sein kann," antwortet der Excantor, indem er seinen Worten ein lange fortrollendes ‚brrr' folgen läßt. Das war sein gewöhnlicher Schlußton, der vollkommen den Effekt eines Trommelwirbels hervorbrachte.

„Herr Groscanon, Sie können gewiß einige Musikstücke singen?"

„Musikstücke? O ja, Madame, ich darf mir schmeicheln ... eine unendliche Menge weltlicher und geistlicher Musik zu können ... brrr."

„Wären Sie vielleicht so gütig, eines hören zu lassen?"

„Wie, Madame? Mit dem größten Vergnügen; weltlich oder geistlich? ... brrr."

„Was Sie wollen, nur wünsche ich etwas Volltönendes, das Effekt macht."

„Ich will die Arie aus Orpheus: „‚Verloren hab' ich meine Eurydice,'" singen; diese paßt vortrefflich für meine Stimme ... brrr."

„Soll man Sie accompagniren?"

„Es ist überflüssig, Madame, ich schlage alle Accompagnements todt, man hört nichts mehr, wenn ich singe ... brrr."

„Singen Sie mit vollster Kraft: Sie erweisen mir einen Gefallen dadurch."

„Madame, ich werde mir es angelegen sein lassen, Ihrem Wunsche zu entsprechen ... brrr."

Herr Groscanon nähert sich dem Clavier, vor welchem er stehen bleibt, schnäuzt sich mit einem Geräusch, als ob er Trompete geschmettert hätte, macht der Gesellschaft ein Compliment und sagt:

„Ich werde die Arie aus Orpheus singen."

„Sieh' da, ein nobler Vater will singen," ruft Minot aus „Ah, das muß hübsch sein. Ich meine, ich hätte den Herrn schon in dem Blinden-Café gesehen."

Herr Groscanon stimmt jedoch seine Opernarie an und bewirkt eine allgemeine Bewegung in der Gesellschaft. Bei dem außerordentlichen Brummen seiner Stimme sieht man die Einen sich unruhig auf ihrem Stuhle bewegen, die Andern die Ohren mit den Händen verstopfen; Viele verlassen ihre Plätze und flüchten sich in das Vorzimmer. Allein der ehemalige Cantor macht ruhig fort; er scheint stolz auf den Effekt zu sein, den seine Stimme hervorbringt, die, dem Grundsatze Vires acquirit eundo zufolge, mit jedem Augenblicke durchdringender wird. Minot selbst spürt die Wirkung davon: er fühlt sich ganz betäubt und nähert sich seiner Frau, und als Herr Groscanon brüllt: „Nichts gleichet meinem Schmerze!" schreit er:

„Und dem meinigen! Ei, großer Gott, was ist denn das! ... Ich meine, ich falle um ... rasseln denn Fuhrwerke im Saale herum?"

Madame Troussard ist entzückt: Herr Groscanons Gesang hat ihren Tochtermann in Vergessenheit gebracht; Niemand weiß mehr, wo er seinen Kopf hat, und während der Exvorsänger wiederholt hinausheult: „Verloren hab' ich meine Eurydice, Nichts gleichet meinem Schmerze!" steht der größte Theil der Gesellschaft auf und ruft aus:

„Es ist nicht mehr auszuhalten, er würde uns das Blut aus den Ohren heraustreiben!"

Fast Alles hat sich aus dem Saale entfernt, bis etwa ein Dutzend Unerschrockener, die wahrscheinlich an Hundebalgereien und das Exercitium im Feuer gewöhnt sind.

Caroline hat sich mehrmals erheben wollen, aber Therese hat sie immer zurückgehalten und mit bittender Miene zu ihr gesagt:

„Nur noch einen Augenblick . . . damit ich Sie meinem Manne vorstellen kann. Ich will sehen, ob er sie erkennt.

Was Davenay anbetrifft, der beim Eingang in den Salon stehen geblieben war, so beobachtete er mit Staunen, was in der Gesellschaft der Madame Troussard vorging, und schien jenes Vergnügen daran zu finden, welches man beim Anblick eines Schauspiels empfindet, dem man zum erstenmal anwohnt und wo man nur aus Neugierde und mit dem festen Entschlusse bleibt, nie mehr zu kommen.

Endlich hat Herr Groscanon zu singen aufgehört, und während er sich das Gesicht und die Stirne abwischt, von denen wahre Schweißbäche herunterfließen, tritt Theophilus, den die Stimme des Cantors etwas nüchtern gemacht hat, vor seine Frau hin und sagt:

Man muß zugeben, daß ihr Sänger von gewaltiger Stärke habt . . . ich zweifle, daß man je von einem Menschen solche Töne gehört hat. Wo Teufels fischt meine Schwiegermutter ihre Künstler auf? . . . Wahrscheinlich in den Schlachthäusern?"

„Theophilus," versetzt Therese, ihren Mann bei der Hand nehmend, „begrüße doch eine Dame, die Du lange nicht mehr gesehen hast und die uns heute Abend das Vergnügen gemacht hat, in unser Concert zu kommen."

Minot blickt Carolinen an und ruft dann aus:

„Ei ja, ich erkenne das Fräulein . . . welches ich die Ehre

hatte, in Dravell . . . bei ihrem Herrn Vater zu sehen, gar gut.“

Caroline verhengt sich vor Theophilus, während There fortfährt:

„Meine Freundin ist jetzt verheirathet. . . . dort unten ist ihr Mann.“

„Ach, es ist doch sonderbar, wie man sich wieder findet. Wißt ihr, warum ich heute Abend so spät nach Hause kam? Ich begegnete Jemand . . . einem alten Freund . . . der sogar mit mir zu Mittag gespeist hat . . . und den ich seit einem Jahrhundert nicht gesehen hatte . . . ich hielt ihn schon längst für todt! . . . Ei, potz Kuckuk, das Fräulein . . . Madame, wollte ich sagen kennt ihn auch sehr gut . . . den Arthur Gervillier.“

Bei Nennung des Namens Arthur ist Caroline ganz bleich geworden, sie zittert und all' ihr Blut strömt ihrem Herzen zu; indeß horcht sie angstvoll auf Theophilus.

„Ja,“ fährt Theresens Gatte fort, „ich habe den armen Arthur verteufelt verändert gefunden . . . Es scheint, daß ihm die Reisen nicht zum Vortheil ausgeschlagen haben. Uebrigens ist er immer ein angenehmer Gesellschafter, ein Lebemann . . . o, ein Lebemann erster Sorte . . Aber ich bin erstaunt, daß er noch nicht da ist . . . er folgte mir doch auf dem Fuße, als ich kam.“

„Wie, Du hast Deine Freunde zu unsern Concerten eingeladen? . . . Du weißt doch, daß Mama nur Künstler empfangen will.“

„Ha, ha! meine Liebe, eure Concerte . . . und eure Künstler sind etwas Rechtes! . . . Den Alten dort, der uns vorbrüllt, er habe seine Eurydice verloren, sollte man zu Stieren einsperren, damit er sie bändige. Hast Du mich außerdem nicht verstanden! Es ist kein Fremder, sondern Arthur . . . Arthur Gervillier, der kommen wird, und den Du schon hundertmal bei dem Oberst von Melleval gesehen hast, denn es gab eine Zeit, wo er viel hin-

kunn . . . Fräulein Caroline . . . Madame will ich sagen, wird sich derselben wohl erinnern?"

Diese letzten Worte sind von einem Lächeln begleitet, welches Caroline erröthen gemacht hätte, wenn sie im Stande gewesen wäre, es zu bemerken; aber seit sie gehört hat, daß Arthur kommen werde, weiß sie nicht mehr, wo sie den Kopf hat; es schwindelt ihr vor den Augen, ihre Beine schwanken, sie will gehen, sich aus dem Salon entfernen, aber sie hat die Kraft nicht mehr. Sie wendet übrigens den Kopf um, und ihre Blicke suchen ihren Gatten, der, während Minot mit ihr sprach, näher getreten war; sie begegnet Daverny's Blicken, die in diesem Augenblicke mit einem unerklärbaren Ausdruck, gleichsam wie die eines Richters, auf sie geheftet sind. Sie rafft alle ihre Kräfte zusammen und stammelt:

„Mein Herr . . . ich wünsche nach Hause zu gehen."

Ehe Daverny Zeit gehabt hat, seiner Frau zu antworten, tritt plötzlich Jemand mit gellendem Gelächter in den Saal. Es ist zwar ein noch junger Mann, dessen Züge aber Leidenschaften und Ausschweifungen vor der Zeit altern gemacht haben, ein Cavalier, der ehemals seiner Haltung und Eleganz wegen bekannt war, und der nun in seinem Anzug und in seinen Manieren eine geschmacklose rohe Gleichgültigkeit an den Tag legt, die nicht mehr an den Mann von Bildung erinnert; kurz, ein Mann, der, nachdem er großes Glück bei den Frauen gehabt hat, so weit heruntergekommen ist, daß er an die Tugend Keiner glaubt und sie Alle mit jenem familiären Tone behandelt, den Leute an sich haben, die nur schlechte Häuser besuchen. Dieses war Arthur Gervillier, der Nämliche den man früher als „einen charmanten jungen Mann" bezeichnet hatte.

Er tritt mit einem Gelächter wie ein Narr in den Saal, weil er im Vorzimmer auf eine alte Dame und ihre Tochter gestoßen war, die, von Herrn Groscanons Stimme in die Flucht

gejagt, in ihrer hastigen Entfernung, die Mutter einen Männer-Paletot, und die Tochter einen alten Mantel mit Krägen umgeworfen hatten.

„Ist hier ein Maskenball?“ sagte Arthur, im Saal herumblickend, „es kam mir vor, als wäre ich eben verkleideten Personen begegnet.“

„Komm doch, Trändler!“ schreit Minot, seinem Freunde entgegengehend. „Du kommst zu spät ... Du hast viel verloren. Du hättest diesen Herrn singen hören sollen, der einen übermenschlichen Eindruck mit seiner Stimme hervorgebracht hat.“

„Der Herr ist vielleicht so liebenswürdig und singt für mich noch einmal,“ sagt Arthur mit spöttischer Miene. „Aber stell mich doch Deiner Frau vor, lieber Theophilus: Du hast gesagt ich könnte die Bekanntschaft mit Fräulein Therese Troussard, nunmehriger Madame Minot, erneuern.“

„Ja ... ja, sieh, hier ist sie!“

Und Minot führte seinen Freund nach jener Gegend des Salons hin, wo sich Therese befand. Ehe Arthur aber in ihre Nähe gekommen, geht er an einer Dame vorbei, die auf den Arm ihres Mannes gestützt, sich entfernen wollte.

Arthur steht still, betrachtet diese Frau, welche sich seinen Blicken entziehen zu wollen scheint, und ruft aus:

„Ich irre mich nicht ... nein, wahrhaftig nicht: sie ist es ... es ist Caroline von Melleval.“

„Nein, mein Herr,“ entgegnet Daverny in sehr trockenem Tone, Arthur mit strengen Augen messend, „es ist nicht mehr Caroline von Melleval, sondern Madame Daverny, meine Frau, die sich vor Ihnen befindet.“

„Ihre Frau?“ erwidert Arthur mit höhnischer Miene. „Potz Tausend, mein Herr, da gratulire ich Ihnen.“

Daverny schien zu einer Antwort bereit, als sich ein schwaches Stöhnen vernehmen läßt: es ist Caroline, die von einer

Ohnmacht befallen wurde und auf den Boden gesunken wäre, wenn sie ihr Mann nicht schnell in seinen Armen aufgefaßt hätte. Nun nimmt Daverny seine Frau auf den Arm, trägt sie zum Saale hinaus, beeilt sich die Zimmer zu verlassen und geht, ohne auf Therese und ihre Mutter zu hören, die Carolinen beispringen wollen, die Treppe hinab, befiehlt einem Wagen, vorzufahren, setzt sich mit seiner Frau, welche ihre Besinnung noch nicht wieder erlangt hat, hinein, und läßt sich schleunig nach Hause führen.

Siebenzehntes Kapitel.

Ein kleiner Schornsteinfeger.

Daverny widmet, von Mariannen unterstützt, Carolinen alle mögliche Sorgfalt, die lange ohne Wirkung bleibt.

„Was ist denn aber mit meinem armen Kinde geschehen?" jammert die gute Marianne, untröstlich, ihre Gebieterin ohne Besinnung zu sehen; „was ist denn bei den Damen Troussard vorgefallen?... Es ereignet sich doch immer Etwas bei diesen Leuten."

„Nichts Besonderes," entgegnet Daverny. „Die vielen Leute ... die Hitze wird Ihrer Gebieterin zugesetzt haben; sie war lange nicht mehr in Gesellschaft, es ist nichts Auffallendes dabei. Ich denke übrigens, daß ihr diese Ohnmacht die Lust benehmen wird, ein anderes Mal in das Haus zu gehen, wo wir heute Abend waren."

Caroline kommt wieder zu sich. Endlich, in dem Augenblicke, wo sie die Augen aufschlägt, entfernt sich Daverny und sagt zu Mariannen: „Verlassen Sie sie nicht."

„Was ist denn geschehen, meine theure Gebieterin?" ruft Marianne aus, als sie sich allein mit Carolinen sieht, die furchtsame Blicke um sich wirft.

„Ach, Marianne, ich begreife nicht, daß mich die Aufregung

nicht getödtet hat! . . . Ich habe ihn wiedergesehen . . . seine Stimme gehört . . . er hat mit mir gesprochen!“

„Aber wer denn?“

„Ei, Du errathest es nicht? Arthur . . . Arthur, der Mann meines Sohnes! . . . Ich habe ihn wieder gefunden . . . er ist nach Paris zurückgekehrt . . . und ich bin verheirathet! . . . Verheirathet, o mein Gott, jetzt, da ich weiß, daß Arthur lebt . . . daß er dieselbe Luft mit mir einathmet! . . . Ach, Marianne, jetzt fühle ich, daß dieses Band, welches mich an einen Andern fesselt, mir noch viel unerträglicher scheinen wird! . . .“

„Beruhigen Sie sich ein wenig, mein liebes Kind, sammeln Sie sich und erzählen Sie mir, wie sich das zugetragen hat.“

„Ach, Marianne, kaum weiß ich es selbst . . . es ist mir, als ob Alles ein Traum wäre! Ich war in einem Salon, weiß aber kaum, was um mich her gesprochen wurde. Therese unterhielt sich mit mir, als ihr Mann nach Hause kam. Herr Minet schien mir noch einfältiger und anmaßender wie früher, als er plötzlich den Namen Arthurs nannte . . . O, jetzt hörte ich ihm mit Aufmerksamkeit zu! Er hatte seinen alten Freund getroffen . . . Arthur werde kommen . . . an den Ort kommen, wo ich mich befand . . . das allein habe ich verstanden! Zitternd, im höchsten Grade aufgeregt, will ich mich entfernen . . . als ich plötzlich jene theure Stimme hörte, die so lange nicht an mein Ohr geklungen hatte . . . es war Arthur, der in den Salon trat. Ich sah ihn nicht, denn es drehte sich Alles vor meinen Augen . . . ein Nebel hüllte meinen Gesichtskreis ein . . . Ich stand auf, Herr Daverny nahm mich am Arme, er zog mich mit sich; wir waren im Begriff, den Salon zu verlassen, als mich Arthur erblickte . . . er erkannte mich . . . ich hörte, daß er ausrief: „Das ist Caroline von Melleval!“ . . . und Herr Daverny ihm antwortete: „Nein, das ist jetzt meine Frau!“ . . . Da verlor ich die Besinnung und hörte nichts mehr.“

„Und Ihr Mann hat Sie nach Hause gebracht, wo Sie, Dank unserer Sorgfalt, wieder zu sich gekommen sind. Als Herr Daverny bemerkte, daß Sie Ihre Besinnung wieder erlangten, hat er sich schleunig entfernt, als ob er geahnt hätte, daß Ihnen sein Anblick nicht angenehm wäre."

„Und was hat er über diesen Vorfall zu Dir gesagt . . . Glaubst Du, daß er die Ursache meiner Ohnmacht errathen habe?"

„O nein; er hat gesagt: die Hitze . . . die vielen Leute hätten nachtheilig auf Sie eingewirkt, weil Sie es nicht mehr gewöhnt seien, in Gesellschaft zu gehen."

„Er vermuthet nichts . . . o, um so besser . . . ich fürchtete schon, er habe die Wahrheit geahnt! Aber einerlei, ich gehe nicht mehr in dieses Haus . . . ich darf nicht mehr hingehen, denn ich könnte Arthur wieder treffen, und ich muß ihn jetzt fliehen, seine Gegenwart meiden . . . Ihn, den ich mir so lange gewünscht, nach dem ich mich so glühend gesehnt, darf ich nun, wo er nach Frankreich zurückgekehrt ist, nicht mehr sehen! . . . O, mein Vater! mein Vater! was habe ich Dir für ein Opfer gebracht!"

„Und wie haben Sie Herrn Arthur gefunden? Ist er immer noch der schöne, elegante Cavalier von früher?"

„Ich weiß es nicht, meine Liebe; ich wiederhole Dir, daß ich ihn nicht gesehen habe! ich habe nur seine Stimme gehört . . . die bis in mein Innerstes drang, und die Worte: „Das ist Fräulein Caroline von Melleval!" . . . Ach, wie groß muß sein Schmerz gewesen sein, als er erfuhr, daß ich verheirathet sei!"

„O, wenn ihn das so angefochten hätte," entgegnet Marianne kopfschüttelnd, „wäre er nicht länger als sieben Jahre fortgeblieben, ohne etwas von sich hören zu lassen . . ."

„O, er war wahrscheinlich daran verhindert. Es mag jedoch sein, wie es will, ich bin verheirathet . . . ich werde die Pflichten nicht vergessen, die mir dieser Stand auferlegt: ich werde Arthur

nicht mehr sehen . . . nicht mehr zu Theresen gehen. Wenn sie oder ihre Mutter mich besuchen wollten, so muß man ihnen immer sagen, ich sei ausgegangen . . . denn sie könnten auch von ihm mit mir sprechen . . . und das will ich nicht haben. Ich werde alle Orte meiden, wo ich ihm begegnen könnte; ich werde übrigens gar nicht mehr ausgehen . . . mein Zimmer nicht mehr verlassen das ist das beste Mittel, nicht mehr mit ihm zusammen zu treffen... Dann werde ich wenigstens seine Vorwürfe nicht hören, daß ich meine Eide gebrochen habe . . . dann werde ich nicht Zeuge seines Schmerzes sein, denn ich bin überzeugt, daß es ihm viel Kummer gemacht hat, als er gehört, daß ich verheirathet sei!"

Caroline bedeckt ihre Augen mit ihrem Taschentuch, während Marianne bei sich denkt: „Ich bin durchaus nicht dieser Meinung . . . aber es macht dem guten Kinde Freude, an Arthurs Liebe zu glauben, ich will ihr dieses Glück nicht rauben."

Von diesem Augenblicke an geht Caroline nicht mehr aus, nimmt auch keine Besuche mehr an und spricht sogar mit Mariannen nicht mehr von dem, den sie mit Gewalt vergessen will, dessen Andenken sie aber unaufhörlich beschäftigt. Wenn sie zufällig zu dem auf die Straße gehenden Fenster hinaussieht, scheinen ihre Blicke immer Jemand unter den Vorübergehenden zu suchen: denn sie bildet sich ein, daß Der, dem sie nicht mehr begegnen will, oft einen Versuch machen werde, sie, wenn auch nur auf einen Augenblick durch die Fensterscheiben zu sehen, und sie wundert sich im Stillen, daß Arthur nicht die mindeste Anstrengung gemacht habe, zu ihr zu dringen.

Das Verhältniß der beiden Gatten erleidet seit dem bei Madame Troussard zugebrachten Abend durchaus keine Veränderung. Daverny hat kein Wort, keine Frage in Beziehung auf Arthur an Carolinen gerichtet; nur scheint seine Stirne noch sorgenvoller als vorher, und sie kürzt die Augenblicke, die sie gezwungen ist, in seiner Nähe zuzubringen, noch mehr ab.

Ungefähr zwei Monate waren vergangen, seit Caroline mit Arthur zusammengetroffen; es war noch ziemlich kalt, obgleich es Ausgangs des Winters war. Eines Morgens tritt Marianne, während Caroline noch im Bette lag, in Begleitung eines kleinen Schornsteinfegers leise in das Zimmer derselben.

„Lassen Sie sich nicht stören, Madame," sagte sie, „ich bin es, die einen kleinen Schornsteinfeger mitbringt . . . denn ich fürchte mich immer vor dem Feuer, und gestern kam es mir vor, als ob Ruß aus Ihrem Kamin herunter gefallen wäre . . . Es ist besser, fünfzehn Sous auszugeben, als zu verbrennen . . . ich begreife die Leute nicht, die sich bedenken, ihre Schornsteine mehrere Male des Jahres kehren zu lassen. Das ist eine saubere Sparsamkeit! . . . Komm, Kleiner, laß aber Deine Schuhe außen."

Der Schornsteinfeger war ein kleiner Knabe, der höchstens sieben Jahre alt zu sein schien: er hatte große schöne Augen und niedliche, sanfte, interessante Gesichtszüge. Er war nicht so voll und bausbäckig als die meisten Savoyardenkinder, sondern fein und zart, und man sah auch nicht jene derbe Röthe, die Kraft und Gesundheit andeutet, durch den Ruß hindurch scheinen.

Das Kind zieht seine plumpen, genagelten Schuhe aus und nähert sich barfüßig dem Kamine.

„Der arme Kleine," sagt Caroline beim Anblick des Schornsteinfegers, „noch so jung und schon eine so schwere Arbeit verrichten! . . . Aber, Marianne, der kleine Junge ist gewiß nicht stark genug, diesen hohen Kamin zu fegen! . . ."

„Bah, bah, Madame, die Savoyarden sind dazu geboren: sie klettern hinauf wie Eichhörnchen . . . Nicht wahr, Kleiner, Du kannst schon da hinauf?"

Das Kind antwortet mit entschlossener Miene:

„O ja, Madame; o, ich bin schon oft höhere Kamine hinaufgestiegen! Ich arbeite schon länger als ein Jahr gleich den

übrigen Kameraden, und der Meister sagt, ich sei nicht ungeschickt; er ist zufrieden mit mir."

„Der arme Knabe!" sagt Caroline, „er arbeitet schon ein Jahr! Du siehst aber noch sehr jung aus; wie alt bist Du denn mein Freund?"

„Wahrhaftig! ich weiß es selbst nicht so genau . . . sieben oder acht Jahre alt."

„Wo bist Du her? . . . Du sprichst nicht wie die andern Savoyarden."

„O, mein Meister hat gesagt, ich sei weit her."

„Bist Du schon lange von Deinen Eltern fort?"

„Ich habe keine . . . mein Vater und meine Mutter sind gestorben . . . als ich noch ganz klein war."

„Armes Kind! unglückliche Waise . . . Du mußt schon arbeiten, um Dein Brod zu verdienen! . . . Marianne, gib ihm doch Etwas zu essen: Brod, Backwerk."

„Gleich, sobald er fertig ist und ein Lied gesungen hat, denn Du kannst doch eines, nicht wahr?"

„Ja, Madame . . . wir singen alle das Nämliche."

Der kleine Schornsteinfeger zieht seine Jacke aus und schickt sich an, in den Kamin hinaufzusteigen; während er seine Zurüstungen trifft, ruft Caroline, welche ihn jetzt aufmerksamer betrachten konnte, plötzlich:

„Marianne! Marianne! sieh' doch, was er für schöne Augen . . . für hübsche Gesichtszüge hat! . . . Erinnert er Dich nicht? . . . findest Du keine Aehnlichkeit?"

Caroline kann nicht vollenden; Schluchzen erstickt ihre Worte. Marianne, trostlos über den Eindruck, den der Anblick des kleinen Jungen auf ihre Gebieterin hervorgebracht hat, antwortet mißlaunig:

„O nein, Madame, nein, er gleicht ihm gar nicht . . . vorwärts, Kleiner, steig' hurtig hinauf und mach' Dein Geschäft schnell."

„Ja, Madame: aber man muß die Feuerböcke wegthun, ehe ich mich wieder herunterlasse.“

„Geh', mache, ich will sie wegnehmen.“

Der Kaminfeger klettert den Schornstein hinauf; bald verschwindet er und man hört nichts mehr als den Lärm seines Kratzeisens, dann nimmt Marianne Carolinen bei der Hand und sagt zu ihr:

„Sie sind nicht vernünftig! . . . Wenn Ihnen der Anblick eines kleinen Jungen von diesem Alter so wehe thut, so kehren Sie sich um und schlafen Sie, ich gebe nicht zu, daß Sie diesen noch einmal ansehen.“

„Ach, Marianne . . . mein Sohn wäre gerade auch so alt.“

„Ihr Sohn . . . der wäre volle acht Jahre alt; er wäre viel schöner, stärker und größer, als dieser schmächtige Junge . . . Ich wette, dieser Kleine ist noch keine sieben Jahre alt.“

„Aber wie sanft seine Stimme ist . . . sie drang mir bis in's Herz . . . Horch! hörst Du ihn? jetzt singt das arme Kind!“

„Ich will ihn schweigen heißen, wenn Sie sein Gesang angreift.“

„O nein . . . laß ihn singen. Wo hast Du denn diesen kleinen Schornsteinfeger getroffen?“

„Ei, mein Gott, an der Ecke des Boulevards dort . . . wo er bei zwei seiner Kameraden stand . . . Ich habe den Kleinsten gewählt, weil diese gewöhnlich besser klettern können, als die großen.“

„Du gibst ihm zwei Franken, nicht wahr, Marianne?“

„Wo denken Sie hin, das ist viel zu viel!“

„Nein . . . nein, ich will es haben. Dann gibst Du ihm ein Frühstück und sorgst dafür, daß er sich recht satt ißt.“

„Sie sind gar zu gut . . . nun wohl, ich will es thun.“

„Der arme Kleine! er hat schon keinen Vater und keine Mutter mehr . . . Ach, er ist sehr unglücklich.“

„O, man muß aber auch nicht Alles glauben, was sie sagen; sie erfinden oft Geschichten, um Einen zu ihren Gunsten einzunehmen."

„Dieser sieht nicht aus wie ein Lügner."

„Ah! er ist fertig, er kommt, glaub' ich, wieder herunter."

Der kleine Schornsteinfeger hatte in der That sein Geschäft vollendet und kletterte rasch den Kamin herunter; aber in einiger Entfernung von dem Boden glitscht sein Fuß aus und er fällt auf die Feuerböcke, die Marianne vergessen hatte, wegzuthun.

Ein Schrei entfährt dem Kinde.

„Ach, mein Gott, was ist geschehen?" fragt Caroline.

Marianne beeilte sich, zu dem kleinen Schornsteinfeger hinzugehen; er machte einen Versuch, sich zu erheben, aber große Thränen rollten über seine Wangen herab.

„Armer Junge!" sagte Marianne, „Du bist gefallen ... bist vielleicht verwundet! ... Ach Gott, ich habe vergessen, die verfluchten Feuerböcke wegzuthun!"

„Es hat nichts zu bedeuten ..., es wird schon wieder vergehen," entgegnet das Kind, sich aus dem Kamin herausschleppend; dann will es noch einen Versuch machen, zu gehen, aber ein zu großer Schmerz verhindert es daran. Indessen steht Caroline auf, wirft schnell ein Kleid über sich her und nähert sich dem Kleinen mit den Worten:

„Wo schmerzt es Dich, mein Freund?"

„Am Knie, Madame ... aber es wird sich schon wieder geben."

„Am Knie? laß einmal sehen ... O, mein Gott! er blutet, glaub' ich."

Marianne entblößt des Kindes Knie und sieht eine ziemlich tiefe Wunde, die es sich durch den Fall auf die Ecke eines Feuerbocks verursacht hat.

„Ach, der arme Kleine ... er ist verwundet und ich bin

Schuld daran . . . daß ich auch diese Feuerböcke nicht weggethan habe!“

Das Kind wollte sich abermals zum Gehen zwingen und wiederholte immer: „Es wird sich schon wieder geben.“ Aber der Schmerz ist stärker als sein Muth; sein Knie ist bereits aufgeschwollen und es kann dasselbe nicht mehr bewegen.“

„Dieses Kind ist bedeutend verwundet,“ sagt Caroline, „es wäre ihm unmöglich, weiter zu gehen . . . man muß es verpflegen und hier behalten, bis es wieder geheilt ist . . . Lege es in Dein Zimmer, Marianne, nicht wahr?“

„Ja wohl, Madame; der arme Kleine! Ueberdies ist es ja meine Schuld, daß er verwundet ist . . . ich stehe Ihnen dafür, ich werde ihn gewiß recht gut verpflegen.“

„Nein, nein, ich muß gehen,“ sagt der kleine Schornsteinfeger, „mein Meister schilt mich, wenn ich nicht nach Hause komme . . .“

„Dein Meister wird schon durch Deine Kameraden, die Dich hier haben herein gehen sehen, erfahren, daß Du da bist . . . er wird sich nach Dir erkundigen, und wir ihm dann sagen, daß wir Dich genöthigt hätten, bei uns zu bleiben, und Dich durch uns verpflegen zu lassen. Wie heißest Du?“

„Kleinmann, gute Madame.“

„Nun, Kleinmann, mache Dir keine Sorgen; wenn Dich Dein Herr schelten wollte, so werde ich Dich entschuldigen. Uebrigens siehst Du wohl selbst ein, daß es Dir jetzt unmöglich wäre, zu gehen . . . Dein Knie ist schon sehr geschwollen . . . Würde man Dich Deinem Meister zurückgeben, so würde er Dich in das Spital schicken . . . und willst Du nicht lieber hier bleiben, armes Kind?“

„O, Madame . . . das ist mir einerlei; nur muß ich geschwind wieder gesund werden, um zu arbeiten . . . ich muß Geld für meinen Meister verdienen.“

„Deßhalb mußt Du Dich pflegen lassen . . . Der arme

Kleine ... wie blaß er aussieht! Er leidet gewiß sehr. Marianne trage ihn gleich in Dein Bett."

Marianne nimmt das Kind sogleich auf ihren Arm und trägt es in ihr Zimmer, welches einen Stock höher als die Wohnung der Madame Daverny ist. Dort kleidet sie den Kleinen aus, wäscht ihn, um ihn von dem Ruße zu reinigen, und legt ihn dann in ihr Bett; nachdem dieses geschehen, holt sie auf den Befehl ihrer Gebieterin einen Arzt, damit dieser die Wunde des kleinen Schornsteinfegers untersuche. Caroline begibt sich in Mariannens Zimmer, sobald der Doktor kommt. Nach Untersuchung der Wunde erklärt dieser, daß sie, wenn der kleine Patient wenigstens vierzehn Tage das Bett hüte, nicht gefährlich sei, daß er aber, wenn das Kind früher gehen würde, nicht für die etwaigen Folgen stehen könnte.

Kleinmann weint, als er hört, daß er vierzehn Tage im Bette zubringen müsse.

„Vierzehn Tage nichts arbeiten!" murmelt das Kind schluchzend; „o, da wird mein Meister vielleicht böse werden! ... denn er zählte darauf, daß er durch mich dieses Jahr ein schönes Geld verdienen würde."

„Wer ist denn der Meister, von dem er immer spricht?" sagt Caroline. „Ich war der Meinung, die Schornsteinfeger seien hier unabhängig, und sie arbeiten nur, um sich Etwas zu ersparen, welches sie alsdann ihren Eltern nach Hause bringen."

„Es gibt einige solche," erwidert Marianne, „aber viele andere stehen unter der Leitung eines Mannes, der sich verbindlich macht, für ihre Wohnung und Verköstigung zu sorgen und sich alsdann dafür Alles geben läßt, was diese Kinder verdienen ... Man spekulirt jetzt auf Alles, warum nicht auch auf die armen Savoyarden?"

„Tröste Dich, Kleinmann," sagt Caroline zu dem Kinde, „Dein Herr soll nichts verlieren; ich lasse ihm so viel geben, als

Du in vierzehn Tagen hättest verdienen können; weine also nicht mehr und laß Dich verpflegen."

Das Kind lächelt, dankt der, die sich seiner so sorglich annimmt, und fügt sich darein, im Bette liegen zu bleiben. Es fällt Carolinen schwer, das Zimmer ihrer Wärterin zu verlassen, so viel Antheil nimmt sie an dem kleinen Verwundeten, und sie entschließt sich erst, in ihr Zimmer zurückzukehren, nachdem ihr Marianne versprochen hat, den kleinen Schornsteinfeger keinen Augenblick zu verlassen.

Das Ereigniß mit dem Schornsteinfeger ist im ganzen Hause bekannt geworden; Daverny erfährt von seinem Bedienten Alles, was vorgefallen, aber seiner Gewohnheit gemäß richtet er nicht eine einzige Bemerkung an seine Frau. Gegen Abend erkundigt sich ein etwa fünfzigjähriger Mann, an dessen Aussprache man den Savoyarden erkennt, in dem Hause nach dem kleinen Schornsteinfeger; man schickt den Mann zu Herrn Daverny. Marianne empfängt ihn.

„Ist nicht heute Morgen ein kleiner Junge zu Ihnen gekommen, um Ihren Kamin zu fegen?" fragt der Savoyarde, Mariannen achtungsvoll begrüßend.

„Ja, es ist ein ganz junger Schornsteinfeger gekommen, der Kleinmann heißt."

„Kleinmann? Den meine ich! . . . Könnten Sie mir wohl sagen, Madame, was aus ihm geworden ist? Man hat ihn seit heute Morgen nicht mehr gesehen, und ein anderer Kleiner hat mir gesagt, er sei in dieses Haus herein gegangen."

„Wo er noch ist; denn das arme Kind hat sich durch einen Fall auf einen Feuerbock am Knie verwundet und ist außer Stand, zu gehen. Meine Herrschaft ist so gütig und will den Kleinen behalten, bis er wieder ganz geheilt ist . . . Ihr seid ohne Zweifel der, den der arme Knabe immer seinen Meister nennt?"

„Ja, Madame, für mich arbeitet er . . . ich ernähre ihn dagegen."

„Er gibt Euch also, was er verdient? . . . Ach, das arme Kind war sehr betrübt, als es hörte, daß es vierzehn Tage in Bette bleiben müsse."

„Vierzehn Tage? . . . Das ist lang!"

„Und damit er vollständig hergestellt wird, lassen wir ihn vor drei Wochen nicht fort! . . . Aber beruhigt Euch, meine Gebieterin wird Euch für das, was der Kleine während dieser Zeit hätte verdienen können, entschädigen."

„O, Sie sind sehr gütig; übrigens wäre ich, wenn Sie mir auch nichts geben würden, sehr erkenntlich für das, was Sie an Kleinmann thun! . . . Es ist ein so braver, sanfter Knabe! . . . ich liebe ihn von ganzem Herzen, und wenn ich seine Herstellung wünsche, so ist es weniger wegen des Geldes, welches er verdienen kann, als weil es besser ist, zu arbeiten, denn Jemand zur Last zu fallen."

„Wollt Ihr das arme Kind sehen?"

„Wenn Sie's nicht genirt."

„Kommt, folget mir."

Marianne führt den Savoyarden zu Kleinmann; das Kind lächelt beim Anblick seines Herrn, der zu ihm sagt:

„Ei, der Teufel! mein Junge, da hast Du ein schönes Bett, wie ein kleiner König! . . . Du bist zu guten Leuten gekommen, die prächtig für Dich sorgen. Nun, bleibe nur ruhig, laß Dir's wohl sein . . . ich werde Dich manchmal besuchen, wenn ich Zeit habe, und in drei Wochen will ich Dich wieder mit mir nehmen. Auf Wiedersehen, Kleiner! Halte Dich recht warm, mein Junge."

Damit entfernte sich der Savoyarde, nachdem er dem Kleinen vorher in die Wangen gekneipt. Marianne erzählte ihrer Gebieterin das Vorgefallene, und diese ließ der Köchin befehlen, den Savoyarden, so oft er komme, um den kleinen Schornsteinfeger zu besuchen, gut zu bewirthen.

Dank der Pflege, die ihm bei Madame Daverny zu Theil

ward, sah Kleinmann bald seine Wunde heilen; er wünschte bereits aufzustehen und zu gehen, aber Marianne verbot es ihm, und Caroline, die oft nach dem kleinen Verwundeten sah, wußte ihm immer Geduld einzureden.

Marianne bemerkte wohl, daß ihre Gebieterin den kleinen Knaben nicht sehen konnte, ohne sich ihres Sohnes zu erinnern, und daß dieses Andenken Thränen in ihre Augen lockte. Daher wollte auch die gute Dienerin nicht, daß Caroline Kleinmann oft besuche; sie begleitete sie immer und wußte stets einen Vorwand zu ersinnen, diese Besuche abzukürzen. Aber mehr als einmal täuschte Caroline Mariannens Wachsamkeit, und ging, nachdem sie dieselbe mit einigen Einkäufen in der Stadt beauftragt hatte, schnell in den obern Stock hinauf und setzte sich an das Bett des kleinen Verwundeten.

Seit der Kleine von Marianne verpflegt wurde, sein Gesicht rein war und der Ruß seine Züge nicht mehr bedeckte, erinnerte nichts mehr an ihm an den Schornsteinfeger. Oft schlief er, als Caroline zu ihm hinauf kam; dann setzte sie sich neben ihn und betrachtete mit Vergnügen die lieblichen Züge des Kindes ... in denen sie immer die ihres Sohnes zu finden glaubte.

Kleinmann sieht seiner Genesung entgegen. Caroline weiß es; sie will die kurze Zeit, die ihr noch vergönnt ist, den Anblick des Kindes zu genießen, dem sie mit jedem Tage mehr zugethan wird, benützen. Nachdem sie Mariannen unter einem Vorwand ausgeschickt hat, eilt sie schnell in das Zimmer ihrer Wärterin hinauf.

Das Kind schläft; es hat kein Fieber und keine Schmerzen mehr; sein Athem ist sanft und rein; in diesem kleinen Köpfchen, das auf dem Kissen ruht, drücken sich noch keine aufregende Leidenschaften, verzehrende Wünsche, quälende Schmerzen aus.

Caroline betrachtet das schlafende Kind lange: je länger sie es ansieht, desto deutlicher glaubt sie einige Züge des kleinen Pauls in ihm zu entdecken.

„Er wäre ungefähr in demselben Alter," seufzt sie: „o, wie lieb würde ich ihn haben! wie würde ich ihn küssen!"

Und dem sie hinreißenden Gefühle nachgebend, drückt sie ihre Lippen auf die Stirne des Kindes, welches an dem Kusse nicht erwacht.

„Wenn ich meinen Sohn nicht verloren hätte," sagt sich Caroline, „wäre mein Schicksal ein ganz anderes ... dann hätte ich mich nicht dazu verstanden, Herrn Daverny meine Hand zu reichen ... ich wäre noch frei, und nun, wo Arthur wieder zurückgekehrt ist ... o, ich darf nicht an all' das denken."

Vergebens will Caroline diese Erinnerungen zurückdrängen. Sie gibt dem sie quälenden Grame nach; allein, über des Kindes Bett herabgebeugt, kann sie ihren Thränen ungestört den Lauf lassen ... Marianne ist nicht da, mit ihr zu zanken.

Aber plötzlich erwacht das Kind, und als es seine Wohlthäterin weinen sieht, ruft es aus:

„Mein Gott, Madame! ... habe ich während des Schlafes Etwas zerbrochen?"

„Nein, mein Freund, nein ... beruhige Dich."

„Warum weinen Sie denn, Madame?"

„Weil ich Dich betrachtete ... und Du mich an Jemand erinnertest, der mir sehr theuer war ... und den ich verloren habe!"

„Wenn ich Sie weinen mache, Madame, so müssen Sie mich nicht betrachten ... mich sogleich fortschicken."

„Nein, nein, Du bleibst noch einige Tage ... oder langweilst Du Dich hier?"

„Ach, liebe Madame! es ist nicht unterhaltend, im Bett zu liegen."

„Sorgt man nicht gehörig für Dich?"

„Im Gegentheil, man behandelt mich zu gut; wenn ich wieder auf meinem Strohsack liegen muß, wird es mir hart ankommen ... ich werde aber dennoch schlafen!"

„Du wirst aber bisweilen zu mir kommen, nicht wahr, Kleinmann?“

„Ja, Madame, wenn es mein Meister erlaubt. Ach, aber ich glaube, wir werden Paris bald verlassen, um unsere Tour durch Frankreich anzutreten, wie mein Meister sagt.“

„So jung und zu Fuß reisen!“

„O, das ist gesund, da wächst man recht.“

„Und wenn ich Dir vorschlüge, bei mir zu bleiben ... für immer?“

„O, das kann nicht sein, Madame; ich muß arbeiten ... Geld für Vater Jakob verdienen.“

„Vater Jakob ist der Name Deines Meisters?“

„Ja, Madame.“

„Und Dein Vater also hieß Kleinmann?“

„Ja, Madame, aber ich habe ihn nie gekannt; er ist gestorben und meine Mutter auch; Vater Jakob hat mich erzogen.“

Der kleine Junge schweigt. Caroline ist wieder in ihre Betrachtungen, ihre Erinnerungen versunken; sie hält eine Hand des Kindes in den ihrigen, schlägt die Augen gen Himmel auf und stammelt: „Und er ... wo mag er jetzt wohl sein?“

Bald öffnet man die Thüre; Marianne kehrt zurück und ruft beim Anblick der gerötheten Augen ihrer Gebieterin aus:

„O, ich war gewiß, Sie hier zu finden ... es ist aber Zeit, daß der kleine Junge fortkommt, denn seit Sie ihn alle Tage sehen, sind Sie noch trauriger, Sie nehmen zusehends ab ... Sie würden krank werden, wenn Kleinmann noch lange dabliebe. Das wäre eine schöne Geschichte! Aber in drei Tagen hat es ein Ende, da stelle ich ihn seinem Herrn wieder zu.“

„Aber, Marianne, was hat Dir denn das arme Kind gethan? Wenn man hört, mit welchem Eifer Du von seiner Entfernung sprichst, könnte man glauben, es sei Dir zuwider.“

„Nein, wahrhaftig nicht, ich habe es im Gegentheil recht gerne; aber Sie liebe ich noch mehr, und Ihre Gesundheit, Ihre Ruhe geht mir vor Allem."

Marianne führt ihre Gebieterin weg. Aber diese verlangt, daß das Kind, ehe man es entlasse, vorher passend gekleidet und zu ihr in's Zimmer geführt werde. Der Tag der Trennung ist da; Vater Jakob kommt, um Kleinmann abzuholen. Marianne, welche aber befürchtet, der Abschied von dem Kinde werde ihre Gebieterin wieder angreifen, heißt Vater Jakob in die Küche gehen und wartet bis zur Essenszeit, wo Daverny mit seiner Frau zu Tische ist, um den kleinen Schornsteinfeger zum Abschied und zur Danksagung zu ihr zu führen.

Der kleine Junge erscheint in einem neuen, reinlichen Anzuge und hat in einem Päckchen seine Schornsteinfegerskleider unter dem Arme. Er sieht ganz hübsch aus in seiner neuen Tracht, und Daverny, der ihn nur ein einziges Mal, an dem Tage seines Unfalls, gesehen hatte, scheint ganz erstaunt über die interessanten Züge des Kindes. Dieses blickt mit schüchterner Miene den Herrn an, welcher neben der Dame sitzt, die es so lieb hat, dann geht es verlegen grüßend auf Carolinen zu und dankt ihr für die viele Güte, die sie ihm erwiesen hat.

Caroline hält mit Gewalt die Thränen zurück, die sich in ihre Augen drängen; indeß verhindert sie, wie Marianne richtig vorausgesetzt hat, die Gegenwart ihres Mannes, sich der Empfindung ihres Herzens hinzugeben. Sie gibt Kleinmann einen Kuß, überreicht ihm eine Börse und sagt zu Mariannen:

„Sein Meister ist also gekommen, um ihn abzuholen?"

„Ja, Madame, er wartet in der Küche ... wenn Sie ihn sehen wollen, so will ich ihn heraufkommen lassen."

„Nein, es ist überflüssig. Kleinmann, dieses Geld gibst Du Deinem Herrn und sagst zu ihm: ich lasse ihn bitten, Dich mit der Arbeit nicht zu sehr anzustrengen."

„O, Madame, Vater Jakob muthet mir nicht zu viel zu und hat mich gern.“

„Um so besser, mein Freund. Wenn Du von Deiner Tour durch Frankreich, wie ihr's heißet, zurückgekommen bist, so besuche mich . . . versprichst Du mir das?“

„Ja, Madame, das kann aber ein Bischen lange anstehen, denn wir reisen nicht so schnell!“

Kleinmann bedankt sich noch einmal bei Carolinen, dann schickt er sich zum Fortgehen an, indem er sich vor dem Herrn, der nichts mit ihm gesprochen hat, ängstlich verbeugt; aber in dem Augenblicke, wo er an Daverny vorübergehen will, nimmt ihn dieser bei der Hand, zieht ihn zu sich, küßt ihn und steckt ihm Geld in sein Täschchen. Das Kind sieht den Herrn mit erstaunter Miene an, und was Carolinen betrifft, so weiß sich diese selbst nicht zu erklären, was sie empfindet, aber es ist ihr, als ob sie ihren Mann nicht mehr hasse.

Acht Tage waren verstrichen, seit der kleine Schornsteinfeger von Carolinen fort war; diese sprach gerne von diesem Kinde, für welches ihr Herz einen so zärtlichen Antheil fühlte.

Dann sagte sie manchmal seufzend:

„Der arme Kleine, ich werde ihn wahrscheinlich nie wiedersehen!“

Eines Morgens las Herr Daverny in einer Zeitung und Caroline sprach mit Mariannen von Kleinmann, während die Köchin das Frühstück auftrug. Als letztere ihre Gebieterin von dem kleinen Schornsteinfeger sprechen hörte, blieb sie beim Tische stehen und rief aus:

„Wenn Madame Alles gehört hätte, was mir der alte Savoyarde von dem Kleinen erzählt hat, würde sie denselben noch viel lieber gehabt haben!“

„Wie, Catharine, was wollen Sie damit sagen?“ fragt Caroline, ihre Magd anblickend.

„Ach, Madame, an dem Tage, wo der alte Savoyarde kam, um den Kleinen zu holen, blieb er lange in der Küche, wo er wartete, bis das Kind fertig war ... weil Mamselle Marianne wollte, daß sich dasselbe vorher bei Ihnen verabschieden sollte... und ich schenkte dem Savoyarden ordentlich ein, da man mir befohlen hatte, ihm reichlich aufzuwarten."

„Das war ganz recht. Weiter?"

„Wahrscheinlich ist der gute arme Mann nicht an's Weintrinken gewöhnt, denn kaum hatte er zwei Gläser geleert, so wurde er so gesprächig, daß er gar nicht mehr aufhörte! . . . und so erzählte er mir auch die Geschichte dieses Kindes ... o, sie ist so schön ... wie der Roman Cölina, den ich gelesen habe, wo der Räuber Truguelin vorkommt!"

„Aber erzählen Sie doch, Catharine, was ist denn dem Kinde geschehen?"

„Madame, die Geschichte ist folgende: der Savoyarde hat mir gesagt, wie er zu Kleinmann gekommen ist ... denn dieser ist ein Findelkind, dessen Eltern er gar nicht kennt. Stellen Sie sich vor, daß dieser brave Mann vor etwa sechs Jahren eines Tages durch den Wald von Sénart kam, um sich nach Paris zu begeben ..."

„Durch den Wald von Sénart?" ruft Caroline aus, indem sie sich unwillkürlich erhebt und Catharinen angstvoll anstarrt, während Marianne, fast eben so ergriffen als ihre Gebieterin, einen Finger an den Mund legt, zum Zeichen, daß sich Caroline bemeistern solle; und auf ihren Mann deutet, der dem Gespräche zuhört und nicht mehr fortliest.

„Nun, vollenden Sie doch, vollenden Sie, Catharine!"

„Nun, Madame, in dem Walde von Sénart fand Vater Jakob einen kleinen, gar hübschen, gutgekleideten Knaben, der weinte und seiner Mutter rief! ... Jakob befragte ihn um seine Wohnung und wem er gehöre; aber das Kind war zu klein;

es konnte noch Nichts sagen als „Mutter“ und „ich habe Dich recht lieb!“ so daß Jakob, nachdem er sich vergebens in der Gegend nach den Eltern des Kleinen erkundigt hatte, sich entschloß, denselben mit sich zu nehmen ... und dieses Kind, Madame, ist dasselbe, welches sich hier verwundet hatte, dem Jakob den Namen „‚Kleinmann‘“ beigelegt hat und dessen Sie sich so sorgfältig angenommen haben ...“

„Er war es! ...“ murmelt Caroline; ein dumpfer Schrei entfährt ihr, ihr Gesicht wird leichenblaß und ihre Augen schließen sich, während sie mit den Armen eine Bewegung macht, wie wenn sie ihren Gatten anflehen wollte.

Daverny eilt auf Carolinen zu, trägt sie in ihr Zimmer, legt sie auf ihr Bett und entfernt sich schnell, indem er sie Mariannens Sorgfalt anempfiehlt, die, noch ganz betäubt von dem eben Gehörten, den Kopf nicht recht bei einander zu haben scheint und, während sie ihre Gebieterin zur Besinnung zu bringen sucht, alle Augenblicke einen Sprung in die Höhe macht und ausruft:

„Wir haben es wiedergefunden, das liebe Kind!“

Achtzehntes Kapitel.

Ein Stelldichein.

„Das erste Wort Carolinens als sie wieder zu sich kommt, ist: „Es war mein Sohn, Marianne ... mein Sohn!“

„Ja, Madame, ja,“ antwortete das gute Mädchen, ihre Gebieterin küssend, „ja ... er war es ... Sie hatten Recht; Ihr Herz täuschte sie nicht ... es erkannte das arme Kind!“

„Aber ich will ihn, Marianne, ich muß meinen Sohn haben ... er soll mich nun nicht mehr verlassen! ... O, warum hast

Du nicht, statt mir zu Hülfe zu kommen, ihn sogleich aufgesucht?"

„Ach mein Gott! meine liebste Madame, diese Entdeckung hat mich so aus aller Fassung gebracht! . . . ich bin ganz verwirrt! . . . ich weiß nicht mehr, was ich thue . . . dann zittere ich bisweilen wieder. Wenn Ihr Gemahl die Wahrheit entdeckte! . . . Vorhin haben Sie in seiner Gegenwart eine Ohnmacht bekommen . . . glücklicher Weise sind Ihnen während der Erzählung Catharinens nur einige unzusammenhängende Worte entschlüpft. aber ich fürchtete sehr, Ihre Aufregung möchte sie verrathen. Wenn Herr Daverny erführe, daß Sie die Mutter dieses kleinen Schornsteinfegers sind . . . o, mein Gott! . . . er könnte Sie sehr unglücklich machen! . . ."

„Nein, Marianne, nein; ich kann nicht mehr unglücklich sein, wenn ich meinen Sohn bei mir habe! Ueberdies wird Herr Daverny nichts erfahren, nichts vermuthen; wenn es sein muß, werden wir meinen Sohn vor Aller Augen verbergen, er muß bei uns bleiben . . . darf meine Zimmer nicht verlassen; wir lassen ihn Niemand sehen."

„Das arme Kind! . . . wenn es so eingesperrt leben müßte, würde es gewiß bald krank werden."

„Nun, so sage ich zu Herrn Daverny: daß mich dieses Kind interessire, daß ich es adoptiren und mich seiner annehmen wolle. Da mich mein Mann unumschränkt nach meinem Willen handeln läßt, so wird er nichts dagegen haben, wenn ich dieses Kind bei mir behalte . . . O, vor allen Dingen will ich es wiedersehen und küssen . . . Geh', Marianne, eile, bringe es her."

„Ja, Madame . . . ja."

Marianne machte eine Bewegung, sich zu entfernen, aber jetzt fällt es ihr erst ein, daß sie die Wohnung Jakobs nicht weiß, daß man Kleinmann nicht gefragt hat, wo er in Paris wohne, und zu gleicher Zeit erinnert sich auch Caroline, daß der Savoyarde

im Sinne hatte, mit dem Kinde zu verreisen, um seine Tour durch Frankreich zu machen.

„Aber wo werde ich den Jakob finden, der unsern Kleinen hat?“ fragt Marianne.

„Mein Gott!“ schreit Caroline, „wenn er schon mit meinem Sohne fort wäre! ... Ich erinnere mich jetzt, daß sie eine Reise vorhatten. Ach, Marianne, wenn ich ihn, nachdem ich ihn gefunden habe, nochmals verlieren müßte!“

„Ich bitte, Madame, fassen Sie Muth! Vor allen Dingen ist es jedenfalls ein großes Glück, zu wissen, daß er lebt und gesund ist, denn obgleich sehr zart, ist das liebe Kind doch gesund. Seien Sie ganz beruhigt, wir finden es wieder: ich durchlaufe ganz Paris, wenn es sein muß, und erkundige mich bei allen Schornsteinfegern, die mir begegnen; da werde ich doch am Ende erfahren, was aus Jakob geworden ist und wohin er Ihren Sohn mitgenommen hat.“

Marianne ist fort. Caroline geht in das Zimmer ihrer Wärterin hinauf: sie betrachtet liebevoll das Bett, in dem ihr Sohn geschlafen hat; sie bedeckt das Kissen, worauf sein Haupt geruht, mit Küssen. Dann vergießt sie einen Strom von Thränen, indem sie leise vor sich hin sagt: „Hier lag er, ich saß bei ihm, es war mein Sohn, mein lieber Paul! Ach, mein Herz hatte es geahnt, warum habe ich ihn fortgehen lassen?“

Der Tag vergeht, ohne daß Marianne zurückkehrt. Caroline stirbt fast vor Ungeduld, sie hat mehrmals im Sinne, auszugehen, auf's Gerathewohl in Paris herumzulaufen und bei allen Savoyardenkindern, die sie unterwegs sehen wird, nach ihrem Sohn zu fragen. Sie befürchtet auch, ihr Mann möchte sich nach ihrem Befinden erkundigen; seine Gegenwart wäre ihr unangenehm, denn sie fühlt, daß sie ihre Verlegenheit und Aufregung nicht leicht verbergen könnte, wenn er sie früge, welches große Interesse sie an dem kleinen Schornsteinfeger nehme, daß

sie bei der Erzählung der Magd die Besinnung verloren habe; allein Daverny zeigt sich nicht bei seiner Frau, und diese vernimmt mit Vergnügen, daß er abwesend ist und beim Weggehen gesagt hat, er werde vor Abend nicht nach Hause kommen.

Erst bei Einbruch der Nacht kehrt Marianne, erschöpft von den vielen Gängen, die sie gemacht hat, und trostlos, keine guten Nachrichten bringen zu können, zurück.

„Du bringst meinen Sohn nicht mit?“ ruft ihr Caroline entgegen, sobald sie ihre treue Dienerin erblickt.

„Ach, mein Gott, nein! . . . ich habe ganz Paris durchlaufen . . . ich glaube, ich habe mit allen Schorsteinfegern, die in der Stadt sind, gesprochen! Die Einen kennen Jakob nicht, die Andern hatten ihn zwar gekannt, wußten aber nicht, wo er logirte. Endlich, nach vieler Mühe entdeckte ich das Haus oder vielmehr die armselige Dachwohnung, wo der Savoyarde mit unserem theuren Kinde und zwei andern kleinen Schornsteinfegern seine Herberge hatte . . .“

„Und nun? . . . und nun?“

„Und nun! Ihre Befürchtungen waren nur zu gegründet, theuerste Frau: Jakob ist vor drei Tagen mit den Kindern abgereist . . . um seine Tour durch Frankreich zu machen.“

„Fort! . . . und er hat meinen Sohn mitgenommen?“

„Potz Tausend! glauben Sie etwa, er hätte ihn da gelassen? . . . Erstens scheint es, daß er das liebe Kind sehr gerne hat . . . denn mit dem Geld, welches man ihm hier gegeben, hat er dem Kleinen ein Murmelthier gekauft, welches derselbe unterwegs sehen lassen soll, weil das weniger ermüdend ist, als das Kaminfegen . . . so hat Jakob wenigstens gesagt.“

„Abgereist! . . . Aber wohin? welchen Weg haben sie eingeschlagen?“

„Ach! Sie können sich vorstellen, daß das meine erste Frage war . . . aber es war mir unmöglich, das Mindeste zu erfahren

... Niemand von den Leuten, wo sie wohnten, interessirte sich so weit für sie, um sie zu fragen, wo sie hingingen. Was kümmerte sie's, wo sich die Savoyarden hinbegeben? Als ich fragte: Wo sind sie hingegangen? durch welche Barrière haben sie sich aus Paris entfernt? sah man mich mit verwunderter Miene an und entgegnete mir: „,Wissen wir das? laufen wir den Savoyarden zu unserem Vergnügen nach, wenn sie uns verlassen?'"

„Also ist mein Sohn wieder für mich verloren! . . . Ach, Marianne, ich fühle es, daß ich diesen neuen Schlag des Schicksals nicht aushalten kann! . . . Zu wissen, daß mein theurer Paul, während ich im Schooße des Reichthums lebe, genöthigt ist, kümmerlich sein Brod zu verdienen, daß er zu Fuße umherpilgert, bisweilen auf Stroh übernachtet und sich mit schlechter Nahrung begnügen muß . . . o, dieser Gedanke tödtet mich! Großer Gott, du straffst mich allzuhart für meinen Jugendfehler!"

Caroline schluchzte, Marianne weinte ebenfalls und rief zuweilen aus:

„Wohin soll ich meine Schritte lenken, um ihn wieder zu finden? . . . Mir ist es gleich, wenn Sie es wünschen, mache ich mich morgen früh auf den Weg."

Mit einem Mal scheint Carolinen ein Gedanke einzuleuchten; sie drückt die Hand ihrer Wärterin und sagt zu ihr:

„Marianne . . . ein Frauenzimmer kann nicht zu Pferd reisen ... und in kurzer Zeit größere Strecken durchstreifen, aber ein Mann ... ein Mann, der sich fast ebenso sehr als wir für das Schicksal meines Sohnes interessirte, würde ihn vielleicht bald auffinden."

„Ja, Madame, ja ... ein sehr ergebener Mann, dem man sich ohne Furcht anvertrauen könnte . . . wo aber einen solchen Mann finden?"

„Wie, Marianne, Du hast mich nicht errathen? Arthur ist

hier ... in Paris, Arthur ist Pauls Vater ... muß er nicht eben so viel Interesse für denselben empfinden als ich?“

„Ach, Herr Arthur! ... Ja, Madame ... es ist möglich ... wenn er es über sich vermag, sich eine Zeit lang von seinen Gesellschaften, seinen Spielpartien, seinen Vergnügungen zu trennen.“

„Marianne, Du beurtheilst Arthur schlecht, Du hast ihn immer falsch beurtheilt ... Du siehst nur Fehler an ihm.“

„Hat er sich rechtlich gegen Sie betragen?“

„Nein ... aber wissen wir, was ihm begegnet ist ... was ihn fern von mir gehalten hat? Habe ich seine Rechtfertigung gehört? Uebrigens handelt es sich nicht mehr um mich, sondern um meinen Sohn; und um meinen theuren Paul wiederzufinden, bin ich zu einem Schritt entschlossen, an den ich sonst nie gedacht hätte; ich will Arthur wiedersehen, denn ich muß ihn sprechen ... ihm sagen, daß ich ohne meinen Sohn nicht leben kann! ... O, ich bin überzeugt, daß er meine Zärtlichkeit für denselben theilen, daß er Paris augenblicklich verlassen wird, um unverzüglich nach unserem Kinde zu forschen.“

„Wohlan, Madame, wenn Sie entschlossen sind, Herrn Arthur zu sprechen, so müssen Sie sich beeilen, denn je schneller man dazu thut, um so leichter wird man diesen Jakob auffinden. Wissen Sie, wo Herr Arthur wohnt?“

„Nein ... aber gehe zu Theresen ... bitte Sie, ihren Mann um die Adresse seines Freundes zu befragen ... Du kannst Dich ja auf irgend einen Vorwand besinnen ... sage, sein Onkel Gervillier habe Dir Papiere ... eine Schachtel für seinen Neffen hinterlassen, und Du wollest ihm dieses anvertraute Gut überbringen.“

„O! seien Sie ganz beruhigt, Madame, das will ich schon arrangiren. Aber wenn ich auch die Adresse des Herrn Arthur weiß, so können Sie doch nicht zu ihm gehen, Madame, denn wenn Ihr Herr Gemahl das entdeckte ...“

„O nein, Marianne, ich werde nicht zu Arthur gehen, aber ich kann ihm schreiben und ihm ein Stelldichein geben.“

„Wählen Sie dann nur einen sehr entfernten Ort, wo man Niemand begegnet.“

„Die elysäischen Felder . . . ganz in der Nähe der Barrière de l'Etoile . . . in dieser Jahreszeit geht man noch nicht spazieren . . . dort können wir ganz ungestört miteinander sprechen.“

„Es sei, schreiben Sie geschwind . . . geben Sie ihm ein Stelldichein auf morgen früh; heute Abend kann ich schon seine Adresse noch erfahren und ihm den Brief zustellen.“

Caroline nimmt eine Feder und schreibt in der Eile folgendes Billet:

„Mein Herr, ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern, aber ich ersuche Sie, mir morgen einen Augenblick zu einer Unterredung zu widmen; was ich Ihnen zu sagen habe, ist von dem höchsten Interesse. Ich werde mich morgen früh um zehn Uhr in den elysäischen Feldern bei der Barrière de l'Etoile einfinden; ich bitte Sie um Gotteswillen, mich nicht vergeblich warten zu lassen. Caroline.“

Nachdem Caroline vorstehende Zeilen geschrieben hat, siegelt sie den Brief und gibt ihn Mariannen, die ihn nimmt und mit der heiligen Versicherung fortgeht, nicht eher wieder zu kommen, als bis sie ihn Arthur überliefert habe.

Als Caroline allein ist, überschleicht es sie fast wie ein Gefühl von Furcht. Sie denkt an all das Unheilvolle, was daraus entstehen könnte, wenn ihr Mann entdeckte, daß sie an Arthur geschrieben habe, um ihm ein Stelldichein zu geben; aber bald verjagt die Erinnerung an ihr Kind ihre Schrecken und sie fühlt sich stark genug, Allem Trotz zu bieten, um endlich mit ihrem Sohne vereint zu sein.

Es ist fast Mitternacht, als Marianne zu ihrer Gebieterin zurückkehrt.

„Ich habe meinen Zweck erreicht, Madame," sagt die treue Dienerin, indem sie ermattet auf einen Stuhl niedersinkt, „aber nicht ohne Mühe! . . . Madame Minot wußte nichts . . . ihr Mann war ausgegangen, ich erwartete seine Heimkehr. Er sagte mir, daß er nicht mehr mit Arthur zusammenkomme, aber er gab mir seine Adresse. Ich verfüge mich an den bezeichneten Ort . . . er wohnte aber nicht mehr dort . . . Ich gehe in die neue Wohnung, die man mir sagt: er war auch da schon wieder ausgezogen! Der Herr zieht oft aus . . . seit sechs Wochen ist er im dritten Logis! Endlich fand ich das rechte, welches er im Augenblick inne hat! Ach, meiner Treu! wenn man mich nicht genau hingewiesen hätte, dort hätte ich Herrn Arthur nie gesucht!"

„Warum denn, Marianne?"

„Ach, Madame! . . . weil Herr Arthur, der früher so elegant war . . . eine so schöne Wohnung in der Chaussée d'Antin hatte . . . jetzt im fünften Stockwerk eines alten häßlichen Hauses in der Filles-Dieu-Straße logirt! . . . ach, welcher Unterschied!"

„Der arme Arthur! . . . er ist also unglücklich! . . . er muß viel Mißgeschick erlebt haben!"

„Ich weiß nicht, was er erlebt hat, aber er muß keine schöne Einrichtung haben, um sich in einem solchen Orte einzumiethen. Endlich suchte ich einen Portier . . . ich fand im Hintergrunde des Hausganges eine Art Schuhflicker, den ich fragte, ob er Herrn Arthur Gervillier kenne und mir versprechen könne, ihm ein wichtiges pressantes Schreiben zu überreichen, welches ich für denselben in Händen habe. Der Mann antwortete mir: „,Seien Sie beruhigt, Madame, ich besorge die Commissionen dieses Herrn und bin sein Stiefelwichser, er bekommt den Brief morgen vor neun Uhr schon.'" Darauf habe ich ihm das Billet gegeben. Ich hatte große Lust, Herrn Arthur zu erwarten, um ihm dasselbe selbst zuzustellen; aber der Schuhflicker sagte zu mir,

der Herr komme zu keiner bestimmten Stunde nach Hause und ich könnte leicht die halbe Nacht da stehen bleiben müssen. Auf das hin entschloß ich mich heimzugehen."

„Ich danke Dir, meine gute Marianne; Arthur wird meinen Brief erhalten und sich dann zu dem ihm gegebenen Stelldichein einfinden, das bin ich gewiß . . . o, daran zweifle ich nicht! Aber was Du mir über seine Lage sagst, setzt mich in Erstaunen und Betrübniß . . . er hat demnach viele Schicksalsschläge erlitten."

„Oder viele tolle Streiche gemacht . . . Hm! der Krug geht so lange zum Brunnen . . ."

„Geh', lege Dich zur Ruhe, Marianne, Du hast dieselbe nöthig. Ich will auch sehen, ob ich schlafen kann. Ach, ich wollte, es wäre schon morgen!"

Marianne läßt ihre Gebieterin in's Bett gehen, aber Caroline kann keinen Augenblick der Ruhe genießen: das Bild ihres Sohnes und der Gedanke, Arthur wieder zu sehen, den Mann, den sie sich noch immer so verführerisch und so liebenswürdig vorstellt wie während seines Aufenthaltes zu Draveil, all' dieses hindert sie, einzuschlafen, und mit Freuden sieht sie endlich den Tag grauen.

Es ist noch nicht neun Uhr, als Caroline bereits zum Ausgehen angekleidet ist.

„Soll ich Sie begleiten?" fragte Marianne.

„Nein . . . in Deiner Gegenwart würde er es nicht wagen, von meinem Sohne mit mir zu sprechen. Ich werde zu Fuß zum Hause hinausgehen und erst in einiger Entfernung einen Wagen nehmen; dieser muß, so lange ich mit Arthur spreche, auf mich warten und mich dann wieder bis hier in die Nähe zurückführen."

„Nehmen Sie sich doch recht in Acht, meine liebe Madame, wenn Ihr Mann eine Ahnung davon bekäme! . . ."

„Ach, Marianne, Du kennst mich ja, Du weißt wohl, daß ich dieses Rendezvous Arthur nicht gegeben habe, um etwas Un-

rechtes zu thun. Wenn es sich nicht um meinen Sohn handelte, würde ich ihn nie wieder gesehen haben."

„Ja, Madame, ich weiß das; aber die Welt würde anders urtheilen."

„Sollte Herr Daverny zufällig beim Frühstück nach mir fragen, so sage ihm, ich sei unwohl oder vielmehr ich sei ausgegangen, um mir in der frischen Luft Bewegung zu machen... aber er wird sich nicht nach mir erkundigen, er thut es ja nie!"

„Ich glaube übrigens, daß der Herr auch ausgegangen ist, denn ich habe ihn heute Morgen noch nicht gesehen."

„Doch die Zeit rückt heran . . . ich gehe."

„Gehen Sie, Madame, und der Himmel möge Sie beschützen!"

Caroline hüllt sich in einen großen Shawl ein, setzt einen Hut auf, der ihr tief in's Gesicht herein geht, verläßt langsam ihre Wohnung und eilt dann mit verdoppelten Schritten dem Boulevard zu; sie winkt dem nächsten besten Fiaker, steigt ein, miethet den Kutscher nach der Stunde und befiehlt ihm, sie in die Nähe der Barrière de l'Etoile zu führen.

Das Wetter war kalt und unfreundlich. Caroline zitterte im Innern des Wagens, nicht sowohl wegen der Kälte, als von Gemüthsbewegungen und Erinnerungen erschüttert. Kann man ohne Aufregung einen Mann wiedersehen, den man anbetete und dessen Bild man während achtjähriger Trennung stets im Herzen behalten hat? Es kam Carolinen vor, der Wagen rühre sich kaum von der Stelle, und einen Augenblick darauf erschrack sie, wenn sie daran dachte, daß sie bald den Ort des Stelldicheins erreichen werde.

Endlich hält der Wagen: man ist in der Nähe der Barrière. Caroline steigt bebend aus, sagt ihrem Kutscher, sie zu erwarten und nähert sich einer der Seitenalleen. Sie wagt kaum, sich umzusehen: sie glaubt Arthur sei da und werde ihr entgegen=fliegen, aber es kommt Niemand auf sie zu. Endlich entschließt

sie sich, ihre Augen zu erheben. Es sind sehr wenig Leute in der Gegend der Barrière und sie erblickt Niemand, der dem Erwarteten ähnlich sieht.

„Noch nicht da," denkt Caroline; „vielleicht hat die Stunde noch nicht geschlagen, die ich ihm bezeichnet . . . aber er hätte meine Ungeduld theilen sollen."

Caroline geht langsam gegen die elysäischen Felder hin auf und ab. Zehn Minuten verstreichen und sie gibt bereits die Hoffnung auf, als ihre Blicke endlich in der Ferne einen Mann unterscheiden, der auf sie zuzukommen scheint.

Dieser Mann hat zwar Arthurs Gestalt; allein je näher er kommt, je weniger denkt sie daran, daß er es sein könne, denn er hat einen langen Oberrock an, dessen Kragen fettig und dessen Schöße beschmutzt sind; seine Beinkleider scheinen mit seinen Stiefeln eine Dreckmasse zu bilden; ein rothes Foulard dient ihm als Halsbinde: sein abgeschabter Hut sitzt schief und unternehmend auf dem Kopfe; er hat eine Cigarre im Munde und einen dicken Stock in der Hand, auf den er sich beim Gehen stützt.

„Der Herr näherte sich Carolinen immer mehr und diese dachte noch immer: „O, das kann er nicht sein!" als er sie bereits lebhaft beim Arme nahm und ausrief:

„Da bin ich, reizende Frau! . . . Ich habe zwar ein wenig auf mich warten lassen, aber, meiner Treu, es ist sehr kothig zum Gehen und Sie haben den Ort zum Stelldichein etwas entfernt gewählt; auch konnte ich so lange kein Feuer bekommen, um meine Cigarre anzuzünden."

Caroline betrachtet Arthur, denn er war es in der That; aber sie kann ihn noch nicht erkennen. Beim Anblick seiner welken Züge, seiner faltigen Stirne und seiner hohlen Augen, bei Musterung seines Anzugs, seiner Gestalt und sogar beim Klang seiner Stimme, die dumpf und heiser geworden, fragt sie sich noch, ob dieses wirklich der Mann sei, dem sie ihr Herz geschenkt habe.

„Sie betrachten mich, liebe Freundin," fährt Arthur fort: „Sie finden mich vielleicht ein wenig verändert. Ach, mein Gott, acht Jahre machen Etwas aus, besonders, wenn man so lebt wie ich. Ich war immer gerne lustig . . . unglücklicher Weise geht es seit einiger Zeit schlimm . . . ungeheure Verluste aller Art . . . Mißgeschick . . . ich habe schändliches Pech im Bouillottespiel . . . ich erzähle Ihnen das Alles später! . . . Ich muß Ihnen übrigens das Compliment machen, daß Sie immer noch hübsch . . . sehr hübsch sind . . . zwar etwas blaß . . . eine melancholische Miene, aber es steht Ihnen recht gut . . . das ist vornehm."

„Herr Arthur," sagt Caroline mit bebender Stimme, „der Gegenstand, weßwegen . . ."

„Ja, ja, ganz gut, Sie haben mir tausend Dinge zu sagen . . . potz Kuckuk, ich Ihnen auch; wenn man sich mehr als acht Jahre nicht gesehen hat, ist das sehr natürlich. Aber wir können nicht so im Freien bleiben . . . es ist kalt heute Morgen; auch athme ich nicht gerne den Nebel ein. Zwei Schritte von hier ist ein Gasthaus . . . wir wollen eintreten."

„Nein, nein, das ist überflüssig," entgegnet Caroline, während sie ihren Arm, den Arthur ergriffen hatte, loszumachen sucht; „wir können hier recht gut miteinander sprechen."

„Ich sehe, meine Freundin, daß Sie noch immer die Nämliche sind . . . noch immer so schüchtern, so furchtsam, so mißtrauisch . . . Der Ehestand hat Sie nicht abgeschliffen; es ist zum Erstaunen! Ei, mein Gott! lassen Sie sich doch führen; ich erkläre Ihnen, daß ich nicht in den Wind hinstehe; ich habe keine Lust, mir einen Schnupfen zu holen . . . Es wäre mir nebenbei auch nicht unangenehm, zu frühstücken."

„Aber um's Himmels willen, mein Herr, es wartet ein Fiaker auf mich."

„Nun, da er wartet, hat es ja keine Eile! Kommen Sie doch, köstliche Frau . . . Auf meine Ehre, ich finde Sie noch hübscher

als vor acht Jahren, wo wir mit einander in dem kleinen Wäldchen plauderten. Sie erinnern sich ... o, es hilft Sie nichts, Sie müssen mit in das Gasthaus herein ... man unterhält sich viel besser bei einem guten Frühstück."

Arthur zieht Carolinen mit sich. Da diese einsieht, daß es ihr unmöglich ist, auf der Straße Gehör zu erlangen, entschließt sie sich, ihrem Begleiter zu folgen, und da sie in ihrem Innern wohl weiß, daß sie in dem Gasthause nicht strafbarer sein werde, als inmitten der elysäischen Felder, so sieht sie nichts Unrechtes darin, sich mit Arthur an einem Orte zu unterreden, wo sie nicht gesehen werden können.

„Ein Cabinet und zwei Gedecke!" schreit Arthur bei seinem Eintritt in das Gasthaus, „und Feuer, ein gutes Feuer ... die Dame friert und ich auch!"

Caroline zittert in der That, aber nicht mehr vor Frost. Kaum in das Gasthaus getreten, möchte sie dasselbe schon wieder verlassen haben. Neue Betrachtungen beschäftigen ihren Geist, und der Ton, das Wesen Arthurs ist so verschieden von ehemals, daß sie mitunter einen Augenblick zu träumen glaubt und der Muth sie verließe, wenn die Erinnerung an ihren Sohn denselben nicht wieder belebte. Allein Arthur läßt ihre Hand nicht los, er führt sie die Treppe hinauf, und der Kellner öffnet ihnen ein Zimmer, worin sich außer den Stühlen auch eine Art Sopha befindet.

Caroline schaut furchtsam um sich her, während ihr Cavalier zu dem Kellner sagt:

„Machen Sie schnell Feuer und richten Sie dann unser Frühstück. Sind die Austern frisch?"

„Ja, mein Herr."

„Ha, Schelm, Sie würden nie das Gegentheil zugeben ... Lassen Sie sechs Dutzend aufmachen ... geben Sie mir die Speisekarte ... ich werde mir herausnotiren, was ich wünsche."

„Aber, mein Herr, wir werden uns nicht lange hier aufhalten," versetzt Caroline mit bebender Stimme.

„Warum nicht, meine liebe Freundin? Ich habe durchaus keine Eile, ich kann über meinen ganzen Tag, meine ganze Nacht, kurz, über meine ganze Zeit nach Belieben verfügen. Ich bin bisweilen acht Tage nacheinander in einer Restauration geblieben ... ich hatte freilich meine guten Gründe, mich nicht zu entfernen."

„Aber, mein Herr ... ich muß in meine Wohnung zurückkehren, ehe man bemerkt ..."

„Gut, ganz gut; davon werden wir gleich nachher sprechen ... das Feuer geht lange nicht an; geben Sie mir doch den Blasbalg, Garçon ... ach, was für ein erbärmlicher Blasbalg! er ist kreuzlahm und hält keinen Wind mehr! Wenn die Herrin des Hauses ihrem Blasbalg gleicht, dann muß es proper aussehen!... Ach! endlich zieht es ... Sorgen Sie jetzt für das Frühstück ... Notabene, Garçon, Sie tragen nicht früher auf, als bis ich läute."

„Gut, mein Herr," entgegnet der Kellner mit einem pfiffigen Lächeln, dann geht er hinaus und macht sorgfältig die Thüre hinter sich zu.

Caroline ist stehen geblieben. Mit jedem Augenblicke steigert sich ihre Angst; Arthurs Sprache ist so neu für sie, daß sie einmal über das andere denkt: „Mein Gott, ist das der Mann, den ich so zärtlich liebte?"

„Ach! nun sind wir endlich allein und können nach Herzenslust mit einander schwatzen," ruft Arthur, sich Carolinen nähernd, aus. „Ach! theure Freundin, wir haben uns nach den acht Jahren, die wir uns nicht gesehen haben, viel zu sagen ... wir wollen uns dort hinsetzen."

Arthur zog Carolinen zu dem Sopha hin; diese riß aber mit Gewalt ihre Hand, die er ergriffen hatte, los, und entgegnete:

„Nein, mein Herr, ich will mich nicht setzen."

„Sie wollen sich nicht setzen? nun wohl, dann setze ich mich! Ei, das ist ja etwas Neues; wollen Sie stehend essen?"

„Ich werde gar nicht essen, mein Herr, ich habe keinen Hunger."

„Sehen Sie, so sagen alle Frauenzimmer, wenn man mit ihnen unter vier Augen in einer Restauration ist. Da heißt es immer: „ich habe keinen Hunger! ich will nichts zu mir nehmen! bestellen Sie nichts für mich!" und hintendrein stopfen sie sich voll und essen von Allem. Indeß sind Sie nicht gezwungen zu frühstücken . . . ich werde somit, da ich Hunger habe, für uns Beide essen. Das ist aber Alles kein Grund, ein so ernstes Gesicht zu machen, eine so strenge Miene anzunehmen! . . . Sie haben mir hoffentlich nicht deßhalb ein Rendezvous gegeben, um die Grausame gegen mich zu spielen . . . Kommen Sie, Caroline, setzen Sie sich hierher auf meinen keuschen Schooß . . . und thun Sie nicht so zimperlich."

Arthur will Carolinen wieder bei der Hand nehmen und Die, die sonst vor Glück erröthete, wenn er sie in seine Arme schloß, auf seinen Schooß ziehen; aber die junge Frau stößt ihn zurück, flüchtet sich an das entgegengesetzte Ende des Zimmers und sagt mit flehendem Tone zu ihm:

„Ach! mein Herr, seien Sie barmherzig, behandeln Sie mich nicht so . . . Ach, großer Gott! Sie verachten mich also sehr!"

„Potz Kuckuk! was soll das Alles heißen?" schreit Arthur, sich auf dem Sopha ausdehnend; „führen wir hier ein Lustspiel . . . oder eine Tragödie mit einander auf? Ich weiß nicht mehr, was ich davon denken soll. Gewöhnlich spielt man, wenn man einem Manne schreibt, um ihm ein Stelldichein zu geben, nicht die Lucretia . . . um so weniger, wenn dieser Mann schon früher der Liebhaber von Einem war."

„Wenn Sie mich angehört hätten, mein Herr, wenn Sie mir Zeit gelassen hätten, Ihnen zu sagen, warum ich Sie so sehnlich zu sprechen wünschte, so würden Sie keine so beschimpfende Vermuthung von mir gehabt haben."

„Beschimpfend! Was für große Worte! Hören Sie, Caroline, ich weiß, warum Sie mich so behandeln: Sie sind mir wegen meines Betragens gegen Sie noch böse . . . Sie haben vielleicht nicht Unrecht . . . ich gestehe, daß ich hätte rücksichtsvoller sein sollen . . . aber was wollen Sie: die Leidenschaften reißen uns hin . . . das Leben hat für einen jungen, reichen, hübschen Mann so viel Verführerisches . . . und Sie wissen, daß ich nicht übel war! . . . Jetzt bin ich ein wenig mitgenommen . . . warten Sie, ich will Ihnen in wenig Worten mein Leben seit meiner Liebschaft mit Ihnen erzählen. Setzen Sie sich doch! . . . O! seien Sie beruhigt, ich werde keine Gewalt gegen Sie gebrauchen . . . es haben sich mir genug freiwillig hingegeben! . . . Sie fühlen keine Neigung mehr . . . damit basta! Sie können sich wohl denken, daß ich keine Lust habe, Ihnen noch einmal die Cour zu machen."

Caroline ganz erschüttert von Allem, was sie hört, nimmt einen Stuhl und setzt sich in ziemlicher Entfernung von Arthur nieder. Dieser wirft sich, nachdem er das Feuer wieder angeschürt und wieder über den Blasebalg geflucht hat, auf einen Stuhl und fährt fort zu sprechen:

„Als ich mit Ihnen in's Verhältniß trat, war ich sechsundzwanzig Jahre alt, besaß achttausend Franken Renten und alle Frauenzimmer beteten mich an . . . oder thaten wenigstens dergleichen, was auf Eins herauskommt, wenn man oft mit ihnen wechselt. Thatsache bleibt, daß man mich in der Welt charmant fand . . . Hätte ich nicht auch der Meinung aller Welt sein sollen? Ueberdrüssig der zu leicht zu machenden Eroberungen, trachtete ich nach frischen, unschuldigen Herzen, die an eine wahre Liebe . . . an

Treue glauben. Damals nun sah ich Sie . . . Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was zwischen uns vorging . . . Sie haben es nicht vergessen . . . Um Sie zu verführen, versprach ich Ihnen, Sie zu heirathen . . . aber junge Leute versprechen das allen Frauenzimmern, die sie verführen wollen . . . das will gar nichts heißen! Gewiß ist, daß ich durchaus keine Lust hatte, mich zu verheirathen; vor jeder Fessel hatte ich einen Abscheu! Ich hörte also auf, Sie zu besuchen . . . überdies machte ich um jene Zeit eine andere Bekanntschaft . . . die eines koketten, durchtriebenen Frauenzimmers, die mich verteufelt herumzog . . . Es gibt solche Frauenzimmer, welche es auf sich nehmen, die andern zu rächen . . . kurz, ich reiste ihr nach England nach und verschwendete in diesem theuren Lande ein wahnsinniges Geld. Nach Verfluß von fünfzehn Monaten verließ mich meine Eroberung, um einem russischen Fürsten zu folgen . . . ich begab mich nach Italien. Aber ich besaß bereits nur noch ein Viertheil meines Vermögens; die drei andern hatte ich vergeudet. Ich machte das, was mir übrig blieb, flüssig. In Italien hatte ich wie anderwärts verliebte Abenteuer; dort vollendete ich meinen Ruin . . . Als ich kein Geld mehr hatte, machte ich weit weniger Eroberungen, aber dagegen um so mehr Betrachtungen, die nicht immer heiter ausfielen. Ach! wenn man den Ueberfluß gekannt, die Süßigkeiten des Lebens genossen hat, ist es eben nicht unterhaltend, nicht einmal zu wissen, wo man ein Mittagessen hernehmen solle."

„Wie! so unglücklich waren Sie?" ruft Caroline aus und rückt unwillkürlich ihren Stuhl näher zu Arthur hin.

„Unglücklich ist nicht das rechte Wort . . . aber oft empört gegen das Schicksal. Da mein Charakter übrigens von der Art ist, daß ich mich nicht lange über Etwas gräme, so fügte ich mich in meine neue Lage. Ich gab mich mit Frauen einer etwas niederern Classe ab . . . denn es gibt unter Allen schöne . . . ich kleidete mich nicht mehr so stutzerhaft . . . ich besuchte gewisse

Cirkel . . . gemüthliche Leute an grünen Tischen . . . allerdings keine Dandys, aber man muß sich in Alles zu schicken wissen. Ich spielte viel . . . ich habe immer gern gespielt! . . . Hatte ich Glück, so fing ich mein großartiges Leben wieder an, hatte ich Alles verloren, so kneipte ich in einer Schenke auf Credit . . . Endlich kam mich eines schönen Tages die Lust an, Frankreich und jenes schöne Paris wieder zu sehen, wo ich eine so wollüstige Existenz geführt hatte . . . Außerdem hatte ich daselbst Freunde zurückgelassen, von denen mir mehr als Einer Geld schuldig war, denn in den Tagen meines Wohlstandes machte ich keine Schwierigkeiten, Geld auszuleihen . . . Ich begab mich auf den Weg und kam an. Aber da wollten einige meiner Schuldner mich bereits bezahlt haben; andere behaupteten, mir nichts schuldig zu sein: ich theilte nun da und dort Ohrfeigen aus, und damit waren meine Rechnungen ausgeglichen. Auf Einen übrigens hatte ich gezählt, nicht daß er mir Geld schuldig gewesen wäre, sondern weil er reich ist und mir hätte leihen können: ich meine Minot . . . das ist aber ein Filz, er hat mir's abgeschlagen. Als er mir das erste Mal wieder in Paris begegnete, lud er mich, ohne Zweifel in der Voraussetzung, ich sei noch reich und glücklich, gleich in sein Haus ein und stellte mich seiner Frau vor; das wissen Sie, denn dort haben wir uns getroffen. Seit ich mich aber an Minot gewendet habe, um Geld von ihm zu entlehnen, dreht er mir, so oft er mich sieht, den Rücken. Er soll sich jedoch in Acht nehmen! . . . wenn ich Gelegenheit finde, mich zu rächen, lasse ich sie mir nicht entgehen."

Nach Beendigung dieser Worte läßt Arthur den Kopf auf die Brust herabsinken und scheint sich seinen Gedanken hinzugeben. Caroline betrachtet nur den Mann, den sie so ganz anders sieht, als er früher war: ihr Herz ist beklommen, sie ist sich ihrer Empfindungen selbst nicht recht klar. Sie würde sich noch für Arthur interessiren, wenn er nur unglücklich wäre, und doch ist sie trostlos,

jetzt, nachdem sie ihn wieder gesehen, alle die Täuschungen aufgeben zu müssen, in denen sie sich so lange gewiegt hatte.

Plötzlich erhebt Arthur den Kopf, schlägt sich auf den Schenkel und ruft lustig aus:

„Zum Teufel mit der Traurigkeit und den Betrachtungen, die nichts nützen! Ich habe Hunger ... wir wollen frühstücken ... ich will dem Kellner läuten.“

„Mein Herr, hören Sie vorher gefälligst, was ich Ihnen zu sagen habe.“

„O nein, meine liebe Freundin! Ich kann Ihnen während des Essens viel besser zuhören: denn ein hungriger Magen hat keine Ohren. Man unterhält sich recht gut beim Frühstück, besonders wenn man nicht sonst was thun will. He, he, Garçon, das Frühstück!“

Der Kellner kommt und trägt das Frühstück auf. Arthur setzt sich zu Tische, ißt Austern, schenkt sich große Gläser voll weissen Weines ein und sagt zu Carolinen:

„Sprechen Sie, ich bin ganz Ohr!“

Caroline wartet, bis der Kellner sich entfernt hat, und beginnt dann, ohne einen Blick auf Arthur zu wagen:

„Mein Herr, unser Verhältniß ... mein Vergehen ... denn ich habe gefehlt ... o, das sehe ich jetzt wohl ein ...“

„Was Sie da sagen,“ entgegnete Arthur, eine Citrone auf seine Austern auspressend, „ist nicht sehr schmeichelhaft für mich; aber einerlei, machen Sie fort, geniren Sie sich nicht.“

„Mein Vergehen hatte sehr ernsthafte Folgen ... ich wurde schwanger ... ach! nicht wahr, wenn Sie es gewußt hätten, würden Sie mich nicht verlassen, sondern meine Ehre hergestellt und ihr Kind anerkannt haben? O, sagen Sie ja, mein Herr, sagen Sie ja, um mich ein wenig für die zahllosen Thränen zu entschädigen, die ich vergossen habe.“

Bei diesen Worten erhebt Caroline ihre Blicke zu Arthur,

in denen vielleicht etwas von ihrer frühern Liebe lag; aber ohne sich in seinem Austernessen stören zu lassen, antwortete er:

„Das kann ich nicht sagen, denn ich würde lügen ... erstens wußte ich, daß Sie guter Hoffnung waren ...“

„Sie wußten es?“

„Ei freilich! Hatte es mir doch Marianne, die mich einmal in Paris aufsuchte, gesagt ...“

„Sie hat Sie gesprochen? ... Die arme Marianne! sie hat mir diesen Umstand verschwiegen, um mir das Herz nicht zu brechen. Zu mir hat sie gesagt: Sie seien nicht mehr in Paris. Wie, mein Herr, es war Ihnen bekannt, daß ich Mutter werden würde, und Sie haben mich verlassen?“

„Nun, warum denn nicht? was hätte ich denn thun sollen? ... Diese Auster ist nicht frisch! ... Glauben Sie etwa, ich hätte mich des Kindes angenommen? ... Kann sich ein junger Mann alle Kinder auf den Hals laden, die er gemacht hat? Welche Thorheit! ... Ich habe deren eine ganze Heerde in Paris, die nicht einmal wissen, daß ich ihr Vater bin. Einer davon spielt bereits den Contrabaß in dem Orchester eines Theaters ... er ist meiner Treu ein hübscher Junge! ... er sieht mir ganz ähnlich ... Ach Gott, wie viele solcher Knirpse habe ich fabricirt! ... Garçon! ... Garçon! was ist das für ein grober Pfeffer? ... Was fällt dem Dummkopf ein, daß er mir Küchenpfeffer bringt? ... Wenn man gleich kein Cabriolet mehr besitzt, so besitzt man doch noch seinen feinen Gaumen.“

Der Kellner bringt, was man befiehlt. Caroline ist zu Boden geschmettert, vernichtet; sie spricht nichts mehr, aber dicke Thränen rollen über ihre Wangen herab.

„Garçon, ich glaube nicht, daß Sie diese Austern heute Morgen in Havre geholt haben,“ sagt Arthur, indem er sich zu trinken einschenkt.

„Warum, mein Herr?“

„Weil sie verflucht viel Citronensaft erfordern ... Gehen Sie, bringen Sie die Nieren ... Notabene in Madérasauce ... aber schnell ... ich bin nicht an's Warten gewöhnt.“

Der Kellner beeilt sich, den anmaßenden Herrn zu bedienen; nachdem Arthur seine Nieren in Angriff genommen, sieht er Carolinen an und sagt:

„Wie, Sie weinen? ... Warum weinen Sie denn?“

„Weil ich gehofft hatte, in Ihnen eine Stütze ... einen Beschützer für ein Wesen zu finden, das mir sehr theuer ist.“

„Von wem wollen Sie sprechen?“

„Von ... meinem Sohne, mein Herr.“

„Ach, wir haben einen Sohn gezeugt? Ei, wenn das Bürschchen uns gleicht, muß es nicht häßlich sein ... Und wo ist der kleine Herr?“

„Es gelang mir mit Hülfe Mariannens, meinen Fehltritt vor meinem Vater zu verbergen ... er war gerade verreist, als mein Sohn das Licht der Welt erblickte. Das theure Kind wurde der Pflege einer Bäuerin anvertraut, die in dem Dorfe Champrozay, eine Stunde von unserem Landsitze entfernt, wohnte. Sie können sich denken, daß ich oft dorthin ging, meinen kleinen Paul zu küssen.“

„Ach, Sie haben ihn Paul genannt ... das ist ein etwas gemeiner Name. Doch, der Name thut nichts zur Sache ... die Einfältigen lassen die Nieren immer zu lange kochen ... fahren Sie nur fort, ich höre schon.“

„Mein Sohn hatte sein zweites Jahr erreicht ... In ihm bestand mein ganzes Glück und ich hoffte, von Mariannen unterstützt, bald einen Vorwand ausfindig zu machen, wodurch ich ihn in meines Vaters Haus gebracht hätte, als ich eines Tages ... o, unseliger Tag! ... mit meinem Sohne im Walde von Sénart spazieren ging und da plötzlich die Stimme meines Vaters hörte ... Ganz außer mir, vor Angst zitternd, verlasse ich das arme

Kind einen Augenblick, um meinem Vater entgegen zu gehen... weiß es aber so einzurichten, daß ich schnell wieder zurückkehren kann, meinen Sohn zu holen. Aber stellen Sie sich meine Verzweiflung vor, als ich ihn nicht mehr fand . . . ich rief ihn vergebens . . . er war verschwunden."

„Ha, der Kuckuk, das verwickelt sich! Und das Pikante an der Geschichte ist, daß Sie ihn nicht ausschellen lassen konnten . . . ihre Butter ist nicht frischer als ihre Austern . . . das Kind ist also verloren . . . weiter."

„Alle Nachforschungen Mariannens waren fruchtlos; ich konnte nicht erfahren, was aus dem armen Kleinen geworden war. Die Zeit verstrich, mein kranker Vater drang in mich, Herrn Daverny zu heirathen . . . ich hatte meinen Sohn verloren, Sie hatten mich verlassen . . . ich entschloß mich, meinem Vater zu gehorchen . . ."

„Daran thaten Sie sehr wohl. O, ich nehme es Ihnen durchaus nicht übel, daß Sie sich verheirathet haben! . . . das müssen die Frauenzimmer am Ende immer thun . . . die Schauspielerinnen allein ausgenommen. Garçon! . . . Garçon! . . . Cigarren . . . ächte Havannah! . . . Wohlan, aus all' Dem ersehe ich, daß wir ein Kind gehabt haben, jetzt keines mehr haben, es folglich ist, wie wenn wir nie eines gehabt hätten . . . und da Sie nicht wollen, daß ich Ihnen ein anderes mache . . ."

„Ach, mein Herr, hören Sie mich um Gotteswillen an . . . Die Erinnerung an meinen Sohn schwebte stets vor meiner Seele, aber ich hatte beinahe die Hoffnung aufgegeben, ihn wiederzufinden, als man vor einigen Wochen einen kleinen Schornsteinfeger zu mir bestellt . . . Er verwundet sich beim Herabsteigen aus dem Kamin; das Kind interessirt mich: ich lasse es bei mir verpflegen. Der Mann, den es seinen Meister nennt, besucht es in meinem Haus . . . der Kleine genest endlich, sein Herr nimmt ihn wieder mit fort und bedankt sich für das, was man an dem-

selben gethan. Aber denken Sie sich meine Freude und zu gleicher Zeit meinen Kummer, als ich durch eine Erzählung meiner Magd erfahre, daß dieses Kind vor etwa sechs Jahren im Walde von Sénart von eben diesem Jakob gefunden worden ist, der einen Schornsteinfeger aus demselben gemacht hat! Es ist mein Sohn, mein Herr, o, er ist es, ich darf nicht daran zweifeln . . . seine Züge waren mir schon aufgefallen, mein Herz hatte ihn erkannt!"

„Ihr Sohn ein Schornsteinfeger! ... Teufel! da scheint es mir, daß wir arg herunterkommen ... Garçon! ... Geflügel mit Salat."

„Marianne rannte überall umher, um diesen Jakob mit dem Kinde zu finden, dem er den Namen Kleinmann beigelegt hatte. Stellen Sie sich meine Verzweiflung vor ... der Savoyarde ist schon seit vier Tagen abgereist und hat meinen Sohn mitgenommen; wohin ... nach welcher Richtung sie ihre Schritte gewendet haben, das weiß ich nicht!... Ach, mein Herr, da habe ich an Sie gedacht ... Sie zu sprechen gewünscht ... um Sie flehentlich zu bitten, mir meinen Sohn wieder herbeizuschaffen ... Ich fühle, daß ich mit dem Bewußtsein, mein Paul führe ein elendes Leben, nicht mehr existiren kann ... ich will ihn wiedersehen, ihn durch meine Liebe alle Entbehrungen vergessen machen, die er erlitten hat ... Mein Herr, seien Sie so barmherzig und bringen Sie mir mein Kind zurück. Ich bitte Sie nicht im Namen der Liebe, die Sie einst für mich äußerten ... da diese nie in Ihrem Herzen vorhanden war; aber ich beschwöre Sie auf den Knieen, haben Sie Mitleid mit den Thränen einer Frau, die Sie unglücklich gemacht haben . . . helfen Sie mir meinen Sohn wiederfinden."

Caroline war vor Arthur auf die Kniee niedergesunken; dieser hob sie rasch auf und sagte:

„Ei, was machen Sie da? vor mir auf die Kniee zu fallen,

das ist nicht nöthig ... Ich will mit allem Vergnügen das Kind aufsuchen und es Ihnen zuschicken; aber wie soll ich es anfangen?“

„Wie? Ei, mein Herr, können Sie nicht überall in der Umgegend von Paris nachforschen? Dieser Jakob kann noch nicht weit entfernt sein, er hat dem Kinde ein Murmelthier gekauft und noch zwei andere Schornsteinfeger bei sich! . . . sie machen kleine Tagereisen und bleiben auf den Dörfern in Scheunen über Nacht. Mit Pferden und einem Wagen kommen Sie schnell von der Stelle, können sich überall erkundigen und so meinen Sohn finden.“

„Mit Wagen und Pferd . . . das ist gleich gesagt, meine Liebe, aber um sich dieses zu verschaffen, muß man Geld haben . . . und ich habe keines mehr. Ach, potz Kuckuk, wenn ich welches hätte, würde ich mir schon einen neuen Ueberrock angeschafft haben, denn der hier bittet um seine Entlassung.“

„Dieser Grund soll Sie nicht hindern, mein Herr; ich habe auch daran gedacht, daß man zur Entdeckung meines Sohnes unterwegs Geld ausstreuen und keine Ausgaben scheuen müsse, deßhalb habe ich sechstausend Franken in diese Brieftasche gethan . . . und wenn Sie mir erlauben wollten, sie Ihnen anzubieten . . .“

Bei diesen Worten hatte Caroline eine kleine Brieftasche aus ihrem Busen hervorgezogen; sie bietet sie Arthurn mit zitternder Hand an, wie wenn sie eine Weigerung befürchtet hätte, aber Arthur, dessen Gesicht von Freude erstrahlt, bemächtigt sich hastig der Brieftasche mit dem Ausrufe:

„Das heiße ich wie eine rechtschaffene Mutter denken! . . . O, jetzt, da wir Geld haben, können wir handeln; seien Sie ganz beruhigt, wir werden den lieben Kleinen finden! überlassen Sie das ganz mir.“

„Sie wollen mir meinen Sohn wieder herbeischaffen! . . .

Ach, dann werde ich gerne alle die Thränen vergessen, die Sie mir ausgepreßt haben."

„Ja, ja, Sie werden mir verzeihen . . . mich vielleicht wieder lieben . . . man kann nicht wissen! . . . . Ei, mein Gott, begehen wir nicht Alle Thorheiten in dieser Welt? . . . die Tugendhaften verzeihen den Andern."

„Aber ich bitte Sie, stellen Sie doch gleich Ihre Nachforschungen an . . . Sparen Sie das Geld nicht; wenn Sie mit diesem nicht ausreichen, so lassen Sie mich es wissen."

„O, das brauchen Sie mir nicht anzuempfehlen."

„Hier nehmen Sie auch dieses Papier . . . es enthält Nachweisungen, die Sie auf die Spur bringen können; das Datum des Tages, wo mein Sohn verloren ging, die Beschreibung der Kleider, die er anhatte, eines mit meinem Namen bezeichneten Taschentuches, welches ich in seinen Händen gelassen habe, den Namen des Savoyarden, welcher meinen Sohn gefunden hat, den Namen, welchen er diesem beigelegt, und andere Einzelnheiten."

„Gut, gut, geben Sie mir's, ich will es auswendig lernen."

„Hier ist endlich, sobald Sie mir Nachrichten zu geben haben, oder Etwas von mir verlangen wollten, meine Adresse. Machen Sie über Ihre Briefe ein Convert an Mariannen, so ist Nichts zu befürchten und ich erhalte dieselben augenblicklich."

„Es bleibt dabei, es ist ausgemacht! . . . das muß wie am Schnürchen gehen."

„Jetzt entferne ich mich; ich kehre wieder nach Hause zurück, denn meine Abwesenheit hat schon lange genug gedauert, und es wäre mir nicht lieb, wenn sie bemerkt würde . . ."

„Ganz richtig . . . man muß vorsichtig sein! . . . o, die verheiratheten Frauen sind mehr als klug! Ich will Ihnen daher auch nicht vorschlagen, Sie zurückzubegleiten."

„O nein, mein Herr, lassen Sie mich allein zu meinem Wagen gehen."

„Ja, das ist besser! . . . überdies möchte ich noch eine Flasche Champagner trinken, das wird für die Unternehmung sehr förderlich sein."

„Aber Sie reisen heute noch ab . . . Sie halten Ihr Versprechen?"

„Verlassen Sie sich auf mich . . . auf Wiedersehen also . . . Wollen Sie mir keinen Kuß geben? . . ."

Arthur macht eine Bewegung, Carolinen zu umarmen, aber diese weicht rasch zurück und eilt zum Zimmer hinaus, während sich Arthur wieder an den Tisch setzt und sagt:

„Nun denn, ein anderes Mal."

Caroline hat das Gasthaus verlassen; sie geht mit schnellen Schritten, ohne sich umzusehen, dem Orte zu, wo der Wagen ihrer wartet, weckt hastig den Kutscher auf, der auf seinem Bock eingeschlafen war und dann absteigt, um ihr den Schlag zu öffnen.

Caroline steigt ein, aber in dem Augenblicke, wo man den Kutschenschlag zumachen will, stürzt ein Mann auf den Wagentritt, schwingt sich hinauf und setzt sich neben Carolinen. Diese ist wie vom Blitz getroffen, als sie ihren Mann erkennt.

„Und wo fahren wir jetzt hin?" fragt der Kutscher, mit erstaunter Miene den Herrn betrachtend, der so flink eingestiegen ist.

„Auf den Boulevard," entgegnet Daverny, „an den Ort zurück, von wo aus Madame mit Euch weggefahren ist."

Neunzehntes Kapitel.

Trennung.

Caroline ist sich's nicht bewußt, wie sie von der Barrière de l'Etoile bis zu ihrer Wohnung zurückgekommen. Es gibt moralische Crisen, wobei man noch die Fähigkeit hat, zu fühlen

und zu sehen, was um Einen vorgeht; es gibt aber auch solche, die Einen betäuben und vernichten. Dann ist unser Gesichtskreis in einen Nebel eingehüllt und man fürchtet sich vor der Zertheilung desselben.

Daverny ist blaß, aufgeregt, er hat übrigens noch kein Wort an seine Frau gerichtet. Da er, als der Kutscher sie auf dem Boulevard absetzen wollte, Carolinens Zustand gewahrt, läßt er den Wagen bis vor ihr Haus fahren. Er ist genöthigt, seine Frau zu unterstützen und sie mit seinem Arm zu umschlingen, um ihr die Treppe hinaufzuhelfen. Marianne eilt, starr vor Schrecken, als sie Daverny seine Gattin nach Hause bringen sieht, ihrer Gebieterin entgegen und will ihr Hülfe leisten; aber eine Bewegung ihres Herrn hält sie zurück, und dieser sagt zu gleicher Zeit in einem Tone, der keinen Widerstand duldet, zu ihr:

„Entfernen Sie sich."

Marianne verläßt das Zimmer, indem sie vor sich hinmurmelt: „O, meine arme Gebieterin! jetzt ist sie mit ihrem Tyrannen allein ... Welches Unglück, wenn die Väter ihre Kinder zum Heirathen zwingen!"

Allein mit seiner Frau geht Daverny mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab. Bisweilen bleibt er vor Carolinen stehen, als ob er sie anreden wolle; aber er scheint sich nicht dazu entschließen zu können. Nach und nach erholt sich Caroline von ihrem Schrecken; sie denkt an das, was sie gethan hat, an Alles, was ihr Mann von ihr denken kann, und von dem Gedanken ergriffen, derselbe könne sie noch für strafbarer halten, als sie in der That ist, streckt sie ihre Arme gegen ihn aus und ruft:

„Beurtheilen Sie mich nicht nach dem Scheine ... ich bin nicht so strafbar, als Sie meinen!"

„Madame," entgegnet Carl, vor seiner Frau stehen bleibend und ihren Blicken ausweichend, „Sie irren sich, wenn Sie glauben,

„Ja, das ist besser! ... überdies möchte ich noch eine Flasche Champagner trinken, das wird für die Unternehmung sehr förderlich sein.“

„Aber Sie reisen heute noch ab ... Sie halten Ihr Versprechen?“

„Verlassen Sie sich auf mich ... auf Wiedersehen also ... Wollen Sie mir keinen Kuß geben? ...“

Arthur macht eine Bewegung, Carolinen zu umarmen, aber diese weicht rasch zurück und eilt zum Zimmer hinaus, während sich Arthur wieder an den Tisch setzt und sagt:

„Nun denn, ein anderes Mal.“

Caroline hat das Gasthaus verlassen; sie geht mit schnellen Schritten, ohne sich umzusehen, dem Orte zu, wo der Wagen ihrer wartet, weckt hastig den Kutscher auf, der auf seinem Bock eingeschlafen war und dann absteigt, um ihr den Schlag zu öffnen.

Caroline steigt ein, aber in dem Augenblicke, wo man den Kutschenschlag zumachen will, stürzt ein Mann auf den Wagentritt, schwingt sich hinauf und setzt sich neben Carolinen. Diese ist wie vom Blitz getroffen, als sie ihren Mann erkennt.

„Und wo fahren wir jetzt hin?“ fragt der Kutscher, mit erstaunter Miene den Herrn betrachtend, der so flink eingestiegen ist.

„Auf den Boulevard,“ entgegnet Daverny, „an den Ort zurück, von wo aus Madame mit Euch weggefahren ist.“

Neunzehntes Kapitel.

Trennung.

Caroline ist sich's nicht bewußt, wie sie von der Barrière de l'Etoile bis zu ihrer Wohnung zurückgekommen. Es gibt moralische Crisen, wobei man noch die Fähigkeit hat, zu fühlen

und zu sehen, was um Einen vorgeht; es gibt aber auch solche, die Einen betäuben und vernichten. Dann ist unser Gesichtskreis in einen Nebel eingehüllt und man fürchtet sich vor der Zertheilung desselben.

Daverny ist blaß, aufgeregt, er hat übrigens noch kein Wort an seine Frau gerichtet. Da er, als der Kutscher sie auf dem Boulevard absetzen wollte, Carolinens Zustand gewahrt, läßt er den Wagen bis vor ihr Haus fahren. Er ist genöthigt, seine Frau zu unterstützen und sie mit seinem Arm zu umschlingen, um ihr die Treppe hinaufzuhelfen. Marianne eilt, starr vor Schrecken, als sie Daverny seine Gattin nach Hause bringen sieht, ihrer Gebieterin entgegen und will ihr Hülfe leisten; aber eine Bewegung ihres Herrn hält sie zurück, und dieser sagt zu gleicher Zeit in einem Tone, der keinen Widerstand duldet, zu ihr:

„Entfernen Sie sich."

Marianne verläßt das Zimmer, indem sie vor sich hinmurmelt: „O, meine arme Gebieterin! jetzt ist sie mit ihrem Tyrannen allein ... Welches Unglück, wenn die Väter ihre Kinder zum Heirathen zwingen!"

Allein mit seiner Frau geht Daverny mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab. Bisweilen bleibt er vor Carolinen stehen, als ob er sie anreden wolle; aber er scheint sich nicht dazu entschließen zu können. Nach und nach erholt sich Caroline von ihrem Schrecken; sie denkt an das, was sie gethan hat, an Alles, was ihr Mann von ihr denken kann, und von dem Gedanken ergriffen, derselbe könne sie noch für strafbarer halten, als sie in der That ist, streckt sie ihre Arme gegen ihn aus und ruft:

„Beurtheilen Sie mich nicht nach dem Scheine ... ich bin nicht so strafbar, als Sie meinen!"

„Madame," entgegnet Carl, vor seiner Frau stehen bleibend und ihren Blicken ausweichend, „Sie irren sich, wenn Sie glauben,

es würden Vorwürfe, Klagen über meine Lippen gehen. Nein... ich habe kein Recht, mich zu beklagen: Sie haben mich nur geheirathet, um Ihrem Vater zu gehorchen und in der Hoffnung, diese Verbindung, die sein Lieblingswunsch war, werde seine Tage verlängern; aber sie haben mich nicht geliebt, Sie haben mir das auch nicht verborgen, mir sogar gestanden, daß Ihr Herz einem Andern gehöre. Als ich Ihr Gemahl wurde, setzte ich mein Glück gegen eine Hoffnung auf's Spiel: ich dachte mir, es werde mir vielleicht durch meine Aufmerksamkeit und meine Liebe gelingen, Ihnen zu gefallen und Sie eine erste Neigung vergessen zu lassen. Ich schmeichelte mir vergebens. Nachdem wir einige Zeit verheirathet waren, bemerkte ich, daß Ihnen meine Aufmerksamkeit zur Last und meine Gegenwart zuwider war... Dann, Madame, entschloß ich mich, Ihnen die Unannehmlichkeit, in meiner Nähe zu sein, so viel als möglich zu ersparen. Ich ließ Sie ungestört in Ihrem Zimmer und blieb in dem meinigen; wir waren zwar vor der Welt noch verheirathet, aber uns gegenüber nicht mehr! Ich glaubte nichts weiter zu Ihrem Glücke thun zu können, allein ich täuschte mich ... ich kann noch mehr thun."

Ehe Daverny fortfuhr, schien er genöthigt, sich gewaltsam überwinden zu müssen, während Caroline ihm mit niedergeschlagenen Augen, gleichsam, als ob sie ihr Urtheil erwarte, zuhörte. Endlich begann Carl, übrigens hastiger als beim Beginn seiner Rede auf's Neue:

„Der Zufall ließ Sie in der Welt Dem wieder begegnen, dem es gelungen war, Ihnen Liebe einzuflößen. Diesen Mann, von dem ich hoffte, daß Sie nie mehr würden sprechen hören, den ich todt oder für immer entfernt glaubte, haben Sie wiedergesehen ... Bei dem Eindruck, den seine Erscheinung auf Sie hervorbrachte, hätte ich das, was geschehen ist, ahnen sollen ... aber ich schmeichelte mir noch, daß Sie, eingedenk Ihrer Pflichten, nicht vergessen würden, was Sie sich selbst schuldig sind."

„Ach, mein Herr! ... ich schwöre Ihnen! ... ich bin nicht so schuldig, als Sie glauben!“ ruft Caroline mit einem flehentlichen Blicke auf ihren Gatten aus. Ein bitteres Lächeln streift über Daverny's Lippen.

„Ich hoffe nicht, Madame, daß Sie die Absicht haben, mich zu verhöhnen; das Geschehene läßt sich nicht vertheidigen. Sie haben Herrn . . . Herrn Arthur Gervillier ein Stelldichein gegeben; er ist in den elysäischen Feldern mit Ihnen zusammengekommen ... Sie sind mit ihm in eine Restauration gegangen.“

„Ja, mein Herr . . . ich wollte auf der Straße mit ihm sprechen, aber er hat mich genöthigt ...“

„Lassen Sie mich gefälligst ausreden, Madame. Als Sie unter vier Augen mit diesem Manne waren, hätte ich das Recht gehabt, Sie aus seinen Armen zu reißen ... den mir angethanen Schimpf zu rächen ... aber ein stärkeres Gefühl hielt mich zurück ... ein Gefühl, das, seit ich Sie zum erstenmal sah, der Beweggrund aller meiner Handlungen war ... die Rücksicht für Ihr Glück, welches ich zu machen mir gelobt und Ihrem Vater versprochen habe. Nun, da Sie den Mann Ihrer Liebe wiedergefunden haben, müssen wir uns, damit Sie glücklich sein können, trennen . . . Sie haben dann die Freiheit, Den, den Sie seit unserer Verbindung nicht aus Ihren Gedanken haben verdrängen können, täglich . . . ja stündlich zu sehen. Ueber Ihr Vermögen können Sie unbeschränkt verfügen ... würden Sie damit nicht ausreichen, so lassen Sie mich es wissen, dann steht Ihnen auch das meinige zu Diensten; aber außer diesem werden Sie nie wieder von mir sprechen hören ... und heute noch verlasse ich dieses Haus, um nicht mehr in dasselbe zurückzukehren.“

Caroline fühlte ihre Brust beengt, während ihr Gatte sprach. Eine ihr unerklärliche Empfindung machte ihr Herz heftiger schlagen; sie hatte Lust, sich Carln zu Füßen zu werfen, aber die Furcht, er möchte sie zurückstoßen, hielt sie davon ab.

Daverny hat schon lange zu sprechen aufgehört und steht noch immer unbeweglich vor seiner Frau, es war, als ob er sich nicht von diesem Platze trennen könne. Endlich stammelt er, sich überwindend: „Leben Sie wohl, Madame!“ und will das Zimmer verlassen; aber seine Augen begegnen denen Carolinens, die zum erstenmal seit ihrer Verbindung seine Blicke zu suchen scheint und er bleibt stehen, denn er bemerkt, daß sie ihm Etwas sagen will.

„Mein Herr,“ spricht Caroline mit bebender Stimme, „ich fühle, daß ich Ihre Behandlung verdiene; Sie sind sogar noch zu gütig, zu großmüthig gegen mich. Wenn Sie erst all mein Unrecht kennten . . . wenn ich es wagen dürfte, Ihnen zu gestehen . . .“

„Ich verlange keine Bekenntnisse, Madame,“ entgegnet Carl, Carolinen unterbrechend; „ich wiederhole Ihnen, daß ich, als ich Sie heirathete, es mir zur Pflicht gemacht habe, nie über die Vergangenheit mit Ihnen zu sprechen: ich liebte Sie so sehr, daß ich es auch jetzt noch für ein Glück hielt, Ihr Gatte zu werden! . . . Sie zu besitzen, war mir Alles! . . . Aber was ist der Besitz eines Weibes ohne das Herz desselben? Zum häuslichen Glück genügt die Liebe eines Einzigen nicht: es müssen sich entweder Beide lieben, oder Beide gleichgültig sein. Welche Hoffnung bliebe mir jetzt, da Sie den Mann Ihrer Neigung wiedergesehen haben, übrig? Welche Rolle würde ich bei Ihnen spielen? . . . Nein, ich war schon lange genug ein Hinderniß Ihres Glückes: von nun an sind Sie frei. Leben Sie wohl, Madame, ich kann mich zwar über das Schicksal beklagen, aber ich werde nie Ihnen die Schuld beimessen.“

Nach diesen Worten entfernt sich Daverny eilends, wie wenn er befürchtet hätte, ein Blick seiner Frau möchte seinen Entschluß ändern.

Caroline starrt lange die Thüre an, die hinter ihrem Manne

zugefallen ist, dann wirft sie sich mit verzweifelter Miene in einen Lehnstuhl und seufzt: „Er verläßt mich für immer!“

Kaum sind, seit Daverny das Zimmer seiner Frau verlassen, einige Minuten vergangen, als Marianne zu ihrer Gebieterin eintritt.

„Nun, Madame,“ fragt die treue Dienerin, „was ist denn zwischen Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl vorgefallen? Als ich Sie in seiner Begleitung zurückkehren sah, zitterte ich für Sie; der Herr sah so strenge aus! Ich dachte bei mir: sollte er wohl erfahren haben, daß Madame eine Zusammenkunft mit Herrn Arthur hatte?“

„Ja, Marianne, ja ... er hat Alles entdeckt. Herr Arthur hatte mich gezwungen, mit ihm in ein Gasthaus zu gehen, und um von meinem Sohne mit ihm zu sprechen, um ihn flehentlich zu bitten, nach demselben zu forschen, habe ich alle Rücksichten vergessen ... denn ich sah und dachte nur an meinen Paul . . . Als ich Arthur verließ, um wieder in meinen Wagen zu steigen, fand ich Herrn Daverny . . . er erwartete mich . . . er wußte Alles.“

„O, mein Gott, sein Zorn muß fürchterlich gewesen sein!“

„Nein, Marianne, er zeigte keinen Zorn . . . er machte mir nicht einmal Vorwürfe; er sagte bloß, er werde, da er mich nicht länger hindern wolle, Den zu sehen . . . den ich liebe . . . mich verlassen und sich auf immer von mir trennen!“

„Sie verlassen? Deßhalb habe ich also seinen Bedienten Koffer packen und Zurüstungen wie zu einer Reise treffen sehen? . . . Ich habe sogar gehört, daß man nach einem Gefährt fragte.“

„Ach, seine Vorwürfe, seinen Zorn hätte ich geduldig ertragen . . . aber seine Sanftmuth, seine Großmuth tödten mich!“

„Nun, Madame, ich meine, Sie könnten sich über diese Wendung freuen. Herr Daverny war Ihnen von jeher zuwider: indem Sie getrennt von ihm leben, werden Sie glücklicher sein. Ein Mann, den man nicht ausstehen kann, der immer ein langweiliges Gesicht hinmacht, ist eine Last . . . ein Tyrann!“

„Ach, schweige, Marianne ... Herr Daverny hat diesen Namen nie verdient! ... Suchte er nicht immer meinen kleinsten Wünschen zuvorzukommen? Bot er nicht Allem auf, mir zu gefallen! ... und wenn ich seine Liebe mit der unverdientesten Abneigung erwiderte, konnte er lächeln ... heiter sein, er, den ich so unglücklich machte?"

Marianne, ganz erstaunt, ihre Gebieterin eine solche Sprache führen zu hören, weiß nicht, was sie glauben oder was sie denken soll; nach einer Weile jedoch beginnt sie wieder:

„Sie haben Herrn Arthur gesehen, Madame: er theilt ohne Zweifel Ihre Ungeduld und wird sogleich seine Nachforschungen nach Ihrem lieben Kinde beginnen?"

„Ja ... ich habe Herrn Arthur wiedergesehen," antwortet Caroline mit einigem Zögern. „Ach, Marianne, wenn Du wüßtest, wie sehr er sich verändert hat ... ja, in solchem Grade, daß ich immer das Spielzeug eines Traumes zu sein glaubte ... Er ist nicht mehr jener charmante junge Mann, der Einen beim ersten Anblick durch seine Gestalt ... sein Betragen zu fesseln wußte ... o nein ... er ist es nicht mehr!"

„Hören Sie, Madame, acht Jahre üben einen Einfluß auf den Körper aus ... es gibt Leute, die ein solcher Zeitraum um Vieles älter macht."

„Nein, Marianne, acht Jahre können weder den Ton, noch das Wesen, noch die Sprache einer Person verändern ... welche sich während derselben stets in der guten Gesellschaft bewegt hat, für die sie geboren war. Was liegt daran, ob sich die Züge verändern, ob einige Falten die zurückgelegten Jahre andeuten, wenn nur Herz und Geist sich gleich geblieben sind? Wir sehen über die Veränderung der Gesichtszüge weg, wenn wir keine in dem Herzen oder in der Sprache finden ... Nicht Arthurs Gesicht hat sich am meisten verändert! ... Er sagt zwar, er habe viel Unglück erlitten; aber eine edle Seele muß die Schläge des Schick-

sals ertragen, ohne Etwas von ihrer Würde zu verlieren ... so war es nicht bei Herrn Gervillier! ... Ach! Marianne, alle Täuschungen meiner Jugend sind verschwunden! ... Der, den ich liebte, hat mit meiner Zärtlichkeit, mit meiner Unschuld sein Spiel getrieben. Er hat sich nicht gescheut, mir es heute selbst zu sagen ... er hat gelacht, als ich von meinen langen Leiden sprach ... er hat meiner Leichtgläubigkeit gespottet! Und Du, Marianne, Du wußtest wohl, daß er mich nicht mehr liebte, da Du ihn in Paris gesehen und er Dich mit Deinen Bitten von sich gewiesen hatte! ... Warum hast Du mir diesen Umstand verschwiegen?... Du hättest mir vielleicht viele Seufzer erspart!"

„Madame, als ich es noch vor kurzer Zeit versuchte, Ihnen begreiflich zu machen, daß Herr Arthur Sie vergessen haben könne, als ich ihn des schmählichen Verlassens beschuldigte, übernahmen Sie seine Vertheidigung und wollten nicht zugeben, daß man an der Ehrenhaftigkeit dieses Mannes zweifle. Daß er nicht zurückgekommen, sagten Sie, habe ohne Zweifel seinen Grund darin, daß er durch Ereignisse, die mächtiger als sein Wille, daran verhindert worden sei. Da Sie ihn als verheirathete Frau so vertheidigten, was würden Sie erst gethan haben, wenn Sie noch ledig gewesen wären? Außerdem hätte ich gefürchtet, Ihnen durch die Mittheilung der Wahrheit allzu wehe zu thun."

Caroline reicht Mariannen die Hand, gleichsam um dadurch auszudrücken, daß sie ihr Betragen billige, aber sie stößt einen tiefen Seufzer aus, und Marianne fährt fort:

„Trotz seiner Unbeständigkeit, trotz seiner Jugendstreiche hoffe ich, daß Herr Arthur sein Möglichstes thun wird, das an Ihnen begangene Unrecht wieder gut zu machen. Er wird sich gewiß schnell zur Entdeckung Ihres kleinen Pauls aufmachen ... er hat es Ihnen versprochen, nicht wahr, Madame?"

„Ja, Marianne ... er hat es mir versprochen. Aber wenn Du ihn gehört hättest!... Seine Sprache ist so verschieden von

der, die er früher gegen mich führte! . . . Was ich in seiner Nähe empfand, kann ich Dir nicht beschreiben . . . es war keine Verlegenheit . . . keine Aufregung wie sonst . . . es war . . . es war Furcht."

„Furcht? Mein Gott . . . ist er denn gar so häßlich geworden?"

„Nein . . . aber seine Worte . . . seine Manieren mißfallen mir . . . Doch . . . ich bin vielleicht ungerecht . . . Arthur war sehr unglücklich, ich hätte daran denken und ihn entschuldigen sollen, daß er diesen — in seiner Lage vielleicht nöthigen — leichtsinnigen Ton angenommen hat. Aber er gebe mir meinen Sohn zurück und ich will alles Leid vergessen, welches er mir zugefügt hat."

Das Gerassel eines Wagens, der vor dem Hause hält, zieht Carolinens Aufmerksamkeit auf sich: es ist eine Postkutsche. Daverny's Bedienter schnallt einen Koffer und mehrere Reisesäcke hinten hinauf. Bald darauf steigt ein Herr ein und der Postillon peitscht seine Pferde.

„Ihr Herr Gemahl reist ab!" sagt Marianne.

Und Caroline sinkt wie vernichtet auf einen Stuhl nieder und murmelt:

„Er verläßt mich auf immer!"

Zwanzigstes Kapitel.

Wie Arthur seinen Sohn sucht.

„Wir verlassen diese Wohnung," sagt Caroline am Tage nach der Abreise ihres Mannes zu Mariannen; „ich will eine einfachere, bescheidenere in einem stillern Stadtviertel beziehen.

Hier hat man mich überdies als Daverny's Frau gekannt, und diese bin ich nicht mehr. Er hat sich von mir getrennt ... weil er mich nicht mehr für würdig hält, sein Weib zu sein ... Er hat Recht ... ich hätte es nie werden sollen; aber ich will seinen Namen ablegen ... und den meines Vaters wieder annehmen ... dann darf Herr Daverny wenigstens nicht fürchten, daß ich dem seinigen Schande mache."

Marianne billigt alle Plane ihrer Gebieterin und macht Ausgänge, um eine andere Wohnung zu suchen. Carolinens Wahl ist bald getroffen: sie miethet sich in einer abgelegenen Straße des Marais ein, wo sie unter dem Namen einer Frau von Melleval logiren will. Marianne hinterläßt aber, bevor sie die Friedensstraße verlassen, ihre Adresse, damit man ihnen die Briefe nachschicken könne, die an sie ankommen würden.

Zwölf Tage sind seit Carolinens Besprechung mit Arthur vergangen und dieselbe zählt die Stunden und die Augenblicke. Sie erwartet Nachrichten von Dem, der auf die Nachforschung nach ihrem Sohne ausgegangen sein mußte; das unbedeutendste Wort, welches eine Andeutung über den Weg gäbe, den die Savoyarden eingeschlagen haben, würde ihre Hoffnung beleben und ihr Glück ausmachen. Auch stößt sie einen Freudenschrei aus, als sie eines Morgens ihre Wärterin mit einem Briefe in der Hand hereinkommen sieht.

„Neuigkeiten, Madame, Neuigkeiten!" schreit Marianne, auf sie zueilend. „Ein Brief an mich ... das will heißen an Sie ... denn ich bekomme nie Briefe ... und Sie errathen wohl,, von wem dieser ist."

„O, der muß von Arthur sein!"

Caroline erbricht das Siegel, blickt auf die Unterschrift und ruft aus: „Ja ... ja ... er ist von Arthur!"

„O, lesen Sie geschwind, Madame!"

Caroline liest mit zitternder Stimme:

„Meine theure und ewig angebetete
Caroline!

„Der Mensch denkt, Gott lenkt; dieses Sprüchwort ist alt aber grundwahr. Stellen Sie sich vor, daß ich mich, nachdem ich alle meine Anstalten getroffen, auf den Weg gemacht hatte, um Nachforschungen nach diesem so theuren Kinde . . . diesem neuen Cyrus, Jonas, Oedipus oder Dunois, denn es ist von allen diesen Etwas in dem Schicksal des kleinen Jungen, der, ich bin es überzeugt, einst Ausgezeichnetes verrichten wird, er hat die Fähigkeiten dazu . . . anzustellen. Kurz, ich hatte mir ein prächtiges Pferd gekauft, das mich sehr theuer kam, und ein Paar damascirte Pistolen, um die mich ein Sultan beneidet hätte . . . Ich war, um schneller vorwärts zu kommen, allein und ohne Bedienten abgereist; als ich aber durch den Wald von Bondy kam, wurde ich von vier Burschen angefallen, die mich mit Gewalt nöthigten, abzusteigen: meine Pistolen, obgleich prachtvoll damascirt, versagten unbarmherzig; kurz, nachdem man mich genug mißhandelt hatte, nahm man mir Alles, was ich besaß . . . meine Brieftasche, meine Pistolen und mein Pferd ab. Ich bin ohne einen Heller mit einem hinkenden Fuße nach Paris zurückgekommen. Wenn Sie wünschen, daß ich Ihren Sohn aufsuchen soll, so beeilen Sie sich, mir anderes Geld zu schicken; ich werde mich dieses Mal vorsehen . . . daß mir kein ähnliches Ereigniß begegnet. Es ist etwas Schändliches um die Diebe! Man beschäftigt sich in der Deputirtenkammer nicht ernsthaft genug mit denselben.

Ich erwarte ungeduldig Ihre Nachrichten, denn ich sehne mich, meine Nachforschungen wieder zu beginnen. Schicken Sie Mariannen zu mir oder bezeichnen Sie mir ein Stelldichein.

Ihr bis in den Tod getreuer
Arthur Gervillier.'"

Der Brief entfiel den Händen Carolinens, die sich niedergeschmettert fühlte und auf ihren Stuhl zurücksank.

„O, mein Gott," murmelte sie, „wie unglücklich bin ich! . . . zwölf Tage verloren! . . . welch' fatales Mißgeschick! . . . Ich glaubte ihn schon meinem Sohne auf der Spur! . . . Bestohlen! mißhandelt! . . . zum Glück ist er nicht verwundet worden!"

Marianne macht ein sonderbares Gesicht, sie hebt den Brief auf, schüttelt den Kopf und brummt:

„Bestohlen, hm! das lautet fast wie eine erfundene Geschichte; im Walde von Bondy bestohlen, beraubt? . . . ich glaubte, der Wald von Bondy sei für Reisende nicht mehr gefährlich?"

„Du siehst wohl, daß Du Dich irrtest, Marianne . . . oder hältst Du etwa Arthur fähig, mich vermittelst einer Lüge zu mißbrauchen? . . . O, das ist unmöglich. Das Unglück konnte zwar seine Manieren . . . seine Sprache verändern, aber sich solcher Mittel zu bedienen, um . . . o, nein, nein, so tief konnte er nicht sinken. Einen Mann, der allein zu Pferd reist, zu überfallen und zu bestehlen, ist nichts Außerordentliches, und dieser Vorfall überrascht uns bloß deßhalb so, weil er sich zwischen alle unsere Hoffnungen wirft."

„Ich weiß allerdings wohl, Madame, daß es auf den Straßen Diebe gibt . . . es gibt überall . . . Herr Arthur war denselben eben so ausgesetzt wie ein Anderer, nur fällt es mir . . . bei einigem Nachdenken auf, daß er seit den zwölf Tagen, wo Sie mit ihm gesprochen und ihn so dringend ersucht haben, sich zu beeilen, nicht weiter gekommen ist, als in den Wald von Bondy, der zwei Stunden von hier entfernt ist? . . ."

„In der That . . . er hatte aber vielleicht vorher nach einer andern Richtung hin Nachforschungen angestellt . . . vielleicht hatten ihn auch etwaige Spuren oder Entdeckungen veranlaßt, seinen Weg wieder rückwärts einzuschlagen. Du kannst ihn darum befragen, wenn Du ihn siehst, denn Du mußt ihm das Verlangte bringen."

„Sie wollen ihn also nicht mehr selbst sprechen, Madame?

Ich denke doch, es hindere Sie gegenwärtig Nichts daran, da Sie keinen Mann mehr haben."

„Einerlei, Marianne, ich fühle, daß ich nicht mehr mit Arthur zusammenkommen darf. Es war das erste Mal Unrecht von mir; ich will den nämlichen Fehler nicht zweimal begehen. Ich weiß wohl, daß mich Herr Daverny verlassen hat, sich ohne Zweifel nicht mehr mit mir beschäftigt ... und auch nicht daran denkt, Erkundigungen über mein Betragen einzuziehen; aber ich darf deßhalb doch meine Pflichten nicht außer Augen setzen. Ich will zu meinem Banquier gehen, mir Geld von ihm geben lassen, und Du mußt es dann augenblicklich zu Herrn Gervillier tragen."

Caroline ist fort und Marianne denkt über die Veränderung nach, die mit den Gefühlen ihrer Gebieterin vorgegangen ist. Sie kann nicht begreifen, daß die, welche acht Jahre nach der Rückkehr eines Mannes geseufzt hat, denselben nicht mehr sehen will, da sie ihn doch ungestört bei sich empfangen könnte. Das gute Mädchen kann sich diese Veränderung nur mit dem Gedanken erklären: „Herr Arthur müsse ein ganz Anderer geworden sein, als er früher war!"

Caroline kommt bald zurück; sie überreicht Mariannen ein Portefeuille mit den Worten:

„Laufe schnell zu Arthur, Du weißt jetzt, wo er wohnt; übergebe ihm dieses, bitte ihn aber auf's Dringendste, die verlorene Zeit wieder einzubringen; sage ihm, er soll mir schreiben, sobald er einige Spuren habe ... Es ist jetzt nicht mehr nöthig, daß er den Brief unter Deiner Adresse schicke; bezeichne ihm unsere jetzige Wohnung ... er soll nur an Frau von Melleval schreiben, aber sich bemühen, meinen Sohn zu finden und ihn in meine Arme zurückführen. Ach, nun kann ich nur noch durch meinen Sohn glücklich werden!"

Marianne steckt die Brieftasche in ihren Busen und macht sich augenblicklich auf den Weg zu Arthur. Sie kommt in der

Filles-Dieustraße in dem Hause an, wo es ihr gelungen war, den zu finden, der so oft auszog.

Der Schuhflicker, welcher Arthur bedient hatte, erkennt Mariannen und fragt sie:

„Wohin so eilig, Mütterchen?"

„Wohin? Zu dem Herrn, nach dem ich Sie letzthin gefragt und dem Sie so gefällig waren, ein Schreiben zu übergeben, das ich Ihnen hinterlassen hatte."

„Ach ja . . . zu Herrn Arthur Gervillier?"

„Zu demselben."

„Nun sehen Sie, Mütterchen, Sie wären umsonst fünf Treppen hinaufgestiegen: der Herr ist nicht mehr oben."

„Ist er ausgegangen?"

„Mehr noch als das, er ist ausgezogen."

„Abermals?"

„O, aber ich weiß seine Adresse, er hat sie mir dagelassen, mit dem Auftrage, ihm Alles zuzuschicken, was für ihn komme . . . O, meiner Treu, es scheint jetzt, daß es ihm gut geht . . . es geht hoch her."

„Was wollt Ihr sagen mit Eurem hoch her?"

„Ich will sagen: Herr Arthur sei bei Kasse; der Beweis ist, daß er mir ein gutes Trinkgeld gegeben hat. Ja, die Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen: er gibt gerne, wenn er hat; es liegt ihm nichts am Gelde, kurz, er hat sich jetzt in einem hübschen Hôtel in der Montmartre-Straße eingemiethet . . . das ist etwas Anderes, als die Logis in unserem Hause! . . . Und wie prächtig Herr Arthur gekleidet ist! . . . man kennt ihn gar nicht mehr . . . Schauen Sie, dieser Rock, den ich anhabe, war der seinige, er hat ihn mir beim Abschiede geschenkt; er war von Kopf bis zu Fuß nagelneu angezogen."

„Nun, und seine Adresse?"

„Hier, auf dieser gedruckten Karte steht sie."

„Ich danke, mein Herr."

Auf dem Wege nach Arthurs neuer Wohnung stellt Marianne abermals ihre Betrachtungen an, sie denkt: „Warum denn jetzt dieses Ausziehen... woher diese veränderten Glücksumstände? Diese sind wahrscheinlich vor seiner Abreise und dem an ihm verübten Diebstahl eingetreten ... Doch wir wollen hören, was er sagt."

Marianne geht in das ihr bezeichnete Hôtel. Sie fragt nach Herrn Gervillier: man bezeichnet ihr die Nummer seiner Wohnung im zweiten Stock. Der Schlüssel steckt; sie tritt in das erste Zimmer ein, welches als Vorzimmer dient, es ist jedoch Niemand da; aber sie hört im Nebenzimmer sprechen und lachen und erkennt Arthurs Stimme. Sie macht eine Thüre auf und findet den Gesuchten im Schlafrocke mit Pantoffeln an einem Tische sitzen, auf dem ein Frühstück servirt ist, dem — nach der Tellerschichte und der Flaschenreihe von verschiedenen Formen, die vor den Essenden stehen, zu urtheilen — alle Ehre angethan wird.

Arthur frühstückte nämlich nicht allein: gegenüber von ihm sitzt ein noch junges, volles, weißes, üppig gebautes Frauenzimmer. Das Gesicht desselben ist eher hübsch als häßlich, aber ein Ausdruck von Frechheit und Leichtsinn, der sich nie verbirgt, drückt sich in ihren Zügen auffallend aus. Ihre großen schwarzen Augen sind aufforderud wie die einer Andalusierin, wenn sie die Catschutscha tanzt, ihr übergroßer Mund lacht beständig und läßt ziemlich weiße Zähne erblicken, ihre Nase ist dick, ihr Kinn etwas zurückstehend, ihrer Hautfarbe fehlt es an Frische, aber das Ganze läßt Einen über die Einzelnheiten wegsehen, und Männer, die in Betreff eines soliden Aussehens nicht sehr difficil sind, werden diese Person nach ihrem Geschmack finden.

Dieses Frauenzimmer, welches ein feines aber schon ziemlich zerknittertes Kattunkleid anhat, ist übrigens sehr auffallend frisirt: ihre à la Ninon arrangirten Haare hängen theils in gekräuselten, theils in offenen Locken über ihre Schultern herab; auf ihrer Stirne schim-

mert eine Ferronnière, mit einem falschen Türkis, die vermittelst einer dünnen vergoldeten Kupferkette um ihren Kopf befestigt ist; da diese jedoch nicht um den ganzen Kopf herumreicht, hat man hinterhalb ein schmales Rosaband daran gebunden, dessen Enden auf ihrer Chemisette herumflattern.

Als Arthur Mariannen eintreten sieht, scheint er ein Bischen verlegen und stellt eine Flasche wieder auf den Tisch, aus der er sich eben einschenken wollte. Aber die Dame, mit welcher er frühstückt, unterbricht ihre Beschäftigung nicht einen Augenblick und fährt fort, ihre Gabel und ihr Gebiß in Bewegung zu setzen, ohne, wie es scheint, auf die angekommene Person zu achten.

„Wie, Sie sind es, meine liebe, meine gute Marianne?“ ruft Arthur aus, indem er aufsteht und der Dienerin entgegengeht. „Ich erwartete Sie nicht so bald, bin aber sehr erfreut, Sie zu sehen! Wir sind uns schon lange nicht mehr begegnet, länger als acht Jahre; allein, auf mein Ehrenwort, Marianne, Sie haben sich nicht verändert, das heißt, Sie sind eher jünger als älter geworden . . . ja, Sie verjüngen sich, das ist erstaunlich. Die Zeit übt nicht auf Jedermann diesen günstigen Einfluß aus: es gibt Männer, die altern, und Frauenzimmer, die sich verjüngen.“

„Ja, sehr häufig!“ murmelt die am Tische sitzende Dame, während sie ein Stück Pastete verschluckt.

„Setzen Sie sich doch, ehrenwerthe Marianne,“ fährt Arthur fort. „Ach, wollen Sie nicht Etwas zu sich nehmen? Geniren Sie sich nicht; ein Schnittchen von dieser Pastete?“

„Die kann man ohne Hunger essen,“ murmelt Arthurs vis-à-vis wieder.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, ich habe kein Bedürfniß,“ erwidert Marianne, sich niedersetzend und neugierig die mit dem Frühstück beschäftigte Dame betrachtend, welche jetzt ausruft:

„Ei, da bin ich nicht wie Sie: ich habe immer Bedürfnisse.“

Arthur, der sich wieder an dem Tische niedergelassen hat, stößt sein Gegenüber mit dem Fuße und sagt zu Mariannen:

„Erlauben Sie mir, getreue Haushälterin, Ihnen eine meiner Nachbarinnen, Madame Debelle Passelacet vorzustellen: seit ihrem sechszehnten Jahre Wittwe eines alten Generals, der ihr nichts als zwei hölzerne Beine mit in den Ehestand gebracht hatte, was in unserem gegenwärtigen Jahrhundert sehr wenig ist. Glücklicher Weise hat die gnädige Frau Talente, die sie zu benützen weiß ... sie tanzt zum Bewundern und ist in mehreren Fräuleininstituten angestellt; sie hat die Gefälligkeit, bisweilen ein wenig nach meiner Wäsche zu sehen ... die Männer verstehen nichts von dergleichen Geringfügigkeiten. Heute hat sie sich endlich ausnahmsweise bewegen lassen, ein Frühstück bei mir anzunehmen ... eine Gunst, auf die ich sehr stolz bin.“

„Schwatzt Der Dummheiten,“ murmelt Madame Debelle Passelacet, als Arthur zu sprechen aufgehört hat. Dieser gibt ihr unter dem Tische noch einen Tritt, um sie zum Schweigen zu bringen, und sagt sodann:

„Sie haben mit mir zu sprechen, ehrenwerthe Marianne?“

„Ja, mein Herr, ja,“ erwidert die Dienerin; „Madame hat Ihren Brief erhalten und ich bin von ihr geschickt ... doch hätte ich Sie gerne ...“

Arthur begreift, daß sich Carolinens Vertraute in Gegenwart einer Fremden genirt; er winkt ihr zum Zeichen des Einverständnisses zu. Dann sagt er, sich an die ihm Gegenübersitzende wendend, welche immer fortspeist, indem er sich eine imposante Miene zu geben sucht:

„Madame Passelacet, ich bin so gut mit Ihnen bekannt, daß ich mir ohne Umschweife erlaube, Ihnen zu sagen, daß diese brave Frau mir etwas sehr Wichtiges im Geheimen mitzutheilen hat. Wollen Sie daher die außerordentliche Güte haben, außer-

halb ein wenig frische Luft zu schöpfen oder die Tapeten in meinem Vorzimmer zu betrachten."

„Was soll das heißen?" entgegnet Debelle, sich ein frisches Stück von der Pastete abschneidend. „Warum nicht gar! Nein, ich gehe sicher nicht; außerdem bin ich noch nicht fertig ... Ich stehe nie vom Tische auf, ehe ich den Kaffee und den Kirschengeist getrunken habe ... o, Sie brauchen mir nicht auf die Füße zu treten, ich gehe doch nicht! ... Sie wissen wohl, daß ich meinen eigenen Willen habe ... Sprechen Sie immerhin mit der guten Frau ... hindere ich Sie daran? Ach, mein Gott, ich gebe gar nicht auf euch Acht."

Da Arthur einsieht, daß er Debelle nicht vom Tische wegbringen kann, erhebt er sich, nimmt Mariannen bei der Hand und führt sie in ein anstoßendes Zimmer.

„Ich erinnere mich jetzt," sagt er zu ihr, „daß Madame Passelacet kürzlich eine Magenentzündung gehabt und daß man ihr verboten hat, ihre Mahlzeiten zu unterbrechen ... Lassen wir sie frühstücken, wir können hier recht gut mit einander reden. Ihre Gebieterin hat also meinen Brief schon erhalten?"

„Ja, mein Herr, und wir haben mit vielem Verdruß daraus erfahren, daß Sie überfallen und bestohlen worden sind ... denn meine Herrin glaubte Sie bereits ihrem Sohne auf der Spur."

„Ach, Marianne, meine Betrübniß ist nicht geringer als die Ihrige ... Ich bedaure nicht sowohl das Geld als ... die verlorene Zeit, denn was ist im Ganzen genommen das Geld, wenn man welches hat? Eine Münze, die zum Circuliren da ist ... Aber dieses Kind, dieses liebe Kind! ... Ich bin nicht minder ungeduldig als seine Mutter, es zu sehen und an mein Herz zu drücken ... Ich weiß, Marianne, daß ich viel Unrecht an Carolinen begangen habe; ich war toll, leichtsinnig, rücksichtslos in meiner Jugend ... aber mein Herz war nie ohne Gefühl;

die Erinnerung an mein Betragen gegen Ihre Gebieterin verursacht mir peinigende Gewissensbisse, und in diesem Augenblicke noch ...“

Arthur blinzelt mit den Augen, zieht sein Taschentuch heraus, bedeckt sich einige Augenblicke damit das Gesicht und stößt so tiefe Seufzer aus, daß Marianne, von diesem Verfahren getäuscht und von seinem erheuchelten Schmerze gerührt, ihn sanft beim Arme nimmt und zu ihm sagt:

„Beruhigen Sie sich, mein Herr; es handelt sich jetzt nicht darum, sich Kummer zu machen; was vorbei ist, ist vorbei ... Schaffen Sie uns nur das Kind wieder herbei, um das wir weinen, dann kann Madame noch glücklich werden.“

„Ob ich es Euch schaffen werde, gewiß, Marianne, gewiß, und müßte ich wie Orpheus in die Hölle hinabsteigen ... doch es läßt sich nicht annehmen, daß der Savoyarde den Knaben so weit fortgenommen hat ... kurz, ich werde bis an das Ende der Welt gehen, wenn es nöthig ist. Ich werde allen Anstrengungen ... jedem Einfluß der Witterung ... den schlechtesten Wegen, mit einem Wort Allem Trotz bieten! ... Aber um schnell zu reisen ... muß man Geld haben, und ich habe Ihrer Gebieterin meine Lage auseinandergesetzt ... Im gegenwärtigen Augenblicke — ich scheue mich nicht, es Ihnen zu gestehen, Marianne, würde ich mich ohne Madame Passelacet, welche die Güte hatte, mir ihre Börse und ihren Credit anzubieten ... sehr in Verlegenheit befinden.“

„Ich glaubte, Sie hätten mir eben gesagt, diese Dame sei eine Wittwe ohne alles Vermögen.“

„Ja, in der That, ihr Mann hat ihr nichts hinterlassen ... aber sie hat so viele Talente! Diese Frau ist so gut, so gefällig gegen ihre Freunde ... ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, sie gibt sich ganz für Andere her.“

„Dem sei nun, wie ihm wolle: hier, mein Herr, ist Etwas zur Entschädigung für das Ihnen zugestoßene Unglück.“

Mit diesen Worten zieht Marianne die Brieftasche aus ihrem Busen und überreicht sie Arthurn. Dieser, dessen Augen beim Anblick derselben freudestrahlend geworden sind, ergreift sie hastig, macht sie auf und zählt, was sich darin befindet. Caroline hatte zehntausend Franken in Banknoten hineingethan, denn sie wollte, daß Arthur die verlorene Zeit wieder einbringen möchte, und es war ihr kein Opfer zu groß, um ihren Sohn in ihre Arme zu schließen.

Arthur macht, nachdem er die Banknoten gezählt hat, vor Freude beinahe einen Sprung in die Höhe; er sucht sich indeß zu fassen, seinen Jubel zu verbergen und sagt zu Mariannen:

„Gleich morgen frühe . . . nein, heute Abend noch mache ich mich auf den Weg . . . ich nehme einige vertraute, verständige Diener mit mir . . . wir durchstreifen ganz Frankreich, wenn es nöthig ist, und wir werden Kleinmann . . . Paul . . . das Kind der Liebe wiederfinden, das ist so gewiß, als ob wir es bereits schon hätten."

„Aber, wie kommt es, mein Herr, daß Sie erst in Bondy waren, als Sie angefallen wurden? Sie mußten doch schon lange abgereist sein."

Arthur scheint einen Augenblick verlegen, aber gleich darauf ruft er aus:

„O, der Tausend, ich war schon sehr weit: ich war bereits in Lothringen . . . in Metz gewesen; da ich aber in jener Gegend nichts entdeckt hatte, kehrte ich wieder um, und auf dem Rückweg über Bondy wurde ich angefallen."

„So hat sich's meine Gebieterin auch vorgestellt. Schreiben Sie uns doch unverzüglich, mein Herr, sobald Sie Etwas entdeckt zu haben glauben."

„Ich verspreche es Ihnen . . . Immer unter Ihrer Adresse?"

„O, das ist überflüssig, Herr Gervillier . . . Ach, Sie wissen es noch nicht? Es hat sich Vieles zugetragen, seit Sie Madame

gesprochen haben: Als Sie mit ihr in den elysäischen Feldern zusammenkamen, paßte Herr Daverny auf ... und hat Sie gesehen."

„Ah bah! ... das ist sonderbar!"

„Dann hat der Herr, ohne Aufsehen zu machen oder Händel anzufangen, die Madame verlassen und nur gesagt: er wolle ihrem Glücke nicht mehr hinderlich sein."

„Das nenne ich einmal einen sehr gefälligen Mann . . Ich billige sein Betragen ... Also ist Caroline ..."

„Nicht mehr bei ihrem Manne ... sie hat sich im Marais eingemiethet, lebt sehr zurückgezogen und empfängt keine Besuche."

„Und ihr Vermögen?"

„So viel ich vernommen habe, hat Herr Daverny Madame Alles, was sie ihm bei ihrer Verheirathung zugebracht, zur freien Verfügung zurückgestellt."

„Ah, sehr schön! ... sehr schön!"

Das eben Gehörte scheint Arthur sehr zu beschäftigen; er geht mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, nähert sich dann wieder Mariannen und sagt:

„Warum läßt mich aber Ihre Gebieterin, da sie jetzt allein und unabhängig ist, nicht lieber zu sich kommen, als daß sie zu mir schickt?"

„Madame glaubt, daß es ein Unrecht wäre, wenn sie Ihren Besuch annehmen würde, und obgleich ihr Gemahl, als er sie verließ, ihr die vollständige Freiheit ertheilt hat, zu thun, was ihr beliebt, behauptet sie, sie müsse sich stets betragen, wie wenn sie noch mit ihm zusammenlebte."

„O, daran erkenne ich Carolinen ... sie hatte immer großartige Grundsätze und einen etwas überspannten Kopf ... Nichts desto weniger bin ich sehr froh, zu wissen, daß sie nicht mehr bei ihrem Manne ist. Ihre Adresse?"

„Hier ist sie, mein Herr: Madame läßt sich Frau von Melleval nennen."

„Ganz gut. Sagen Sie Carolinen, sie werde in Kurzem Nachricht von mir erhalten . . .“

„O, das wird uns ein großes Vergnügen machen, Herr Gervillier.“

„Ich glaube, Madame Passelacet hat eben einen Teller zerbrochen . . . es langweilt sie wahrscheinlich, allein zu sein . . . Gehen Sie, Marianne, kehren Sie zu ihrer Gebieterin zurück . . . verlassen Sie dieselbe nicht, wachen Sie sorgfältig über Carolinen . . . Ihnen vertraue ich sie an, Sie stehen mir mit ihrem Kopfe für sie.“

Arthur drängt Mariannen schnell zur Thüre hinaus und schlägt sie ziemlich barsch hinter ihr zu; diese kehrt, unentschieden, was sie von Herrn Gervillier denken soll, zu ihrer Gebieterin zurück. Die Lage, worin sie ihn getroffen hat, die Veränderung seiner Wohnung und seines Anzugs entsprachen dem Inhalt seines Briefes nicht, und der Anblick der Madame Passelacet hat dem guten Mädchen eben auch kein großes Vertrauen eingeflößt. Aber Arthurs Worte, die Gewissensbisse, die er über sein früheres Betragen zu empfinden scheint, können nicht erheuchelt sein. Marianne glaubt es wenigstens, und um ihre Gebieterin nicht zu beunruhigen, sagt sie ihr nichts von dem Verdacht, den sie Anfangs gegen Arthur gehegt hatte.

Marianne theilt Carolinen bloß mit, daß sie Arthur gesehen und dieser ihr versprochen habe, er werde sein Möglichstes thun, die verlorene Zeit wieder einzubringen.

Pauls Mutter verlangt nicht mehr; ein reines Herz, eine einer schlechten Handlung unfähige Seele wird sich immer leicht mißbrauchen lassen; man ist selten mißtrauisch, wenn man selbst ehrlich ist. Betrüger wenden sich nie an ihresgleichen: sie würden zu schlechte Geschäfte machen.

Caroline und Marianne erwarten also mit Ungeduld, jedoch ohne alles Mißtrauen, das Ergebniß von Arthurs Bemühungen.

Caroline hegt besonders die Ueberzeugung, daß es dem, der sie früher verführt hatte, am Herzen liegen müsse, ihre Thränen dadurch zu trocknen, daß er ihren Sohn in ihre Arme zurückführe.

Marianne ist nicht ganz so vertrauensvoll; die Erinnerung an Madame Passelacet mischt sich freilich oft unter ihre Betrachtungen.

Vierzehn Tage sind verstrichen und man erhält noch keine Nachricht von Arthur.

„Er war vielleicht genöthigt, sehr weit zu gehen,“ sagt Caroline.

„Er hatte versprochen zu schreiben,“ entgegnet Marianne.

„Er will uns wahrscheinlich nicht eher Nachricht geben, als bis er uns einige Hoffnung machen kann! . . .“

„Wie wäre es, wenn ich mich in seinem Logis erkundigte?“

„Wozu, Marianne? Du kannst Dir wohl denken, daß er nicht zurückgekommen wäre, ohne es uns wissen zu lassen.“

Marianne schüttelt den Kopf und schweigt; Caroline seufzt und wartet. Das Betragen der jungen Frau ist, seit sie nicht mehr mit Ihrem Manne zusammen ist, eben so tugendhaft, eben so geregelt, als ihr Leben einfach und zurückgezogen. Sie geht nie aus, empfängt Niemand, spricht mit keinem ihrer Nachbarn, sondern stets traurig und nachsinnend, ist sie oft stundenlang in Träumereien versunken, aus denen sie selbst Marianne nicht immer erwecken kann. Dann fließen oft, während sich ihr Busen nur mühsam hebt, große Thränen aus Carolinens Augen; sie fährt mit der Hand über ihre Stirne: man könnte meinen, sie murre gegen sich selbst und es wolle ein Namen ihren Lippen entschlüpfen, den sie nicht auszusprechen wage. Ihre einzige Zerstreuung ist, sich bisweilen an's Fenster zu setzen; dann scheinen ihre Blicke, die auf die Straße gerichtet sind, Jemand zu suchen. Aber, gleich-

sam des vergeblichen Harrens müde, läßt sie sich noch trauriger als vorher wieder auf ihren Stuhl nieder.

Vierzehn weitere Tage sind verflossen und man erhält keine Nachricht. Caroline ist trostlos und seufzt mit gen Himmel gerichteten Augen.

„Er hat ihn nicht gefunden!“

Marianne schweigt; sie wagt es nicht zu sagen, was sie denkt. Alle Augenblicke geht sie zum Portier hinunter, um zu fragen, ob kein Brief da sei; aber sie erhält immer die Antwort:

„Es ist Nichts da für Frau von Melleval.“

Eines Tages wird heftig an Carolinens Glocke geläutet; sie bebt vor Freude, indem sie Mariannen anblickt und ruft aus:

„Das ist der Portier, der einen Brief heraufbringt . . . Wir erhalten Nachricht von Arthur, denn Besuche bekomme ich keine.“

Marianne eilt hinaus, um aufzumachen, und ist ganz erstaunt, als sie Arthur selbst sieht. Es ist Arthur in einem ziemlich eleganten Anzuge, aber seine Kleider sind schmutzig und zerrunzelt, seine Stiefel mit Staub bedeckt, seine Cravatte nur halb gebunden, kurz, er sieht aus wie ein Mann, der mehrere Nächte hindurch gereist ist.

„Herr Arthur!“ ruft Marianne aus.

„Ja, ich selbst, ist Ihre Gebieterin zu Hause?“

„Ja, mein Herr. Ach, wir erwarteten sehnsüchtig Nachrichten von Ihnen . . . da Sie aber selbst gekommen sind, so werden Sie uns wahrscheinlich . . .“

Arthur gibt Mariannen kein Gehör; er ist bereits in Carolinens Zimmer. Als ihn diese erblickt, stößt sie einen Schrei der Verwunderung aus, dann suchen ihre Augen überall herum und sie sagt traurig:

„Allein? Sie kommen allein zurück?“

„Ja . . . für den Augenblick allein,“ erwidert Arthur, sich

in' einen Lehnstuhl werfend; „aber trösten Sie sich ... ich bringe gute Nachrichten.“

„Sie haben ihn gefunden?“ rufen Caroline und Marianne zu gleicher Zeit aus.

„Ich habe ihn wieder gefunden, das heißt beinahe ... man kann sagen bereits ... O, ich habe Ihnen viel zu erzählen .. ich habe verteufelt Unglück gehabt ... ich bin aber auch kreuzlahm. Ich würde mit Vergnügen Etwas zu mir nehmen . lassen Sie mir doch ein Glas Madeira geben.“

„Ach, mein Herr, sagen Sie mir um Gotteswillen, ob ich bald meinen Sohn sehen werde,“ sagt Caroline, ihn unterbrechend.

„Einen Augenblick Geduld, Madame ... ich erzähle die Sachen gerne nach der Reihe ... wir haben ja Zeit ... es drängt Nichts zur Eile. Erlauben Sie mir, mich ein wenig zu erholen ... Nun, Marianne, haben Sie nicht gehört, was ich wünsche?“

„Herr Gervillier,“ entgegnete Marianne, „wir haben keinen Madeira im Hause.“

„Nun, so geben Sie mir ein Glas Kirschgeist.“

„Den haben wir auch nicht ... es wird nie Likör bei uns getrunken.“

„Weder Kirschgeist noch Madeira? Das ist eine schöne Haushaltung! ... man sieht wohl, daß ich sie nicht leite ... Sie werden doch hoffentlich Etwas haben?“

Caroline gibt Mariannen ein Zeichen, welche sich sofort beeilt, eine Flasche Malaga und ein Glas zu holen, und beides vor Arthur hinstellt. Dieser schenkt ein, trinkt, streckt sich behaglich im Lehnstuhl aus, kurz thut, als ob er zu Hause wäre.

Caroline, welche mit Mühe ihre Ungeduld bemeistert, sagt auf's Neue in flehentlichem Tone zu ihm:

„Sagen Sie mir doch, ich bitte Sie dringend, ob ich bald meinen Sohn umarmen werde?“

„Sogleich, Madame ... Marianne versteht das Serviren noch nicht ... gewöhnlich trägt man zu süßem Wein auch etwas Gebackenes, Biscuit ... oder irgend eine Kleinigkeit von Confect auf."

„Wenn Sie Etwas wünschen, mein Herr, so will ich holen lassen."

„Nein ... ich habe keinen Hunger ... das genügt mir ... Schicken Sie Ihre Haushälterin fort, Madame, ich spreche nicht gerne vor Dienstboten."

Caroline winkt Mariannen, sich zu entfernen. Die treue Zofe ist ganz erstaunt, daß man sie wegschickt, wenn es sich darum handelt, von dem Sohne ihrer Gebieterin zu sprechen; aber die Letztere wirft noch einen Blick auf sie, der fast so viel ist wie eine Bitte, und sie verläßt das Zimmer mit dem Gedanken: „Mein Gott! mein Gott! ... dieser Mensch flößt mir nicht das mindeste Vertrauen mehr ein."

Als sie allein sind, rückt Arthur seinen Stuhl neben den Carolinens hin und sagt zu ihr:

„Meine theure Freundin ... es macht mir jedesmal ein neues Vergnügen, in Ihrer Nähe zu sein ..."

„Ach mein Herr, sprechen Sie doch von meinem Sohne!" ruft Caroline aus, während Sie ihre Hände flehentlich zusammenfaltet.

„Sie haben Recht ... es soll geschehen. Ich machte mich vor ungefähr einem Monate, an demselben Tage, wo Sie mir Mariannen mit Geld zuschickten, auf den Weg ... Ich hatte mir vorher ein anderes Pferd ... einen prächtigen Fuchsen ... Vollblut-Race, gekauft, und zwei verständige Bediente mitgenommen, die mir bei meinen Nachforschungen behülflich sein mußten ... Sie hatten mir den Auftrag gegeben, das Geld nicht zu sparen, Madame, und, weiß Gott, ich habe es auch nicht gespart."

„Sie thaten wohl daran, mein Herr ... nun?“

„Ich wendete mich zuerst St. Germain zu ... ich war in Poissy ... in Meulan ... ich kam weit in jener Richtung und stellte überall die genauesten Nachforschungen an ... erkundigte mich selbst in den kleinsten Dörfern, in allen Gasthäusern und allen Hütten ... so oft ich von einem kleinen Schornsteinfeger sprechen hörte, jagte ich im Galopp davon, um ihn einzuholen! ...“

„Endlich, mein Herr?“

„Endlich habe ich in jener ganzen Gegend Nichts erfahren ... es wäre denn, daß es daselbst sehr theuer zu leben ist und daß sie an vielen Punkten eine reizende Aussicht bietet. O, die Landschaft ist wunderschön!“

„Weiter, mein Herr.“

„Ich kehrte wieder um und schlug den Weg nach dem Süden ein ... Ich folgte der Straße, die nach Toulouse führt ... das ist wieder eine ganz andere Gegend ... der Wein ist dort ziemlich gut ... und es ist die Heimath der Trüffeln ... Wenn ich bis Nerac gekommen wäre, hätte ich Ihnen bestimmt eine Leberpastete geschickt; ich verfolgte jedoch meinen Weg nicht so weit! ... Hier habe ich, wie überall, mit vollen Händen das Gold ausgestreut, um Nachweisungen über Reisende, besonders Kinder ... zu erhalten.“

„Und endlich?“

„Endlich habe ich auch hier Nichts entdeckt.“

„O mein Gott!“ murmelt Caroline, ihr Gesicht mit dem Taschentuch bedeckend.

„Warten Sie doch, meine liebe Freundin, wir kommen zur Sache ... Ich dachte, gehen wir nicht weiter gegen Süden .. es ist zu heiß und die Savoyarden, die zu Fuß reisen, werden wohl diesen Landstrich nicht zu ihren Spaziergängen gewählt haben; wenden wir uns lieber nach der Auvergne. Ach, der

Kuckuk, es ist Schade, daß ich nicht früher an das gedacht hatte."

„O, vollenden Sie, vollenden Sie doch!"

„Ich komme in die Auvergne ... in der Gegend von Clermont erfahre ich, daß ein Mann in Begleitung von drei kleinen Schornsteinfegern kürzlich von Paris daselbst angekommen sei."

„O, das ist er!"

„Ja, bei Gott! ja ... es war unser Mann ... es war der Jakob, dem ich überall nachlief ... und das war ein Glück ... denn es gibt in der Auvergne so viele Jakob, dieser Name ist so gewöhnlich ... es war aber wirklich der unsrige ... es gelingt mir, ihn einzuholen... stets auf all meinen Wegen Gold ausstreuend ..."

„Sie haben meinen Sohn gesehen?"

„Ja, ja, aber lassen Sie mich doch sprechen ... wenn man mich unterbricht, werde ich confus ... Ich hole also diesen Jakob in einem kleinen Dorfe ein, dessen Name mir entfallen ist ... allein der Name thut nichts zur Sache ... er wird mir schon wieder einfallen. Ich nähere mich unserem Mann und sage zu ihm: „‚Sie haben einen kleinen Jungen, Namens Kleinmann bei sich, den Sie zu dieser und dieser Zeit im Walde von Sénart gefunden haben?'" Ich nenne ihm den Tag und die Stunde, sage ihm, wie das Kind angezogen war ... Dieses stand Alles auf der Note, die Sie mir gegeben hatten. Jakob schien ein wenig erstaunt, indessen gestand er die Wahrheit; es stimmt Alles überein ... es ist wirklich Ihr Sohn. Dann sage ich weiter zu dem Mann: „‚Mein lieber Mann, die Mutter dieses Kindes schickt mich, ich soll den Sohn derselben von Ihnen zurückverlangen ...'" Nun können Sie sich aber nicht vorstellen, was dieser Schelm mir geantwortet hat."

„Vollenden Sie ... ich bitte Sie um Gotteswillen!"

„Er sagte mir: „‚Mein Herr, Sie behaupten, von Klein-

manns Mutter geschickt zu sein ... ich habe aber keinen Beweis dafür. Sie zeigen mir weder einen Taufschein ... noch eine Zeitung, worin eine Aufforderung nach einem verlorenen Kinde steht, und gewöhnlich, wenn ein Kind verloren geht und man dasselbe gern wieder hätte, läßt man es in die Zeitungen einrücken oder durch öffentliche Anschläge bekannt machen; kurz, man zeigt es den Behörden an.'" Ich gestehe Ihnen, meine liebe Freundin, daß ich, als mir Jakob so antwortete, ein wenig in Verlegenheit gerieth ... Thatsache ist, daß kein Beweis vorhanden ist, daß dieses Kind Ihnen gehört ... und dieser Savoyarde sprach wie ein Staats-Prokurator! ..."

„Aber endlich mein Herr?"

„Hierauf dachte ich: da muß Etwas dahinter stecken ... der Kerl will mich an den Beutel hängen ... und ich irrte mich nicht. Jakob fuhr nach einer Weile fort: „Wenn die Dame, von welcher Sie geschickt sind, wirklich Kleinmanns Mutter ist, so wird sie kein Opfer scheuen, um in den Besitz ihres Sohnes zu gelangen. Was mich betrifft, so werde ich das Kind nicht auferzogen, mich siebentehalb Jahre seiner angenommen, dasselbe ein Handwerk gelehrt haben ... ohne für All das entschädigt zu werden.'"

„O, der Mann hat Recht, mein Herr!" ruft Caroline aus: „Sie hätten ihm Alles versprechen sollen, was er verlangte."

„Wirklich? Aufrichtig gesprochen, ich bekenne Ihnen, daß ich das nicht gewagt hätte, ohne Sie vorher darüber gehört zu haben, denn der Schelm verlangt etwas viel ... für weniger als fünfundzwanzigtausend Franken baares Geld will er das Kind nicht verabfolgen."

„Fünfundzwanzigtausend Franken!"

„Die runde Summe! ... O, er macht sich die Umstände zu Nutzen. Er sieht, daß wir keine gültigen Beweise in Händen haben ... welche uns auch in der That fehlen, und denkt: die packe ich fest."

„Nun wohl, mein Herr, da der Mann diese Summe verlangt, so müssen wir sie ihm geben. Es soll mir kein Opfer zu groß sein, meinen Sohn wieder zu erlangen."

„Sie sind das Muster einer Mutter!" ruft Arthur, Carolinens Hand drückend, aus; „seien Sie überzeugt, daß wenn ich diese Summe gehabt hätte, ich mich beeilt hätte, sie zu geben . . . aber ich bin um mein ganzes Vermögen gekommen und habe sogar nur noch sehr wenig von dem, was Sie mir letzthin zugesendet haben . . . Wenn man auf der Reise bei Jedermann Erkundigungen einziehen will, so darf man auf manches Goldstück nicht sehen."

„Und was haben Sie zu Jakob gesagt, mein Herr?"

„Ich habe zu ihm gesagt: ich werde zu Ihnen zurückkehren, um Ihre Antwort zu holen."

„Ach, Sie hätten gewiß sein können, daß ich mich nicht weigern würde . . ."

„Ich stellte mir es beinahe vor . . ."

„Und Jakob erwartet Sie mit meinem Sohne?"

„Ja, es ist ausgemacht: er erwartet mich bei Clermont in dem kleinen Dörfchen . . . mein Gott, ich kann den Namen nicht behalten . . . aber ich könnte es jetzt mit verbundenen Augen finden."

„Und Sie haben meinen Sohn gesehen, mein Herr?"

„Ja . . . ich habe ihn gesehen . . . aber nur sehr flüchtig . . . Er spielte mit einem Murmelthiere . . . ich wollte ihn nicht stören."

„Befand sich der arme Kleine wohl?"

„O, vortrefflich . . . Er sieht frisch aus und ist so stark wie ein Türke!"

„Stark? . . . Er war doch so schmächtig, als ich ihn sah."

„O, das heißt; er ist sehr schmächtig, wenn Sie wollen . . . man kann aber schmächtig und doch zugleich stark sein . . . das kommt auf die Nerven an; außerdem stärkt Einen nichts so sehr

als das Reisen...Ich muß noch einen Schluck Malaga trinken... denn ich bin höllisch müde!"

„Mein Herr, ich will mich augenblicklich zu meinem Banquier begeben und die nöthige Summe holen ... Wo soll Ihnen Marianne das Geld hinbringen? Immer in dieselbe Wohnung?"

Arthur besinnt sich und entgegnet dann:

„Ich meine, es wäre einfacher, wenn ich mit Ihnen zum Banquier ginge ... Sie könnten mir das Geld dann augenblicklich übergeben."

Nach einigem Zögern sagt Caroline mit niedergeschlagenen Augen:

„Ich darf nicht mit Ihnen ausgehen, mein Herr; was würde man von mir denken ... wenn man uns beisammen sähe?"

„Man würde denken: Sie haben einen Begleiter und weiter nichts."

„Wenn uns zufällig ... Herr Daverny begegnete?"

„Nun, was wäre es dann? ... Er hat das Feld wahrscheinlich geräumt, damit Sie Herr darüber seien!"

„Aber ich will es nicht auf solche Weise benützen. Ich habe unrecht genug an Herrn Daverny gehandelt; ich werde wenigstens das Band zu achten wissen, das mich an ihn knüpft."

„Wenn wir wieder in großartige Phrasen verfallen ... wenn wir einen Roman spielen, bin ich nicht von der Partie. Brechen wir übrigens diesen Gegenstand ab, auf den wir später wieder zurückkommen werden ... Hören Sie: ich will, während Sie zu Ihrem Banquier gehen, Sie hier erwarten; ist Ihnen das recht?"

„Ja, mein Herr ... und ich will mich beeilen."

„O, gönnen Sie sich Zeit! nur werde ich, wenn Sie es erlauben ... während dieser Zeit frühstücken."

„Ja, mein Herr ... ja, Marianne steht zu Ihren Befehlen."

Caroline kleidet sich geschwind zum Ausgehen an und läßt Arthur in ihrem Zimmer in einem Lehnstuhl ausgestreckt zurück, wo er sich umsieht wie Jemand, der die ihn umgebenden Gegenstände mustert.

Dem ihr ertheilten Befehle gemäß stellt Marianne einen Tisch vor Arthur und trägt ihm ein Frühstück auf. Er betrachtet das Essen und fragt:

„Was bringen Sie mir da, Marianne?"

„Was wir haben, Herr Gervillier ... etwas Geflügel ... Schinken ... Käse."

„Das ist sehr armselig! ... doch für heute mag es hingehen ... Allein dieses Hauswesen muß auf einen andern Fuß gesetzt werden ... und später wollen wir schon sehen."

„Mein Gott!" denkt Marianne, „was versteht er unter seinem „wollen wir schon sehen? ..." Er macht es sich sehr bequem, der Herr Arthur!"

Während des Essens sagt Arthur zu Mariannen:

„Empfangen Sie zuweilen Besuche?"

„Nein, mein Herr, Niemand."

„Was treibt denn Madame den ganzen Tag?"

„Sie arbeitet, liest oder beschäftigt sich mit ihren Gedanken."

„Geht sie häufig aus?"

„Beinahe nie, mein Herr."

„Gut, dieses Betragen gefällt mir ... Und von diesem ... ihrem Manne hört man nichts mehr?"

„Gar nichts, Herr Gervillier."

„O ... der wird sich anderwärts unterhalten ... Er hat wohl daran gethan; wenn man sich nicht mehr liebt, so trennt man sich, das ist auch meine Maxime."

Nach einer Weile fragt Marianne ihrerseits:

„Wohnen Sie immer noch in dem Logis ... wo ich Sie das letzte Mal gesprochen habe?"

Arthur gibt mehrere Augenblicke keine Antwort, endlich sagt er:

„Sie sind neugierig, alte Marianne; das kann ich nicht leiden; die Dienerschaft ist da, um zu antworten und nicht um Fragen zu stellen. Uebrigens will ich Ihnen doch sagen, daß ich nicht mehr dort wohne, wo Sie mich getroffen haben."

„Und wie ist Ihre jetzige Adresse, Herr Gervillier?"

„Das geht Sie nichts an."

„Wenn mich aber Madame zu Ihnen schickte, um Nachrichten . . ."

„Man braucht Sie nicht mehr nach mir zu schicken; machen Sie sich deßhalb keine Sorgen . . . ich werde schon von selbst kommen, so oft es nöthig ist."

Marianne wagt nicht das Gespräch fortzusetzen. Arthur ist mit seinem Frühstück fertig und Caroline kommt bald nach Hause. Sie winkt Ihrer Dienerin, und diese verläßt eilig das Zimmer.

„Nun, Madame?" sagt Arthur, sich vom Tische erhebend.

„In diesem Portefeuille sind fünfundzwanzigtausend Franken . . . nehmen Sie dieselben und überbringen Sie sie Jakob, damit er mir meinen Paul zurückgebe."

Arthur examinirt die Banknoten und sagt:

„Es ist doch angenehm, immer gleich Geld zu haben . . wenn man welches will."

„Wenn ich so fortführe, wie ich es seit kurzer Zeit thue, wäre mein Vermögen bald erschöpft," entgegnet Caroline; „aber es liegt mir nichts am Reichthum. Wenn ich nur so viel habe, um meinen Sohn erziehen zu können, mehr verlange ich nicht."

„Solche Gefühle machen Ihnen Ehre, meine theure Caroline . . . Ich will mich also wieder auf den Weg machen."

„Wie viele Tage brauchen Sie, bis Sie Jakob erreicht haben? Wann gedenken Sie mit meinem Sohne hierher zurückzukommen?"

„Ja, das kann ich nicht so genau sagen!"

„Doch nicht länger als eine Woche, nicht wahr, mein Herr?"

„Ich will mein Möglichstes thun; seien Sie überzeugt, daß ich mich beeilen werde."

„Ach, vergessen Sie nicht, daß ich die Minuten bis zu Ihrer Rückkehr zähle."

„Auf Wiedersehen also . . . Heute werden Sie mir doch hoffentlich erlauben, Sie zu küssen."

„Nein, mein Herr," entgegnet Caroline, hastig zurückweichend; „weder heute noch ein anderes Mal . . . Bedenken Sie, daß ich verheirathet bin!"

„Nun, ganz gut, Madame," erwidert Arthur mit einem höhnischen Lächeln; „da es Ihnen keinen Spaß mehr macht . . . wollen wir brav sein . . . Leben Sie wohl . . . auf Wiedersehen!"

„Bald?"

„Ja . . . o, ich vergesse Sie nicht!"

Arthur hat sich entfernt und Caroline überläßt sich der freudigsten Hoffnung, denn dieses Mal zweifelt sie nicht daran, daß er ihr ihren Sohn zurückbringen werde, und als Marianne eintritt, ruft sie ihr zu:

„Wir werden das liebe Kind bald sehen . . . er holt es, er weiß jetzt, wo es ist."

„Wenn er weiß, wo es ist, warum hat er es dann nicht gleich mitgebracht?" versetzt Marianne.

„Weil Jakob den Knaben, den er erzogen, nicht ohne eine beträchtliche Entschädigungssumme abgeben wollte."

„Dieser Jakob hat Geld verlangt? Das ist doch erstaunlich! . . . Er schien so ein rechtschaffener Mann . . . und gewöhnlich sind die Savoyarden nicht interessirt."

„Es ist aber doch so, Marianne; was liegt mir an etwas Geld mehr oder weniger, wenn ich bald meinen Sohn in die Arme schließen werde!"

Marianne wagt es nicht zu antworten, und sie wendet ihr Gesicht ab, denn sie befürchtet, ihre Gebieterin möchte ihr ansehen, welcher Verdacht in ihr rege geworden ist.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Er weiß aus Allem Vortheil zu ziehen.

Caroline scheint wieder zum Leben zu erwachen: ihre Augen strahlen wieder, ein Lächeln umspielt bisweilen ihre Lippen, seit sie weiß, daß ihr Sohn gefunden ist und sie Hoffnung hat, ihn bald an ihr Herz zu drücken. Alle sonstigen Erinnerungen, alle ihre Leiden werden durch die Aussicht auf ein so reines Glück in den Hintergrund gestellt.

Marianne theilt die Freude ihrer Gebieterin nicht; sie ist sorgenvoll und hat eine bekümmerte Miene, obgleich sie in Gegenwart Carolinens Allem aufbietet, heiter zu scheinen.

„Endlich werde ich also glücklich werden," sagt Caroline zu ihrer treuen Dienerin; „ich werde die Süßigkeit, Mutter zu sein, kennen lernen, mein Sohn wird mich nicht mehr verlassen und ich mein Leben, da mich Herr Daverny für immer flieht, meinem Sohne widmen. Wir verlassen Paris, meine gute Marianne, wir wollen in ein entferntes Land gehen, wo uns Niemand kennt. Dort darf ich Paul meinen Sohn ... und er mich seine Mutter nennen! Ach! ich fühle es, daß ich dann all' meinen Kummer vergessen werde! ... Das arme Kind, welches mit Schornsteinfegern aufgewachsen ist, muß sich andere Manieren aneignen, man muß ihm eine geeignete Erziehung geben ... Allein er war so sanft, so gelehrig ... ich bin überzeugt, daß er in kurzer Zeit feine Sitten annehmen, recht fleißig lernen und uns besonders recht lieb haben wird ... nicht wahr, Marianne?"

„Ja, ja, Madame, das werden wir Alles sehen . . . wenn ihn Herr Arthur nur erst einmal gebracht haben wird.“

Acht Tage vergehen. Caroline schläft und ißt nicht mehr. Von Anbruch des Tages an steht sie am Fenster in der Hoffnung, die Erwarteten ankommen zu sehen. Jedes Gefährt, das auf ihr Haus zufährt, macht ihr Herz beben; sie glaubt immer, ihr Sohn sitze darin. Wenn der Wagen aber vorbeifährt, ohne still zu halten, so zieht sich ihr Herz krampfhaft zusammen und die arme Mutter seufzt: „Er ist es immer noch nicht!“

Jeden Morgen beim Aufstehen denkt Caroline: „Heute werde ich ihn gewiß wiedersehen . . . er kann nicht länger ausbleiben.“

Aber der Tag vergeht wie der verflossene, ohne Carolinens Hoffnung zu verwirklichen. Die Heiterkeit und das Lächeln verschwinden auf's Neue und Kummer und Thränen treten wieder an ihre Stelle.

„Was mag Arthur abermals zurückhalten,“ sagt Caroline zu Mariannen, „da er doch meinen Sohn gefunden hatte und Alles mit diesem Jakob ausgemacht war, dem er die verlangte Summe überbrachte? . . . Er hätte, so viel er mir sagte, in acht Tagen zurück sein können.“

„Ei, Madame, kann man sich auf Herrn Arthurs Worte verlassen? . . . Kann man Vertrauen in einen Menschen setzen . . . der nicht mehr zu erkennen ist? . . . dessen Manieren und Sprache jetzt so sind, daß . . . ach, mein Gott! wer sollte es glauben, daß ein Mensch so verdorben werden kann . . . daß ein schlechtes Betragen in solchem Grade erniedrige!“

„Marianne, Dein Argwohn geht zu weit! Arthur ist allerdings der verführerische, liebenswürdige junge Mann nicht mehr, den wir vor acht Jahren gesehen haben . . .“

„O nein, keine Spur mehr davon . . . aber vor acht Jahren barg Herr Arthur schon abscheuliche Fehler unter seinem einnehmenden Aeußern!“

„Im Umgang mit Leuten, mit denen er sich früher geschämt

hätte zu verkehren, hat er ihr Wesen und ihre Sprache angenommen . . . Aber deßhalb zu vermuthen, er habe sein Spiel mit mir getrieben . . . o nein, das wäre zu niederträchtig."

„Wo hat er denn gesagt, daß er Ihren Sohn gefunden habe, Madame?"

„In einem Dorf in der Auvergne, unweit Clermont."

„Wie heißt das Dorf?"

„Er erinnerte sich des Namens nicht mehr."

„Und jetzt ist er schon fast vierzehn Tage fort . . . und schreibt Ihnen nicht einmal ein Wort zur Beruhigung!"

Caroline läßt ihren Kopf auf ihre Brust herabsinken und setzt sich dann wieder an's Fenster, in der Hoffnung, ihren Sohn kommen zu sehen.

Aber die Zeit verstreicht, ohne irgend eine Nachricht von den Erwarteten zu bringen. Caroline verzweifelt; sie weiß nicht, welchen Vermuthungen sie Raum geben soll. Marianne schüttelt den Kopf und murmelt:

„Ich hatte mir es vorgestellt."

Eines Tages sagt Madame Daverny zu Mariannen:

„Man muß in Arthurs Logis gehen, vielleicht weiß man dort Etwas von ihm . . . Du mußt mich hinbegleiten; ich will selbst nachfragen und Erkundigungen einziehen."

„Herr Arthur wohnt nicht mehr dort, wo ich ihn aufgesucht habe," entgegnet Marianne, „er hat sein Quartier wieder verändert und sich geweigert, mir seine Adresse zu geben."

„Wir wollen demungeachtet in sein früheres Logis gehen... er hat Dich vielleicht angelogen ... Es läßt sich nicht bezweifeln, daß wir Etwas über ihn erfahren können."

„Ich thue, was Sie wünschen, Madame."

Und das gute Mädchen geht mit ihrer Frau aus; sie führt diese in das Hôtel in der Montmartrestraße, wo sie Herrn Arthur mit Madame Passelacet beim Frühstück angetroffen hat.

Caroline fragt nach Herrn Gervillier; man antwortet ihr, daß er schon lange ausgezogen sei, man wisse aber nicht wohin, da er bei seinem Weggehen seine Adresse nicht habe da lassen wollen.

„Also muß ich die Hoffnung ganz aufgeben!“ ruft Caroline aus. „Ich weiß nicht, wo ich Arthur finden kann . . . der allein wußte, wo mein Sohn ist . . . Was mag ihm begegnet sein? . . . Irgend ein Zufall auf der Reise . . . irgend ein Unglück . . . Er hat mir übrigens gesagt, er habe Jakob in der Auvergne in einem Dorfe unweit Clermont verlassen . . . wir wollen uns daher aufmachen, Marianne, und in der Umgegend von Clermont nachforschen, bis wir meinen Sohn wieder gefunden haben.“

„Ich bin bereit, Madame . . . ich gehe bis an das Ende der Welt, wenn Sie es wünschen.“

Caroline hatte wieder den Rückweg nach Hause eingeschlagen und sprach mit Mariannen von ihrer nahe bevorstehenden Reise. Plötzlich stößt beim Einbiegen in eine Straße Jemand einen Schrei der Verwunderung aus und man hält Carolinen beim Arme zurück; diese wendet sich um und sieht Madame Troussard neben sich stehen.

„Wie, Sie sind es, meine liebe Caroline?“ ruft Madame Troussard aus. „Ach, wie freut es mich, Ihnen zu begegnen! Wir haben uns ja schon ein Jahrhundert nicht mehr gesehen! . . . Ich und meine Tochter wollten Sie schon mehrmals besuchen, aber man sagte uns immer, Sie seien nicht zu Hause . . . später haben wir erfahren, daß Sie im Marais wohnen . . . allein in Paris hat man so wenig freie Zeit . . . doch, was ist Ihnen? Ich finde Sie verändert, abgemagert! . . . Sind Sie krank gewesen, meine liebe Freundin?“

„Nein, Madame,“ antwortet Caroline, die sich gerne von Madame Troussard losmachen möchte; „allein ich ging gerade nach Hause . . . ich habe etwas Eile . . . denn ich bin im Begriff eine Reise zu machen . . .“

„Sie gehen diesen Weg? Dann kann ich Sie ein Stück weit begleiten, meine Liebe. Ich bin so froh, Sie wiederzusehen ... ich habe Ihnen so viel zu erzählen! Seit wir nicht mehr zusammen waren, habe ich gar mancherlei Widerwärtigkeiten durchgemacht! Mein Mann, vor allen Dingen, ist blödsinniger als je: ich war genöthigt, ihn in eine Heilanstalt zu thun; man konnte ihn unmöglich im Hause behalten ... er erlaubte sich in Gesellschaft Alles ... Alles! es war nicht mehr zu ertragen ... Mein Schwiegersohn Minot sodann beträgt sich gegen seine Frau auf eine Art, die mich wirklich angreift ... und für Beide nachtheilige Folgen haben kann. Therese ist empört ... Sie verstehen mich! ... sie ist im Stande, Dummheiten zu machen, um sich zu rächen, und ich werde dann zu Minot sagen: Du hast es gewollt, Georg Dandin! Daß die Nase Deiner Frau spitziger wird, ist kein Grund, sie so zu vernachlässigen, wie Du es thust! um so weniger, als sie immer noch recht hübsch singt! ... Uebrigens, meine theure Caroline, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, wessen die Ehemänner fähig sind! ... Sie haben, so viel wir vernommen, auch eine traurige Erfahrung gemacht."

„Wie, Madame, was haben Sie denn vernommen?" fragt Caroline erstaunt.

„Daß Sie Ihr Bär, Ihr Tyrann verlassen, kurz, daß sich Herr Daverny von Ihnen getrennt hat! ... Armes Frauchen! ... nach einer etwa fünfjährigen Ehe! ... das ist schön!"

„Wer konnte Ihnen das gesagt haben, Madame?" sagt Caroline, mit Erröthen, die Augen niederschlagend.

„Ei, mein Gott! Minot hat es von seinem Freund ... dem Taugenichts Arthur Gervillier, erfahren ... mit dem er gegenwärtig umgeht."

„Arthur ... Herrn Arthur Gervillier hat Ihr Schwiegersohn in der jüngsten Zeit gesehen?" ruft Caroline aus.

„Ich glaube gestern erst, denn sie haben jetzt eine wahre

Wuth für einander ... sie sind unzertrennlich. Minot hatte den Umgang mit seinem alten Freunde aufgegeben und ich war es froh, weil dieser Herr Gervillier zuweilen auf eine Weise bei mir erschien ... ganz ungenirt ... mit dem Aussehen eines wahren Räubers, meine liebe Freundin, und dabei noch mit einem so unverschämten Benehmen ... er wollte Geld von meinem Eidam entlehnen; aber diesem geht es wie den Ameisen: er kann das Herleihen nicht leiden ... kurz, sie waren beinahe entzweit, aber seit einiger Zeit ist Herr Arthur glänzend, elegant ... prachtvoll wiedergekommen und bringt meiner Tochter immer ungeheure Blumensträuße; dann hat sich Minot, der Einem nichts nachträgt, wieder mit ihm versöhnt. Arthur hat allem Anscheine nach eine Erbschaft gemacht! ... Gewiß ist, daß er und mein Schwiegersohn alle Tage eine andere Lustparthie machen ... und Minot seine Frau auf eine unbarmherzige Weise vernachlässigt."

Caroline und Marianne haben Madame Troussard aufmerksam zugehört; als sie zu sprechen aufgehört hat, ruft die junge Frau aus:

„Madame, ich beschwöre Sie im Namen des Himmels, wissen Sie das, was Sie da sagen, ganz gewiß?"

„Wie? Sie fragen mich, ob ich weiß, was ich sage!" entgegnet Madame Troussard gereizt. „Halten Sie mich etwa für einen Simpel wie meinen Mann?"

„Nein, Madame, das wollte ich nicht damit ausdrücken ... O, aber sehen Sie, hier ist meine Wohnung: seien Sie so gefällig und kommen Sie mit herauf ... ich muß mit Ihnen sprechen, die Ruhe meines Lebens hängt davon ab."

„Ich folge Ihnen, meine liebe Freundin, ich folge Ihnen ... es ist mir sogar lieb! O, es wird mich außerordentlich freuen, Ihre vertrauten Mittheilungen zu vernehmen: Sie wissen, daß ich sehr gerne diene. Außerdem, denke ich, müssen wir Weiber uns gegenseitig unterstützen ... Einigkeit macht stark! .. deßhalb gibt es auch so viele schlechte Ehen."

Madame Troussard ist mit Madame Daverny in ihr Haus getreten; diese beeilt sich, ihren Besuch in ihre Zimmer zu führen und sagt dann, Madame Troussard die Hände drückend, zu dieser:

„Man hat Sie wahr berichtet, Madame: Herr Daverny hat mich verlassen . . . ich habe ihm aber keinen Vorwurf zu machen . . . ich bin eher strafbar als er . . . und doch bitte ich Sie, mich nicht zu verachten, Madame, denn ich habe noch nicht alle Rechte auf Ihre Achtung verloren."

„Ich Sie verachten, meine Liebe? Gehen Sie doch! das können Sie nicht im Ernste sagen . . . und selbst wenn Ihr Mann mit einer Kopfzierde bedacht worden wäre . . . was würde das schaden! Wir Frauen unter uns wissen ja, wie es in solchen Fällen geht!"

„Madame, haben Sie die Gewogenheit, mich anzuhören. Von Herrn Arthur Gervillier hängt derzeit die Ruhe meines Lebens ab. Er sollte Jemand aufsuchen . . . mir Nachricht von dieser Person geben . . . kurz, er hatte mir versprochen, ihr nachzueilen . . . und Sie sagen, er sei in Paris?"

„Erst vorgestern hat Minot den ganzen Tag mit ihm zugebracht . . . sie waren mit einander in St. Cloud, und mein Schwiegersohn ist sogar betrunken nach Hause gekommen . . . und hat die Hand gegen den Portier aufgehoben . . . Es ist erstaunlich, wie böse dieser Mann ist, wenn er einen Champagnerspitz hat, während er nüchtern ein Hans Hasenfuß ist."

„Madame . . . könnten Sie mir Arthurs Adresse verschaffen? . . . Ich muß ihn um jeden Preis sehen und sprechen."

„Ich werde sie ohne Zweifel durch meinen Schwiegersohn bekommen können . . . vielleicht sehe ich aber Herrn Arthur selbst . . . er bringt meiner Tochter oft wunderschöne Blumensträuße . . . mit Camelien in der Mitte. Hm! ich weiß nicht . . . ich zweifle zwar durchaus nicht an Theresens Tugend, aber . . . der Teufel ist ein Schelm."

„Nun, Madame, wenn Herr Arthur heute zu Ihnen kommt, so sagen Sie zu ihm: Sie hätten mich gesehen ... Sie hätten mir gesagt, daß er hier sei ... und ich erwarte ihn ... o vergessen Sie doch nicht, ihm zu sagen, daß ich ihn erwarte."

„Seien Sie beruhigt, meine Schöne, ich werde ihn zu Ihnen schicken oder Ihnen seine Adresse besorgen, verlassen Sie sich auf mich: die Weiber sind sich gegenseitig Schutz und Hülfe schuldig ... Ach, wenn unser ganzes Geschlecht so dächte, wie stark wären wir da ... wie schön könnten wir die Männer d'ran kriegen. Das geschieht übrigens doch, darüber hab' ich keine Sorge! ... Adieu, meine liebe Caroline, vertrauen Sie mir: von heute auf morgen sehen Sie Herrn Arthur oder Sie erhalten seine Adresse."

Madame Troussard ist fort; Marianne sieht ihre Gebieterin an und sagt:

„Nun, Madame, hatte ich Unrecht, an Herrn Arthurs Rechtlichkeit zu zweifeln? Er ist zurückgekehrt ... besucht Sie nicht und läßt Sie warten, während er weiß, daß Sie die Stunden, die Minuten zählen!"

„Ach, schweig' Marianne, bring' mich nicht vollends in Verzweiflung ... all' meine Gedanken sind mit meinem Sohne beschäftigt. Was ist aus ihm geworden? hat ihn Arthur nicht mehr gefunden? ... hat er gefürchtet, mir das traurige Ergebniß seiner Reise mitzutheilen?"

„Seiner Reise? Wir wissen ja nicht einmal, ob er dort war, wo er gesagt hat, daß er hingehen wolle!"

„Schweig' doch, Marianne, Du machst mich zu unglücklich... wir wollen noch warten. Thereseus Mutter hat versprochen, daß ich ihn zu sehen bekommen ... oder wenigstens seine Adresse erfahren würde. Er ist hier ... o, ich muß ihn sprechen ..."

Caroline scheint ihrem Schmerz zu erliegen, sie spricht nicht mehr; sie bleibt mehrere Stunden lang wie in Nachdenken versunken auf derselben Stelle sitzen, und Marianne wagt es

nicht, sie aus diesem, einer Betäubung ähnlichen Zustande zu erwecken.

Gegen Abend wird heftig bei Carolinen geläutet. Die junge Frau bebt bei diesem Lärm zusammen und ruft aus:

„Er ist es . . . o, ich bin überzeugt, daß er es ist!"

Marianne eilt, aufzumachen. Arthur zeigt sich in der That ihren Blicken. Er ist zwar mit einer gewissen Eleganz gekleidet, aber es ist doch in seinem ganzen Wesen etwas Nachlässiges, welches ihm zur Gewohnheit geworden zu sein scheint. Er ist blaß, seine Stirne finster, eine mißmuthige Stimmung spricht sich in seinem Gesichte, wie in seinem Betragen aus. Er tritt mit dem Hut auf dem Kopfe in Carolinens Zimmer, wirft sich auf einen Stuhl und sagt:

„Sie haben mich zu sehen gewünscht . . . da bin ich."

„Wie, mein Herr, Sie sind längst von Ihrer Reise zurück und kamen nicht zu mir?" schreit Caroline; „wo ist mein Sohn?... mein Paul?"

„Wollen Sie doch gefälligst Ihrer alten Dienerin befehlen uns allein zu lassen, Madame," entgegnet Arthur; „sie hat die üble Gewohnheit, immer in Gegenwart von Fremden im Zimmer zu bleiben . . . das ist sehr unpassend!"

Caroline gibt Mariannen einen Wink, die sich hierauf entfernt, indem sie vor sich hinmurmelt:

„O, meine arme Gebieterin!"

„Nun sind wir allein, mein Herr," sagt Caroline, ihre angsterfüllten Blicke auf Arthur erhebend; „werden Sie mir jetzt endlich das Resultat Ihrer Reise mittheilen? Sie hatten mir versprochen, mir meinen Sohn innerhalb acht Tagen zurückzubringen . . . und jetzt ist schon ein Monat seit Ihrer Abreise verflossen."

„Ich hatte Ihnen versprochen! . . . Man verspricht viel in der Welt . . . das ist keine Kunst!"

„Hat dieser Jakob sein Wort nicht halten wollen? . . . Ist

mein Sohn krank? ... Sie sind zurück und kamen nicht ... was habe ich denn noch weiter zu befürchten?"

„Ei, Madame, beruhigen Sie sich doch ... wir wollen miteinander sprechen ... Sie haben mir durch Madame Troussard sagen lassen, daß Sie mich zu sehen wünschen ... das ist etwas unvorsichtig von Ihnen ... aber einerlei ... ich wäre doch gekommen ... O, ich hätte Sie jedenfalls bald besucht ... denn ich habe auch mit Ihnen zu sprechen ... wir müssen uns über unsere Angelegenheiten unterhalten ..."

„Mein Herr, haben Sie Mitleid mit meiner Angst ... sprechen Sie mit mir von meinem Sohne!"

„Ihr Sohn ... oder vielmehr unser Sohn, denn der Knabe verdankt mir seine Existenz so gut wie Ihnen ... unser Sohn, Madame, befindet sich sehr wohl."

„Ach, ich athme neu auf! ... Und wo ist er? ... haben Sie ihn mitgebracht?"

„Ja, Madame, ja, ich habe ihn mitgebracht; dieser Jakob hat sein Versprechen gehalten und mittelst der fünfundzwanzigtausend Franken, welche ich ihm bezahlt habe, das Kind zurückgegeben ... zwar etwas schmutzig ... aber das schadet nichts, ein Kind ist bald wieder gereinigt."

„Sie haben meinen Sohn mitgebracht? Ach, welches Glück! ... Und Sie kamen nicht gleich, mir es zu sagen ... Aber wo ist er denn? ... Führen Sie mich zu ihm."

Caroline ist bereits aufgestanden; aber Arthur, der sich nicht von seinem Platze bewegt hat, winkt ihr, sich wieder zu setzen, und entgegnet:

„Einen Augenblick Geduld, Madame ... Sie sind zu lebhaft. Jetzt haben wir erst mit einander zu sprechen ... Ja, ich habe meinen Sohn mit mir hierher genommen ... und ich muß es Ihnen gestehen, Madame, ich habe den kleinen Jungen recht hübsch gefunden ... Mein Herz hat bei seinem Anblicke ein sehr

lebhafte Regung väterlicher Liebe empfunden ... ein mir bisher unbekanntes Gefühl hat sich in mein Inneres eingeschlichen."

„Ich glaube das, mein Herr ... aber weiter."

„Weiter? ... Lassen Sie mir gefälligst Licht bringen, Madame ... ich bin gewöhnt, um diese Zeit zu rauchen ... ich habe glücklicher Weise Cigarren in der Tasche."

Caroline steht auf, zündet selbst eine Kerze an und bringt sie Arthur; dieser setzt, nachdem er seine Cigarre angeraucht hat, das Gespräch wieder fort:

„Ja, Madame ... ich bin stolz auf meinen Sohn und ich habe, als ich ihn sah, in der That mancherlei Betrachtungen angestellt ... Ich dachte, das Kind gehört mir ... denn in dieser Hinsicht setze ich keinen Zweifel in Ihre Tugend ... ich dachte also, dieses Kind ist von mir, das bin ich fest überzeugt ... es gibt nicht viele Männer, die das Gleiche sagen können! ... Warum sollte ich also meinen Sohn nicht behalten? ... Seine Mutter hat sich verheirathet, sie kann ihn nie als ihr Kind anerkennen, während mich, der ich frei bin ... nichts hindert, ihn für meinen Sohn zu erklären."

„Wie, mein Herr ... Sie wollen? ... Das kann Sie aber hoffentlich nicht hindern, mir ihn zurückzugeben, ihn meiner Zärtlichkeit anzuvertrauen?"

„Das ist wieder eine andere Frage, Madame. Warum sollte ich Ihnen das Kind zurückgeben? ... Mit welchem Rechte begehren Sie dasselbe überhaupt? ... Sind Sie dem Eide treu geblieben, den Sie mir geschworen hatten? ... Sie hatten mir ewige Liebe gelobt ... und ich finde Sie mit einem Andern verheirathet."

„Ach, mein Herr ... welche Vorwürfe! Nach einem Betragen wie das Ihrige ... nachdem Sie mich verlassen! ... und wissen Sie nicht, daß ich mich bloß verheirathet habe, um meinem Vater zu gehorchen, um seine Tage zu verlängern? Doch,

Sie denken nicht so, wie Sie sprechen, mein Herr, o nein, Sie denken anders ... Sie haben mir selbst gesagt, daß ich recht gethan hätte, meinem Vater zu gehorchen. O, nicht wahr, mein Herr, Sie geben mir meinen Sohn zurück? ... Sie berauben mich nicht länger seiner kindlichen Liebkosungen?“

Bei diesen Worten kann Caroline die Thränen, welche ihre Stimme ersticken, nicht mehr zurückhalten.

„Madame, ich bitte Sie ... weinen Sie nicht,“ versetzt Arthur, Rauchwolken in's Zimmer blasend; „das Weinen will gar nichts heißen! ... Ich spreche sehr ernsthaft ... der kleine Paul ist mein Sohn ... das werden Sie hoffentlich nicht läugnen wollen ... ich bin frei, während Sie an einen Andern verheirathet sind ... Ich werde später meinen Sohn anerkennen, ihm meinen Namen geben ... ich sage nicht, daß es morgen oder übermorgen geschehen werde ... aber es geschieht jedenfalls. Folglich habe ich, nicht Sie, das Recht, dieses Kind zu behalten, es zu erziehen oder erziehen zu lassen ... damit es des Namens würdig werde, den es einst führen wird.“

„Ach, mein Herr ... glauben Sie, daß ich nicht alle nöthige Sorgfalt auf ihn verwenden, nicht meinen ganzen Stolz darein setzen werde, sein Herz und seinen Geist zu bilden?“

„Die Frauen verstehen sich nicht auf die Erziehung der Knaben. Mein Sohn muß nach meinem Wunsche erzogen werden ... Sie und Ihre alte Marianne würden mir ihn verderben ... Ich will einen rechten Mann aus ihm machen ... einen Mann, wie ich einer bin ... etwas Besseres weiß ich nicht! ...“

„Mein Herr, Sie treiben Ihr Spiel mit meinem Schmerze! Es ist nicht möglich, daß Sie sich weigern, mir dieses Kind anzuvertrauen, das ich so innig liebe ... Kurz, wo ist es jetzt? ... was haben Sie mit demselben angefangen? Sie werden mich des Glückes nicht berauben, es in meine Arme zu schließen?“

Arthur steht auf, geht im Zimmer auf und ab und ant-

wortet, immer seine Cigarre rauchend, in langen Zwischenräumen:

„Madame, mein Sohn ist ... an einem Orte ... ich hab ihn in eine vortreffliche Erziehungsanstalt gegeben ... wo er aufs Glänzendste, Solideste erzogen wird."

„Aber wo, mein Herr, daß ich ihn doch wenigstens sehen kann?"

„Madame, es liegt nicht in meinem Plane, Ihnen denselben jetzt zu zeigen, deßhalb sage ich Ihnen auch nicht, wo er ist... Später, wenn ich mit Ihrem Betragen ... Ihrer Fügsamkeit zufrieden bin, ist es möglich ... sogar wahrscheinlich, daß ich Ihnen Ihren Sohn zurückgebe ..."

„Wenn Sie mit meinem Betragen zufrieden sind!" schreit Caroline, einen Blick des Abscheus auf Arthur werfend. „Was wollen Sie damit sagen, mein Herr? Was muß ich denn thun, damit Sie meinen Qualen ein Ende machen?"

„Vielerlei! ... Sie sind jetzt frei, da Ihr Mann Sie verlassen hat: ich wünsche und verlange nun, hier zu Hause zu sein ... ich komme, so oft ich Lust habe ... ich frühstücke hier ... ich esse hier zu Mittag, wann es mir gefällt ... ich bringe auch bei Gelegenheit Bekannte mit ... ich meine sogar, ich könnte hier schlafen."

„Ach, wie schändlich!" ruft Caroline zurückweichend aus. Arthur betrachtet sie eine Weile und versetzt dann achselzuckend:

„Sie sehen, wie lächerlich Sie sind! ... Weil Sie dieses übrigens so sehr aufbringt, so sei es ... ich will nicht hier schlafen. Aber da Sie Vermögen genug haben und ich um das meinige gekommen bin, so wollen wir gemeinschaftliche Kasse machen, das ist bei Leuten, die sich gerne haben, eine sehr natürliche Sache ... Für den Anfang bitte ich Sie, mir eine kleine Anweisung von drei- bis viertausend Franken auf Ihren Banquier zu geben; denn ich habe keinen Sou mehr ... bin ganz

auf dem Trockenen . . . Die Pension meines Sohnes kostet mich sehr viel und ich habe sechs Monate zum Voraus bezahlt . . . man muß sich für seine Kinder verbluten . . . Außerdem habe ich seit mehreren Tagen beim Bouillottespiel kein Glück . . . aber das Rad wird sich drehen: Fortuna muß mir wieder hold werden!“

Caroline hat sich, ohne ein Wort zu erwidern, an ihren Schreibtisch gesetzt; dort stellt sie eine Anweisung auf die von Arthur verlangte Summe aus, reicht ihm diese und stammelt alsdann mit erlöschender Stimme:

„Sind Sie befriedigt, mein Herr?“

„Ja,“ entgegnet Arthur, das dargebotene Papier ergreifend, „ja, Sie sind sehr gefügig . . . das ist recht . . . Wenn Sie so fortfahren, so werden Sie es bald dahin bringen, daß ich . . . Ihre Untreue vergesse und Ihnen Ihren Sohn zurückgebe. Ich verlasse Sie, ich gehe an meine Geschäfte . . . ich werde Sie öfters besuchen und Ihnen Nachricht von dem kleinen Jungen bringen . . . Nehmen Sie außer dem meinigen keine Besuche an, es würde mir mißfallen . . . Wenn Madame Troussard kommt, so werfen Sie dieselbe zur Thüre hinaus: sie ist eine Schwätzerin, die ich nicht leiden kann, und sie wäre im Stande, über mich zu schimpfen. Adieu . . . Sie kennen meine Bedingungen: vollständige Unterwerfung unter meinen Willen und ich gebe Ihnen Ihren Sohn zurück!“

Arthur hat sich entfernt. Caroline hat kein Wort mehr gesagt, noch einen Schritt gemacht, ihn zurückzuhalten; sie ist starr vor Entsetzen über das Betragen dieses Mannes, und als Marianne eintritt, kann ihr die junge Frau bloß die Hand reichen, indem sie gegen sie äußert:

„Du hattest Recht, Marianne, dieser Arthur ist ein niederträchtiger Mensch! . . . Er hält keines seiner Versprechen . . . mein Sohn ist in seinen Händen . . . er weigert sich, mir denselben zurückzugeben . . . er verweigert mir sogar das Glück, mein

Kind an mein Herz zu drücken. Und das ist der Mann, den ich liebte . . . den ich nicht vergessen konnte . . . wegen dessen ich die so wahre, so reine Liebe meines Gatten verkannte! . . . Ach, wie schäme ich mich vor mir selbst . . . wie verfluche ich den Fehltritt meiner Jugend!"

Marianne sucht ihre Gebieterin zu trösten, indem sie dieser Hoffnung macht, Arthur werde nicht auf seinem Entschluß beharren, ihren Sohn zu behalten, und Caroline wagt es noch nicht, ihrer getreuen Vertrauten das abscheuliche Betragen ihres einstigen Verführers in seiner ganzen Größe einzugestehen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eine Begegnung im Gehölz von Vincennes.

Mehrere Monate verstreichen, im Laufe deren Caroline häufig Arthurs Besuche empfängt. Da er gewöhnlich bei Madame Devery erscheint, wenn ihn das Spiel vollkommen ausgeplündert hat, so kommt er immer mit einem mißvergnügten Gesichte und einem vernachlässigten Anzuge zu ihr; mit Verwünschungen über sein Unglück tritt er ein, und wenn Caroline ihn um Nachrichten über ihren Sohn befragt, so umzieht ein spöttisches Lächeln seine Lippen und er würdigt sie kaum einer kurzen Antwort.

Und doch läßt Caroline ohne Murren ihr Vermögen von diesem Manne verschwenden, der sein Leben beim Spiel oder in Ausschweifungen zubringt; sie schmeichelt sich noch, ihre Unterwürfigkeit werde Arthur bestimmen, ihr ihren Sohn zurückzugeben; sie hofft wieder bessere Gefühle in ihm erwecken zu können und daß er eines Tages, zur Belohnung all' dessen, was sie für ihn gethan, mit ihrem Kinde an der Hand bei ihr erscheinen werde.

Aber ein so lange andauerndes Leid und eine stets getäuschte Erwartung haben sehr nachtheilig auf Carolinens Gesundheit ein-

gewirkt. Alle Tage bringt Marianne in ihre Gebieterin, sie möchte doch die schöne Jahreszeit, die wiedergekehrt, auf dem Lande zubringen; aber Caroline weigert sich immer. Sie fürchtet, durch ihre Entfernung Arthurs Unwillen zu erregen; sie glaubt, ihr Sohn sei in einer Pension in Paris; sie möchte sich nicht von dem Orte trennen, wo er sich aufhält, noch des Lohnes aller ihrer Opfer verlustig werden.

Um sich einige Bewegung zu machen, geht Caroline zuweilen aus, und während Marianne für das kleine Hauswesen sorgt, lenkt sie ihre Schritte einer der Vorstädte zu, um sich ungestörter zu ergehen. Oft geht sie sogar über die Barrièren auf das Land hinaus, um dort eine reinere Luft und einsamere Spaziergänge zu suchen.

Wenn sich Caroline zum Ausgehen entschließt, so geschieht dieses immer des Morgens recht früh; dann begegnet sie fast Niemand unterwegs und sie ist bereits wieder nach Paris zurückgekehrt, wenn die Stadt anfängt, geräuschvoll zu werden.

An einem schönen Julitag verläßt Caroline, die den größten Theil ihrer Nächte schlaflos zubringt, frühzeitig ihre Wohnung. In einen großen Shawl eingehüllt, einen tief hereingehenden Strohhut auf dem Kopfe, eilt sie schnell durch die Straßen von Paris; sie erreicht die Vorstadt St. Antoine, geht über die Barrière hinaus, steigt rechts den Berg hinan und befindet sich um sechs Uhr Morgens mitten in dem hübschen Dorfe St. Mandé.

Die eleganten Landhäuser an der Straße erinnern Caroline an ihren Aufenthalt in Draveil und die Wohnung ihres Vaters. Sie verdoppelt ihre Schritte, denn diese Erinnerungen berühren ihre Seele schmerzlich; überdies sind es die Gebüsche, der Schatten des Waldes, den sie sucht. Im Dorfe öffnen sich nach und nach die Fenster, die Landleute gehen an ihre Arbeiten; sind ja selbst die Bürgersleute manchmal früh auf, sie wollen den Wohlgeruch ihrer Blumen einathmen und sich am Anblick eines schönen Mor-

gens erfreuen. Die junge Frau hat bald alle Wohnungen hinter sich. Sie geht in den Wald hinein und richtet ihre Schritte nach dem dichtesten Gehölz, nach den einsamsten Wegen. Obgleich sie allein ist, wählt sie doch die dunkelsten Stellen, um auszuruhen: man fürchtet sich nicht, wenn man Kummer hat.

Caroline ist schon lange gegangen; der Spaziergang gefällt ihr, denn sie ist Niemand begegnet. Während sie sich an dem Anblick des Waldes weidet und über den weichen Rasen schreitet, kann sie sich, ohne gestört zu werden, ihren Gedanken überlassen.

Da sie aber schon so lange auf den Beinen ist, fühlt sie, daß sie vorher ein wenig ausruhen muß, ehe sie nach Paris zurückkehren kann; nun sieht sie sich um und ist im Begriff, einen Platz zu wählen, als sie etwa zehn Schritte von sich entfernt einen Herrn auf dem Rasen sitzend erblickt.

Die erste Bewegung Carolinens war, wieder umzukehren, um sich von der Person, die sie bemerkt hat, zu entfernen; aber ein ihr unerklärliches Gefühl veranlaßt sie, ihre Blicke noch einmal auf dieselbe zu heften. Der Herr, welcher an einen Baum gelehnt dasitzt, kehrt Carolinen beinahe den Rücken zu, so daß diese sein Gesicht nicht sehen kann. Er hat wahrscheinlich nicht gehört, daß sich Jemand näherte, denn er bleibt unbeweglich sitzen und scheint in Gedanken vertieft zu sein. Allein die junge Frau fängt an zu zittern, ihre Beine schwanken, ihr Herz pocht gewaltig: sie glaubt in diesem Manne ihren Gatten zu erkennen. Sie will fliehen ... aber ihre Füße verwickeln sich im Gesträuche; der Sitzende hat das hiedurch verursachte Geräusch gehört und dreht den Kopf um ... Caroline hat sich nicht getäuscht: Darverny befindet sich ihr gegenüber.

Das Erstaunen, die Bewegung, die sich im ersten Augenblicke in Carls Zügen malen, machen bald einem Ausdruck der Theilnahme und des Mitleids Platz. Caroline ist so blaß geworden, ihre Kräfte haben sie so plötzlich verlassen, daß sie sich,



Band XV. Seite 336.
Ich bitte Sie, mir eine kleine Anweisung von drei- bis viertausend Franken auf Ihren Banquier zu geben, denn ich habe keinen Sou mehr .. bin ganz auf dem Trockenen.

um nicht umzusinken, an einen Baum lehnen mußte, und es ihr unmöglich gewesen wäre, weiter zu gehen.

Daverny hat dieses in einem Augenblick gesehen und, sich rasch erhebend, eilt er auf Die zu, welche von seiner Anwesenheit so ergriffen zu sein scheint.

Aber ganz in der Nähe seiner Frau fühlt sich Daverny fast eben so verlegen wie Caroline, und zwei Schritte von ihr entfernt, fehlt ihm die Kraft, weiter zu gehen. Beide bleiben so längere Zeit eines vor dem Andern stehen, Caroline an einen Baum gelehnt, die Blicke zu Boden gesenkt, Daverny, die Augen auf seine Frau geheftet, und in ihrem blassen, leidenden Gesichte forschend, welche Empfindung sie bei diesem Wiedersehen bewege.

Endlich, nachdem Beide mehrere Minuten in dieser Stellung verblieben, bricht Carl zuerst das Schweigen:

„Sie scheinen leidend, Madame," sagt er, sich Carolinen nähernd. „Bedürfen Sie vielleicht Etwas? Sprechen Sie, wenn ich Ihnen vielleicht einen Dienst leisten kann ..."

„Nein, mein Herr, ich danke," antwortet Caroline mit schwacher, bebender Stimme. „Ich wollte nach Paris zurückkehren, aber im Augenblicke fühle ich, daß es mir unmöglich wäre ... ich habe die Kraft nicht dazu."

„Und Sie bleiben an diesem Baume stehen! ... Setzen Sie sich doch auf den Rasen nieder."

Mit diesen Worten nimmt Carl Carolinen am Arme und führt sie zu einem nahe bei ihnen befindlichen Erdhügel. Caroline läßt sich geleiten und stützt sich auf den Arm ihres Mannes. Sie will hierauf einige Worte des Dankes aussprechen; aber es scheint, als ob ihr die Kraft dazu fehle.

„Ihre getreue Marianne ist ohne Zweifel in der Nähe?" fährt Carl fort. „Sagen Sie mir, in welcher Gegend Sie sie zurückgelassen haben, dann will ich sie holen."

„Nein, mein Herr, Marianne ist nicht bei mir," entgegnet Caroline, ohne die Augen zu Daverny zu erheben; „ich bin allein gekommen!"

„Allein! . . . so früh . . . und so weit von Ihrer Wohnung entfernt! . . ."

„Ja, mein Herr, allein . . . immer allein! . . . Ist das nicht von nun an mein Loos? . . . Ich liebe die Einsamkeit und gehe bloß Morgens recht frühe aus . . . damit ich Niemand begegne. Dann gehe ich aus der Stadt hinaus auf das Land . . . hier sieht man mich wenigstens nicht weinen.

Bei diesen Worten hat Caroline nicht mehr die Kraft die Thränen zurückzuhalten, die ihre Stimme ersticken, und das Gesicht mit ihrem Taschentuche bedeckend, athmet sie leichter, weil sie ihrem Schmerze Luft machen kann.

Daverny bleibt schweigend vor Carolinen stehen; erst, als diese etwas beruhigter scheint, sagt er, seine Bewegung gewaltsam bemeisternd, zu ihr:

„Sie weinen, Madame? Sie haben immer noch Kummer? Ich glaubte, Sie seien glücklich, seit ich Sie verlassen habe!"

Caroline gibt keine Antwort, aber langsam den Kopf seitwärts wendend, sieht sie ihren Mann an, und es liegt ein Ausdruck in ihrem Blicke, welcher bis in Carls Herz dringt. Er macht einige Schritte, entfernt sich, nähert sich aber wieder und setzt sich nicht weit von seiner Frau nieder.

„Nein, mein Herr," sagt Caroline, nachdem sich ihr Mann gesetzt hat, „nein, ich bin nicht glücklich, und werde es auch nie sein . . . ich verdiene es nicht . . . ich weiß es! . . ."

„Warum denn nicht, Madame? Sie beurtheilen sich vielleicht zu strenge . . . Sie hatten mich nur, um dem Willen Ihres Vaters zu gehorchen, geheirathet . . . Sie liebten mich nicht . . . Sie haben es mir freimüthig gesagt . . . ein Anderer besaß Ihre ganze Liebe . . . er verdiente sie ohne Zweifel mehr als ich. Es

war klar, daß sich, als Sie ihn wiedersahen, das Gefühl wieder regen mußte, welches er Ihnen eingeflößt hatte! . . . Die Gesetze der Natur sind stärker als die der Menschen . . . Ich war ein Hinderniß Ihres Glückes . . . ich mußte Sie verlassen . . . Ihnen Ihre Freiheit wiedergeben."

Während Daverny spricht, scheint Caroline ein Gefühl des Aergers und der Ungeduld zu empfinden, denn sie entgegnet ihm lebhaft:

„Sie haben sich getäuscht, mein Herr, wenn Sie glaubten, ich werde von dieser Freiheit Gebrauch machen, die Sie mir ertheilten! .. Obgleich ich Herrn Arthur wiedergesehen habe . . . obgleich ich genöthigt bin, ihn überhaupt zuweilen zu sehen . . . habe ich nie vergessen . . . daß ich Ihre Frau bin, denn wenn Sie mich auch verlassen haben . . . mich nicht mehr dafür anerkennen wollen . . . bin ich es doch immer. Die Liebe, welche ich, wie Sie glauben, für einen Andern empfinde, ist nicht mehr vorhanden, mein Herr . . . o, ich schwöre es Ihnen! sie hat nur ein bitteres Leid und eine tiefe Reue in meinem Herzen zurückgelassen! Aber selbst wenn diese Neigung für einen Andern als Sie fortgedauert hätte, so hätte ich doch meine Pflichten nie verletzt . . . nein, mein Herr . . . nie verletzt . . . Aber Sie glauben mir nicht! ich bin in Ihren Augen so verächtlich!

Neue Thränen entstürzten Carolinens Augen, und sie wendet schluchzend das Gesicht ab. Daverny nähert sich seiner Frau, nimmt sie bei der Hand und sagt:

„Ich glaube Ihnen, Madame, ich glaube Ihnen . . . Wenn diese Versicherung Ihren Kummer lindern kann . . . so wiederhole ich sie Ihnen . . . Ich Sie verachten! Ach, das kann nicht Ihre Ueberzeugung sein! . . . wenn ich Ihre Liebe nicht erwerben konnte, darf ich Ihnen ein Verbrechen daraus machen? Dieses Gefühl läßt sich nicht gebieten. Man kann ein Herz nicht zwingen . . . besonders wenn es schon verschenkt ist."

Caroline scheint wiederum lebhaft aufgeregt; ihre Brust wogt stürmisch, sie zieht aber ihre Hand nicht aus der ihres Mannes zurück.

Mehrere Minuten vergehen. Die beiden Gatten sprechen nicht miteinander, aber die beiden Hände halten sich noch und sie scheinen bisweilen einen Augenblick von einem geheimen Zittern bewegt zu werden.

„Sie gehen also bisweilen allein spazieren?“ fragt Daverny, das Schweigen wieder brechend.

„Ja, mein Herr ... das ist meine einzige Zerstreuung ... seit ich in dem Marais wohne ... denn ich habe das Logis, welches wir früher zusammen bewohnten, verlassen und wohne jetzt in der Sanct-Ludwigsstraße.“

„Ja, ich weiß es.“

„Sie wissen es?“

Ein Strahl der Freude leuchtet auf Carolinens Stirne. Sie wendet langsam den Kopf um, um Carl anzublicken; dann fühlt sie sich ganz ergriffen, als sie den großen schwarzen Augen ihres Mannes begegnet; sie schlägt nun die ihrigen erröthend nieder, denn sie hat zum erstenmal, seit sie Daverny kennt, bemerkt, daß er sehr schöne Augen hat.

„Sie gehen also auch auf dem Lande spazieren?“ fährt Caroline nach einer Weile fort.

„Dies ist das erste Mal, seit ich nach Paris zurückgekehrt bin.“

„Waren Sie verreist?“

„Ja, Madame.“

„Weit entfernt?“

„Nein, nicht sehr weit; aber ich habe doch viele Orte besucht ... Ich hielt mich jedesmal nur so lange auf, als es der Zweck meiner Reise erforderte ... Unglücklicher Weise habe ich ihn jedoch nicht erreicht ... aber ich werde mich in einigen Tagen wieder auf den Weg machen.“

„Sie reisen, wie es scheint, gegenwärtig gerne?"

„Madame . . . ich wiederhole Ihnen, ich habe einen Beweggrund dazu."

„Ach, entschuldigen Sie, mein Herr, ich hatte nicht die Absicht, Sie auszuforschen . . . ich weiß wohl, daß ich kein Recht dazu habe."

Abermals herrscht eine Stille zwischen den beiden Gatten. Caroline knüpft jedoch das Gespräch wieder an.

„Wo haben Sie denn erfahren, daß ich in der Sanct-Ludwigsstraße im Marais wohne?"

Daverny zögert ein wenig, endlich antwortet er:

„Es hätte möglicher Weise ein Fall eintreten können, wo Sie mich zu sprechen gewünscht hätten...und ich meinerseits wollte nicht ohne Kenntniß über Ihr Schicksal bleiben."

„Mein Herr, ich glaubte, daß Alles, was mich betrifft, Ihnen nunmehr gleichgültig sei."

„Sie haben sich geirrt, Madame."

„Und doch habe ich Sie seit unserer Trennung nicht ein einziges Mal gesehen . . . selbst nicht einmal am Hause sah ich Sie vorbeigehen . . . und ich schaute doch so oft zum Fenster hinaus."

„Haben Sie mich denn gesucht?"

Caroline antwortet nicht, aber sie legt ihre Hand fester auf die ihres Mannes.

Daverny nähert sich seiner Frau noch mehr; nie war er so glücklich neben ihr, nie war ihre Stimme so süß, ihr Blick so zärtlich gegen ihn gewesen. Caroline fühlte sich ihrerseits bewegt, verlegen; ihre Hand zitterte in Carls Hand, welche sie nicht zu drücken wagte, aber vor Begierde brannte, es zu thun.

Sie waren Beide so glücklich beisammen, daß sie Stunde und Zeit vergaßen, und die Sonne nicht fühlten, die auf das Plätzchen, wo sie saßen, herabbrannte. Wer, wenn er sie so Hand

in Hand, seufzend und schweigend beisammen auf dem Rasen hätte sitzen sehen, würde sie nicht für zwei Liebende statt für zwei Gatten gehalten haben? Allein wenn man vor der Verheirathung nicht in einander verliebt war, so kann man es noch nachher werden; das ist ein großer Vortheil.

Spaziergänger zeigten sich allmählig im Vincenner Walde. Die neugierigen Blicke einiger Vorübergehenden machten der süßen Träumerei der beiden Gatten ein Ende. Caroline hatte ihren Kummer, ihre Lage, ihre Sorgen vergessen; die Welt erinnerte sie wieder an Alles.

Sie seufzt, zieht ihre Hand zurück, die ihr Mann immer noch in der seinigen hielt und sagt zu ihm:

„Es ist spät . . . es kommen schon Leute in den Wald . . . ich will nach Paris zurückkehren."

„Zu Fuß?"

„Das ist meine Gewohnheit . . . heute will ich jedoch an der Barrière einen Wagen nehmen, denn es sind jetzt schon zu viele Leute auf der Straße."

Daverny ist aufgestanden und Caroline hat ein Gleiches gethan; sie macht einige Schritte, steht dann still und sagt:

„Sonderbar . . . ich fühle mich ganz betäubt . . . es ist mir, als ob ich umfallen müßte."

„Wenn Sie meinen Arm annehmen wollten," entgegnet Carl, näher tretend, „so würde ich Sie bis zu dem Orte begleiten, wo Sie einen Wagen nehmen werden."

„Gern, mein Herr . . . wenn es Ihnen nicht lästig ist."

Statt aller Antwort reicht Daverny seiner Frau den Arm; dann gehen sie miteinander. Allein statt die Richtung nach der Chaussée einzuschlagen, dringen sie tiefer in den Wald hinein. Sie sprechen nichts, aber sie führen sich, und Caroline, die sich wahrscheinlich noch immer schwach fühlt, stützt sich fühlbar auf den Arm ihres Mannes.

Nachdem sie lange Zeit auf den einsamsten Wegen gegangen sind, befinden sie sich inmitten des schönen Gehölzes von Beauté, bei dem Rogentthore; das war eben nicht der Weg zur Rückkehr nach Paris.

„Mein Gott!“ sagt Caroline, „da geht's nicht nach St. Mandé; wir haben uns im Wege geirrt?“

„Ich weiß nicht,“ erwidert Daverny; „ich habe nicht an den Weg gedacht.“

„Ich bin Schuld, daß Sie sich länger hier verweilen, als Sie vielleicht beabsichtigt hatten . . . Erwarteten Sie Jemand im Walde?“

„Nein, Madame, ich erwartete Niemand . . . ich kam hierher, um ungestört spazieren gehen und meinen Gedanken nachhängen zu können . . . und hatte keine Ahnung, keine Hoffnung, Ihnen zu begegnen.“

„Ich bin überzeugt, daß Marianne in Sorgen um mich ist; sie wird nicht wissen, wo ich hingerathen bin . . . Die arme Marianne, sie liebt mich von Herzen . . . sie hat mich immer gern gehabt! . . . Wohlan, wir müssen uns auf den Heimweg machen. Aber ich ermüde Sie vielleicht, mein Herr, ich stütze mich zu fest auf Ihren Arm.“

Statt aller Antwort drückt Daverny sanft den Arm, der auf dem seinigen ruht. Es gibt Handlungen, die mehr ausdrücken als Worte.

Man kehrt immer langsam des Weges gehend nach Paris zurück, aber man langt endlich doch an. In der Nähe der Barrière fühlt Caroline eine Herzbeklemmung, ein inniges Bedauern, schon an dem Orte angekommen zu sein, wo Daverny sie verlassen muß.

Carl führt seine Frau zu einem Gefährt und murmelt traurig: „Leben Sie wohl!“

Aber ehe Caroline in den Wagen steigt, steht sie still, und,

ihre Augen zu ihrem Manne erhebend, betrachtet sie ihn mit einem Blicke, wie sie ihn nie angesehen hat, während sie beisammen waren; dann sagt sie mit einer von der Empfindung, die sie durchdringt, ergriffenen Stimme zu ihm:

„Werde ich Sie nicht mehr sehen?“

„Doch, Madame,“ entgegnet Daverny; „wenn ich von meiner bevorstehenden Reise zurückgekehrt bin, werden Sie mich wiedersehen . . . und vielleicht kann ich Ihnen dann beweisen, daß ich mich stets mit Ihrem Glücke beschäftigt habe.“

Damit entfernt sich Carl rasch, als ob er gefürchtet hätte, er könne sich nicht mehr trennen, wenn er länger bliebe.

Caroline wirft sich in den Wagen, der sie nach ihrer Wohnung fährt, und auf dem ganzen Wege sagt sie zu sich selbst: „Wie ungerecht war ich, wie habe ich ihn verkannt! . . . Er verdient es so sehr, geliebt zu werden! Wird er aber auch wieder kommen, wie er mir versprochen hat?“

Dreiundzwanzigstes Kapitel,

worin Madame Passelacet wieder vorkommt.

Marianne war sehr in Sorgen um ihre Gebieterin, die gewöhnlich nicht so lange von Hause weg blieb. Als sie Carolinen erblickt, sieht sie es derselben am Ausdrucke ihres Gesichtes an, daß ihr Etwas begegnet ist; sie will sie mit Fragen bestürmen. Caroline läßt ihr aber keine Zeit: sie erzählt ihr ihre Begegnung im Gehölze von Vincennes, ihr Gespräch und ihren langen Spaziergang mit ihrem Manne; sie breitet sich wohlgefällig über die kleinsten Einzelnheiten aus, und Marianne reißt ihre Augen weit auf, als sie ihre Gebieterin ausrufen hört:

„Ach, wenn Du wüßtest, wie liebenswürdig Herr Daverny

ist . . . wie gefällig er gegen mich war, und wie schnell die Zeit verging, während wir beisammen waren!“

„Ah bah, wirklich?“ sagt Marianne; „wie, Ihr Gemahl ist liebenswürdig? . . . Sonderbar, und Sie haben sechs Jahre mit ihm zusammengelebt, ohne es wahrzunehmen!“

„Weil ich damals verblendet war und ein Vorurtheil gegen ihn hatte, weil eine Erinnerung meine Seele erfüllte und für nichts Raum übrig ließ, was keine Beziehung auf meinen Hauptgedanken hatte! . . . Ach, Marianne, ich sehe es jetzt ein: man ist sehr unvernünftig, sehr ungerecht, wenn man seinem Vater nicht gehorchen will . . . All das Gute, welches er an Carl . . . an Herrn Daverny rühmte, ist wahr: er ist gutmüthig, feinfühlend, edel, und ich weiß nicht, wie ich ihn bisher angesehen, oder ich glaube vielmehr, daß ich ihn bisher gar nicht angesehen habe. Ich hielt ihn für häßlich . . . ich bildete mir ein, er habe eine rauhe, unangenehme Miene, er ist aber im Gegentheil sehr hübsch, hat vornehme, zwar ernste, aber sanfte Züge und . . . schöne Augen, ach! sehr schöne Augen und eine so wohlklingende Stimme!“

„Mein Gott! Madame, wie Schade, daß Sie das Alles nicht früher bemerkt haben!“

Caroline schlägt die Augen nieder und stößt einen tiefen Seufzer aus, indem sie murmelt: „Ach, jetzt besonders sollte ich meinen Sohn zum Troste haben!“

Allein die Zeit verstreicht, Arthur kommt oft zu Carolinen, um sich Anweisungen auf ihren Banquier geben zu lassen; aber er begnügt sich, der armen Mutter zu antworten, ihr Sohn sei gesund und lerne fleißig, und wenn sie ihn dringend zu sehen und zu küssen begehrt, so macht er ihr unbestimmte Versprechungen oder entgegnet:

„Später . . . jetzt ist es noch nicht Zeit.“

Caroline, deren Herz sehr erbittert ist, und die Arthur jetzt

eben so sehr verachtet, als sie ihn einst liebte, hat bisweilen im Sinne, ihm dieses Geld zu verweigern, welches er, wie sein eigenes Vermögen, verschleudert; aber der Gedanke an ihr Kind und die Furcht, desselben vielleicht auf immer beraubt zu werden, ändern schnell ihren Entschluß, und die junge Frau läßt sich von Dem, der sie früher verführt hatte, um Alles bringen, indem sie sich zum Voraus auf alle Entbehrungen vorbereitet, entschlossen, wenn es sein muß, in der Armuth zu leben, da sie all dieses Ungemach als eine gerechte Strafe für ihr erstes Vergehen betrachtet.

Marianne weiß noch nicht, daß jeder Besuch Arthurs ihrer Gebieterin Opfer kostet; da aber Caroline, so oft Herr Gervillier mit ihr gesprochen hat, stets trauriger und niedergeschlagener scheint, so sieht ihn das gute Mädchen nur noch mit Zittern kommen, und bloß aus Achtung für Madame Daverny gibt sie sich dazu her, diesem Manne zu gehorchen, der immer in einem so befehlshaberischen Tone mit ihr spricht, und sich bei Carolinen geberdet, wie wenn er zu Hause wäre, sich bedienen läßt wie ein Herr, und oft halb betrunken, schmutzig und in einem Zustande erscheint, der von seinem ungeordneten, schlechten Betragen den Beweis liefert.

Drei Monate sind verflossen, seit Caroline ihrem Mann in dem Vincenner Walde begegnet ist; seit jener Zeit hat sie nichts mehr von Daverny gehört und ihn auch nicht ein einziges Mal gesehen, obgleich sie absichtlich wieder zu der Stelle zurückgekehrt ist, wo sie mit ihm gesessen hat, und diese Gegend nun das Ziel aller ihrer Spaziergänge geworden ist.

Oft hatte die junge Frau, wenn sie von Vincennes zurückkam, von Thränen geröthete, aufgeschwollene Augen, und als Marianne ihre Gebieterin fragte, ob sie ihren Mann gesehen habe, so antwortete diese mit einem schweren Seufzer:

„Nein . . . er geht nicht mehr dort spazieren . . . und doch

muß er wissen, daß er mir dort begegnen würde... aber er will mich ohne Zweifel nicht mehr sehen ... er überläßt mich meinem traurigen Schicksal!"

Und selbst als die Blätter abgefallen waren, als mit dem Herbste düsteres, regnerisches Wetter eingekehrt war, ging Caroline immer noch allein in den Vincenner Wald spazieren, weil sie stets hoffte, dort Den wieder zu sehen, den sie sechs Jahre gemieden hatte, als sie miteinander unter einem Dache wohnten.

Nach einem jener traurigen Herbsttage, dem ein kalter, feuchter Abend folgte, wollten sich Caroline und Marianne gegen elf Uhr zur Ruhe legen, als ein heftiges Klingeln einen Besuch ankündigte.

„Wer mag so spät noch kommen?" ruft die junge Frau, ihre Wärterin angstvoll anblickend, aus.

„O, potz tausend, Madame, das ist leicht zu errathen," entgegnet Marianne, den Kopf erhebend. „Ich kenne das Geläute; das ist Herr Arthur!"

„Arthur? O nein! ... er ist erst vorgestern da gewesen... und ich habe ihm ... und ... er kann heute nichts von mir zu begehren haben."

„So ist aber seine Manier, sich anzukündigen. Und hören Sie, welcher Lärm! ... Er ist wahrscheinlich ungeduldig."

„Welche Veranlassung mag ihn zu dieser Stunde herführen? Doch ... wenn er mir endlich meinen Sohn brächte. Geh', Marianne, sieh' nach ... Du kommst dann wieder und sagst mir, was es ist."

Die brave Dienerin eilt zur Thüre und macht auf. Es ist in der That Arthur, der geläutet hat; Arthur, benebelt von Punsch und Likören, und aufgebracht über einen bedeutenden Verlust, den er im Laufe des Abends im Spiele erlitten; aber er ist diesmal nicht allein: ein Herr und ein Frauenzimmer, die sich bei der Hand führen, stehen hinter ihm, und Marianne ist

starr vor Schrecken, als sie Theophilus Minot und Madame Passelacet erkennt.

„Sie brauchen heillos lange zum Aufmachen!“ schreit Arthur beim Eintreten; „waren Sie schon im Bette? . . . Ihr legt Euch hier mit den Hühnern schlafen! Allons, vorwärts, Minot, und führe unsere Odaliske herein!“

„Aber es ist elf Uhr, mein Herr . . . ich glaube, daß man sich um diese Zeit schon zur Ruhe begeben darf,“ entgegnet Marianne zitternd. „Meine Gebieterin empfängt gewöhnlich so spät keine Besuche mehr, und . . .“

„Wenn es Nachts um ein Uhr oder zwei Uhr wäre, so komme ich, wann es mir gefällt, und man muß mich immer gut aufnehmen . . . verstehen Sie mich, alte Sibylle?“

„Nun, mein Herr . . . kommen Sie vielleicht, um mit Madame zu sprechen? . . . haben Sie ihr etwas Wichtiges zu sagen?“

„Nichts von allem Dem: wir kommen zu Abend zu essen . . . ich und mein Freund Minot wir haben heute Abend all' unser Geld in einem sehr fashionablen Cirkel verloren . . . wo ich übrigens unverzüglich Revanche nehmen werde. Wir hatten nichts mehr in der Tasche, um zu einem Traiteur zu gehen . . . Minot, der es zu Hause nicht wissen lassen will, daß er gespielt hat, wagte es nicht, daheim Geld zu holen, und bei mir hätte ich lange suchen können und doch keines gefunden, daher sagte ich zu meinem Freunde: „„Macht nichts, ich halte Dich mit einem Nachtessen frei, denn ich weiß einen Ort, wo wir gut aufgenommen werden . . . wo man sich glücklich schätzt, uns gut zu bewirthen, und ich wie der Herr vom Hause bin! Komm' mit in den Marais!““ . . . Unterwegs sind wir Madame Passelacet begegnet, welche aus ihrem Theater heimging, wo sie heute Abend in einem Stück, in dem Wilde vorkommen, figurirt hat, und ich habe sie auch mitgenommen, damit es bei Tische lustiger zugehe.“

„Wie, mein Herr,“ stammelt Marianne, „Sie bringen zu meiner Herrin eine . . . ich war doch der Meinung, dieses Frauenzimmer sei die Wittwe eines Generals und gebe Tanzunterricht in Instituten?“

„Ach, meine arme Alte, Sie haben sich d'ran kriegen lassen!“ ruft Madame Passelacet lachend aus, „kennen Sie denn diesen Bruder Liederlich nicht? Er öffnet den Mund nur zum Lügen! Das ist ein Hauptschelm! . . . O, über den Possenreißer! . . .“

„Schweigen Sie, Dedelle, und erwarten wir das Abendessen, um unsere Phantasie gehörig in Schwung zu bringen,“ entgegnet Arthur. „Vorwärts doch, wir werden nicht im Vorzimmer bleiben sollen, geben Sie mir das Licht, Marianne, und beschäftigen Sie sich mit dem Nachtessen: es muß splendid werden . . . sorgen Sie besonders auch für gute Weine! . . . Minot und ich müssen uns wieder stärken, und Dedelle ißt eine Hammelskeule, um saubere Zähne zu kriegen.“

„Aber, mein Herr, woran denken Sie? Hier zu Nacht essen! . . . wir haben ja nichts zu Hause . . . und in so später Stunde!“

„Es fehlt in der Stadt an Nichts; man kann zu jeder Zeit Alles haben. Potz Donnerwetter, machen Sie, daß Sie weiter kommen und halten Sie das Maul!“

Mit diesen Worten reißt Arthur die Kerze aus Mariannens Händen, und die Salonthüre öffnend, tritt er mit seiner Gesellschaft ein.

Marianne kehrt eiligst zu ihrer Gebieterin zurück. Da Caroline mehrere Stimmen gehört hatte, war sie in ihrem Schlafzimmer geblieben und wartete mit Unruhe auf ihre Dienerin. Als sie das gute Mädchen blaß und ganz bestürzt hereinkommen sah, fragte sie augenblicklich:

„Was ist denn geschehen, Marianne? Ich habe Arthurs Stimme erkannt.“

„Ja, Madame, ja, Herr Arthur ist es, aber er ist diesmal nicht allein, er bringt . . .“

„Ach, Marianne, wäre es möglich?"

„Ach nein! nicht Ihr Sohn ist es! Glauben Sie denn, dieser Mann sei im Stande, Etwas zu thun, was Sie glücklich machte? ... Er bringt seinen Freund Theophilus Minot und ein Frauenzimmer mit! ... Ach, Madame, wenn Sie wüßten, was das für ein Frauenzimmer ist! ... Sie sieht aus wie ein Tambour bei den Grenadieren! ... Und diese ganze Gesellschaft will bei uns zu Nacht essen."

„Was sagst Du? Arthur wagt es! ... O, mein Gott, mein Gott! er will mich also ganz zu Grunde richten?..."

„Sie können sich denken, Madame, daß ich eine wüthende Lust hatte, Alle miteinander zur Thüre hinauszuwerfen! Aber Herr Arthur sieht so bösartig aus ... und ich meine überdies, er habe etwas im Kopfe; er riecht nach Punsch, daß es Einem übel wird ... Er hat mir das Licht aus der Hand gerissen ... und sie sind miteinander in den Salon hineingegangen ... Was soll ich thun, Madame?"

Caroline zwingt sich, eine ruhige Miene anzunehmen und antwortet Mariannen:

„Wir müssen uns der Nothwendigkeit unterwerfen. Gehe, meine arme Marianne, hier ist Geld, laufe schnell und suche herbeizuschaffen, was Herr Arthur wünscht ... laß den Muth jetzt nicht sinken ... diese Geschichten müssen bald ein Ende nehmen ... Aber ehe Du gehst, sagst Du zu Herrn Arthur: ich lasse ihn dringend bitten, mich nicht zu nennen, Theresens Gatten nicht zu sagen, daß er ihn zu mir geführt habe. Dich hat Herr Theophilus während seines kurzen Aufenthaltes auf dem Lande nur selten gesehen und es ist schon so lange her; auch hat er Dich wahrscheinlich gar nicht bemerkt, und wird Dich nicht mehr erkennen. Aber wenn er eine Ahnung hätte, daß er bei mir wäre, so würde er glauben, ich habe mich von meinem Manne getrennt, um mit Arthur zu leben. O, Marianne, dann wäre ich verloren!"

„Seien Sie beruhigt, Madame . . . ich werde meinen Muth zeigen, und im Ganzen genommen wird mich dieser Herr nicht fressen. Was Sie betrifft, Madame, so bleiben Sie in Ihrem Zimmer und rühren Sie sich nicht. Frägt Herr Arthur nach Ihnen, so sage ich, Sie seien krank, Sie liegen im Bette, kurz, Sie können Niemand zu sich lassen . . . Schließen Sie sich ein und machen Sie nur mir auf."

„Du hast Recht, Marianne ... denn ich bin hier nicht mehr in Sicherheit. Geh' und wenn sie Alles haben, was sie brauchen, so komme wieder zu mir . . . Du rufst mir, ehe ich aufmache: ich kenne Deine Stimme."

Marianne verläßt Carolinen und diese schließt ihre Thüre, die auf einen Gang hinausging, der nach dem Speisezimmer führte, doppelt hinter ihr ab.

Während dieses vorging, war Arthur in den Speisesaal getreten und hatte damit begonnen, sich auf einem Sopha auszustrecken, Minot hatte sich in einen Lehnsessel geworfen, und Madame Passelacet schaute um sich her, indem sie ausrief:

„Ei, hier ist es aber reinlich! ... das heiße ich hübsch möblirt ... so ein Mobiliar möchte ich auch haben! . . . es wäre aber nicht der Mühe werth: ich würde es doch nicht lange behalten ... ich kann nichts behalten!"

„Vorwärts, Dedelle! zünde uns alle die Kerzen an, die dort auf dem Kamin stehen," sagt Arthur; „eine glänzende Beleuchtung, eine warme Stube, gut Essen und Trinken, das Alles müssen wir haben, um unser Pech vom heutigen Abend zu vergessen ... nicht wahr, Minot?"

„Ja," erwidert Theophilus mit verdrießlicher Miene, „ich bin sehr ärgerlich, daß ich mein Geld verloren habe."

„Ah bah! es mag sein, wie es will, man muß sich darein finden. Außerdem verliert man an einem Tage und an dem andern Tage gewinnt man... Sieh', ich denke bereits nicht mehr daran!"

„Wie viel habt ihr denn verloren?“ fragt Debelle, die Lichter anzündend.

„Ich habe viertausend Franken auf dem Spieltische gelassen . . . die ich vorgestern erhalten hatte, Minot höchstens zweitausend!“

„Zweitausendfünfundsiebenzig,“ sagt Theophilus mit einem Seufzer; „das war der Betrag eines Wechsels, den ich heute eingezogen hatte.“

„Es fehlt nur noch, daß Du Dir einbildest, Du habest Bankerot gemacht!“

„Ach; mein Gott, kann man auf diese Weise das Geld verspielen!“ versetzt Madame Passelacet; „Sie hätten weit besser daran gethan, es mir zu geben; ich spiele nur vingt et un oder Lotto; aber wenn ich fünfzehn Sous verloren habe, möchte ich weinen.“

„Debelle, Sie haben sehr kleinliche Passionen für eine Künstlerin.“

„Passionen habe ich im Augenblicke gar keine: ich habe meine letzte zur Thüre hinausgejagt: es war ein hübscher Junge, aber er schwitzte an den Händen, und das kann ich nicht leiden!“

„Sie schwatzen heute Abend viel Unsinn . . . suchen Sie doch die schlechte Laune dieses dicken Minot ein wenig zu vertreiben! Er ist so reich wie ein Crösus und heult über seine zweitausend Franken . . . während ich nicht mehr an meinen Verlust denke.“

„O, Du,“ sagt Minot, „Du scheinst jetzt das Geld im Scheffelsacke zu haben.“

„Ja, ja, ich habe, was ich brauche . . . ich versage mir auch nichts.“

„Warum haben Sie mir alsdann einen Muff verweigert?“ sagt Debelle. „Ich hätte gar zu gern einen Muff! das ist mein Ideal.“

„Minot wird Dir einen schenken!“ entgegnet Arthur lachend.

Madame Passelacet macht eine schmollende Miene und versetzt: „Ach, warum nicht gar . . . ich kenne den Herrn noch zu wenig, er kennt mich auch nicht . . . allein man kann Bekanntschaft machen!“

Während Debelle sich bei Minot einzuschmeicheln sucht, tritt Marianne in den Saal, nähert sich Arthur und sagt zu ihm ganz leise:

„Mein Herr, haben Sie Herrn Minot gesagt, zu wem Sie ihn führen?“

„Nein, warum?“

„Weil ich Ihnen ein Nachtessen . . . und Alles, was Sie wünschen, verschaffe; aber nur unter einer Bedingung!“

„Unter einer Bedingung! Sie gefallen mir, alte Marianne, wenn Sie mir Bedingungen vorschreiben wollen! . . . Geschwind, tragen Sie auf, oder ich schlage Alles hier zusammen.“

„Schlagen Sie es zusammen, wenn Sie Lust haben, das verzeiht mir meine Gebieterin, davon bin ich überzeugt . . . aber entehren Sie sie nicht in den Augen der Welt.“

„Was leiern Sie mir da für einen Schnickschnack vor?“

„Ich sage Ihnen, mein Herr, daß Madame Sie dringend bitten läßt, Herrn Minot nicht zu sagen, bei wem er sich befindet! . . . Meine Gebieterin bleibt in ihrem Zimmer: sie überläßt Ihnen diesen Salon . . . Sie können ungenirt hier speisen; aber nennen Sie um Gotteswillen den Namen derselben nicht!“

Arthur scheint sich eine Weile zu besinnen, dann antwortet er Mariannen: „Ihre Gebieterin mag in ihrem Zimmer bleiben, wenn sie will, ich habe nichts dagegen ... obwohl es liebenswürdiger von ihr gewesen wäre, wenn sie mit uns zu Nacht gegessen hätte; da sie jedoch so sehr fürchtet, sich zu compromittiren, so sei es, ich will nicht von ihr sprechen, aber später habe ich mit Carolinen zu reden. Jetzt schaffen Sie uns ein gutes

Nachtessen her, sorgen Sie auch für Champagner, für viel Champagner! Dann können Sie schlafen gehen, wir brauchen Sie weiter nicht mehr!"

Marianne antwortet nur mit Kopfnicken; sie wirft einen Blick auf Madame Passelacet, die sich gerade über Minot hinbeugt, und verläßt den Salon, ihre Augen gen Himmel erhebend.

„Was haben Sie denn mit dieser Kammerzofe zu zischeln?" fragt Debelle, sich Arthur nähernd. „War sie einmal eine Liebschaft von Ihnen?"

„Ach, Madame Passelacet, Sie werden sehr bissig, meine Theure! Doch ich verzeihe Ihnen, da Sie nie wissen, was Sie sprechen."

„Wie unverschämt! Bei wem sind wir übrigens hier? Wahrscheinlich bei einer Ihrer Maitressen, Sie abscheuliches Ungeheuer!"

„Was geht Sie das an, Debelle? Wenn Sie nur gut zu Nacht essen und die Rechnung nicht zu bezahlen haben."

„Das wäre galant, wenn ich mit zwei Herren zu Nacht speiste und müßte auch noch die Zeche bezahlen. Dies ist mir übrigens doch einmal bei Passoir auf dem Nachhauseweg von einem Maskenballe passirt: ich hatte die Eroberung eines Türken und eines Hanswursts gemacht, die sich miteinander stritten, welcher von Beiden mir ein Nachtessen bezahlen dürfe; ich sagte zu ihnen: Streitet Euch nicht lange, ich esse mit euch Beiden. Die Sache ist ganz gut, wir gehen in eine Restauration und essen zu Nacht. Bei dem Nachtisch streiten sich der Türke und der Hanswurst abermals, wer bezahlen soll! . . . Keine Möglichkeit, sie zu vereinigen . . . Endlich gerathen sie in Hitze, machen sich Grobheiten und gehen unter dem Vorwande, sich zu schlagen, hinaus . . . Wer aber nicht mehr herein kam, war mein Türke und mein Hanswurst, und wer drei Tage als Unterpfand bei dem Traiteur bleiben mußte, war ich!"

„Ha, ha! das ist eine köstliche Anekdote," sagt Minot. „Und haben Sie seither keine dieser schönen Masken wieder gesehen?"

„O, doch: ich bin ihnen Arm in Arm begegnet und habe erfahren, daß es zwei Gerichtsschreiber waren ... Sie hatten diesen Streich ausersonnen, um sich zu rächen, weil eine meiner Freundinnen, Aspasia Kurzschenkel, ebenfalls Statistin, sie mit langer Nase hatte abziehen lassen, und sie glaubten, das sei auf meinen Rath geschehen."

„Kurzschenkel!" wiederholt Minot, „das ist wahrscheinlich ein Spitzname?"

„Was Spitz! ... das ist der Familienname meiner Freundin ... ihr wirklicher unbestrittener Eigenname."

„Setzt man ihn auf den Zettel?"

„Man setzt gar Nichts darauf ... sie figurirt bloß ... wenn sie aber eine Rolle zu spielen hätte, so würde man nur Aspasia darauf setzen."

„Da hätte man Unrecht ... der andere Name würde Geld eintragen."

Während Marianne, die zurückgekehrt ist, in dem Salon einen Tisch mit drei Couverts deckt, nähert sich Arthur Madame Passelacet und flüstert ihr in's Ohr:

„Bedenke, daß ich Dich bloß mitgenommen habe, damit Du Minot den Kopf verdrehen sollst!"

„Wirklich! und wenn ich diesem Herrn nicht gefalle?"

„Du mußt ihm gefallen."

„Er müßte in der That auch einen sehr schlechten Geschmack haben! ... Wie kommen Sie aber zu diesem Einfall, daß ich seine Eroberung machen soll?"

„Das geht Sie nichts an."

„Schade, daß ich Alles errathe! ... Ich wette, Du machst der Frau dieses Herrn die Cour ... und willst, daß ich ihn beschäftige, damit er seine Frau aus den Augen lasse ... hm! ...

ist es nicht so? ... Du lachst, Wüstling! ... Aber Du gibst mir doch wenigstens einen Kuß?"

„Still! schweigen Sie, Debelle! ... man könnte uns hören."

„Meiner Treu, ich werde mir es schmecken lassen!" ruft Minot aus, der seinen Spielverlust allmählig zu vergessen anfängt. „Aber warum deckt man nur für Drei, Arthur? ... Speist Deine Geliebte, das Frauenzimmer, bei dem wir uns befinden, nicht mit uns?"

„Nein, sie ist krank, und bittet Euch, sie zu entschuldigen."

„Freiheit, libertas!" sagt Debelle; „es ist nur Schade, daß ich das nicht früher gewußt habe, sonst hätte ich meine Freundin Aspasia Kurzschenkel, die sehr liebenswürdig in Gesellschaft ist und eine Menge heiterer, fideler Lieder singen kann, auch mitgebracht."

„Und Sie, schöne Debelle, können Sie nicht singen?" fragt Minot, Madame Passelacet bei der Hand nehmend.

„O, ich thue Alles, was man will; aber ich bin immer heiser. Das macht aber nichts, ich singe zum Nachtisch, zwischen dem Apfelkuchen und der Punschtorte."

Das Nachtessen war aufgetragen. Es war Mariannen gelungen, in der Geschwindigkeit Alles herbeizuschaffen, was zu einer anständigen Mahlzeit gehört, da man in Paris mit Geld zu jeder Zeit seine Wünsche befriedigen kann; ein Korb Champagner steht neben dem Tisch und Marianne sagt zu Arthur:

„Hier ist Alles, was Sie verlangt haben."

„Ganz gut ... Jetzt legen Sie sich zu Bette, wir brauchen Sie weiter nicht mehr."

Marianne läßt sich diesen Befehl nicht wiederholen und verläßt eilends das Zimmer. Statt sich jedoch in ihre Stube zu begeben, geht sie zu ihrer Gebieterin, bei welcher sie entschlossen ist, die Nacht zuzubringen.

„Zu Tische, zu Tische!" schreit Arthur, sobald Marianne sich entfernt hat; „es lebe die Freude! zum Teufel mit der Vernunft!"

„Ja! ja! vivat die Heiterkeit! der Champagner! der Gesang! . . . Das ist mein Leben!“ ruft Madame Passelacet aus.

„Setzen Sie sich, schöne Debelle,“ sagt Minot, der Figurantin seine Hand anbietend. „Ich will Ihren Mundschenk machen.“

„Sie sind sehr gütig. Schau', das Nachtessen ist für eine Mahlzeit aus dem Stegreif recht gut! Geflügel! eine Pastete! ein Seekrebs! Ach Gott, wie Schade, daß die Kurzschenkel nicht bei uns ist: sie liebt den Seekrebs leidenschaftlich, das heißt, sie thäte Alles, was man wollte, um einen Seekrebs . . . und für einen marinirten Aal noch mehr! . . . Eines Tages haben wir Beide in der Rapée zu Mittag gegessen; wir wollten es uns wohl sein lassen und bestellten marinirten Aal ... Aspasie aß zwanzig Stücke!“

„Ich will Euch serviren,“ sagt Arthur. „Debelle, wollen Sie Seekrebs?“

„Ach, welche Frage! Geben Sie mir viel . . . ja sogar mehr als sehr viel.“

„Und Du, Minot, mach doch den Champagner auf ... thue doch auch Etwas!“

„Gern! . . . Fangen wir mit Champagner an?“

„Freilich, das macht uns schneller lustig! . . .“

„Potz Henker! welcher Luxus! der Keller muß hier gut versehen sein. Ich bedaure, daß Deine Geliebte krank ist . . . ich wäre neugierig gewesen, sie zu sehen.“

„Du kannst sie ein anderes Mal sehen.“

„Weißt Du, daß es etwas sehr Angenehmes ist, gute Bekanntschaften zu haben, zu denen man seine Freunde führen und bei denen man sie regaliren lassen kann.“

„Das ist immer der Fall, wenn man liebenswürdig ist. Aber Du, mein armer Theophilus, Du bist ein Vieh: Du läßt Dich von Deiner Frau und Deiner Schwiegermutter regieren; Du wagst es nicht, Dein eigener Herr zu sein . . . man zankt Dich, wenn Du spät nach Hause kommst.“

„Du siehst doch, daß ich heute Nacht gar nicht nach Hause komme."

„Geh'! Schick' die ganze Bagage zum Teufel! . . . genieße Dein Leben! Mache es wie ich. Du wirst Dich gut dabei befinden."

Während diese Herren mit einander sprachen, verschwanden die auf dem Teller der Madame Passelacet befindlichen Speisen mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit . . . Endlich hält sie ihr Glas hin und sagt:

„Habt ihr nun lang genug von Politik geschwatzt? Gebt mir doch zu trinken, ihr laßt mich ja verschmachten!"

„Entschuldigen Sie, schöne Debelle! . . . lieben Sie den Schaum?"

„Nein, gewiß nicht, ich bin nicht so einfältig! . . . Ihre Gesundheit, meine Herren! . . . Das ist ein vortrefflicher Champagner! . . . Ach, meine arme Kurzschenkel, wo bist Du? . . . Sie trinkt einen ganzen Kelch, ohne Athem zu holen, aus."

„Es scheint, daß diese Dame mit tausend Talenten begabt ist . . . sie ist Schauspielerin?"

„Nein, Figurantin wie ich . . . O, ich spiele aber jetzt auch . . . ich habe letzthin eine Rolle erwischt . . . sie war zwar nicht groß, aber es war doch eine Rolle . . . Ich hatte zu sprechen . . . zwei ganze Linien! Aber ich weiß nicht, wie es geschah, ich brachte es nicht durch, ohne mich zu versprechen."

„Das wundert mich nicht. Du wirst was darnach zu sagen gehabt haben!"

„O! ein paar unschuldige Worte! . . . ich machte . . ."

„Unschuldige Worte hattest Du zu sagen? . . . da wundert es mich vollends nicht, daß Du Dich versprachst!"

„Stille unleidlicher Schwätzer! . . . ich machte also eine Zofe und sollte sagen: „Madame, ich habe eben einen Mann gesehen, der um das Schloß herumgeht.'" Ich wiederhole

ohne Unterlaß meinen Satz im Gedächtniß . . . bin meiner Sache ganz sicher, trete keck auf und sage: „Madame, ich habe eben einen Mann gesehen, um den das Schloß herum geht.'" Hierauf brach Alles in ein Gelächter aus . . . als ob es der Mühe werth gewesen wäre."

„Durchaus nicht; das schien nur anzudeuten, daß der Mann es sich bei einem Weingelage auch gut hatte bekommen lassen, wie wir jetzt, das ist das Ganze."

„Aber trotzdem habe ich eine Eroberung in dieser Rolle gemacht. O! ich habe kein schlechtes Briefchen bekommen . . . nicht wie das andere Mal, wo mir ein Herr bei meinem Portier eine Liebeserklärung mit Kreide auf ein Stück Oberleder schrieb; dieses kam durch die Post . . . franco . . . Wollen Sie es lesen? Es ist merkwürdig; ich habe es gerade in der Tasche."

„Vorwärts, Debelle, zeig' uns das Liebesbriefchen; ich lese gerne Liebeserklärungen . . . besonders seit ich selber keine mehr mache."

Madame Passelacet zieht einen etwas zerknitterten Brief aus ihrem Schnürleib hervor und gibt ihn Arthur; dieser liest lachend folgendes Billet:

„Fräulein!

„Bis zu diesem Tage wahr ich im Standte eine Leutenschaft zu bezähmen, die mich noch zum Eiferstien threiben wird mehr als ein Mahl habe ich die Fetter zur Hand genohmen, aber meine Schüchternheit hinterte mich an Sie zu schreuben. Eine Ahndwort von Irrer Hand wird mich zum glücklüchsten Menschen machen, ich kann diese zwahr nicht verlangen aber ich bitte Sie darum. Ich werde mich morgen in Irrem Teater auf der viehrten Galerie rechter Hand einfinden. Im Rahmen der Liebe ahndworten Sie mir. Entschuldigen Sie daß ich franckirt habe es geschah nur um Sie mit dem Porto in keine Verlegenheit zu bringen.

Tourniquet."

„Der Brief verdiente des Styles und der Orthographie wegen lithographirt zu werden,“ sagt Arthur und reicht ihn Minot hinüber.

„Und haben Sie Herrn Tourniquet geantwortet?“

„Ah, warum nicht gar! ... für was halten Sie mich? ... Wenn man Allen antworten wollte, die Einem den Hof machen, hätte man viel zu thun ... Es kommt auch jeden Abend ein Herr in's Orchester: er stellt sich hinter das Piccolo und schiebt ihm allerlei Kuchen und Confect zu, um zu erfahren, was ich treibe ... mit wem ich mich abgebe ... wo ich hingehe; das Piccolo verzehrt die Kuchen und stattet mir von all' dem Rapport ab. Dann ist noch ein Anderer da, der schreibt, er werde mich am Thore erwarten, um mich spazieren zu führen! Er schrieb in seinem Briefe: „,Sie werden mein Cabriolet an meinem Schweißfuchsen erkennen.'“ Weiß ich, wie ein Schweißfuchs aussieht? Wenn ich etwa bei Franconi wäre, dann könnte man mir das zutrauen.“

„Sind Sie in das Cabriolet gestiegen?“ fragt Minot, seinen Arm um die Taille seiner Nachbarin schlingend.

„Sie sind sehr neugierig! ... Geben Sie mir zu trinken, lassen Sie aber nicht moussiren!“

„Sie sind schön wie ein Stern, Madame Passelacet.“

„Wirklich! Beim Kerzenschein mag ich Ihnen so vorkommen ... aber bei Tage würden Sie mir vielleicht nicht das Gleiche sagen! ...“

„Ich würde beim Sonnen= ... beim Mondschein ... in der Dunkelheit dasselbe sagen! Ach Gott! ... Dunkelheit und Sie, welche Wollust wäre das!“

„Nun! ... wollen Sie Ihre Hände weg thun! ... Sie werden sich stechen ... ich habe überall Stecknadeln.“

„Das ist mir einerlei, ich wage es! ... Meiner Treu, man muß gestehen, daß das Leben eine schöne Sache ist!“

„Ah! heute ist Minot aufgelegt," sagt Arthur, seinem Freunde Champagner einschenkend. „Das ist recht! ... so freust Du mich ... Debelle, Sie machen fürchterliche Augen auf meinen Freund."

„Durchaus nicht, er zwickt mich, daß ich grün und blau werde! ... ach, was ist das für ein Quälgeist! Hört, meine Herren, ich will euch eine Schnurre singen ... aber unter der Bedingung, daß ihr nachher auch singet."

„Zugestanden."

Madame Passelacet singt die tollsten Lieder; ihre beiden Nachbarn wiederholen jedes Mal die Schlußstrophe und trinken dazu. Nachher will Minot mit Gewalt eine große Arie singen, aber er kann sie nicht zu Ende bringen, weil ihm der Champagner Stimme und Gedächtniß raubt. Arthur stimmt hierauf ein Trinklied an und ist am vierten Verse, als er bemerkt, daß Debelle auf ihrer Stuhllehne eingeschlafen ist und Minot bereits auch zu schnarchen anfängt.

Arthur hört auf zu singen und erhebt sich vom Tische. Der Champagnerdunst erweckt neue Gelüste in ihm: er nimmt eine Kerze und lenkt seine Schritte nach Carolinens Zimmer.

Marianne war bei ihrer Gebieterin geblieben. Nachdem sie Carolinen erzählt, was sie in dem Salon gesehen hatte, hatte sie versucht, dieselbe mit der Hoffnung zu trösten, daß der kommende Morgen sie von Arthur und seiner Gesellschaft befreien werde. Aber Caroline schien einem so tiefen Schmerze verfallen, daß sie keinem Troste Gehör gab. Sie schien entschlossen, die ganze Nacht auf zu bleiben, und Marianne setzte sich neben ihrer Gebieterin in einen Lehnstuhl. Aber nach einer Weile schloß die Müdigkeit die Augen der treuen Dienerin, und sie schlief an der Seite Carolinens ein, welche sie mit Vergnügen einige Ruhe genießen sah.

Es war drei Uhr Morgens, als Caroline Fußtritte hörte. Bald blieb man vor ihrer Thüre stehen und versuchte, sie zu öffnen, aber die junge Frau hatte sich eingeschlossen.

„Wer ist da?“ fragt Caroline mit zitternder Stimme.

„Ich, Arthur ... Dein Geliebter! Komme, theure Freundin, mach' mir auf!... Es ist recht lächerlich, mich dort drüben zu lassen, während ich die Nacht bei Dir zubringen kann!“

„Fort, mein Herr, entfernen Sie sich, ich befehle es!“ ruft Caroline mit Festigkeit aus, denn die Entrüstung hat ihr ihren Muth wieder gegeben.

„Wie, Sie sind immer noch so lächerlich? Aber ich will hinein ... ich habe das Recht, bei Ihnen zu schlafen.“

„Marianne ist bei mir ... wecken Sie sie durch Ihr Geschrei nicht auf.“

„Machen Sie mir auf, sage ich, oder ich trete die Thüre hinein.“

In diesem Augenblicke scheint Arthur heftig an dem Schloß zu rütteln; Caroline macht plötzlich das Fenster auf und schreit in dem Tone der Verzweiflung:

„Wenn Sie die Thüre sprengen, so stürze ich mich in demselben Moment zum Fenster hinaus; denn ich will lieber des Todes sein, als noch einmal in Ihren Armen liegen.“

Arthur brummt einige Worte, die Caroline nicht verstehen kann; nach einer Weile entfernt er sich, kehrt in den Salon zurück, wirft sich in einen Lehnstuhl und schläft ein. Die junge Frau hört dann nichts mehr.

Nachdem Caroline lange gewartet hat, um gewiß zu sein, daß Alles ruhig ist, weckt sie Mariannen und sagt leise zu ihr:

„Meine Gute ... Du darfst jetzt nicht mehr schlafen ... wir haben keine Zeit zu verlieren ... wir müssen uns zur Abreise richten ... wir müssen diesen abscheulichen Menschen fliehen ... fliehen, ehe er erwacht.“

„Wie, Madame, was gibt es denn?“ fragt Marianne, sich die Augen reibend.

„Packe schnell unsere werthvollsten Sachen zusammen ...

ich will selbst meine Juwelen und was ich mitzunehmen wünsche, richten ... O, Marianne, ich muß diesen Menschen fliehen ... er will meine Schmach! Die Hoffnung, meinen Sohn wieder zu sehen, darf mich nicht bis zu diesem erniedrigenden Zustand herabsinken lassen, in den mich dieser Mensch führen will! ... Nein, aus Achtung für Herrn Daverny und für mich selbst werde ich ihn nicht mehr sehen! Er trachtet nur nach meinem Gelde ... ich will ihm lassen, was ich noch übrig habe ... und nur das Haus meines Vaters behalten ... denn ich meine, es wäre ein Verbrechen, wenn ich ihm dieses gäbe!“

„Wie, meine liebe Madame, Sie wollen sich für Herrn Arthur entblößen? Was fällt Ihnen ein!“

„Du weißt nicht, Marianne, daß dieser Mensch bereits die Hälfte meines Vermögens vergeudet hat ... indem er mir stets drohte, er werde mir meinen Sohn nicht zurückgeben, wenn ich ihm das zu seinen Ausschweifungen nöthige Geld verweigere!“

„O, mein Gott, wäre es möglich?“

„Ich will ihm Alles, was ich noch habe, überlassen ... aber er soll mich nicht mehr mit seiner Gegenwart verfolgen ... meine Wohnung nicht mehr zum Sitz des Lasters machen ... Ich werde ihm meinen Sohn noch anempfehlen ... und da er ihn mir nicht zurückgeben, da er ihn meiner Zärtlichkeit entziehen will, wird er sich vielleicht aus Rücksicht für das, was ich ihm hinterlasse, des armen Kindes sorgfältiger annehmen.“

„Aber, Madame, wo denken Sie hin? Sie wollen Ihr Vermögen einem Spieler ... einem Wüstling abtreten? ... Ueberlegen Sie vorher?“

„Es ist Alles überlegt, Marianne; mein Entschluß ist gefaßt, unwiderruflich gefaßt! ... In diesem Schreiben, welches ich an Herrn Arthur zurücklasse, befindet sich ein Brief an meinen Banquier ... Indem ich ihm den Rest meines Vermögens abtrete, bitte ich ihn zugleich, für meinen Sohn Sorge zu tragen! ...

Das ist die letzte Bitte, die ich an diesen Mann richte. Aber beeile Dich, Marianne; denn ich stürbe vor Scham und Schmerz, wenn ich nicht fort wäre, ehe diese Leute, die in unserer Nähe schlafen, erwachen."

Marianne versucht es nicht, weitere Vorstellungen zu machen: denn sie sieht wohl ein, daß ihre Gebieterin nicht von ihrem Entschluß abzubringen ist, und während sie Einiges zusammenpackt, schreibt Caroline folgenden Brief an Arthur:

„Mein Herr!

„Lange Zeit hat mich die Hoffnung, meinen Sohn wiederzusehen, bewogen, Ihre Besuche anzunehmen, und doch hätte ich nicht mehr mit Ihnen zusammenkommen . . . Sie nicht mehr sprechen sollen, seitdem ich Herrn Daverny's Frau geworden bin. Obgleich nun unsere Zusammenkünfte nicht strafbar waren, fühle ich doch, daß ich es werden würde, wenn ich mich dazu hergäbe, mit einem Manne zu verkehren, der sich nicht schämt, die Genossen seiner Ausschweifungen zu mir zu bringen. Ich sehe, daß ich nicht mehr auf Ihr Versprechen, mir meinen Sohn zurückzugeben, rechnen darf; aber zu Gunsten dieses Kindes trete ich Ihnen Alles, was mir von meinem früheren Vermögen noch übrig ist, ab. Verfügen Sie darüber, mein Herr, aber ich bitte Sie, lassen Sie es wenigstens meinem Sohne an nichts fehlen: das ist der letzte Wunsch Derjenigen, die Sie unglücklich gemacht haben."

Caroline unterzeichnet diesen Brief und fügt demselben eine Vollmacht bei, damit Arthur über das noch bei ihrem Banquier befindliche Vermögen verfügen könne.

Nachdem Alles beendigt ist, schicken sich Caroline und ihre Dienerin zur Abreise an. Der Tag fing an zu grauen; sie gehen leise, um kein Geräusch zu machen. Durch das Vorzimmer müssen sie an der Salonthüre vorbei, und sie bemerken mit Schrecken, daß diese offen geblieben ist; sie stehen still, sie zittern, gesehen zu werden. Marianne beugt jedoch vorsichtig den Kopf vor: die

Kerzen brennen noch immer auf dem Tische, wo man zu Nacht gespeist hat, und ihre Helle gestattet die Gegenstände zu unterscheiden. Minot ist, den Kopf auf Madame Passelacets Schulter gestützt, eingeschlafen; das Schnarchen der Letztern gleicht vollkommen dem Zischen einer Schlange; etwas entfernter liegt Arthur auf dem Divan und schläft auch fest.

Marianne gibt ihrer Gebieterin ein Zeichen, daß sie nichts zu befürchten habe. Caroline macht schnell die Flurthüre auf und beide gehen, im Finstern tappend, die Treppe hinab. Marianne klopft leise an das Fenster des Portiers. Dieser braucht lange, bis er aufmacht, und Caroline zittert immer, man möchte herunterkommen und sie verfolgen; endlich zieht der Portier an der Schnur; die Hausthüre geht auf, die beiden Frauenzimmer können hinaus, und Caroline athmet leichter, als sie sich auf der Straße befindet.

„Laß uns auf einen Fiakerplatz gehen," sagte sie zu Mariannen, „wir wollen warten, bis einer kommt, und ihn dann nehmen."

„Wo werden wir denn hingehen, Madame?"

„Errräthst Du es nicht, liebe Marianne? Nach Draveil, da dieser Landsitz das Einzige ist, was mir von meinem früheren Vermögen übrig bleibt; dort wollen wir allein und ohne Bedienung leben. Die Erzeugnisse des Gartens werden für unsere Bedürfnisse ausreichen, und von dem Ertrag der übrigen Früchte und Gemüse werden wir uns das Nöthige anschaffen."

„Und wenn es was zu arbeiten gibt, bin ja ich da."

„Meine gute Marianne . . . o, Deine Gefühle für mich haben sich nie verläugnet!"

„Weil sie aus wahrer Freundschaft hervorgehen; aber ich habe immer geglaubt, der Aufenthalt in Draveil werde Ihnen peinlich sein?"

„Ja . . . ich werde mich mit Schmerz erinnern, daß ich daselbst einen Fehltritt begangen habe . . . der auf mein ganzes

Leben Einfluß hat. Aber zu meinem Troste werde ich auch daran denken, daß ich hier zum erstenmal meinen Mann gesehen habe, und an demselben Orte seine Frau geworden bin. Ach, Marianne! Draveil wird auch seine Reize für mich haben."

Die beiden Frauenzimmer hatten einen Fiakerplatz erreicht. Es kam ein Wagen an; sie steigen Beide hinein und bewegen den Kutscher, indem sie ihm geben, was er verlangt, sie nach Draveil zu führen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Verführer und der Gatte.

Uebergehen wir jetzt sechs Monate, lassen wir den Winter dem Frühling weichen und kehren dann erst nach Draveil zurück, um zu erfahren, was Caroline und ihre treue Marianne daselbst machen.

Madame Daverny hat ihren Gärtner entlassen, da sie nicht mehr im Stande war, ihn zu bezahlen; sie und Marianne bebauen und bepflanzen den Garten. Vom frühen Morgen an ist Caroline thätig, und nur durch unausgesetzte Beschäftigung gelingt es ihr, sich von ihrem Kummer ein wenig zu zerstreuen: sie denkt immer noch an ihren Sohn, aber sie fügt sich in ihr Schicksal und schmeichelt sich, Arthur werde ihr einst, eingedenk der vielen Opfer, die sie ihm gebracht, ihren Sohn zurückgeben.

Caroline bewohnt jetzt in Draveil das Zimmer, welches früher Daverny inne hatte; in diesem gefällt es ihr am besten. Bei genauer Betrachtung ihres Schlafzimmers sieht sie, daß ihr Name auf allen Fensterscheiben steht: ihr Mann war es, der überall eine Erinnerung seiner Liebe zurückließ . . . ihr Mann, den sie

unaufhörlich von sich gestoßen hatte und der, um sich seine Einsamkeit zu versüßen, überall, wo er weilte, den Namen seiner Frau eingrub.

Allein, indem sich Caroline mit Erinnerungen zu umgeben sucht, die einen Reiz für sie haben, bemüht sie sich zugleich, all das aus ihrer Nähe wegzuschaffen, was ihr eine Zeit und Umstände vergegenwärtigt, die sie auf ewig aus ihrem Gedächtnisse verbannen möchte; deßhalb ließ sie den größten Theil des kleinen Gehölzes im Hintergrunde des Gartens ausrotten, so daß sich dieser Spaziergang nicht mehr ähnlich sieht und sie nichts beim Anblick desselben an ihren ersten Fehltritt erinnert.

Sich häufig über ihren Sohn und bisweilen über ihren Gatten zu unterhalten, das ist das einzige Vergnügen Carolinens, die seit ihrer Rückkehr nach Draveil den Fuß nicht aus ihrem Hause gesetzt hat. Was Mariannen betrifft, so befindet sie sich überall gut, wenn sie nur bei ihrem lieben Kinde ist; außerdem hat sie Freude am Landleben und schätzt sich glücklich, daß sie Arthurs Besuche nicht mehr zu befürchten hat.

Aber eines Morgens an einem schönen Frühlingstage hören Caroline und Marianne, die in einem Zimmer im untern Stocke arbeiteten, heftig am Gitterthore läuten.

„Ein Besuch!" sagte Marianne; „wer mag wohl zu uns kommen? . . . Das ist der erste, seit wir in diese Gegend zurückgekehrt sind."

Caroline bebte zusammen; indeß hat sie in der Tiefe ihres Herzens immer noch die Hoffnung aufrecht erhalten, ihr Mann werde sie wieder aufsuchen; er selbst hatte es ihr überdies bei ihrem letzten Zusammentreffen versprochen. Daher eilt sie auch schnell an ein auf die Straße gehendes Fenster, weil sie Den zu sehen hofft, nach dem sie sich jetzt immer sehnt.

Aber ein Ausruf des Schreckens entfährt Carolinen beim Anblick des Besuchenden, denn sie hat Arthur erkannt.

„Wer ist es denn?“ fragt Marianne, die Bestürzung ihrer Gebieterin gewahrend.

„Herr Arthur!“

„Wäre es möglich! Abermals er! Dieser Mensch will Sie also überall hin verfolgen? . . . Doch, lassen Sie mich sehen, Sie täuschen sich vielleicht . . . ach, leider nein . . . er ist es in der That! . . . O, wie vernachlässigt ist sein Anzug; ein alter Hut . . . ein abgetragener Rock, an dem die Knöpfe fehlen. Mein Gott! er hat also wieder Alles verprașt, was Sie ihm zurückgelassen hatten! Dieser Mensch ist ein Abgrund . . . was ist zu thun, Madame?“

„Er will ohne Zweifel in Angelegenheiten meines Sohnes mit mir sprechen . . . ich kann ihm den Eintritt nicht verweigern . . . man muß ihm aufmachen.“

„Ach, ich war so glücklich, diesen Menschen nicht mehr zu sehen! . . . Sie würden vielleicht besser daran thun, ihn nicht anzuhören.“

„Wenn er sich aber endlich bereit erklärt, mir mein Kind zurückzugeben?“

„Sie sehen wohl, daß er allein ist und Ihren Sohn nicht mitbringt.“

„Es thut nichts . . . geh', Marianne, frag' ihn, was er will . . . wenn er es verlangt . . . so werde ich ihn empfangen.“

Marianne eilt an das Gitterthor und fragt Arthur, ehe sie aufmacht, was er wolle. Dieser, dessen Gesicht einen düstern, wilden Ausdruck hat, wirft einen zornigen Blick auf die Dienerin und schreit:

„Ich finde Sie lächerlich mit ihren Fragen! . . . daß ich wegen Ihnen nicht hergekommen, können Sie sich wohl denken. Allons, aufgemacht! führen Sie mich zu Ihrer Gebieterin; ich weiß, daß sie jetzt in diesem Landhaus wohnt und habe mit ihr zu sprechen.“

Marianne entschließt sich aufzumachen. Arthur tritt ein und

geht auf das Haus zu, dessen Lokalitäten er kennt; die alte Dienerin folgt ihm, ohne das Gitterthor zuzumachen, weil sie hofft, daß er sich bald wieder entfernen werde.

Arthur geht in die untere Stube, wo sich Caroline befindet, und wirft sich, ohne sie zu begrüßen, ja ohne seinen Hut abzunehmen, auf einen Stuhl nieder.

„Nu!“ ruft er aus, „endlich finde ich Sie! Das ist ein Glück! Ich suche Sie schon lange ... übrigens war ich ein Narr, sonst hätte ich früher errathen können, daß Sie hier auf Ihrem Gute sind ... dieses Haus muß Ihnen angenehme Dinge in's Gedächtniß zurückrufen! die Jugenderinnerungen machen Einem Freude!“

„Zur Sache, mein Herr!“ entgegnete Caroline würdevoll. „Was wollen Sie von mir? ... Ich glaubte Ihrer Besuche enthoben zu sein.“

„Was ich von Ihnen will? ... Das sollen Sie erfahren... schicken Sie dieses Mädchen aus dem Zimmer.“

„Marianne ist meine Freundin, meine Vertraute: ich habe keine Geheimnisse mehr vor ihr ... Sie können sich ungescheut in ihrer Gegenwart aussprechen.“

„Ich thue es nicht eher, als bis sie fort ist! ... Marsch Alte, gehen Sie hinaus!“

Auf einen Wink ihrer Gebieterin entschließt sich Marianne zu gehorchen; aber Caroline sagt leise zu ihr: „Bleibe in der Nähe!“ und das gute Mädchen begibt sich in ein kleines Nebenzimmer, von wo aus sie Alles hören kann, was in der großen Stube gesprochen wird.

„Sprechen Sie also jetzt, mein Herr,“ sagte Caroline, in bedeutender Entfernung von Arthur stehen bleibend.

„Das will ich thun ... o, fürchten Sie sich nicht: ich greife Sie nicht mit Gewalt an ... Sie brauchen nicht so weit

von mir wegzustehen! . . . Ich bin nicht gekommen, mit Ihnen zu tändeln, ich bin wegen etwas weit Wichtigerem da . . ."

„Und mein Sohn, mein Herr?"

„Ihr Sohn befindet sich wohl. . . er schießt auf wie ein Pilz! Die Kinder der Liebe sind immer gesund . . . Aber damit ich fortwährend die gehörige Sorgfalt auf ihn verwenden kann, brauche ich Geld . . . und ich habe keines mehr!"

„Was sagen Sie, mein Herr? . . . Ich habe Ihnen abgetreten, was mir noch übrig blieb . . . ungefähr sechzigtausend Franken! . . ."

„Ja, ja, ich weiß wohl . . . ich habe diese Summe erhalten . . . aber ich habe sie verbraucht oder vielmehr verspielt. Was Teufels ist zu machen? Ich bin nicht Schuld daran! . . . ich habe seit einiger Zeit höllisches Unglück, das ärgerte mich, ich wollte es bezwingen . . . und wenn man nicht mit kaltem Blute spielt, verliert man immer. . . kurz, ich habe nichts mehr . . . da sind Sie mir eingefallen . . . ich habe Sie in ganz Paris gesucht, ich dachte nicht mehr an dieses Landhaus und glaubte, es sei verkauft! allein zufällig erfuhr ich von Jemand, daß Sie wieder in Draveil wohnen. O, dachte ich: jetzt ist es gut; machte mich auf den Weg . . . und hier bin ich."

„Und was wollen Sie denn noch von mir?"

„Ei, mein Gott, sehr wenig . . . Geld! Ihnen liegt nichts daran, dieses Compliment muß ich Ihnen machen; aber ich muß welches haben . . . denn ich habe einen großen Verbrauch."

„Wissen Sie nicht, mein Herr, daß ich mich Ihretwillen von Allem entblößte, was ich besaß? Ich habe kein Vermögen . . . kein Geld . . . nichts mehr!"

„Ach, erlauben Sie . . . Sie gehen zu weit. . . kein baares Geld mehr, das ist möglich! aber Sie haben noch dieses Haus, was ein ganz ansehnliches Besitzthum ist."

„Wie, mein Herr, Sie können verlangen, daß ich dieses

Haus verkaufen soll ... wo mein Vater gestorben ist ... dieses Haus, mein letztes Asyl ... wo ich wenigstens fern von den Augen der Welt leben kann?"

„Es gibt tausend Orte, wo man einsam sein kann ... dieses Haus muß überdies für Sie und Marianne zu groß sein ..."

„Ach, mein Herr, Sie können mich nicht in's Elend stürzen wollen!"

„Ich? ich will gar nichts! ... aber die Leute, die Ihren Sohn erziehen, wollen durchaus Geld ... Wenn ich ihnen keines bringe, so haben sie gedroht, ihn fortzujagen ... ihn auf die Straße zu setzen ..."

„Ach, das unglückliche Kind!"

„Ich weiß, daß Sie zu viel Gefühl haben, um Ihren Sohn der Entbehrung preisgeben zu können; deßhalb habe ich eine kleine Urkunde aufgesetzt, vermöge deren Sie mir die Vollmacht ertheilen, dieses Landgut zu verkaufen ... Unterzeichnen Sie; sobald ich es verkauft habe, gebe ich Ihnen die Hälfte oder drei Viertheile der erlösten Summe, denn ich wäre nicht fähig, mehr zu behalten, als ich durchaus nothwendig brauche!"

Mit diesen Worten zieht Arthur ein Papier aus der Tasche und überreicht es Carolinen; diese nimmt es zitternd und nähert sich bereits einem Tische, auf dem alles zum Schreiben Nöthige steht; aber Marianne kommt aus dem Zimmer heraus, wo sie Alles gehört, was man zu ihrer Gebieterin gesagt, stürzt sich derselben entgegen und schreit:

„Was wollen Sie thun, Madame? sich Ihres letzten Asyles berauben? O, nein, nein; folgen Sie mir: unterzeichnen Sie nicht!"

Caroline ist unentschlossen, Arthur stampft wüthend mit dem Fuße und tobt:

„Was machen Sie da? Seit wann mischen sich die Köchinnen in die Angelegenheiten ihrer Herrschaften?"

„Mein Herr,“ entgegnet Marianne, stolz den Kopf erhebend, „ich bin mehr als eine Magd für Madame, denn ich war bei ihrer Geburt zugegen und habe sie keinen Tag verlassen . . . ich habe alle ihre Leiden getheilt und war immer da, sie in ihrer Betrübniß zu trösten. Wenn ich nicht zugeben will, daß man sie um ihr Letztes bringt . . . so ist es nicht aus Furcht, selbst Mangel zu leiden . . . trockenes Brod genügt mir, und an die Arbeit bin ich gewöhnt. Aber soll sich Madame gänzlich entblößen und ihr Leben in Sorgen hinbringen, und Alles das, um Ihre Tollheiten und Ihre Ausschweifungen zu bezahlen?“

„Still, schweigen Sie!“ ruft Arthur mit einem drohenden Blicke auf Marianne aus.

„O, Sie jagen mir keine Furcht ein,“ fährt das gute Mädchen fort. „Ich muß reden, ich muß der Madame die Augen öffnen . . . Sie behaupten, Sie verlangen das Geld für ihren Sohn, wer verbürgt uns aber, daß das die Wahrheit ist? Wo ist das arme Kind? Sagen Sie es mir, dann will ich ihm augenblicklich Alles bringen, was es bedarf. Warum wollen Sie uns nicht wissen lassen, wo es ist?“

„Madame,“ versetzte Arthur, „ich bin nicht hergekommen, um Ihrer Magd Antwort zu geben. Wenn Sie sich weigern, Ihre Einwilligung zu dem Verkauf dieses Besitzthums zu ertheilen, so gehe ich und schicke Ihren Sohn in eine Armenanstalt.“

„Ach, nie! nie!“ ruft Caroline aus, und schnell auf den Tisch zueilend, ist sie im Begriffe, die Urkunde zu unterzeichnen, die sie ihres letzten Asyls berauben soll. Aber in diesem Augenblicke öffnet sich plötzlich die Zimmerthüre und Daverny erscheint auf der Schwelle, aufmerksam alle Anwesenden betrachtend.

„Mein Mann!“ ruft Caroline aus, indem sie unbeweglich vor Staunen, und gleichzeitig von Furcht und Hoffnung ergriffen, stehen bleibt, während Marianne einen Freudenschrei ausstößt und dann sagt:

„Unser Herr! ... Ach, um so besser ... den schickt uns der Himmel.“

Arthur ist erblaßt, seine Stirne verdüstert sich beim Anblick Daverny's. Indessen versetzt er bald mit erheuchelter Ruhe:

„Nun, Madame ... unterzeichnen Sie doch: die Gegenwart dieses Herrn darf uns nicht an der Beendigung unseres Geschäftes stören.“

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagt Daverny vortretend und sich zwischen seine Frau und Arthur stellend, „Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, meine Anwesenheit verändere hierin nichts ... Madame wird erstens diese Urkunde nicht unterzeichnen und sich nicht vollends für Sie zu Grunde richten, in der Meinung, sie thue es zum Besten ihres Sohnes ... denn ich kenne vollständig das Betragen von Madame ... ich weiß, daß wenn sie eingewilligt hat, Ihre Besuche anzunehmen, es nur in der Hoffnung geschah, ihr Kind wieder zu sehen ... dieses Kind, dessen Mutter sie war, ehe sie meine Gattin wurde ... in Folge Ihrer niederträchtigen Verführung.“

„Mein Herr!“ schreit Arthur mit aufgebrachter Miene.

„O, haben Sie die Güte, mich nicht zu unterbrechen,“ entgegnet Daverny äußerst kaltblütig. „Ja ... der Fehltritt meiner Frau war mir bekannt ... ich wußte, daß dieser Fehltritt Folgen gehabt hatte ... ich wußte All' das, ehe ich sie heirathete ... und doch hat mich dies nicht gehindert, nach dem Namen ihres Gatten zu streben ...“

„Das beweist viel Philosophie!“ sagt Arthur mit höhnischer Miene.

„O, ich begreife, mein Herr, daß Ihnen mein Betragen unerklärlich ist ... Eine reine, wahre, uninteressirte Liebe sind Sie gar nicht fähig, zu empfinden. Mir lag vor Allem Carolinens Glück am Herzen und ich hoffte, durch meine Zärtlichkeit sie Alles, sogar ihren Fehltritt vergessen zu machen! Jetzt, mein

Herr, habe ich Ihnen gesagt, daß mir das Betragen meiner Frau bekannt war, das ist aber noch nicht Alles . . . ich bin ebenso vollständig von dem Ihrigen unterrichtet."

„Von dem meinigen?" entgegnet Arthur, indem er seine Verlegenheit zu bemeistern sucht. „Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will Madame sagen, daß Sie ein elender, ehrloser, rücksichtsloser Mensch sind . . . daß Sie, seit dieselbe eine Zusammenkunft mit Ihnen hatte, um Sie zu bitten, ihren Sohn aufzusuchen und jenem Jakob und den kleinen Schornsteinfegern nachzureisen, ihre Leichtgläubigkeit und ihre mütterliche Zärtlichkeit schändlich mißbraucht haben, um von ihr jenes Geld zu erhalten, ohne welches Sie Ihren Leidenschaften nicht fröhnen können."

„Mein Herr! Sie werden mir Genugthuung für diese Beleidigungen geben."

„Lassen Sie mich zuerst sprechen. Ich will Madame vor allen Dingen mittheilen, daß Sie, während dieselbe glaubte, Sie suchen ihr Kind, immer in Paris, inmitten Ihrer würdigen Freunde . . . in den Spielhäusern und Höhlen waren, wo Sie Ihr Leben hinbringen . . . daß Sie immer neue Lügen erfannen, um den Irrthum einer unglücklichen Mutter zu verlängern . . . daß Sie von dem Schicksal dieses Kindes, welches Sie vorgeben, in eine Erziehungsanstalt gethan zu haben, bis zur Stunde noch nichts wissen, denn Sie haben sich nie . . . nie bemüht, es zu suchen."

„O, mein Gott! . . . wäre es möglich?" ruft Caroline aus. „Er täuschte mich . . . er hat meinen Sohn nicht?"

„Das lügt Ihr Mann!" entgegnet Arthur wüthend.

„Elender," sagt Daverny, eine Bewegung unterdrückend, zu der er sehr geneigt war, „ehe ich Deine Unverschämtheit züchtige, will ich Dich vollends vernichten. Das Kind, welches Du nie gesucht hast, um es seiner Mutter zurückzugeben . . . ich habe es

gesucht . . . nichts hat mich zurückgeschreckt, die Thränen Derjenigen zu stillen, die Du unglücklich gemacht hast. Endlich . . . nach langem Umherreisen, nach vielen Mühseligkeiten und vergeblichen Anstrengungen, ist es mir gelungen, das arme Kind zu finden, und heute führe ich es in die Arme seiner Mutter zurück."

Mit diesen Worten hat Daverny das Zimmer verlassen, in das er aber gleich darauf wieder mit einem kleinen, hübsch gekleideten Knaben an der Hand zurückkehrt, und obwohl das Gesicht desselben nicht mehr mit Ruß bedeckt und er nicht mehr wie ein Schornsteinfeger angezogen ist, hat Caroline doch augenblicklich wieder Den in ihm erkannt, den sie verpflegt und beherbergt hatte, den sie liebte, ehe sie wußte, welches Band sie an ihn fesselte; und auf ihn zueilend, schließt sie ihn in ihre Arme, drückt ihn an ihr Herz und bedeckt ihn mit Küssen und Thränen.

„Ja," ruft sie aus, „das ist er! das ist mein Sohn!"

Die Ankunft des Kindes hat Arthur verwirrt; er faßt sich aber schnell, drückt seinen Hut schief auf den Kopf, nähert sich Daverny und sagt in leichtfertigem Tone zu ihm:

„Sie sind geschickter gewesen, als ich geglaubt hätte . . . es ist aber noch nicht Alles zwischen uns abgemacht . . . ich meine, wir hätten noch Etwas miteinander in's Reine zu bringen?"

„Ja, mein Herr, ich sehne mich schon lange nach diesem Augenblicke," antwortet Daverny halblaut. „Ich werde mich in einer Stunde da, wo der Weg in den Wald führt, mit Waffen einfinden."

„Ich verlasse mich darauf," entgegnet Arthur. Dann dreht er sich auf dem Absatz um, verläßt hastigen Schrittes das Zimmer und entfernt sich aus dem Hause, ohne einen Blick auf Carolinen und ihren Sohn geworfen zu haben.

Ganz von dem Glücke erfüllt, welches Caroline empfindet, indem sie ihren Sohn an's Herz drückt, hat sie nichts von den letzten Worten gehört, die Daverny und Arthur mit einander ge-

wechselt haben. Marianne theilt die Freude ihrer Gebieterin; das gute Mädchen wird nicht müde, den kleinen Jungen zu betrachten, den sie in seiner ersten Lebensstunde gesehen und dann so lange beweint hat, weil sie ihn für todt oder ewig verloren hielt.

Nachdem das erste Entzücken vorbei ist, nähert sich Caroline mit ihrem Sohne an der Hand Daverny und will vor ihm auf die Kniee niederfallen. Er hindert sie aber daran und sagt:

„Was wollen Sie thun, Madame?"

„Meine Pflicht!" antwortet Caroline, indem sie ihre Augen zu ihrem Gatten erhebt, die von Zärtlichkeit und Dankbarkeit strahlen. „Ich muß vor Dem auf die Kniee niedersinken, der sein Leben meinem Glücke aufgeopfert hat ... der mich so sehr liebte, daß er mich, die Strafbare, dennoch heirathete ... Aber wie konnten Sie wissen ...?"

„Erinnern Sie sich noch meines ersten Besuches hier während der Abwesenheit Ihres Vaters. Trotz Ihrer Vorsicht hatte ich Ihren Zustand bemerkt. Ich kam lange nicht mehr ... ich glaubte Sie als die Gattin eines Andern zu finden ... ich fühlte bereits, daß ich Sie liebte. Ich kehrte zurück ... Sie waren frei ... aber ich wußte, daß Ihr Herz nicht mehr Ihnen gehörte ... deßhalb verurtheilte ich meine Liebe zum Schweigen ... Später schlug mir Ihr Herr Vater Ihre Hand vor, und Sie wissen, daß ich bei unserer Verheirathung Ihr Geständniß, daß Ihr Herz nicht mehr frei sei, ohne Ueberraschung aufnahm ... Seither wollte es mir nicht gelingen, Ihnen zu gefallen... Ihre erste Neigung ließ sich nicht aus Ihrer Seele verdrängen ... Der, den Sie so innig geliebt hatten, kam zurück, und ich glaubte, indem ich Sie verließ, Sie glücklich zu machen."

„Und von diesem Augenblicke an," sagt Caroline, „erkannte ich im Gegentheil, wie unrecht ich gegen Sie gehandelt hatte ... Ich fand den Mann meiner Liebe, dessen Andenken mich unaufhörlich verfolgt hatte, wie ich ihn immer hätte finden sollen:

unwürdig meiner Neigung... unwürdig sogar meiner Achtung. Und Sie! Sie!... den ich zurückgestoßen und verkannt hatte... ach, nun sah ich erst ein, wie viel Güte und Großmuth in Ihrer Seele ruht ... Ich bereute bitter mein Betragen, denn ich hätte mir jetzt gern Ihre Liebe erworben, aber ... es war vielleicht nicht mehr Zeit."

„Ach immer! immer, theure Caroline!" erwidert Daverny, seine Frau zärtlich in seine Arme schließend, während Marianne beim Anblick dieses Gemäldes Freudenthränen vergießt.

„Aber wo haben Sie denn meinen Sohn gefunden?" fragt Caroline nach einer Weile, indem sie ihr Kind küßt.

„Etwa zwölf Stunden von hier... in der Nähe von Chantilly. Ich war weit gewesen und lange vergebens herumgereist... ich hatte überall die genauesten Nachforschungen angestellt . . . Vor zehn Tagen endlich traf ich zufällig Jakob und dieses theure Kind in einem Dorfe. Der rechtschaffene Mann, der sich Ihres Sohnes angenommen, vergoß Freudenthränen, als er erfuhr, daß das Kind seine Mutter wiederfinden werde. Damit kein Zweifel über die Identität des Kindes obwalte, haben wir die Daten und Zeitpunkte verglichen; ich erinnerte mich sehr gut des Tages, wo ich Sie ohnmächtig im Walde von Sénart traf, und ich konnte nicht bezweifeln, daß Sie damals Ihren Sohn verloren hatten. Jakob hatte die Kleider aufbewahrt, die das Kind anhatte, als er es im Walde fand; er hat sie mir zugestellt . . . sowie ein Taschentuch, welches der arme Kleine in der Hand hatte . . . hier ist dieses Taschentuch . . . ist es wirklich das Ihrige?"

„O, gewiß, gewiß, es ist es," ruft Marianne aus, die nach dem Zeichen des Taschentuches sieht.

Was Carolinen betrifft, so begnügt sich diese damit, ihr Kind wiederholt an's Herz zu drücken, und sie ruft dabei aus:

„Ich bedurfte keines weitern Beweises, es ist mein Sohn, mein Paul ... ich fühle es in dem Innersten meiner Seele. Dort regt sich eine Empfindung, die eine Mutter nie täuscht."

„Sie sind also endlich glücklich!“ sagt Daverny, Carolinen mit einem sanften Lächeln betrachtend, in welches indeß doch einige Wehmuth gemischt ist. „Alle meine Wünsche sind erfüllt . . . und ich kann Sie verlassen.“

„Mich verlassen!“ ruft Caroline, einen Blick innigster Liebe auf ihren Gatten werfend, aus; „ach, mein Herr, Sie wollen mich also auf's Neue unglücklich machen? . . . Sie haben mir also nicht vollständig verziehen?“

Statt aller Antwort ergreift Daverny die Hand seiner Frau, die er mit Küssen bedeckt, und sagt dann wieder, anscheinend mit großer Ruhe:

„Diesmal verlasse ich Sie nicht auf lange . . . Sie werden mich bald wiedersehen, und ich hoffe… daß wir uns dann nicht mehr trennen werden.“

Daverny drückt noch einmal seine Lippen auf Carolinens Hand und entfernt sich sofort rasch, als ob er gefürchtet hätte, sich der Empfindung hinzugeben, die ihn bewegte.

Caroline hat ihrem Manne nachgesehen; dann kehrt sie zu ihrem Sohne zurück, den sie nicht satt werden kann, zu bewundern und zu küssen, und den sie unaufhörlich fragt: „Nicht wahr, Du wirst mich recht lieben?“ Aber plötzlich fallen ihre Blicke auf Mariannen, und sie ist betroffen von dem Ausdruck der Angst und des Schreckens, der sich in den Zügen derselben malt.

„Was hast Du denn, Marianne?“ sagt Caroline. „Du scheinst meine Freude über das Wiederfinden meines Sohnes nicht zu theilen?“

„Madame,“ antwortet Marianne zögernd, „ich weiß nicht… Herr Daverny ist so schnell fortgegangen … und sie haben, ehe der Andere wegging . . . leise einige Worte gewechselt . . . ich fürchte . . .“

„O, mein Gott!“ ruft Caroline aus, „in meinem Ent-

zücken über das Wiederfinden meines Sohnes sah ich nicht, was um mich her vorging. Ich erinnere mich in der That jetzt, daß sie sich beleidigt und herausgefordert haben; ja, ja, Du hast Recht, Marianne: wegen eines Duells, um sich zu schlagen, hat mich mein Mann verlassen! . . . Um sich zu schlagen! . . . Ach, wie unglücklich würde ich sein ... wenn ich an seinem Tode schuld wäre . . . Und ist Der, gegen den er kämpft . . . nicht der Vater meines . . . ach! komm', Marianne, komm', laß uns meinem Manne nachgehen... ich will mich ihm zu Füßen werfen . . ihn beschwören, auf dieses Duell zu verzichten . . . er wird meinen Bitten nachgeben . . . ja, er wird mich nicht zu ewigen Gewissensbissen verdammen... ach, wenn wir nur noch zu rechter Zeit an Ort und Stelle kommen!"

Mit diesen Worten nimmt Caroline ihren Sohn bei der Hand und verläßt in Begleitung Mariannens ihr Haus, ohne zu wissen, nach welcher Richtung sie ihre Schritte lenken soll.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Schluß.

Von Carolinens Haus aus begibt sich Arthur auf den Marktplatz des Dorfes, wo er einen Reisegefährten zurückgelassen hat, denn er ist nicht allein nach Draveil gekommen; sein Freund Theophilus Minot hatte ihn begleitet und mehr als einmal unterwegs hatte ihn Arthur an die Angst erinnert, die er ausgestanden, als er ihn zum erstenmal auf einem Vicinalwege zu Herrn von Melleval geführt hatte.

Arthur hatte Minot mit dem Auftrag verlassen, ein gutes Frühstück in dem besten Gasthause des Ortes zu bestellen, da er sich schmeichelte, daß die Angelegenheit, die ihn nach Draveil

führte, bald beendigt sein werde; aber Arthurs Abwesenheit verzögerte sich: Minot hatte das Wirthshaus verlassen, ging ungeduldig auf dem Marktplatze auf und ab und schaute um sich her, ob er seinen Begleiter nicht kommen sehe.

„Da bin ich," beginnt Arthur, auf Theophilus zugehend. Du warst ungeduldig?"

„Das Frühstück wird kalt."

„Nun, so laß uns schnell hineingehen und uns zu Tische setzen, ich habe nur eine Stunde Zeit."

„Wie?"

„Komm' zum Frühstück."

Die Herren gehen in das Wirthshaus hinein und setzen sich zu Tische. Arthur bestellt sogleich Champagner; er schenkt sich hintereinander mehrere Gläser ein; aber seine heitere Stimmung kehrt nicht zurück; er bleibt träumerisch, nachdenklich. Minot bemerkt, während er es seinem Genossen nachzuthun sucht, die Zerstreutheit desselben und fragt deßhalb:

„Hast Du die Angelegenheit, wegen der Du hierher kamst, nicht nach Wunsch beendigt?"

„Warum?"

„Weil Du mißvergnügt scheinst."

„In der That ... der Zufall ... das Schicksal ... kurz Alles hat meine Hoffnung vereitelt. Ich kam hierher, um mit Madame Daverny zu sprechen, statt dessen traf ich ihren Mann, und in einer Stunde schlage ich mich mit demselben."

„Ah bah!"

„Wie ich Dir sage! Du mußt mein Sekundant sein, weil Du gerade da bist."

„Dein Sekundant? ... aber ich ..."

„Vorwärts, trink', damit Du in Zug kommst! Du weißt wohl, daß Du, wenn Du Etwas im Kopfe hast, böse und händelsüchtig bist ... Deine Gesundheit?"

„Aber weßhalb dieses Duell? ... Weiß denn Daverny, daß seine Frau ihn Deinetwillen hintergangen hat?“

„Meinetwillen hintergangen? ... Nie! . . . Aber es ist möglich, daß er es glaubt . . . und ich will ihn nicht enttäuschen. Das erinnert mich gerade daran, daß ich einen Brief von seiner Frau in meiner Tasche habe ... aus welchem er erfahren würde, daß diese sich seit ihrer Verheirathung keinen Vorwurf zu machen hat ... wenn ich allenfalls getödtet würde, könnte man dieses Schreiben finden, und ich gönne Daverny diese Satisfaction nicht. Da nimm es, behalt' es; falls ich Sieger bin, gibst Du mir es zurück ... wenn nicht, so verbrenne es.“

Mit diesen Worten greift Arthur in seine Tasche, langt einen entsiegelten Brief heraus und gibt ihn Minot; dann steht er, sich vor die Stirne schlagend, heftig auf und ruft aus:

„Und an die Waffen habe ich gar nicht mehr gedacht! Ich muß Pistolen haben und bin gewöhnt, solche vorher zu probiren ... Ich will den Gastwirth fragen: er kennt sicher Jemand im Orte, der mir ein Paar Pistolen leihen kann . . . erwarte mich hier.“

Arthur hat das Zimmer verlassen. Minot ist bei Tische sitzen geblieben und ißt und trinkt fort; während dessen wirft er unwillkürlich einen Blick auf den Brief, den er neben seinen Teller gelegt hatte. Nach einer Weile betrachtet er die Adresse genauer und murmelt vor sich hin:

„Sonderbar ... ich kenne diese Handschrift . . . Alle Welt! sie ist sehr kenntlich, das sind ja Madame Passelacets Krähenfüße ... ich besitze mehrere an mich gerichtete Liebesepisteln von ihr. Es ist so, Arthur wird sich vergriffen haben; sehen wir nach der Unterschrift ... „,Debelle Passelacet;'“ kein Zweifel ... Was Teufels mag sie an Arthur zu schreiben haben? Der Tausend! ich bin neugierig, es zu erfahren.“

Damit entfaltet Minot den Brief vollends und liest wie folgt:

„‚Mein kleiner Arthur! Du liebst mich nicht mehr; ich sehe wohl ein, daß ich ein Werkzeug für Dich bin; ich habe allmählig recht satt an Deinem Dummkopf Theophilus Minot! Du siehst's gern, wenn ich mich mit ihm abgebe, weil Du Dich während dessen mit seiner Frau abgibst ... aber mich langweilt es, um so mehr, als dieses dicke Vieh ein Geizhals ist, der mir keinen Muff schenken will. Ich will aber einen und wenn Du mir nicht innerhalb acht Tagen einen anschaffst, so erfährt Dein dicker Freund, daß Du der Liebhaber seiner Frau bist. Du hast jetzt die Wahl zwischen einem Muff und meinem Haß; es thut's auch einer von nachgemachtem Fuchspelz, und ein solcher kostet nur sechzig Franken. Deine Dich stets liebende Debelle.'"

Beim Durchlesen dieser Zeilen ist Minot blaß geworden, und sein ganzer Körper zittert; er hat schon lange aufgehört zu lesen, aber seine Augen starren noch immer den Brief an, den er in seinen Händen hält. Nach einigen Augenblicken schenkt er sich ein großes Glas Champagner ein, dann ein zweites, dann ein drittes, und so oft er getrunken hat, heftet er seine Blicke wieder auf das eben gelesene Schreiben. Es steht nicht lange an, so hört er die Treppe heraufkommen; er macht eine krampfhafte Bewegung und zerknittert das Papier in seiner Hand.

Arthur tritt mit ein Paar Pistolen ein.

„Da bin ich," sagt Gervillier, die Pistolen auf den Tisch legend und sich niedersetzend: „ich habe gefunden, was ich brauche; sie gehören dem Wirth und sind gut: ich habe sie bereits probirt ... Wir haben noch fünf Minuten Zeit, wir wollen die letzte Flasche mit einander leeren ... Vorwärts, Kellner, schnell Champagner ... um meinem Sekundanten Muth zu machen."

Der Kellner trägt die verlangte Flasche auf. Arthur schenkt Minot ein und bemerkt jetzt erst die Blässe desselben.

„Nun, was ist Dir denn mit einem Male?" ruft Arthur aus; „Du siehst ja ganz bestürzt aus ... Greift es Dich so an,

daß Du Sekundant bei einem Duell sein mußt? Ei, mein Gott, lieber Freund ... dann dauerst Du mich wahrhaftig!"

„Nein, das nicht!" entgegnet Minot mit dumpfer Stimme; „aber sieh ... was Du mir da für einen Brief gegeben hast."

Arthur wirft einen Blick auf das offene Billet, welches ihm Theophilus hinhält, bricht dann in ein schallendes Gelächter aus und schreit:

„Wie ... ich habe mich vergriffen ... ich habe Dir Debelle's Liebesbriefchen gegeben! ... Ha, ha, das ist zu lustig ... man könnte glauben, es sei absichtlich geschehen ... das ist wirklich sehr heiter. Meiner Treu, was ist zu machen? ... Da Du den Inhalt gelesen, weißt Du, was Du davon zu halten hast."

„Ich weiß, daß Du ein Hundsfott bist!" entgegnet Minot, die Fäuste ballend.

„Ah, mein Freund Theophilus! fasse Dich! Du geräthst in Eifer ... nimm Dich in Acht! solche Gemüthsbewegungen sind schädlich ... der Champagner thut seine Wirkung bei Dir!"

„Du höhnst mich noch!" schreit Minot, vom Tische auffahrend und sein Glas in der Hand haltend; „nimm Du Dich selbst in Acht ... ich bin nicht aufgelegt, mich beleidigen zu lassen."

„Trink' doch, Minot, leere Dein Glas vollends ... das wird Dich ganz tapfer machen."

„Hier, zum Beweis, daß ich genug getrunken habe!"

Mit diesen Worten schüttet Minot den Inhalt seines Glases Arthur in's Gesicht; dieser wird wüthend, stürzt auf die Pistolen und schreit:

„Wenn Du kein Feigling wärest!"

„Ich will Dir das Gegentheil beweisen!" entgegnet Minot, nach der Thüre eilend; „komm, laß uns hinausgehen."

„Nachher, wenn ich mich mit Daverny geschossen habe, stehe ich zu Diensten."

„Nein, nein, sogleich!... ich will mich augenblicklich schießen!“

„Ach, in der That? Du befürchtest, Dein Muth möchte verdunsten. Nun wohl... komm'!... Zuerst Du, dann der Andere.“

Minot ist bereits im Freien, Arthur folgt ihm. Sie gehen schnellen Schrittes dem Wege zu, der nach dem Walde führt. An einem entlegenen, von den Wohnungen entfernten Orte angelangt, steht Minot still und sagt:

„Es ist nicht der Mühe werth, weiter zu gehen.“

„Gut,“ sagt Arthur, ihm die Pistolen präsentirend, „nimm eine und tritt zehn Schritte zurück... ich erlaube Dir überdies, zuerst zu schießen, denn ich weiß, daß Du kein Meister bist.“

Theophilus nimmt eine der Pistolen, ladet sie, tritt lebhaft zurück und drückt, ohne lange zu zielen, seinen Schuß auf Arthur ab; dieser fällt, nachdem er einen Augenblick geschwankt hat... die Kugel war ihm in die Brust gegangen... Bei einem Duell sind die ungeschicktesten Leute die gefährlichsten.

Theophilus ist unbeweglich stehen geblieben. Er ist ganz bestürzt; der Schrecken über den Fall seines Gegners hat ihn nüchtern gemacht. In diesem Augenblicke nähert sich Daverny; ihm folgen gleich einige Landleute, welche der Knall des Schusses herbeigelockt hat.

Daverny eilt zu Arthur hin, welcher die Augen aufschlägt, ihm die Hand reicht und mit schwacher Stimme murmelt:

„Jede Hülfeleistung ist überflüssig... ich sterbe von Theophilus' Hand. Bitten Sie Carolinen, mir zu verzeihen und nehmen Sie meinen Sohn an Kindesstatt an... Lesen Sie diesen Brief von Ihrer Frau, Sie werden daraus ersehen, daß sich dieselbe seit ihrer Verheirathung nie gegen ihre Pflichten verfehlt hat.“

Beim Schlusse dieser Worte ist es Arthur gelungen, Carolinens Brief aus seiner Tasche herauszulangen, und er überreicht ihn Daverny; aber diese letzte Anstrengung hat seine Kräfte erschöpft und er schließt seine Augen, um sie nie mehr zu öffnen.

Während die Landleute Arthur in's Wirthshaus zurücktragen, ist Minot eilends nach Paris zurückgereist. Dort geht er in sein Haus, trifft seine Frau, zeigt ihr Debelle's Billet und will ihr die Haare herausreißen; aber Madame Troussard läuft auf das Geschrei ihrer Tochter herbei, bedohrfeigt ihren Schwiegersohn, wirft ihn zur Thüre hinaus und sagt: ihm geschehe nur, was er verdiene. Minot entfernt sich verzweifelnd, eilt auf das Diligencen-Büreau von Laffitte und Caillard, reist ab, ohne zu wissen wohin, kommt in Toulouse an, hält sich acht Tage daselbst auf, langweilt sich, kehrt wieder nach Paris zurück, geht in seine Wohnung, bittet seine Frau um Verzeihung, daß er ihr habe die Haare ausraufen wollen und wird ein vortrefflicher Ehemann.

Kehren wir zu Daverny zurück. Als dieser das Wirthshaus verläßt, wohin man Arthur getragen hat, sah er zwei Frauenzimmer und ein Kind über das Feld herbeieilen; er hat sie erkannt und geht ihnen schnellen Schrittes entgegen, damit sie den traurigen Anblick nicht haben sollen.

Caroline stößt beim Anblick ihres Gatten einen Freudenschrei aus; sie nimmt ihn am Arme und sagt:

„Ach, Sie haben sich nicht geschlagen ... und Sie schlagen sich auch nicht ... versprechen Sie es mir?“

„Ich habe keine Rache mehr auszuüben,“ entgegnet Daverny mit zu Boden gesenkten Blicken, „ein Anderer hat es auf sich genommen, Den zu bestrafen, der Ihnen so viel Leid zugefügt hat.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Daß Arthur todt ist ... er ist im Duell durch Theresens Gatten gefallen.“

„O, mein Gott! der Unglückliche!“

Und Caroline birgt ihr Gesicht in ihren Händen, zieht dann ihren Sohn in ihre Arme und bedeckt ihn mit Thränen und Küssen.

„Liebe Caroline,“ sagt Daverny, sanft die Hand seiner Frau drückend, „das Vergangene sei von jetzt an nur noch wie

ein Traum für Dich . . . ich will Vaterstelle bei Deinem Sohne vertreten und Dich lieben wie am ersten Tage unserer Verbindung . . . Dieser Brief, den Du an Arthur geschrieben hast, beweist mir, daß Du seit unserer Verheirathung nie strafbar warest; ich hätte zwar diesen Beweis nicht gebraucht, um Dich immer zu lieben, aber er sei Dir Bürge, daß nie ein Vorwurf über meine Lippen kommen wird."

„Und Du wirst das arme Kind auch lieben?" sagt Caroline, ihren Sohn in Daverny's Arme führend.

„Ich schwöre es Dir, ich werde ihm meine ganze Zeit widmen; wir wollen ihn sorgfältig erziehen, um die verlorene Zeit wieder einzubringen."

„Ja," versetzt die gute Marianne, „aber wir wollen uns hüten, einen charmanten jungen Mann aus ihm zu machen."

Inhalt.

Seite